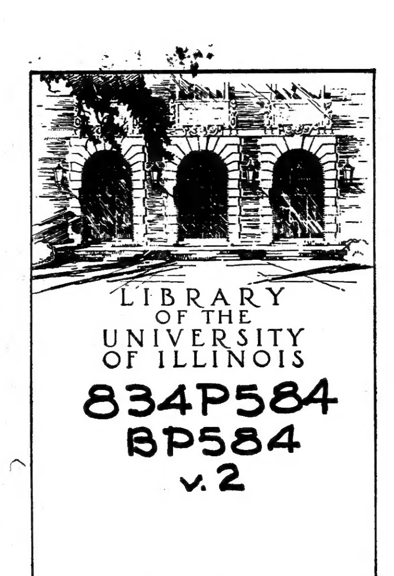
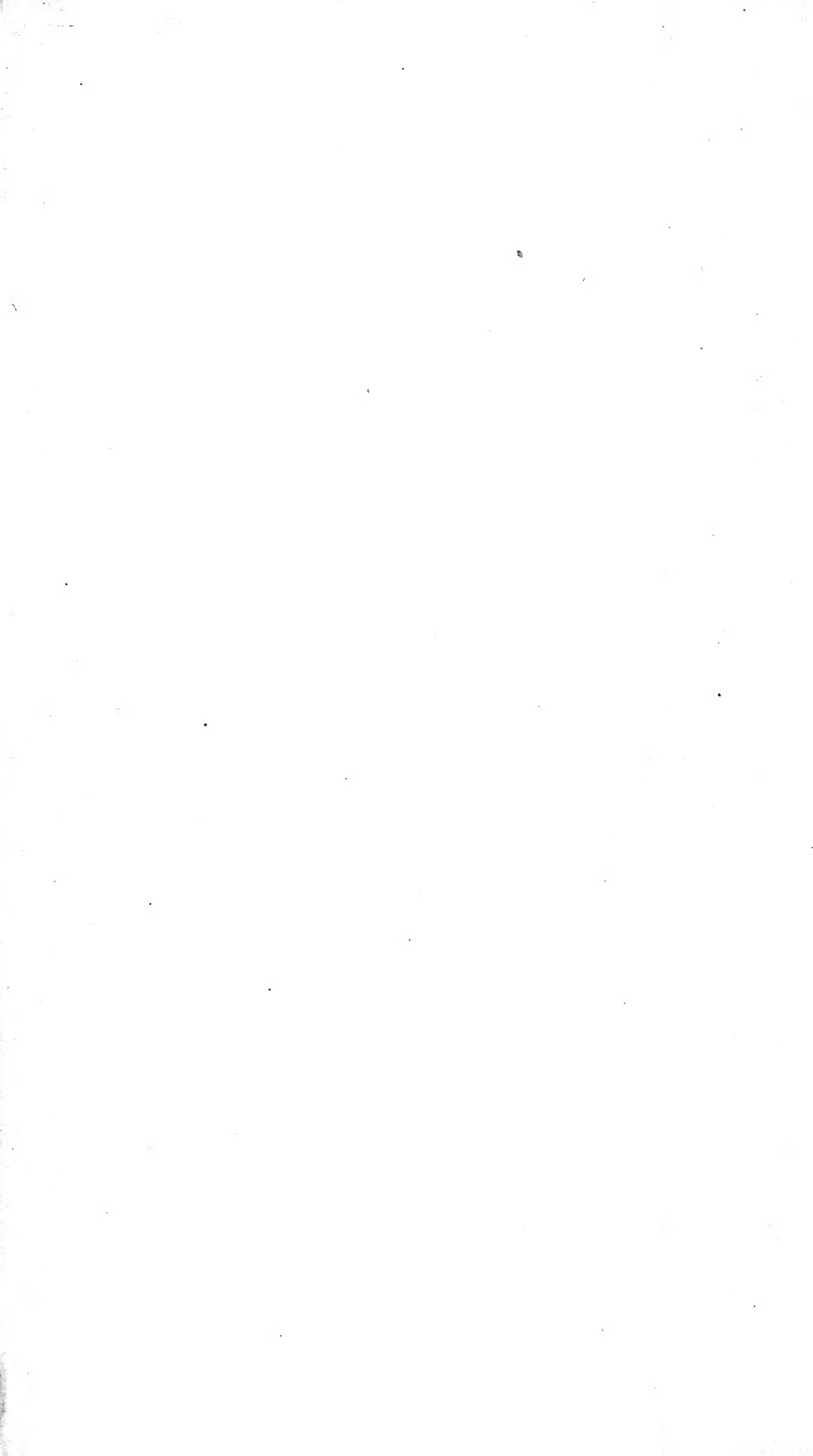
VOLUME

2


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834P584
BP584
v. 2



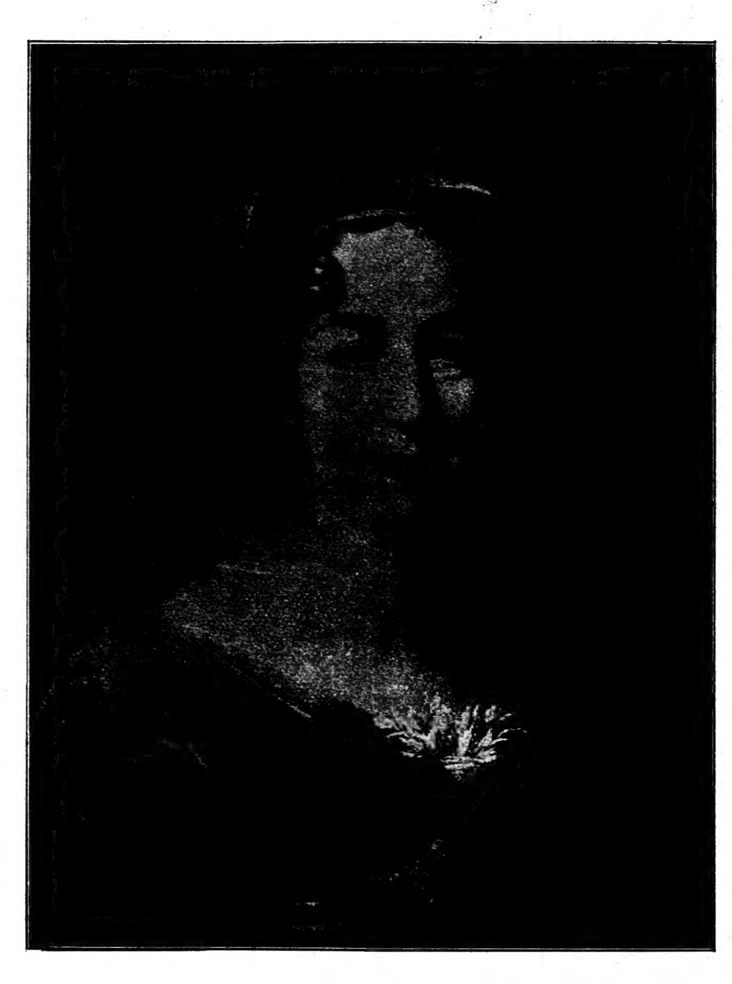
DENKWÜRDIGKEITEN AUS ALTÖSTERREICH VI

(UNTER DER LEITUNG VON GUSTAV GUGITZ)

CAROLINE PICHLER, GEB. v. GREINER

DENKWÜRDIGKEITEN II





Karoline Pichler

Ölgemälde von C. Sales (1818) — Städtisches Museum, Wien

CAROLINE PICHLER
GEBORNE VON GREINER

DENKWÜRDIGKEITEN AUS MEINEM LEBEN

MIT
EINER EIN-
LEITUNG UND ZAHLREICHEN
ANMERKUNGEN NACH DEM ERSTDRUCK UND
DER URSCHRIFT NEU
HERAUSGEGEBEN
VON

EMIL KARL BLÜMML

ZWEITER BAND

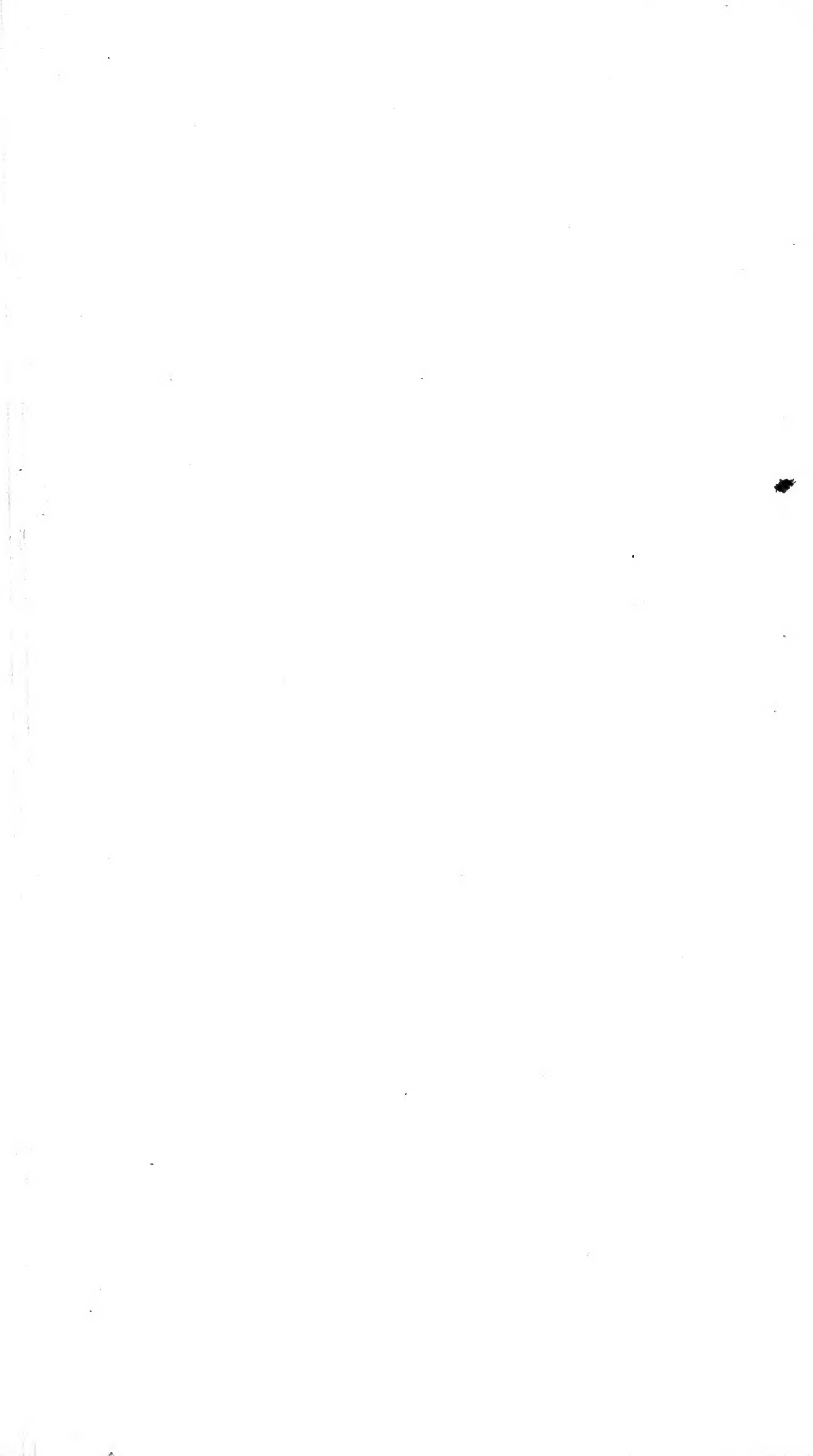
MIT SIEBENUNDDREISSIG BILDBEIGABEN
ZUM TEIL NACH UNVERÖFFENTLICHTEN
ORIGINALEN

1·9·1·4

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

DRITTES BUCH

1814—1822



Neben diesen großen Ereignissen von weltgeschichtlicher Wichtigkeit gingen denn auch die kleinen Angelegenheiten der einzelnen ihren stillen Gang fort und wirkten, von den großen bedingt und geleitet, auch auf die einzelnen verschiedentlich ein. Und so verdenke man es mir nicht, wenn ich unmittelbar nach jenen merkwürdigen Auftritten meiner selbst und meines Stückes, Heinrich von Hohenstaufen [1]), das auf eine gewisse Weise nahe damit zusammenhing, erwähne.

Ich hatte es während jener Zeit banger Erwartung vollendet. Es wurde der Theaterdirektion überreicht, und die Rollen, sowie ich gebeten, ausgeteilt. Nur bei Rudolf von Habsburg, der als Page Friedrichs II. in demselben erscheint, mußte ich mit einiger Festigkeit darauf bestehen, daß Herr Wothe [2]), damals ein junger, hoffnungsvoller Schauspieler, diese Rolle spielen solle, und nicht ein Frauenzimmer, wie manche meinten. Ich hätte es höchst unschicklich gefunden, den glorreichen Ahnherrn des Hauses Habsburg durch ein Weib vorstellen zu lassen und Wothe, dessen Gestalt sich sehr wohl zu einem ritterlichen Edelknaben schickte, rechtfertigte durch sein Spiel meine Ansicht. Das Stück wurde einstudiert, wann es aber gegeben werden würde, war ungewiß.

Jetzt kam die Nachricht von dem Siege bei Leipzig, und nun sollte meinem Stücke und mir selbst eine große und wirklich unverdiente Ehre widerfahren. Wenige Tage nach Graf Neippergs [3]) Ankunft sollte dieser „Heinrich von Hohenstaufen“ als Benefizevorstellung

für die in der Leipziger Schlacht Verwundeten mit großer Feierlichkeit und „Beleuchtung des äußern Schauplatzes" vorgestellt werden. Die Direktion ließ mich ersuchen, einen Prolog zu dichten, der die Absicht des Festes erkläre[4]), und Herr Roose[5]) (Manfred in dem Trauerspiel) schlug mir vor, ihn durch Frau von Weissenthurn sprechen zu lassen. Es gab Leute, die nachher meinten, diesen Prolog hätte ein Mann mit mehr Schicklichkeit bei solcher Gelegenheit vorgetragen als eine Frau. Das ist möglich, aber ich hätte Frau von Weissenthurn durch eine solche Weigerung vielleicht beleidigen können, und das hätte ich durchaus nicht gewollt, da diese Frau in freundschaftlichen Verhältnissen zu uns allen stand und wegen vieler ausgezeichneten Eigenschaften Achtung verdient.

Die Direktion hatte mir eine Loge geschickt; da ich es aber, bei dem stets ungewissen Schicksal einer ersten Aufführung geratener fand, mich verborgen zu halten, so nahm ich dankbar den Antrag des Fürsten von Odescalchi[6]) an, der durch meinen Schwager Franz von Kurländer mir ein freundlicher Gönner geworden war, mich in der Loge desselben wenigstens während der ersten Akte aufzuhalten, wo man mich nicht vermuten, und weil ich im Fond saß, auch nicht sehen konnte. Die Versammlung war zahlreich und glänzend, der gesamte Hof erschien in den kaiserlichen Logen, und wurde mit allgemeinem Klatschen empfangen, als man ihn zum erstenmal nach jenem denkwürdigen Siege erblickte. Nun rollte der Vorhang auf — das Bild unsers geliebten väterlichen Monarchen stand vor den Augen der Menge, die Schauspieler reiheten sich zu beiden Seiten, die Volkshymne wurde angestimmt, und ein Sturm des Jubels brach los. O, ich werde dieses

und noch manches andern wichtigen Momentes, den jene unvergeßliche Zeit von 1805 bis 1815 unter Leiden und Hoffen, Verzagen und mächtigem Erheben uns brachte — nicht vergessen!

Als der Gesang unter der Teilnahme des ganzen Publikums geendet war, trat Frau von Weissenthurn hervor und sprach den ganz kurzen Prolog, der aber natürlicherweise durch die Hindeutung auf den edlen Zweck der heutigen Vorstellung, die Pflicht der Dankbarkeit gegen jene, die unsere Freiheit und unsern Ruhm mit ihrem Blut bezahlt hatten, große Sensation machte. Nun begann das Stück — und es hätte viel schlechter sein dürfen, als es war — denn ungeachtet seiner Mängel, die ich später sehr wohl erkannte, halte ich es nicht für schlecht — um an einem solchen Tage eines glänzenden Erfolges nicht zu verfehlen. Gespielt wurde es auch im ganzen trefflich, und bei dem erhöhten Gefühl des Publikums wurde jede Stelle, die sich — und auch oft ohne meine Absicht — auf die Lage Deutschlands und seine Stellung gegen den gewaltigen Eroberer deuten ließ, mit lautem Beifall aufgenommen; und diese Stimmung erhielt sich bis zu Ende. Von besonderem Effekt war die Erzählung des Traumes[7]), die Herr Koberwein[8]) (Friedrich II.) vortrefflich gab, und Rudolfs (Wothes) Eintreten, das diese Erzählung hervorruft. Ebenso wurde die Szene zwischen Vater und Sohn[9]) (Koberwein und Korn)[10]) und die zwischen diesem (Heinrich von Hohenstaufen) und seiner Gattin[11]), Margarete von Österreich (Dem. Adamberger[12]), jetzt Frau Arneth), mit Beifall aufgenommen.

Am Schlusse des Stückes wurde heftig applaudiert und die Dichterin gerufen, die aber wohlweislich sich im Hintergrund der Loge verborgen hielt. Es gab Per-

sonen, welche meinten, ich hätte mich in der Direktionsloge, bei Fürst Lobkowitz[13]), der mir sehr wohl wollte, zeigen sollen, aber ich hätte das unerträglich anmaßend gefunden. Überhaupt war es mir — und ich glaube, ich habe dies schon in diesen Blättern erwähnt — nicht möglich, mich so wie andre Dichter mit ihren Werken zu identifizieren und von den Schicksalen derselben, guten oder widrigen, so lebhaft ergriffen zu werden. Mit großer Lust und Liebe entwarf ich meine Pläne, arbeitete fleißig und mit wahrer Seelenfreude daran; waren sie aber einmal vollendet, so waren sie auch gleichsam aus mir herausgeworfen und mir fremd geworden. Ihr Gelingen freute mich, besonders weil es mir sehr oft Teilnahme, Dank und warmes Wohlwollen von Unbekannten oder in weiter Ferne ein freundschaftliches Band erwarb; gefiel eins oder das andere nicht, so kränkte es mich durchaus nicht, und erregte mir höchstens jene unangenehme Empfindung, die man etwa hat, wenn man in einer großen Gesellschaft mit einer nicht ganz passenden Toilette erscheint.

Bei dieser Gesinnung freute mich daher der allgemeine Beifallssturm; aber ich war mir wohl bewußt — was mir hauptsächlich durch die Aufführung klar geworden war[14]), denn ich hatte den Proben nie beigewohnt — daß das Stück in dramatischer Hinsicht viele Fehler hatte, und daß es hauptsächlich der Gelegenheit, bei welcher, und den Umständen, der Stimmung des ganzen Publikums, unter welchen es aufgeführt wurde, zuzuschreiben war, daß ein an sich mittelmäßiges Produkt so vielen Applaus erhielt.

Am andern Morgen kamen viele meiner Bekannten und Freunde, mir Glück zu wünschen, die Rezensionen ließen sich günstig vernehmen[15]); doch sprachen einige

deutlich die Ansicht, welcher ich schon früher erwähnte, aus, daß es nämlich ein Gelegenheitsstück, eigens für diesen Tag verfertigt, sei. Nur, hätten diese Rezensenten recht gehabt, mußte es dann auf jeden Fall schon früher in Hoffnung des Erfolgs geschrieben sein, weil es doch kaum ins Reich der Möglichkeiten gehört, daß ein fünfaktiges Stück in vier Tagen gemacht und einstudiert werde.

Im Gange der Weltbegebenheiten folgte nun Fortschritt auf Fortschritt, Sieg auf Sieg. Bayern, Württemberg und andre Rheinbündner fielen von Napoleon ab, wie das Glück von ihm abgefallen war. Man sagte freilich, sie hätten es nicht wagen können, früher mit ihrer deutschen Gesinnung hervorzutreten. Meines Bedünkens nach war aber dieses Verfahren nicht edel, nicht loyal und der unglückliche König von Sachsen [16]), der treu bei seinem französischen Alliierten oder eigentlich indirektem Souverain aushielt, schien mir achtungswerter gehandelt zu haben. Fürst Wrede, der lange an unsern Grenzen mit einer bayerischen Armee gestanden hatte, und dem eine österreichische hatte entgegengestellt werden müssen, um ihn in Schach zu halten, brach nun mit seinen Truppen auf, um das französische Heer, das von Leipzig zurück gegen den Rhein eilte, seinerseits zu verfolgen und die Schlacht bei Hanau wurde geschlagen, von welcher abermals die Siegesnachricht mit großer Freude in Wien empfangen wurde [17]). — „Die Lese war, nach Schenkendorfs Gesang, am Rhein gehalten worden [18])“. Die verbündeten Armeen rückten in Frankreich ein, und die Schmach, welche wir Deutsche dadurch erfahren, daß die Gallier unsere innersten Provinzen betraten, ward nun glorreich wett gemacht.

Hier in Wien war alles freudig und in begeisterter Stimmung. Man dachte daran, die frohen Ergebnisse auf alle Weise zu feiern, und mir wurde der Antrag gemacht, eine Kantate: „das befreite Deutschland“ zu dichten, welche Spohr in Musik setzen sollte, was er, nachdem ich meine Aufgabe nach besten Kräften zu lösen gesucht hatte, auch wirklich mit großem Beifall ausführte [19]). Schon früher hatte ich meine Trauer über Th. Körners Verlust, der einer für ganz Deutschland war, und meine Anerkennung seines Verdienstes in einem kleinen Gedichte ausgesprochen, das ich durch Baron Merian den unglücklichen, mir so werten Eltern des Verstorbenen geschickt hatte [20]). In diesem „befreiten Deutschland“ fand ich es nun der billigen Anerkennung von Theodors Verdienst ums Vaterland, für dessen Freiheit er einer der ersten das Schwert gezogen, und der Befriedigung meines eignen Gefühls entsprechend, wenn ich seiner auch gedachte. Und so legte ich einer Person der Kantate, dem Mädchen, welches den Tod ihres in der Schlacht gefallenen Liebhabers beklagt, folgendes Akrostichon in den Mund:

K—eine Freude kenn' ich mehr,
Ö—d' ist alles um mich her,
R—eizlos, was ich sonst geliebet habe usw.

Es war mir eine wehmütige Freude, in den Worten, welche der Jüngling selbst im ersten Teil der Kantate spricht, und in der Klage des Mädchens um ihn den edlen Gefallenen mit inniger Achtung zu feiern.

Überhaupt war mein Gefühl und meine Phantasie damals sehr angeregt, und ich dichtete viel. Ich erinnere mich der Veranlassung nicht mehr, welche mich bestimmte, aus dem schönen und damals viel gelesenen Roman der Mad. Cottin „Mathilde ou les Croisades“ [21])



Ignaz Franz Edler von Mosel

Lithographie von Josef Kriehuber (1839) — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



eine Oper zu dichten[22]. Ich ließ sie zierlich abschreiben und dem Erzherzog Rudolf[23], der sich mir stets als teilnehmender Gönner gezeigt hatte, überreichen. Beethoven sah und las sie bei dem Prinzen. Eine stolze Hoffnung fing an, sich in mir zu regen: wenn dieser Genius sich entschlösse, meine Oper zu komponieren! Aber es blieb bei der Hoffnung; doch erfuhr ich viele Jahre später durch den unvergeßlichen C. M. Weber, daß sie zweimal in Deutschland in Musik war gesetzt worden. Leider bekam ich nichts davon zu sehen oder eigentlich zu hören[24].

Hofrat von Mosel[25] wünschte ebenfalls einen Operntext von mir, und zwar über das Sujet: Rudolf von Habsburg. Nun ist es schon lange mit ästhetischen Gründen dargetan worden, daß dieser Gegenstand sich viel mehr zu epischer als dramatischer Behandlung eigne, daß Rudolfs Charakter und Handlungsweise zu ruhig, zu klug, zu weise gewesen war, um jene rasche Bewegung und leidenschaftliche Entwicklung zu gestatten, welche eigentlich das Leben im Drama charakterisiert. Es hat sich auch gezeigt in einem Stücke von einem gewissen Meinrath[26] oder wie jener angenommene Name hieß, welches an der Wien um jene Zeit aufgeführt wurde, und worin der damals sehr beliebte Schauspieler Grüner[27] den Rudolf spielte, und selbst in Grillparzers mit so vielen Schönheiten ausgestattetem Trauerspiel: Ottokars Glück und Ende, daß Rudolf in diesem Konflikte mit dem leidenschaftlichen, kühnen, durchgreifenden Böhmenkönig nur als zweiter Held des Dramas gelten könne. Auch hatte ihn unser edler Collin auf diese Art zu bearbeiten angefangen, und ein anderer vielgeschätzter vaterländischer Dichter L. Pyrker hat das Epos wirklich ge-

dichtet[28]). Indessen Hofrat von Mosel wünschte es, und der Sukzeß einer Oper hängt ja immer vielmehr von der Musik als dem Texte ab. — Ich übernahm es also, tat mein Möglichstes, richtete mich (was jeder Dichter, der Ähnliches unternommen, für eine mißliche Aufgabe erkennen wird) nach den Fähigkeiten oder Wünschen der Sänger, welche damals zur Aufführung vorhanden waren, schaltete hier eine Arie, dort ein Duett nach Begehren ein, und — sei es nun, daß Moseln die Arbeit mißfiel, oder was für andere Hindernisse dazwischen traten — genug, nachdem ich mich ziemlich mit dieser Oper geplagt hatte, ward sie mir unter einem höflichen Vorwande, den ich vergessen habe — zurückgegeben.

* * *

Über diesen poetischen Arbeiten war der Winter größtenteils hingegangen. Die Art dieser Beschäftigung, vielleicht auch die vielen Anregungen des Gefühls und des Geistes, die jene Zeitepoche für jedermann mit sich brachte, die aber natürlicherweise noch stärker auf eine lebhafte Phantasie wirkten, mochten mein Nervensystem, das stets reizbar war, zu sehr aufgeregt haben. Es fanden sich Migräne und Krämpfe, an welchen ich sonst nur selten gelitten, nun sehr oft ein. Dessen ungeachtet fuhr ich fleißig in meinen Arbeiten fort und überzeugte mich aus eigener Erfahrung, wieviel Fertigkeit und Leichtigkeit eine anhaltende Übung nicht bloß in mechanischen, sondern auch in geistigen Arbeiten gibt. Das Schreiben in gebundener Rede, ja in Reimen ward mir so geläufig, daß ich bei prosaischen Aufsätzen, Briefen usw. mich völlig vor Jamben und Reimen in acht nehmen mußte, welche

sich mir unwillkürlich darboten. Die Ursache dieser Erscheinung und anderer ihr ähnlicher, worin eine Verrichtung unsers geistigen Vermögens wie nach einer mechanischen Regel geschehend sich darstellt, wird von jenen, welche dem Materialismus huldigen, und in jeder Prozedur unserer Seele nur mechanische oder dynamische Kräfte und Bewegungen zu sehen meinen, vielleicht in ebensolchen Bewegungen gesucht werden. Ich, wenn ich, wie oft geschah, darüber nachdachte, sah in dieser Erscheinung nichts als eine Bestätigung der alten Erfahrung, daß die Vorsicht uns Sterblichen gar hilfreiche Gefährten in der Gewohnheit und Übung auf dem Wege des oft mühsamen Erdenwallens beigegeben hat, die uns treulich begleiten, das anfangs Beschwerliche allmählich erträglich, dann leicht und endlich so homogen machen, daß wir dessen Abgang zuletzt empfindlich vermerken.

Die Schlachten von La Ferté, von Troyes[29]) usw. waren vorüber; die verbündeten Heere rückten auf die Hauptstadt Frankreichs los; und am 31. März langte Graf Friedrich von Fürstenberg, der Schwager des Feldmarschalls Schwarzenberg, mit der Nachricht von der Eroberung von Paris an. Auch diese Botschaft erregte großen Jubel[30]); und jeder Wiener fühlte sich durch den Gedanken befriedigt, daß nun die Franzosen auch erfahren mußten, was sie uns zweimal, und den Berlinern einmal zu fühlen gegeben hatten, an welches Gefühl sich unmittelbar die Aussicht auf einen wahren Frieden und endliche Ruhe knüpfte. Doch ward meine unbefangene Freude an diesem Ereignisse einigermaßen durch die Betrachtung gestört, daß nicht Napoleon, nun in seine gehörigen Schranken, das ehemalige Frankreich, zurückgewiesen, dies Reich, das er

aus den Wirren der Anarchie mit Energie und Klugheit gerissen hatte, künftig regieren sollte, wie es viele gemeint, sondern daß man ihn zwingen würde zu abdizieren, daß die Bourbons zurückkehren und Monsieur mit dem Namen Louis dix-huit auf den Thron gesetzt werden würde. Diese Bourbons, von denen sich vor, während und nach der Revolution so manche ungünstige Meinungen in ganz Europa verbreitet hatten und von deren sehr vorgerückten Jahren sich wenigstens die Kraft und der Geist nicht erwarten ließen, welche nötig schienen, um ein so durch und durch aufgeregtes und bis in seine untersten Hefen aufgerütteltes Volk zu regieren!

Es zeigte sich bald nachher, daß es nicht ganz so ging, wie viele gleich mir gefürchtet hatten, wenn jene Menschen, die, wie das Sprichwort lautete, „nichts gelernt und nichts vergessen hatten", über eine Nation herrschen sollten, in der vom Kleinsten bis zum Größten seit 30 Jahren alles ganz anders geworden war, als es je gewesen. Ludwig XVIII. regierte mit vieler Klugheit, Sanftmut und der nötigen Kraft. Leider war er ein Greis, als er den Thron seiner Väter bestieg, und sein Nachfolger verkannte seine Stellung, sein Volk und den Zeitgeist. Doch das gehört nicht ins Jahr 1814, es steht auch nur darum da, um die Befürchtungen derjenigen zu entschuldigen, und auch wohl zu rechtfertigen, welche sich von dieser wiedergekehrten Dynastie kein dauerndes Heil für Frankreich versprachen. Übrigens möchten sich wohl auch jene getäuscht haben, welche es für möglich hielten, daß Napoleon aus dem ungeheuern Wirkungskreis, den sein Heldengenie ihm geschaffen, zurückgedrängt in engere Schranken, obwohl noch stets in einer beneidenswerten Stellung, als

Herrscher von Frankreich, sich mit dem innerlichen Glücke seines Volkes beschäftigt und ferneren Eroberungsplänen entsagt haben würde. Dies, behaupteten viele, wäre nicht zu erwarten gestanden, und des Kaisers Feuergeist würde, sobald der Friede die geschlagenen Wunden geheilt hätte, wieder auf die alte, ihm von der Natur und seinem Genius gleichsam vorgezeichnete Bahn des Helden und Eroberers zurückgekehrt sein, die ihn einengenden Schranken durchbrochen und noch einmal die Welt mit Krieg, Jammer und Blut erfüllt haben.

Dies behaupteten viele; da es aber nicht möglich ist, daß ein Ding und folglich auch eine Weltlage zugleich sein und nicht sein könne, so bleibt das, was Napoleon getan oder nicht getan haben würde, wenn er Kaiser von Frankreich geblieben und die Bourbons nicht mehr auf den Thron gelangt wären, ein Problem, welches jeder nach seinen psychologischen, philosophischen und politischen Grundsätzen und Ansichten lösen kann, ohne daß man ihm sein Unrecht apodiktisch beweisen könnte. Das sind politische Träume, in die eine Frau sich am wenigsten einlassen soll. Ich breche daher hier ab und fahre in der Schilderung meiner individuellen häuslichen oder mich zunächst berührenden Ereignisse fort.

Baron Hormayr hatte mich ein paar Jahre früher mit einem unsrer vorzüglichsten Kavaliere, dem Grafen Franz von Szecheny[31]) bekannt gemacht, dessen schon erwähnt worden. Diesem vaterländisch gesinnten Manne verdankt Ungarn die Stiftung der Nationalbibliothek und des Museums. Er war mit der alten sowohl als der neuen Literatur vertraut, und sein Haus ein Sammelplatz für gebildete und wohlgesinnte Menschen. Er lebte mit seiner, ebenfalls sehr geistreichen

Frau[32]), im Kreise seiner zahlreichen Familie, zweier verheirateten Töchter und dreier Söhne, von denen zwei ebenfalls Frauen und Kinder hatten[33]). In diesem Hause, in welchem der Geist, der diese Familie belebte, patriarchalische Sitte und Einfachheit mit dem Glanz und der Würde, der ihrer äußern Stellung in der Welt ziemte, auf eine Weise zu vereinigen wußte, die jeden, der es betrat, mit Ruhe und Wohlbehagen erfüllte — in diesem würdigen und mir unvergeßlichem Hause hatte ich viele angenehme Stunden zugebracht. Jetzt als der Frühling herannahte, lud mich Graf Szecheny sehr gütig ein, ein paar Wochen auf seinem, nur eine Stunde von Ödenburg gelegenen Gute „Zinkendorf" bei ihm und seiner Familie zuzubringen. Ich und meine Tochter, die mich begleiten sollte, damals ein blühendes Mädchen von etwa 15—16 Jahren, freuten uns sehr auf diese kleine Reise. Pichler konnte seiner Geschäfte wegen Wien nicht verlassen, und so blieb er mit meiner Mutter, der ich für diese wenigen Tage ein Fräulein aus unserer Bekanntschaft zur Gesellschafterin gesucht und gefunden hatte, zurück, als wir endlich gegen Ende des Mais an einem schönen Morgen über Laxenburg, Windpassing und neben Eisenstadt hin das erstemal nach dem benachbarten Ungarn reisten. Der Graf hatte es so veranstaltet, daß wir mittelst eines Relais schon zu Mittag in Ödenburg in seinem schönen Hause eintrafen. Dort zeigte er uns seine Bibliothek, seine Sammlungen, das ganze höchst zweckmäßig und edel eingerichtete Haus. Nach Tische fuhren wir nach dem, nur eine kleine Stunde entfernten Zinkendorf. Die nächste Gegend um das kleine Städtchen Ödenburg ist freundlich, lachende Hügel mit Weinreben besetzt umgeben es, gegen Zinkendorf zu

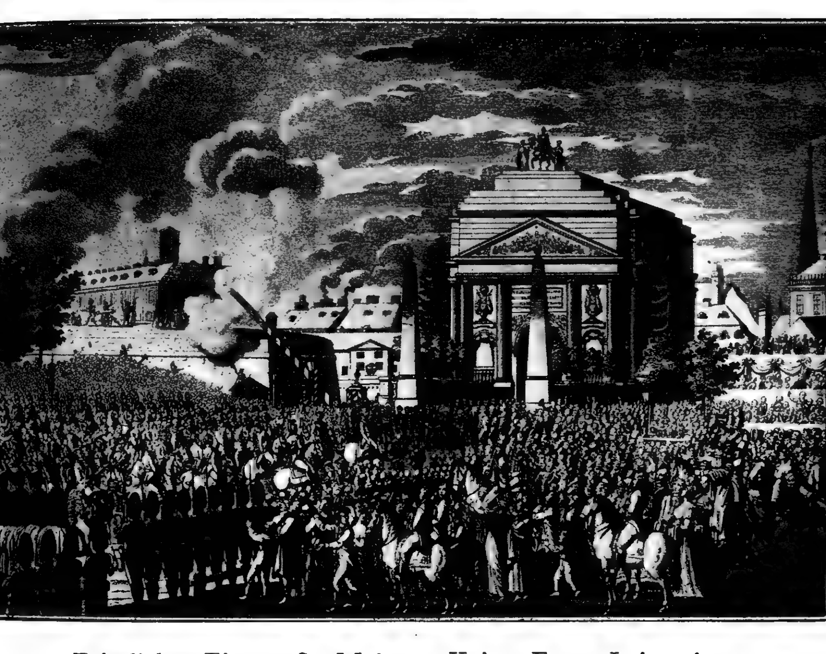
wird die Gegend flacher. Mitten in schön gepflanzten Gärten liegt das Schloß, und wie wir durch die Avenue hinfuhren, ertönte aus allen Gebüschen der Gesang zahlloser Nachtigallen, die der Graf in dieser Zeit ihrer Liebe und ihres Gesanges mit besonderer Sorgfalt hegen und pflegen ließ; sowie er stets für den Ankauf neuer und die Erhaltung der schon vorhandenen Vögel bemüht war. Wenn die Brutzeit begann, wurden im Schloß und rings um dasselbe alle Katzen eingefangen und indessen nach Ödenburg in des Grafen Haus gebracht, wo sie wohlgefüttert und gehalten, und wenn die Brutzeit vorüber war, wieder nach Zinkendorf geführt wurden. Wirklich war auch den ganzen Tag ein unaufhörliches Konzert in den Gebüschen, welche das Schloß umgaben, und die ganze Sommernacht durch wirbelte, seufzte und schlug es in denselben seinen tief-aufflötenden Laut und bezauberte Ohr und Herz der Bewohner.

Die Familie des Grafen brachte den Sommer in diesem lieblichen Aufenthalte zu, und die verheirateten Kinder besuchten hier zuweilen die Eltern, wie denn die eine Tochter, Gräfin Batthiany[34]), sich für längere Zeit hier befand. Es war ein patriarchalisches, schönes, stilles und doch so genußreiches Leben, erhöht und erheitert durch die jüngstvergangenen glücklichen politischen Ereignisse und die Aussicht auf die nahe Wiederkehr des geliebten Landesvaters, der nach den verhängnisvollen Begebenheiten des glorreich beendigten Krieges nun mit den Segnungen des Friedens und der Ruhe nach so langen, so verderblichen Stürmen in die Mitte seiner Kinder zurückkehrte.

Unsere Lebensweise war still, aber mir sehr zusagend. Am Morgen frühstückte jedes in seinem Zimmer, dann

versammelte die tägliche h. Messe alle Bewohner des Schlosses in der Kapelle, worauf wieder jedermann an seine Geschäfte oder spazieren ging, bis die Eßglocke um 1 Uhr in den Speisesaal zu ebener Erde rief, der mit Gartengewächsen geziert war und, soviel ich mich erinnere, wohl im Winter eine Art Glashaus sein mochte. Nach Tische stiegen wir wieder hinauf in den Salon der Gräfin, wo bei ungünstigem Wetter die Zeit aufs angenehmste mit Musik oder Lesen verging, indem Gräfin Batthiany, meine Tochter oder wer sonst musikalisch war, sich am Piano unterhielt und die übrigen, mit Handarbeit beschäftigt, zuhörten; wenn es aber schön war, wurde ausgegangen oder in die Umgegend ausgefahren. Um halb 9 oder 9 Uhr rief abermals die Eßglocke in den Gartensaal, und nun ging der Zug der Gäste von einer Tür zur andern, um jeden in sein Schlafzimmer zu begleiten, und meistens kehrten die zuerst Hingeführten wieder mit um, die letztern zu konvoyieren, und es wurde noch lange geplaudert, gelacht, bis man endlich die Ruhe suchte und nun in die stillgewordenen Gemächer der Gesang von tausend Nachtigallen aus den Büschen des Gartens drang und die Müden in Schlaf lullte.

So waren einige Tage vergnügt hingegangen, als eines Morgens Besuch aus dem nahen Ödenburg kam. Es war die Familie des Barons (jetzt Grafen) von Zay[35]) — und ich verweile mit wehmütiger Lust bei diesem Punkte meines Lebens, der mit so weitreichenden als sanften, erfreulichen Wirkungen in meine künftigen Tage eingriff. Der Baron war ein heiterer, anspruchsloser Mann zwischen 40 und 50 Jahren; seine Frau eine schlanke, nur etwas zu hagere Gestalt, an der man trotz ihrer Kränklichkeit Spuren ehemaliger Schön-



Feierlicher Einzug Sr. Majestät Kaiser Franz I. in seine Residenzstadt Wien den 16. Juni 1814

Stich von J. Langer nach J. Schindler — Städtisches Museum, Wien



heit sah[36]). Sie begleiteten ihr einziger Sohn, damals ein Knabe von 14—15 Jahren, sein Mentor, Fräulein Therese von Artner[37]), mir schon früher zwar nicht persönlich, aber unter ihrem dichterischen Namen Theone aufs vorteilhafteste bekannt, und ihre jüngere Schwester Wilhelmine von Artner[38]). Alle diese Personen zeichneten sich durch eine echte Geistesbildung, welche diesen Namen nach meiner Ansicht nur dann verdient, wenn durch sie auch das Gemüt, der Charakter gebildet wird, und die einzelnen Kenntnisse, „in Saft und Blut verwandelt", nur ein schönes, untrennbares Ganzes ausmachen, sowie durch feinen Ton und jene wohlwollende Höflichkeit aus, die nicht bloß von guter Erziehung, sondern aus gutem Herzen und natürlicher Bescheidenheit kommt.

Mir ward sogleich wohl unter diesen Menschen. Lebhafte und bedeutende Gespräche knüpften sich zwischen den Fremden und mir an, wir fühlten uns einander nahe, obwohl wir uns an diesem Tage zum erstenmal sahen, und ein herzliches Freundschaftsband, das den ganzen Kreis umschloß und wovon einige noch innigere Empfindungen hegten, vereinte uns durch ein nun verflossenes Vierteljahrhundert und bewahrt auch den leider! Vielen, die seit dem schon aus dieser Zahl hinübergegangen sind, über den Gräbern ein lebhaftes, dankbares Andenken.

Eines nachmittags wurde eine Spazierfahrt ins Julien-tal bestimmt. Auf der weiten Fläche, die das Schloß rings umgab, konnte ich mir nicht vorstellen, wo denn dies Tal, das doch Berge oder mindestens Hügel voraussetzte, liegen sollte, wenn wir nicht vielleicht bis nach Ödenburg fahren würden. Aber es zeigte sich bald ganz anders. — Nicht sehr lange fuhren wir über die

Ebene hin, als sich plötzlich eine überraschende Ansicht darbot. Am Ende des Plateaus, wenn ich mich dieses Wortes bedienen darf, auf dem Zinkendorf liegt, senkt sich plötzlich der Grund. Schön begrünte und bebüschte Hügel ziehen sich rechter Hand an der Höhe hinab, ebensolche werden an der linken Seite sichtbar, und unten breitet sich auf einmal eine ungeheure Wasserfläche aus. Das war der Neusiedler See, den hier von der Seite, wo wir uns befanden, jene lieblich grünen Hügel umsäumten, die sich auf der linken Seite noch eine Strecke hin am Ufer zogen, während die rechte Seite flach auslief, und gegenüber der weite Wasserspiegel ohne erkennbare Ufer das Bild eines Meeres darbot. Mich überraschte und ergriff diese scheinbare Unendlichkeit und überhaupt das ganze, so unerwartete Landschaftsbild, und mit sehr regem Gefühl für diese Schönheiten und für den Umtausch lebendiger Gedanken und Empfindungen stieg ich mit der Gesellschaft, die nun allesamt die Wagen verlassen hatte, auf angenehmem Pfade durch dies Julienthal hinab, das der Graf zu einem kleinen englischen Garten hatte umschaffen und nach dem Namen seiner Frau nennen lassen. Auch ein hübscher Pavillon in Tempelform stand auf einer der Anhöhen und trug den Namen des Erzherzogs Palatin, der, wenn ich mich recht erinnere, dies Tal einst mit seiner Gegenwart beehrt hatte[39]). Die übrigen zerstreuten sich hier und dort in den Schattengängen, ich fand mich bald mit Theresen (Theonen) allein, zu welcher mich von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an ein innerer Hang gezogen und mich hier eine gleichgestimmte Seele hatte ahnen lassen. Therese war nicht mehr jung — nur um wenige Jahre jünger als ich — sie war nicht schön, eine kaum mittel-

große, etwas gedrungene Gestalt, mit feinen, aber höchst einfachen Manieren, bei der die talentvolle Dichterin ganz hinter der anspruchslosen häuslichen Frau verborgen, und nur dann sichtbar ward, wenn im vertrauten Gespräche die angeregte Seele jene einfache Hülle durchbrach und sich in ihrer wirklich hohen und klaren Schönheit zeigte. So zeigte sie sich auch mir an jenem unvergeßlichen Tage im Juliental, da erkannten sich unsere Geister, da hatten beide, die irdische Hülle durchstrahlend, einander schwesterlich und liebend umfaßt, und den Bund treuer Anhänglichkeit und Freundschaft geschlossen, der über Theresens nun lange schon begrüntes Grab hinaus gewiß noch zwischen unsern Seelen in Gott besteht. Auch sie — und noch so viele andere Teure habe ich überlebt, und wohl kann ich, ohne den meinem Herzen nahestehenden Umgebungen, in deren Besitz ich jetzt mein Glück finde, zu nahe zu treten, in so mancher Beziehung sagen:

Aber meine Welt ist tot!

Die Welt, deren Bildung mit der meinigen einerlei Richtung hatte, einerlei Schritt mit mir hielt, die meine Geistesbedürfnisse kannte, nur solche hatte wie ich, die mich verstand, in der meine Gedanken Anklang und Widerhall fanden — diese Welt ist nicht mehr da, und ich fühle das recht oft und recht wehmütig[40]).

* * *

Doch ich kehre zu dem Faden meiner Erzählung zurück. Therese und ich hatten uns in einem Gespräche über Poesie und über das, was in unserer beider Seelen vorging, wenn die Stunde der Weihe über uns kam, warm, innig, offen ausgesprochen. Da fand jede Empfindung ihr Echo, jede Äußerung ihr Gegenbild im

Geiste der Freundin, unsere Seelen, möchte ich sagen, berührten sich unmittelbar, und in solchen Augenblicken, deren es freilich im Leben nur wenige gibt, dringt gleichsam durch eine Spalte in unserer dichten Erdenatmosphäre ein Strahl des Himmels herein, und wir lernen die Möglichkeit fassen und glauben, wie entkörperte Geister sich einander ohne Worte, durch bloße Anschauung erkennen.

Noch einige Tage verweilte dieser angenehme Besuch in Zinkendorf, und da gerade während dieser Anwesenheit die Nachrichten aus Wien einliefen, daß der Kaiser an einem bestimmten und ziemlich nahen Tage in seiner Hauptstadt eintreffen und feierlich einziehen werde, beschloß die gesamte Gesellschaft, wie sie hier beisammen war, uns mit eingeschlossen, nächstens aufzubrechen und nach Wien zu eilen, um jenen schönen Tag mit zu feiern. Die Baronin Zay, welche ebenso wie ihre Jugendfreundin Therese sich mir mit herzlicher Freundlichkeit genähert hatte, lud mich und meine Tochter ein, an dem zu unserer Abreise bestimmten Tage bei ihr in Ödenburg, durch welches uns unser Weg führte, das Frühstück einzunehmen. Hier lernten wir noch die beiden verheirateten Artnerschen Schwestern, Frau von Witte und von Torkas[41]), kennen, fanden uns in einem Kreise trefflicher, guter, gebildeter Menschen aufs herzlichste aufgenommen und bald so heimisch, als ob wir uns seit langen Jahren gekannt hätten. Nur selten in meinem langen Leben war es mir auf diese Art mit neuen Bekanntschaften so wohl geworden. Ich begreife auch, daß das seiner Natur nach nicht anders sein kann und in spätern Jahren sich immer mehr verliert, wie sich die Empfänglichkeit für neue Eindrücke und die Möglichkeit, sich unbedingt hin-

zugeben, mit der nähern Kenntnis der Menschen und manchen unangenehmen Erfahrungen ebenfalls aus unserm Gemüte entfernen.

Der Aufenthalt in Zinkendorf war zu Ende. Alles eilte nach Wien. Die nahe Ankunft des Kaisers, die Begebenheiten der jüngstvergangenen Tage, Napoleons Abdankung, seine Verbannung nach Elba, die Wiedereinsetzung der Bourbons, die Aussichten in die Zukunft, die Erwartung des Kongresses, der in wenigen Monaten in Wien eröffnet werden und eine Menge europäischer hoher Häupter hier versammeln sollte, hielten die ganze Welt in reger Spannung. Alles bereitete sich zum Empfange des Kaisers vor. — Eine Illumination sollte statthaben, Gedichte überreicht werden usw. Auch die Taubstummen, bei deren Institut der Zug des Monarchen von der Favoritenlinie hereingehen sollte, wollten ihre Gefühle in einem Gedichte aussprechen, und ich wurde ersucht, es zu machen. Ich tat es, und in Zinkendorf wurde es vollendet, während ich in den Schattengängen des Gartens unter dem Geflöte der Nachtigallen herumwandelte[42]).

Endlich erschien der Tag der Ankunft, wenn ich nicht irre, so war es der 14. Juni[43]). Unser lieber Hausgenosse Karl von Kurländer, der sich auch für die Abfassung jenes Gedichtes für die Taubstummen interessiert hatte, war so gefällig gewesen, uns in eben diesem Hause, von dem man den Zug sehr gut sehen konnte, bei Herrn Direktor Mey[44]) Plätze an einem Fenster zu verschaffen, und so wanderten wir vier, Pichler, Karl, meine Tochter und ich, recht früh am Morgen auf die Wieden hinüber; denn zu fahren, wenigstens bis dorthin, war an einem solchen Tage nicht möglich. Aber

damals war mir solch ein Gang auch nur eine Kleinigkeit. Die Straßen waren mit Menschen bedeckt. — Endlich verkündete fernes Vivatrufen die Annäherung des Hofes. Die gedrängten Massen bewegten sich unruhig; es erschienen in langem Zuge österreichische und ungarische Große zu Pferde in höchster Gala; wobei sich freilich die letztern in ihrer Nationaltracht, welche einen großen Aufwand von Gold und Silber gestattet, und im ganzen viel kleidender ist als unser Männeranzug, weit besser ausnahmen, obwohl damals noch jene malerische Verschönerungen der ungarischen Tracht, diese Attilas und wie sie sonst heißen, noch nicht üblich waren. Sonderbar, und wenn man die eigentliche Bedeutung dieser Erscheinung nicht wußte, höchst unpassend mußten die Herren von der sogenannten böhmischen Legion auffallen, die in ihren von Sonne, Wetter und Strapazen heruntergebrachten Anzügen, sowie sie im Felde ihren Monarchen begleitet hatten, jetzt mitten unter den von Gold und Silber schimmernden Ungarn und Deutschen erschienen. Wie man aber die Ursache dieses Kontrastes wußte, verschwand das Ungehörige und machte der Achtung für die Anstrengungen dieser Offiziere Platz; aber es wäre nicht unpassend gewesen, wenn man vorher darauf vorbereitet gewesen wäre.

Unendlich war der Jubel, als jetzt der Kaiser selbst an der Seite seines Bruders, des damaligen Großherzogs von Florenz[45]), von der Generalität umgeben, erschien. Rührend, freudenvoll und erhebend war dieser Moment durch seine eigentümliche Wichtigkeit und durch die Betrachtung dessen, was zum Glück und ruhigen Wohlsein der Völker geschehen war und sich für die Zukunft hoffen ließ. Dennoch muß ich gestehen, für mein Ge-

müt war jene unvermutete glanz- und geräuschlose Rückkehr des geliebten Landesvaters nach dem unglücklichen Kriege von 1809 am 27. November abends viel großartiger und erhebender gewesen. An dem Tage der feierlichen Ankunft i. J. 1814 war die Stadt samt den Vorstädten beleuchtet, man hatte sich darauf vorbereitet, Transparente, Inschriften, architektonische Feuerlinien machten den Anblick der Straßen glänzend und feierlich und verscheuchten die ohnedies kurze Sommernacht[46]. An jenem nebligen, düstern Winterabende, wo noch alle Herzen gedrückt und beklommen waren, fiel auf einmal wie ein heller Hoffnungsstrahl die Nachricht: der Kaiser ist da! in das Dunkel unserer Seelen. — Hoffnung und Freude, Zuversicht und Ruhe erwachte in den bedrängten Gemütern, die Brust erweiterte sich jedem, das Vaterland, das Vaterhaus schien wieder gesichert, weil nur der Vater wieder unter uns war, und schnell entzündete an diesem innern frohen Gefühl sich auch der hellglänzende Ausdruck desselben im Äußerlichen. In der kurzen Zeit von ein paar Stunden war die improvisierte Beleuchtung in der Stadt und den Vorstädten bis an die äußersten Linien fertig. Freudenschüsse knallten, Pöller donnerten, Schwärmer zischten, Vivat und Jubelgeschrei erscholl in den Straßen, und jeder gab seine Freude auf irgendeine Weise kund[47].

Auch am 14. Juni 1814 war dieser Jubel groß, aber er war vorzusehen, er war sozusagen unvermeidlich gewesen. Es war auch eine herrliche Nacht. — Wir durchstrichen mit einigen unserer Bekannten die Straßen der Stadt, in denen es hell wie am Mittag war, und scheuten kein Gedränge, keine Verwirrung, um die bedeutendsten Punkte der Illumination zu sehen, an der

Universität, am Rathaus, bei Graf Erdödy (jetzt Graf Collowrat) und an vielen andern Plätzen, deren ich mich nicht mehr erinnere, und fühlten uns alle, trotz mancher Rippenstöße, die bei solcher Gelegenheit nicht zu vermeiden sind, und die uns eigentlich nur Lachen erregten, sehr vergnügt.

* * *

Noch habe ich einige kleine Erinnerungen aus jenem denkwürdigen Jahre 1813 nachzutragen, die ich, um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, übergangen habe. Schon seit mehr als einem Jahre hatten ich und meine Tochter, welche eine angenehme Stimme besaß, und von einem italienischen Meister nicht für Produktion, sondern zu ihrem eigenen musikalischen Genuß, gründlich war unterrichtet worden, uns bei den Chören des hiesigen Musikvereins[48]), welcher sich damals zu bilden anfing, sie zum Sopran und ich zum Alt einschreiben lassen, und bei den herrlichen Händl'schen Oratorien, Alexandersfest, Jesus Messias, Samson und, wenn ich nicht irre, auch Acib und Galathea mit großem Vergnügen mitgewirkt. Damals war das ganze Orchester 600 Personen stark; man fand das bewundernswert, ungeheuer; jetzt — 25 Jahre später, werden die Haydn'schen Kompositionen von 1000 Mitwirkenden aufgeführt. So hat sich die musikalische Welt oder die Liebhaberei vermehrt! Mir waren jene Musiken, die Proben sowohl als die Produktionen sehr angenehm, die Musik gewährte mir einen hohen geistigen Genuß, und die Versammlung der Mitglieder, worunter ich sehr viele Bekannte zählte, war mir eine erwünschte Gelegenheit, manche wohlbekannte öfter, und manche mir fernerstehende interessante Personen

doch zuweilen zu sehen. Gleich jenen Vorlesungen der beiden Schlegel und Hofrat Müllers gewährte auch dies geistigen Genuß mit geselliger Annehmlichkeit verbunden. Bei einer solchen Generalprobe nun im Herbst oder Winter 1813—1814, welche im Reitschulsaale gehalten wurde und wobei der Hof gegenwärtig war, erschien in einer Loge General Ostermann Tolstoi[49]), er, der Held, der wie der Cherub mit dem Flammenschwerte vor dem bedrohten Böhmen bei Kulm gestanden und im Vereine mit unsern Truppen den General Vandamme von unserer Grenze zurückgeschlagen hatte. Daß er bei dieser Gelegenheit den einen Arm verloren, und so die ehrenvolle Beglaubigung seines Heldentums allen sichtbar wurde, erhöhte noch das Interesse an dieser Erscheinung, und ein Beifallssturm: Vivat Ostermann! brach von allen Seiten in dem sehr gefüllten Saale aus, und diese Akklamationen, so von selbst aus den dankbaren Herzen der Wiener aufsteigend, die Erwägung, was dieser Mann für unser Vaterland und für die gute Sache gekämpft, gelitten, regten jedes Herz auf und machten gewiß jedem diesen schönen Vormittag unvergeßlich. Aber auch ihn, den Helden, schien dieser Ausbruch ehrender Freude zu rühren, und die Art, wie er sich überrascht und gerührt dankend neigte, und sich gleich darauf hinter seine Begleiter zurückzog, stellte ihn noch höher in der allgemeinen Achtung.

Um diese Zeit hatte ein besonderes Zusammentreffen von Umständen auch zwischen Frau von Humboldt und mir, — ich kann nicht sagen, Frieden gestiftet; denn ich wenigstens war nie feindlich gegen sie gesinnt, und hatte, weiß Gott, von meiner Seite keine Ursache zu dem frostigen, ja beinahe schnöden Betragen gegeben, welches sie bei ihrem ersten Zusammentreffen mit mir

im Hause meiner Freundin von Schlegel und seitdem stets gegen mich beobachtet hatte; aber wir waren einander durch andere genähert worden, und endlich fanden wir uns gegenseitig nicht so übel, wie wir uns—oder sie sich eigentlich mich—zuerst gedacht haben mochten. Fr. von Humboldt[50]) war eine berühmte Frau, welche in der großen Welt als Gemahlin des preußischen Gesandten, der selbst ein ausgezeichneter Gelehrter war, als Schwägerin des großen Alexanders von Humboldt Aufsehen gemacht und als eine geistreiche Person, trotz ihrer ungünstigen Gestalt, welche der hübsche Kopf nach meiner Ansicht nicht ganz übersehen machen konnte, Leidenschaften, wie man erzählte, eingeflößt hatte. Es ist so ein eigenes Ding um dies Einflößen von Leidenschaften, um dies Wandeln auf gebrochenen Herzen, wie ich es von einer andern sehr schönen Frau nennen hörte — wenn es von einer verheirateten Frau gesagt wird, und scheint mir, nach meinen altfränkischen Begriffen, nicht wohl mit dem vereinbar, was eigentlich weibliche Würde und eheliche Treue genannt werden soll. Meine Erfahrungen haben mir in einem langen Leben gezeigt, daß so ein Einflößen, so ein Herzbrechen niemals ganz einseitig vorgehen kann. Sei die Frau noch so schön, noch so geistreich, wenn sie wahrhaft tugendhaft ist, wenn sie ihre frauliche Würde, wie sichs gehört, bei jeder Gelegenheit behauptet, so wird sie es freilich nicht hindern können, daß man sie schön oder geistreich oder liebenswürdig findet; weiter aber wird dies nicht gehen, wenn sie nicht selbst Anlaß zu ferneren Schritten gibt, wenn sie selbst gleichgültig bleibt und der Anbeter keine Ermunterung von ihrer Seite findet. Dann verglimmt die entstandene Flamme still und bald in sich selbst. Jene Geistesrich-

tung, als ein Ritter seiner Dame zu Ehren, die ihn vielleicht kaum kannte oder der er sich nicht nähern durfte, Abenteuer bestanden, die Welt durchzogen und im Tod sich noch glücklich gepriesen hatte, wenn er ihn für sie erleiden konnte — diese schwärmerische Richtung ist mit der Ritterzeit verschwunden, wenn sie je in dieser Strenge und Ausdehnung existiert hat. In unserer Zeit muß dem Anbeter einige Möglichkeit des Gelingens, einige Hoffnung auf Gegenliebe lächeln, wenn eine Zuneigung, entstanden durch den Anblick der Schönheit oder durch den Zauber des Umgangs, bis zur Leidenschaft oder zum „broken heart" sich steigern soll. Darum erregt in mir eine Berühmtheit solcher Art immer einiges Mißtrauen gegen die eigentlichen Grundsätze einer Frau, der man sie beilegt, und im besten Falle könnte ich sie von einiger Koketterie oder, wenn auch unschuldiger, Gefallsucht nicht freisprechen.

Doch ich kehre zu Frau von Humboldt zurück. Es war eine andere, aber in anderer Richtung berühmte Frau, Frau von Wolzogen[51]), Schillers Schwägerin und Verfasserin des lieblichen Romanes Agnes von Lilien nach Wien gekommen und wohnte bei Humboldt. Ein gemeinschaftlicher Freund von uns allen Dreien, Hofrat Büel, Mentor des jungen Grafen Brown[52]), führte die beiden Damen Humboldt und Wolzogen zu mir. Eine gelehrte Frau und Schriftstellerin kennen zu lernen, war mir im voraus nicht angenehm, weil diese Wesen alle, besonders die aus Norddeutschland, damals einen ganz besondern Zuschnitt hatten, selten wahre Frauen, und größtenteils nur „weibliche Naturen" waren, wie damals der Modeausdruck sie bezeichnete, die in kein häusliches, in kein bürgerliches, in kein Familienverhältnis paßten, und meistenteils den Bann, den die Männer

auf weibliche Schriftstellerei legten, nur zu sehr rechtfertigten. Es wird manchem, der dies liest, seltsam auffallen, eine Frau, welche selbst schreibt, so über ihre Kunstgefährtinnen reden zu hören; aber es war nun einmal meine individuelle Ansicht, und daß sie sich nicht auf alle erstreckte, denen die Musen ihre Gaben mitgeteilt, läßt sich daraus erkennen, daß Frau von Schlegel, von Weißenthurn, Fräulein Artner und andere schriftstellernde Frauen, die ich später kennen lernte, mir vom ersten Augenblicke an teuer waren und blieben.

Frau von Wolzogen machte meiner Meinung nach ebenfalls eine schätzbare Ausnahme von jener Regel. Sie schien mir einfach, edel, sehr gebildet und ohne Anmaßung; und Körners Andenken, der ihr sowohl als Frau von Humboldt sehr wohlbekannt und teuer gewesen, schien vermittelnd unsere Geister zu vereinigen. Frau von Humboldt, in deren Hause er hier viel gewesen[53]), sprach mit Tränen von ihm, die auch die meinigen hervorriefen, und von nun an war alles Störende zwischen uns verschwunden. Wir sahen uns öfters, und ich hatte mich durchaus in nichts mehr über Frau von Humboldt zu beklagen. Sie ist mir nun auch schon längst vorangegangen, und ich freue mich, ihr hiermit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können; denn sie war unstreitig eine Frau von vielem Verdienst, höchst gebildetem Geiste, eine gute Mutter und treue Freundin für die, die sie einmal liebgewonnen. So war sie auch gegen Bedrängte recht hilfreich. Baron Ramdohr[54]), ebenfalls preußischer Gesandter in Neapel oder Rom, war auf seiner Durchreise mit uns bekannt geworden und hatte uns oft besucht. Ich verwahre wirklich noch einige Bücher und Landkarten, die er mir bei seiner

Abreise übergeben und nie wieder hat abholen lassen, da der Tod ihn übereilte. Er hatte unlängst geheiratet, eine ziemlich junge, hübsche Frau[55]), und mir aus Rom und Neapel öfters freundlich geschrieben. Wie es aber gekommen, daß seine Frau ihre Wochen hier in Wien und zwar bei Frau von Humboldt gehalten, erinnere ich mich nicht mehr. Nur das weiß ich, daß sie sehr gefährlich krank gewesen, daß seltsame Symptome magnetischer Art ihre Krankheit begleiteten, daß Doktor Koreff[56]) sie behandelte, und Frau von Humboldt ihrer mit treuer Freundschaft und großer Aufopferung gepflegt hat.

* * *

Der Krieg war geendigt, Napoleon hatte dem Thron entsagt und lebte auf der Insel Elba. Ludwig der Achtzehnte war in den Tuilerien eingezogen, und in unserer Kaiserstadt sollte der Kongreß gehalten werden, der nun, nachdem Napoleons Eroberungen von dem eigentlichen Frankreich abgerissen waren, die Ansprüche der Fürsten, die Schicksale der Völker ausgleichen und bestimmen sollte. Vom September des J. 1814 an kamen beinahe täglich einer oder mehrere größere oder kleinere Monarchen, Großfürsten, Herzöge usw. an — jene durch Glockengeläut und Kanonendonner dem Volke verkündigt, die übrigen bloß durch das Gerücht bekannt gegeben. Endlich kam der Tag, an welchem die zwei Mächtigsten unter allen, Alexander von Rußland, und Friedrich Wilhelm von Preußen, die eigentlichen Alliierten unsers Kaisers, ihren Einzug zu Pferde unter lautem Jubel des Volkes, zu beiden Seiten unsers Monarchen hielten[57]). Zwei edle Gestalten, schlank, hoch, kräftig — doch jede in Ausdruck

und Farbe ganz von der andern verschieden, und beide wieder ebenso weit von der Persönlichkeit unsers Kaisers entfernt, der wie ein ehrfurchtgebietender und doch wohlwollender Vater zwischen kräftigen Heldensöhnen ritt.

Nun wimmelte die Stadt von hohen und bedeutenden Fremden, nun wohnten in der Kaiserburg selbst mehrere der höhern Monarchen, und die andern, sowie die Gesandten derjenigen, welche nicht selbst erschienen, ringsherum in der Stadt und den Vorstädten, wo eben anständige Quartiere nach dem Bedürfnis eines jeden aufzutreiben waren; denn diese Zusammenkunft so hoher Personen und die Wichtigkeit des Zeitpunktes überhaupt, hatte eine Menge Neugieriger sowohl als bei den bevorstehenden Verhandlungen Beteiligter in Wien versammelt. Die Feste begannen — und eines der schönsten, das Schönste meiner Meinung nach, nicht bloß in diesem merkwürdigen Jahre, sondern für lange Zeit, das Praterfest, die Jahresfeier der Leipziger Schlacht am 18. Oktober eröffnete die Reihe, und ward von keinem folgenden übertroffen[58]).

Das angenehmste Herbstwetter begünstigte die im Freien veranstaltete Festlichkeit. Am frühen Morgen war alles in Wien in Bewegung, und wer nur irgend konnte, schloß sich an Offiziere und deren Familien an, um Platz und Gelegenheit zu erhalten, alles zu sehen. So hatten mich meine vieljährigen Freundinnen, die Gemahlin und Schwägerin des Landwehrobersten Baron von Richler samt meiner Tochter unter ihren Schutz genommen, und wir fuhren zeitig in den Prater hinab, wo rechts von der Allee das Kapellenzelt auf einer eigens dazu errichteten Erderhöhung aufgeschlagen war. Ein dichter Nebel lag, wie das im Herbste ge-

wöhnlich ist, auf der Gegend. — Die Monarchen — gleichviel von welcher Konfession, denn sie waren ja hier versammelt, um dem allgemeinen Vater, Schöpfer und Erhalter zu danken und ihn, der für alle derselbe ist, im Geist und der Wahrheit anzubeten — also alle diese hier versammelten Großen der Erde befanden sich auf jener Erhöhung, wo die feierliche Messe gehalten wurde. Kanonenschüsse donnerten bei den wichtigsten Teilen derselben, und ihre Erschütterungen zerteilten die Nebel und zeigten uns die helle Sonne am klaren Himmel; ein schönes Bild des erheiterten Himmels über Europas Schicksalen, der, auch von Kampf und Kanonendonner gereinigt, uns wieder lichte Hoffnungen und ruhige Klarheit zeigte.

Mich hatte schon diese Feierlichkeit sehr erhoben, meine Begleiterinnen teilten mein Gefühl, wir waren alle so vergnügt! Daß wir mehrere Bekannte fanden, mit ihnen sprachen, ihre Ansichten vernahmen, erhöhte das Vergnügen des Tages. Endlich war es Zeit, uns nach dem Lusthaus und der Simmeringer Haide zu begeben. Hier war der Ort der Mahlzeit für die ganze, damals in Wien anwesende Garnison — eine unabsehbare Menge von Tafeln war im Freien aufgeschlagen, an denen mehrere tausend Krieger, meist solche, die den Freiheitskampf mitgestritten, bewirtet wurden. Im Lusthaus selbst waren die Tafeln für die Souveräne und was zu den respektiven Höfen gehörte. Alles war Leben, alles Fröhlichkeit, heiterer Mut und selige Hoffnung einer bessern Zukunft. Die Offiziere speisten meistenteils an demselben Tische mit ihren Gemeinen, und so sah man zunächst dem Lusthaus die Tafeln für Offiziere und Gemeine des berühmten Regiments, einst Dampierre, dann 1809 Hohenzollern, 1813 Großfürst

Konstantin — und den Prinzen[59]) mitten unter seinen Kürassieren ihr Mahl teilend.

Aber dieses Mahl war gar nicht schlecht. Wir hielten uns zu dem Oberst von Richler, der an diesem Tag unser aller Haupt und Schirmer war, und so wurde uns an der Tafel, an der er mit seinen Leuten aß, ein freilich etwas schmaler Platz gemacht, denn wir waren ja Eindringlinge, und uns von den für alle recht gut, recht schmackhaft und genügend bereiteten Speisen mitgeteilt, so daß wir hinlänglich gesättigt waren. Hier nun, mitten unter gemeinen Kriegern, an einem Tage allgemeiner Freude, bei ungewöhnlich guter Speisung, wo Wein und mitgeteilte Lust und das erhebende Gefühl in jedes Soldaten Brust, auch das Seinige an Mühe, Gefahr und Blut zu dem nun errungenen glänzenden Sieg und beglückenden Frieden beigetragen zu haben, den Mut eines jeden steigerte, wodurch selbst ein lärmenderer Ausbruch dieser Gefühle entschuldigt gewesen wäre — hier wurde kein unziemliches Wort laut, kein roher Ausdruck innerer Lust bemerkbar. Einer fühlte sich in allen geehrt, erhoben — alle bewachten den einzelnen, und so schienen diese Tausende von Geladenen und Zusehern eine einträchtige, geordnete Familie, die sich um ihren Vater versammelte und ein gemeinschaftliches Fest beging.

Es war ein herrlicher, ein unvergeßlicher Tag — durch seine Bedeutung, durch seine erhebende Feier — am meisten durch den schlagenden Beweis, den dieses anständige Benehmen einer zahllosen Menge bei so mancher Anreizung zum Gegenteil von dem Adel gab, der in der menschlichen Natur liegt, dem man nur zu vertrauen, ihn nur vorauszusetzen braucht, um ihn mit Sicherheit hervorzurufen und auf ihn zählen zu können.



Denis, H. v. Collin, Pichler, Deinhardstein, Mastalier

Jos. Alb. Seiler del., Johann Blaschke sc.
(Toilette Almanach für Damen. 1832. Hg. von Emil [Trimmel].
Wien. Titelkupfer.) — Dr. Richard Abeles, Wien

Wenn der Spruch unbezweifelt wahr ist: Nemo perditae dignitati parcit, so ist es auch wahr, daß edles Vertrauen oft, wo nicht immer, ein entsprechendes Betragen in dem andern bewirkt. O, der Mensch ist nicht so schlimm, als man gewöhnlich glaubt! Aber es ist leichter zu verdammen, als mit Mühe zu bessern, zu versuchen.

Auch schien sich der Himmel unserer Freude zu freuen. Die heiterste Sonne strahlte über den Glücklichen, und einzelne Ausbrüche lauter Anerkennung, gleichsam Episoden in dem schönen Ganzen, wie z. B. der Jubel, mit welchem Fürst Alois von Liechtenstein[60]) von seinem Regimente empfangen wurde, trugen bei, Vergnügen und Begeisterung unter dem zahlreich anwesenden Volke zu unterhalten. Erst mit dem sinkenden Tage trennte man sich, und eine schöne Erinnerung an dies Fest blieb gewiß in aller Herzen.

* * *

Auch mein Gemüt war durch diese Ereignisse in große, aber freudige Aufregung gebracht und darin erhalten worden, indem alles, was mich umgab, was ich hörte und sah, zu dieser Stimmung beitrug. Ich dichtete fleißig; ich habe schon erwähnt, daß die beständige Übung in gebundener Rede, ja in Reimen zu schreiben, mir eine solche Leichtigkeit in dieser Schreibart erworben hatte, daß mir fast willenlos, auch in Briefen oder andern Aufsätzen, skandierte Prosa oder Reime in die Feder kamen. Der schmeichelhafte Erfolg, welchen das Trauerspiel „Heinrich von Hohenstaufen" erhalten hatte, und den ich, als größtenteils bloß in den Umständen gegründet, und daher diesen zuzuschreiben, damals noch nicht klar erkannte; mehr noch meines

guten Pichlers Freude an meinen dramatischen Arbeiten, hatten mich schon früher bei der Ankunft des Kaisers bestimmt, ein kleines, nur zweiaktiges Stück, unter dem Titel: Wiedersehen[61]), zu schreiben, dessen Inhalt aus der Zeitgeschichte genommen war und daher bloß warme Vaterlandsliebe für Deutschland und Österreich und Widerwillen gegen Frankreich atmete. Am Schlusse hatte jede der handelnden Personen ein Couplet zu sagen, das nach dem Charakter derselben ihre Empfindungen bei der jetzigen Epoche, bei dieser Erneuerung der Zeit — wie man damals glaubte — aussprach. Unter andern hatte Fräulein Adamberger folgende Strophe zu sagen:

Mit fremdem Modeband und fremden Sitten
Beschlich uns auch die fremde Sklaverei,
Ausländisches war nur zu wohl gelitten
Und längst der deutsche Geist schon nicht mehr frei.

Das Couplet wurde sehr schön gesprochen und mit großem Beifall und allgemeinem Klatschen aufgenommen; wie erfolgreich aber diese Anerkennung sei, zeigte sogleich ein Beispiel; denn eine junge Dame aus unserm nähern Freundeskreise, Fräulein Natalie Rothkirch[62]), jetzt Gräfin Beckers, die mit uns in der Loge war, hörte nebenan ein Frauenzimmer ausrufen: Ah! elle a bien raison!

Das Stück, das denn wirklich nur ein Gelegenheitsstück war, wurde auch nur ein paarmal gegeben; dagegen erhielt sich „Heinrich von Hohenstaufen" einige Zeit auf dem Theater und wurde, nachdem er ganz vergessen schien, nach zehn Jahren ungefähr noch einmal an der Wien gegeben[63]).

Noch ein kleines Stück in drei Akten, dessen Stoff aus einem Roman der Madame Cottin: Amélie Mans-

field[64]), genommen war, deren Mathilde ich ebenfalls den Stoff zur gleichnamigen Oper entnommen hatte, arbeitete ich in jener fruchtbaren Zeit aus[65]), und endlich wagte ich mich noch einmal an ein größeres Stück, ein Schauspiel: Ferdinand der Zweite[66]), aus unserer vaterländischen Geschichte. Ich war wohl mit dem „Anathema", möchte ich sagen, bekannt, das seit der Reformationszeit auf diesem historischen Charakter ruht; seit dem nämlich, als die uns in mancher Hinsicht vorausgeeilten Protestanten sich der Geschichtsschreibung bemächtigt, und den ihrigen so gut wie uns Katholiken die Begebenheiten und Charaktere jener Epoche in dem Lichte und der Färbung, in denen sie (die Protestanten) dieselben betrachteten, überliefert haben. Seitdem haben auch wir Katholiken uns gewöhnt, Luther, den Papst, Gustav Adolf und Ferdinand II. ganz so zu beurteilen, wie ihn jene beurteilen mußten und noch müssen, wie sie aber gewiß nicht in dem Maße von Höhe und Tiefe wirklich waren. Es ist keinem Menschen übel zu nehmen, wenn er in seinen Ansichten die Farbe seines Vaterlandes, seines Glaubens, seines politischen Bekenntnisses trägt, ja eine völlige Unparteilichkeit, wenn sie möglich wäre, würde nur einen gänzlichen Mangel an Gemüt voraussetzen. Nur das glaube ich, dürfte die Billigkeit fordern, daß das Gemälde auch durch jemand von der Gegenpartei, von der entgegengesetzten Seite beleuchtet und so ein Gleichgewicht hergestellt werden möchte. Seit 200 Jahren wird Ferdinand II., seine Intoleranz, seine Härte gegen die böhmischen Aufrührer und gegen seine protestantischen Untertanen, denen er nur zwischen Abfall von ihrem Glaubensbekenntnisse oder Auswanderung die Wahl ließ, mit den abschreckendsten Farben

geschildert. — Wohl großenteils mit Recht; aber über dieselbe Härte und Intoleranz, welche von akatholischen Fürsten, sowohl gegen Katholiken als gegen die Anhänger derjenigen unter den beiden neuen Lehren, zu der sich jene Fürsten nicht selbst bekannten, geübt wurde, wird großenteils geschwiegen. So wissen vielleicht nur wenige, daß, während unser Ferdinand II. die Protestanten aus allen seinen Staaten vertrieb und ihnen, nur um ihre Vermögensumstände zu ordnen, in dieselben zurückzukehren erlaubte, in Schweden alle Katholiken verbannt, und ihnen bei Todesstrafe jede, auch nur zeitweise Rückkehr in ihr Vaterland verboten war. Erst vor ein paar Jahren hat die „österreichische Zeitschrift" (herausgegeben von Kaltenbaeck) einige Bruchstücke, teils Briefe, teils Berichte aus jener Zeit geliefert, welche zwar Ferdinands II. Benehmen weder rechtfertigen noch entschuldigen, aber zeigen, daß die akatholischen Fürsten sich teilweise dasselbe und noch Ärgeres gegen ihre anders glaubenden Untertanen erlaubt haben[67]). Das hören nun freilich die Protestanten nicht gern, sie sind wohl der Meinung, man sollte so verjährten Streit lieber ruhen oder alles mit dem Mantel der Liebe bedeckt lassen. Mir aber erscheint dies wie Parteigeist, solange noch Ferdinand II. und überhaupt die strengkatholischen Fürsten jener Zeit und ihre Maßregeln allein von den Geschichtsschreibern in das grellste Licht gestellt, und somit alle Gehässigkeit auf sie wie in einem Brennpunkte versammelt wird.

Ehe ich indes manche dieser Daten gesammelt, hatte ich mir selbst aus dem, was ich über jene Zeit gelesen und gedacht, ein Bild von Ferdinands II. Charakter und Handlungsweise zusammengesetzt, das ihn, freilich nicht liebenswürdig, aber doch in vieler Rücksicht

achtungswert darstellte. Ich hatte seine Erziehung in dem streng katholischen Bayern, unter der Leitung der Jesuiten, seine Jugendfreundschaft für Maximilian von Bayern, seine Stellung in der damals heftig bewegten Welt, zwischen Reichsfürsten, die mit heißem Eifer entweder für oder gegen den Glauben kämpften, den er bekannte, zwischen mißvergnügten Ständen, die gern unter dem Vorwande der Religion größere Macht an sich gerissen hätten, und zwischen aufrührerischen Untertanen beherzigt und gefunden, daß man jene Zeit überhaupt, nicht bloß durch ein protestantisches Glas betrachten, daß man besonders einen Fürsten des 17. Jahrhunderts in Rücksicht seiner Aufklärung nicht nach dem Maßstabe des 19. beurteilen und dem, der nun einmal mit ganzer Seele glaubt, seine Religion sei die allein selig machende, die Begierde andere, ja alle Menschen dazu zu bekehren, und wenn es nötig wäre, dazu zu zwingen, nicht als eigentliche Grausamkeit auslegen könne. Schiller selbst, dessen sehr eifriger Protestantismus deutlich aus jedem Blatt seiner Geschichten des 30 jährigen Krieges und des Abfalles der Niederlande spricht, läßt dem im Grunde menschlichen und rechtlichen Charakter dieses Fürsten Gerechtigkeit widerfahren[68]. Arndt[69] spricht in einer seiner Schriften mit Achtung von ihm, und so entwarf ich denn nach jenen Beobachtungen und diesen Autoritäten den Plan zu einem Stücke, dessen Inhalt mir ebenso patriotisch, als für Bühneneffekt geeignet schien.

Schon in meiner Kindheit hatte ich von meiner Tante, die sehr gern und sehr angenehm erzählte, die Geschichte von jener, ans Wunderbare streifenden Befreiung Ferdinands II. aus der Hand seiner aufrührerischen Untertanen im letzten Augenblick der dringend-

sten Not gehört, wie schon ein großer Teil der Bewohner Österreichs und selbst der Residenzstadt bereits der neuen Lehre gehuldigt, wie Graf Matthias Thurn mit dem Heere der böhmischen Aufrührer vor der Stadt lagerte, und nun, ermutigt durch diese Hilfe, die Häupter der mißvergnügten Stände von Österreich, Steiermark und Kärnten in das Zimmer des Kaisers drangen, um ihn zur Unterschrift der Artikel zu bewegen oder — zu zwingen, die der neuen Lehre Duldung, aber auch ihnen größere Rechte und Freiheiten sichern sollten, wie der kühne Thonradl von Ebergassing den Kaiser beim Knopfe seines Wamses faßte und ihm zuherrschte: Nun, Ferdinandl, wirst du unterschreiben? — und wie in diesem Augenblick auf dem Burghof die Trompeten des Dampierreschen Regiments erschollen, das von niemand bemerkt, unter Anführung seines Obersten, Grafen von St. Hilaire, den viele und auch meine Tante Santalier nannten, auf der Donau von Krems herabgekommen, durchs Arsenal in die Stadt marschiert war, und gerade im entscheidenden Augenblick zur Rettung des hartbedrängten Monarchen erschien. Dieses merkwürdige Ereignis[70]), verbunden mit der ebenfalls zu jener Zeit noch in vieler Andenken lebenden Legende von dem wundertätigen Kreuzbild, welches dem in seiner höchsten Bedrängnis vor ihm betenden Kaiser soll gesagt haben: Ferdinande non te deseram[71]) — hatte ich nun oft und stets mit frommer Freude über eine offenbare Gebetserhörung erzählen gehört, möge nun das Kruzifix wirklich gesprochen, oder nur der im Gebet mit Gott vereinigte Kaiser diese tröstende Stimme in seinem Innern gehört haben, wie denn der ebenso gelehrte als fromme Fénélon, sehr oft von dieser Stimme Gottes in uns spricht, die man aber

nur hört, wenn die Kreaturen um uns schweigen und wir uns ganz in Gottes Nähe fühlen [72]). Mancher einzelne Zug in den Umständen der Begebenheit sowohl als in des Kaisers Charakter erlaubte mir Anspielungen auf unsere damalige Zeit, wo auch Österreich aus großer Bedrängnis durch Gottes Fügung war gerettet worden und auf unsern Kaiser Franz, und so entstand denn dies Schauspiel, und ich hoffte, es aufführen zu sehen.

Indessen waren der Kongreß hier in Wien, die Feste, die ihn begleiteten und das raschbewegte Leben, das er mit sich brachte, ihren Gang fortgegangen. Es kamen viele und mitunter sehr schätzbare oder merkwürdige Fremde in unser Haus, und unsere Gesellschaftsabende an Dienstagen und Donnerstagen waren sehr besucht. Unter den Bedeutenderen nenne ich vor allen den Grafen Heinrich von Stolberg-Wernigerode [73]), der nicht allein durch seinen Rang, sondern vielmehr noch durch die gediegene Bildung seines Geistes, wie durch ein edles, ebenso anstandsvolles als herzliches Benehmen uns allen ungemein wert geworden war. Daß auch er sich durch Achtung und Wohlwollen an unser Haus gezogen fühlte, bewies die Treue, mit der er nicht allein keinen der Abende versäumte, an denen meine Mutter und ich Gesellschaft empfingen, sondern sehr oft noch an den Sonntagsabenden, wann sich nur wenige und nur die nähern Freunde versammelten, zu uns kam. Unser alter geschätzter Freund, Hofrat Büel, hatte uns diesen vorzüglichen Mann zugeführt, mit dem er schon früher in Norddeutschland bekannt geworden war und Freundschaft geschlossen hatte. Noch bewahre ich als Andenken vom Grafen ein einfaches, aber geschmackvolles Teeservice von Wedgewood, das ich in einem kleinen Gedicht gefeiert habe [74]), welches unser aller wehmütige

Erinnerung an die, mit ihm zugebrachten Abende schilderte und sein Porträt, das er mir viele Jahre darnach aus Marienbad zusandte, und das seine gehörige Stelle unter den Porträten werter Freunde in meinem Besuchzimmer einnimmt.

Graf Stolberg gehörte mit Fürstenberg[75]), Ysenburg[76]) und vielen andern zu jenen Reichsfürsten, die durch den Kongreß ihre Reichsunmittelbarkeit verlieren, und künftig unter der Landeshoheit größerer deutscher Monarchen stehen sollten. Natürlicherweise ertrugen sie das ungern und waren hauptsächlich dieser drohenden Unterordnung wegen beim Kongreß anwesend. Alle versammelten sie sich in dem Hause der ebenso achtungswerten als geistreichen Fürstin von Fürstenberg-Donaueschingen[77]), die sich an ihre Spitze stellte und, wie man sagt, sehr mutig und besonnen das Wort für sie führte. Auch diese Frau lernte ich näher kennen, wurde von ihr besucht und besuchte sie wieder. Ich zähle noch mehrere dieser Großen, die damals unser Haus besuchten, nur mit ihren Namen auf, weil sie mir, mancher persönlichen Liebenswürdigkeit ungeachtet, sonst eben durch nichts bedeutender wurden: wie den Fürsten von Lippe-Schaumburg und seine Schwester[78]), den Grafen und die Gräfin Münster[79]), die Baronin Münchhausen[80]), die Fürstin Ysenburg[81]) und einige andere. Bedeutend in anderer Hinsicht waren mir General La Harpe[82]), der vor nicht langem in der Schweiz starb, Herr Bertuch[83]) aus Weimar, Baron Cotta (der Vater)[84]), Oberst Hövel[85]), vom Hofe des Fürsten von Hohenlohe, Herr von Rengger aus Aarau[86]), Major von Kronenthal[87]), Schwiegersohn des Schriftstellers Herrn Ewald[88]), von dem er mir Briefe brachte, Dr. Weissenbach[89]) aus Salzburg usw.

Es versteht sich, daß es nicht an Festen aller Art fehlte, um den höchsten und hohen Gästen angenehme Zeitkürzung zu bieten, und zugleich ihnen eine glänzende Vorstellung von dem Reichtum und Geschmack des hiesigen Hofes, wie von der Lebensweise der Residenz überhaupt zu geben. Im Theater gab es allerlei eigens für diese Zeit gedichtete Stücke, prächtige Ballette, unter denen eines: „Nina pazza per amore“[90]), durch das unübertreffliche Spiel der Mad. Bigottini[91]) wirklich einen hohen Genuß gewährte. Die psychologisch richtige Art, mit der diese Künstlerin den Beginn des Wahnsinns bei Anhörung der Nachricht vom Tode ihres Geliebten, sowie das Erwachen aus diesem Zustande beim Wiedersehen des Totgeglaubten darstellte, wird jedem, der es sah, unvergeßlich bleiben. Der Musikverein, bei welchem meine Tochter und ich im Chor mitsangen, studierte das Oratorium „Samson“ von Händel ein, und die Proben gingen sehr gut, so daß bei der Generalprobe uns lauter Beifall der ziemlich zahlreich anwesenden Zuhörer lohnte. Leider fiel dieser und mit ihm alle Freude und Begeisterung des mehr als 600 Personen starken Orchesters bei der Aufführung aus dem einzigen Umstande weg, weil eben diese Aufführung ein glänzendes Fest sein sollte, gegeben dem Hofe und allen seinen erlauchten Gästen. Man hatte die Teilnehmer des Orchesters ersucht, in Putz zu erscheinen, und zwar die Damen in weißen Kleidern, womöglich von Seide, und wer Schmuck besaß, sollte ihn anlegen, die Herren im schwarzen Frack und Claquehüten. So erschienen wir auch im herrlich, weiß mit Silber dekorierten und aufs blendendste erleuchteten Saal der k. k. Reitschule, der überhaupt in diesem Winter gewöhnlich zu den Festen verwendet wurde, wozu

er sich seiner Größe und Architektur wegen wohl schickte, und wenn es nötig war, sich mit den Redoutensälen in leichte Verbindung bringen ließ.

Der Saal war schon ziemlich gefüllt, und das Instrumentalorchester bereits an seinem Platz, als das Corps der Sänger und Sängerinnen die Stufen von der Galerie herab in gemessenen Reihen schritt, alle Frauen in weißen, alle Männer in schwarzen, zierlichen Anzügen. Sopran und Alto machten den Anfang. Sie schritten nebeneinander — zwei Damen hoch könnte man sagen — und bei den Bänken angelangt, die ihnen angewiesen waren, wandte sich der Sopran rechts, der Alt links und nahm seine Plätze ein. Ihnen folgten die schwarzgekleideten Herren und teilten sich ebenso in Tenor und Baß. Es soll, wie man uns später erzählte, sehr gut ausgesehen haben. Als alles placiert war, ließ der Hof nicht lange warten. Die ganze glänzende Versammlung so vieler regierender Häupter erschien in den, für sie prächtig dekorierten Logen, das Orchester erhob sich von seinen Sitzen, ein dreimaliger Beifallssturm brach los durch den ganzen, von Menschen gefüllten Saal, es war wieder ein recht erhebender Moment, aber er machte das Unglück unsers armen Oratoriums. Da der Hof mit Klatschen war empfangen worden, durfte dieses Beifallszeichen für niemand und für nichts anders mehr gebraucht werden, und so gingen denn die schönsten Tonstücke unbeklatscht, und wie es schien, ungewürdigt vorüber. Es verbreitete diese scheinbare Nichtbeachtung eine erkältende Atmosphäre über die Künstler. — Lust und Eifer ließen nach, und ich, die als ein Mitglied des Chores freilich auf keinen persönlichen Beifall hatte rechnen können, fühlte dennoch mit den übrigen das Entmutigende, das in dieser gänzlichen

Stille und scheinbaren Teilnahmslosigkeit des Publikums lag. Diese Bemerkung machte es mir begreiflich, welchen unendlichen Wert der Beifall des Publikums für den Schauspieler haben und wie selbst dessen Leistungen dadurch gesteigert werden müssen. Wahr ist es zwar auch, daß der Text und Gegenstand unsers Oratoriums, trotz aller Gediegenheit der Komposition und des tiefen Ausdruckes der einzelnen Tonstücke sich nicht recht für eine festliche Gelegenheit paßte. Es war der Tod Samsons — dieser aufopfernde Tod, der von Vaterlandsliebe und Rachegefühl herbeigeführt, seine Feinde mit sich selbst zugleich zugrunde richten wollte, und der letzte, wunderschöne Trauerchor: „Pflücket Lorbeern, Blumen pflückt, streut sie auf des Helden Grab", konnte nicht anders als einen höchst ernsten, feierlichen Eindruck zurücklassen, und so war es mitunter auch wohl die Wahl dieses Oratoriums selbst, was seinem Zwecke, Freude und Heiterkeit zu verbreiten, hinderlich war. Auch sagte mir Pichler, als wir nach geendigter Musik nach Hause gingen: „Wenn ihr einmal an einem Karfreitag etwas aufführen wolltet, so könntet ihr diesen Samson wählen", und ich mußte gestehn, daß er nicht unrecht habe[92]).

* * *

Die glänzendsten Feste schienen mir stets jene, bei welchen das gar so schöne Lokal des Reitschulsaales in Anspruch genommen wurde, z. B. jene Bals parés, bei welchen die Räume dieses und der beiden Redoutensäle sowie der dazugehörigen Zimmer kaum für die geladene Menge hinreichte, und der Hof nebst allen seinen hohen und niedern fürstlichen Gästen, im größten Staat, durch die ehrerbietig weichende und ebenfalls glänzend

geputzte Versammlung in einer Polonaise daherschritt, der Kaiser von Rußland unsre Kaiserin, unser Kaiser die russische Kaiserin führend, dann die Könige von Preußen, Dänemark, Württemberg, Bayern usw. nebst zahllosen Großfürsten, Herzögen, Prinzen usw. Unstreitig waren Figur, Anstand, Haltung und sogar auch die Jahre viel vorteilhafter bei den beiden mächtigsten Monarchen, die unserm Kaiser damals am nächsten zur Seite standen, und auch mit ihm die Hauptpersonen des großen geschichtlichen Dramas waren, das sich damals vor den Augen der bewundernden Mitwelt entrollte. Dennoch fühlten nicht bloß wir Österreicher, sondern auch die Fremden gestanden es zu, daß in der schmächtigern Person, in der einfachern Haltung unsers Kaisers eine Art von fürstlicher, ja wahrhaft kaiserlicher Würde, mit väterlichem Wohlwollen vereint, sich zeigte, welche ihn in einem geziemendern Licht als seine beiden jüngern, wohlgebildeten Gefährten erscheinen ließ, wovon der eine, Kaiser Alexander[93]), zu viel vom modernen Elegant, der andere, Friedrich Wilhelm von Preußen[94]), zu viel von steifer Soldatenhaltung hatte.

* * *

Da, nachdem die deutsche Freiheit wieder erkämpft, das Fremdenjoch gebrochen war, in vielen die Hoffnung lebte, alles oder doch das meiste im Vaterland wieder in die alte Ordnung zurückkehren zu sehen, und da um jene Zeit, die schon früher durch die Bemühungen der Gebrüder Schlegel und Tiecks, der Brüder Grimm[95]), Hagens[96]), La Motte Fouqués[97]) usw. erregte Liebe fürs romantische Mittelalter und seine Sitten sehr weit und tief in Deutschland um sich gegriffen hatte: so war es ganz natürlich, daß auch die deutsche Tracht, und

eigentlich eine Nationaltracht, die uns von dem gefährlichen Einfluß der französischen Moden losgemacht hätte, zur Sprache kam und für viele ein Lieblingsgedanke wurde. Im Karneval wurde ein Karussell im Reitschulsaale gehalten, wobei Kavaliere und Damen in prächtigen Kostümen des Mittelalters erschienen und jene Gedanken noch mehr belebten. Die damalige Männertracht wurde im Vergleich mit den Anzügen der frühern Jahrhunderte übel kleidend und vor allem höchst unmalerisch befunden, und der Wunsch, sie nach jenen schönern Mustern, sowie auch die Frauentracht umzubilden, lebte in vielen Gemütern auf und bildete sich auch in dem meinen mit Liebe aus. Ich schrieb einen Aufsatz über deutsche Frauentracht, dem Herr Bertuch einen Platz in seinem, damals sehr beliebten Modejournal einräumte[98]), und überdies hatte ich mir vorgenommen, auf einer Redoute, wo alle hohen Herrschaften gegenwärtig sein würden, mit meiner Tochter, in solcher mittelalterlichen Tracht maskiert, zu erscheinen und ein Gedicht auszuteilen, das ich zu diesem Behuf gedichtet und das die Ermahnung unsrer Ahnfrauen sein sollte, welche mit Verwunderung jenes Karussell geschaut, und ihre Enkelinnen aufforderten, sich deutsch zu kleiden. Das Gedicht begann so:

Lautlos und ruhig haben wir geschlafen,
Dreihundert Jahr in unsrer Ahnen Gruft,
Als plötzlich Fackelschein und Glanz der Waffen,
Und Zymbelnklang uns aus dem Schlummer ruft.
Die Neugier treibt uns an uns aufzuraffen,
Uns umzuschauen in der freien Luft.
Da sehn wir wundernd, fürstliche Gestalten
Ein Ritterspiel nach unsrer Weise halten.

— — — — — —
— — — — — —

O holde Tracht! Bild guter, frommer Zeiten!
Wir grüßen dich mit freudigem Gefühl!
Ein schönres Dasein kann sich jetzt bereiten,
Wir hoffen schon von deinem Anblick viel.
Doch siegreich mußt du erst ins Leben schreiten,
Nicht dienend bloß zu Mummerei und Spiel.
Die Deutsche muß im deutschen Kleide prangen,
Nicht mehr vom Ausland das Gesetz empfangen.
Das sollen unsre Fürstinnen uns geben,
Mit hohem Sinn für deutschen Frauenstand.
Sie, die als Vorbild längst schon vor uns schweben,
Geliebt, verehrt in dem beglückten Land.
Nicht Modetorheit nur ist unser Streben,
Mit mancher stillen Tugend ist's verwandt.
Es kehrt ein beß'rer Geist und frömmre Sitte
Vielleicht mit dieser Tracht in unsre Mitte.

Das war unser Vorsatz, aber wie es mir denn in jener Zeit öfters erging, den Tag vor der Redoute bekam ich wieder Migräne und Kopfweh, und an den Ball war nicht zu denken. Die Verse aber erschienen in einer Zeitschrift[99]).

* * *

So waren wir denn alle recht fröhlich und guter Dinge, und ich hatte beabsichtigt, einen kleinen Ball zu veranstalten und bereits viele meiner Bekannten dazu geladen, als ein durchaus nicht vorzusehender Fall sich ereignete, von dem ich mit Schiller sagen konnte:

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt
Geheimnisvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt[100]).

Meine Mutter war bisher, trotz ihrer hohen Jahre — sie zählte 75 — sehr gesund und an Körper und Geist außerordentlich kräftig gewesen. Nur ihre Augen waren seit langer Zeit schon so schwach, daß sie allem Lesen und Schreiben entsagen und ich für sie das Amt

eines Sekretärs und Vorlesers hatte übernehmen müssen. Dies kostete mich viele Zeit, und wenn ich in früheren Jahren oft mit Betrübnis daran gedacht hatte, warum mir denn Gott nur ein einziges Kind geschenkt? so konnte ich mich später damit trösten, daß ich unmöglich die Sorge und Pflege für mehrere Kinder mit dem, was ich meiner Mutter zu leisten hatte, vereinbaren hätte können.

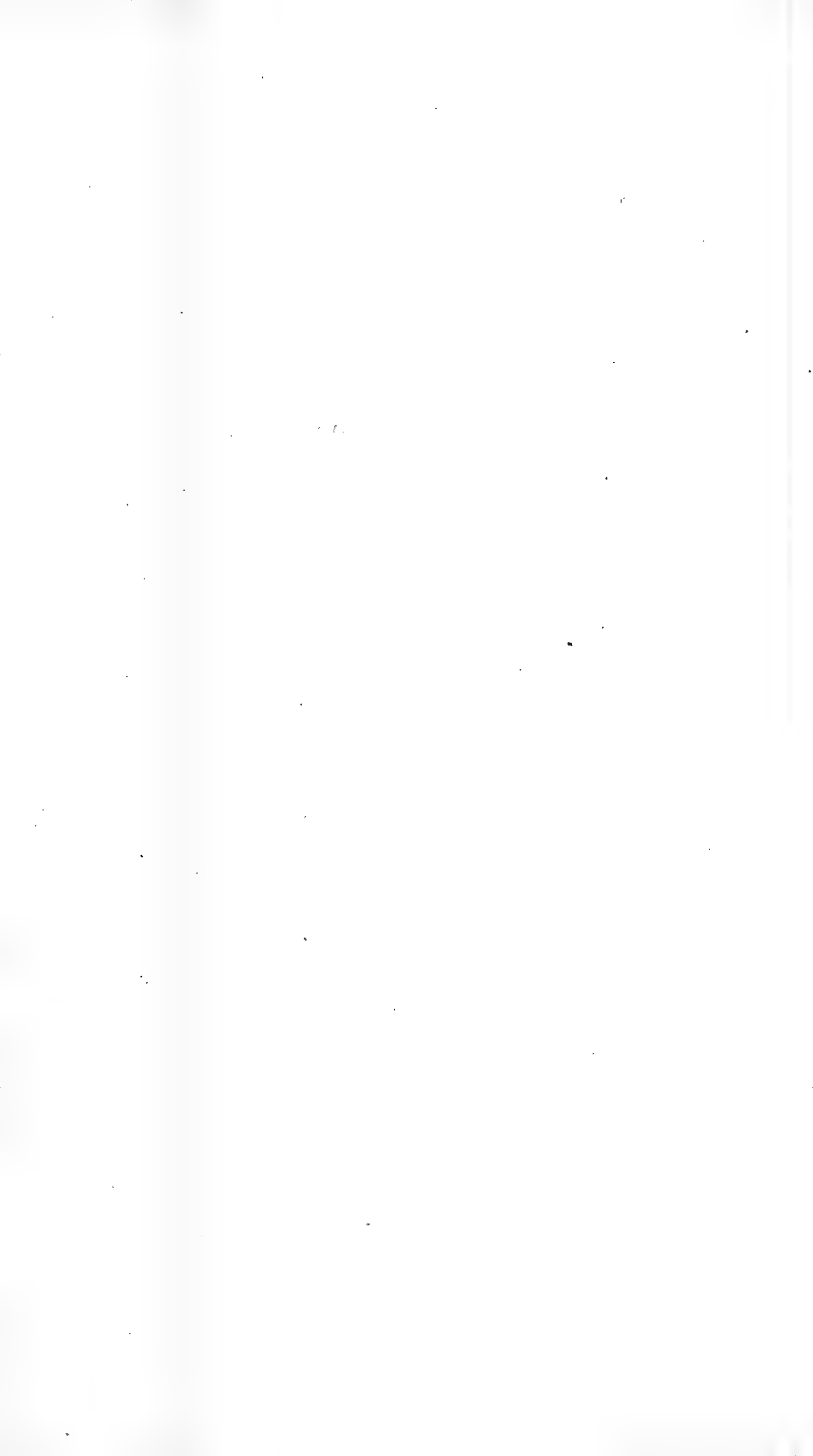
Um jene Zeit nun, im Jänner 1815, befand sie sich noch sehr wohl und erfreute sich des bewegten Lebens um sie herum, nur ein ganz unbedenklicher Husten, der sie seit einigen Tagen befallen hatte, störte sie bisweilen im Reden und in der Nachtruhe. Wir hatten ein Buch bekommen, das von magnetischen Kuren und Erscheinungen des Somnambulismus handelte. Wunderbare Krankheitsgeschichten waren darin nicht bloß erzählt, sondern mit Zeugnissen von berühmten und glaubwürdigen Männern, Ärzten u. a. belegt und bestätigt. Meine Mutter, die überhaupt sich sehr auf die realistische Seite neigte, verwies das alles, sowie das meiste, was sich nicht den Sinnen klar beweisen läßt, ins Reich der Träume. Mich hatten manche Erfahrungen ebenfalls sehr argwöhnisch gegen solche magnetische Wunderkuren und Erscheinungen gemacht, jedoch dünkte es mich, man könnte solche Autoritäten, wie das Buch sie anführte, ohne zu große Anmaßung nicht als ganz unstatthaft verwerfen; daher las ich meiner Mutter das Buch vor, und wir teilten uns unsre Gedanken und Bemerkungen darüber mit. Je weiter wir lasen, je mehr reizten die wunderbaren und wirklich oft aller ruhigen Beurteilung und Erfahrung spottenden Erscheinungen in diesen Krankheitsgeschichten meiner Mutter überhaupt nur zu leicht beweglichen Zorn. Sie ereiferte sich

sie sprach heftig, und obwohl ich ihr recht gab und durch keinerlei Widerspruch ihren Eifer erhöhte, womit sie sich gegen diese Träumereien, wie sie ihr schienen, aussprach, geriet sie doch, eben durch jenes heftige Sprechen, in ein wirklich erschreckendes Husten, so daß ich sie bat, für jetzt lieber mit ihren, gewiß richtigen Bemerkungen inne zu halten und mich nur ruhig weiter lesen zu lassen. Das geschah denn auch — der Husten stillte sich wieder, und der Tag verging wie jeder andere still und ruhig. Abends — es war ein Dienstag, und daher kamen ziemlich viele Besuche — erwähnte meine Mutter gegen einen jungen Arzt, Dr. Pohl, der in unsrer Nachbarschaft wohnte und unser Haus fast täglich besuchte, des Buchs vom tierischen Magnetismus[101]), das ihr den Morgen so viel Ärger verursacht hatte. Auch Dr. Pohl war großenteils, obgleich nicht so unumschränkt, als sie es vielleicht gewünscht hatte, ihrer Meinung. Der Gegenstand wurde nochmals mit großem Eifer und mit aller der Heftigkeit erörtert, welche, wie ich oft bemerkt habe, gerade diejenigen Menschen in ihre Debatten legen, welche die Sache des kühlen Verstandes gegen Schwärmerei, Begeisterung, Aberglauben usw. zu führen meinen, was ich Intoleranz der Vernunft nennen möchte, die oft unnachsichtiger als der Enthusiasmus selbst ist. Abermals reizte die Heftigkeit des Sprechens den Husten auf, und abermals war meine Mutter gezwungen, das Gespräch abzubrechen. Glücklicherweise trat ein junger Offizier, Baron E.[102]), ein, der Sohn meiner verehrten Freundin, den der Frieden und der Kongreß ebenfalls nach Wien zurückgeführt hatte, und bot der Gesellschaft einen Gegenstand angenehmer Unterhaltung, indem er sehr hübsche, in zierliche Verse gekleidete



Charlotte von Greiner

Unsigniertes Pastellbildnis — Städtisches Museum, Wien



Rätsel vorlas, die jeder sich zu erraten bestrebte, aber nur wenige trafen, indes meine Mutter mit ihrem gewohnten Scharfsinn alle leicht löste. Es ist dies an sich ein unwichtiger Umstand, aber ich führe ihn nur an, um zu zeigen, wie geistig kräftig meine gute Mutter sich damals befand, und wie fern wir alle davon waren, zu ahnen, was zwei Stunden darnach sich zutragen sollte.

Die Gesellschaft verließ uns um die gebräuchliche Zeit. Meine Mutter war noch aufmerksam auf kleine Vorbereitungen zum Nachtmahl, welches Dr. Pohl und mein Schwager Karl Kurländer, der bei uns lebte, gewöhnlich mit uns einnahmen. Fröhlich setzten wir uns alle um den Tisch; — da ließ meine Mutter den Löffel fallen, Pichler befahl seiner Tochter ihn aufzuheben; mit Erstaunen sahen wir, daß meine Mutter, die sonst freundlich für jede kleine Leistung zu danken pflegte, dies geschehen ließ, ohne sich zu regen — allmählich sank ihr Kopf tiefer — wir blickten sie erschrocken an — es hatte sie der Schlag gerührt!

Wie mir in diesem Augenblicke war, kann ich nicht beschreiben. Es war der erste solche Fall; ich sollte noch einen zweiten erleben, der in vieler Hinsicht noch schmerzlicher, aber weil nicht so unvorbereitet, doch minder erschütternd war. Wir trugen die Mutter auf das nächste Bett. Sie gab kein Lebenszeichen, die rechte Seite war gelähmt, Dr. Pohl äußerte sich sogleich sehr bedenklich. Zwei nahe Ärzte, die gerufen wurden — der eine von ihnen Dr. Rust (später Präsident in Berlin)[103]), an den mich unser gewöhnlicher Arzt und alter Freund, Baron Türkheim, wenden hieß, da er selbst unwohl war — erklärten dasselbe, was Dr. Pohl angedeutet hatte, daß hier nichts zu hoffen sei. Doch

versuchten wir Einreibungen, Ziehpflaster, Arzneien. Das einzige Zeichen wiederkehrenden, obwohl nur dumpfen Bewußtseins, war der Widerwille, mit dem meine Mutter alles von sich stieß, was man ihr geben oder anbringen wollte. Sprechen konnte sie gar nicht, und ihre Sehorgane, welche sonst durch jedes hellere Licht beleidigt worden waren, vertrugen jetzt ohne zu zucken den Schein der Kerzen, die man ihr bei der Hilfeleistung ganz nahe bringen mußte. Späterhin — als der erste Tumult vorüber war — legte ich mich in meiner Trauer um sie zu ihr aufs Bett, und sie umschloß mich mit ihrem linken Arm und drückte mich innig an sich. Das war das einzige Zeichen von hellerm Bewußtsein — der Abschied zwischen Mutter und Kind — für dieses Leben! Dort find ich sie wieder.

Die Nacht verging, wie man es denken kann. Am andern Morgen kam Baron Türkheim sogleich, aber sein Ausspruch lautete ebenso trostlos: Hier ist nichts mehr zu tun! Nun wünschten wir, daß ihr die Sterbesakramente möchten gereicht werden können. An ein Beichten und Kommunizieren war nicht zu denken, aber die Letzte Ölung konnte ihr gegeben werden, und so ging mein guter Pichler eilig zu seinem Bruder, dem Pfarrer auf der Laimgrube, meldete es in unserer Pfarre, daß ein Fremder die geistliche Zeremonie verrichten werde, und wir konnten nur zu sehr aus der gänzlichen Apathie, mit der meine Mutter alles geschehen ließ, und gar nicht über die Anwesenheit meines Schwagers befremdet schien, schließen, wie vollkommen gelähmt auch ihre Geisteskräfte sein mußten.

So vergingen noch zwei ängstliche, traurige Tage. Nicht genug danken konnte ich es meinen Freundinnen, die in dieser trüben Zeit mir redlich beistanden und

einigen jungen Ärzten, die damals unser Haus besuchten, und meine sterbende Mutter bei Tag und Nacht nicht verließen. Am 21. Jänner endlich abends um elf Uhr verließ ihr Geist seine unbrauchbar gewordene Hülle oder schien sie wenigstens verlassen zu haben[104]). In derselben Nacht aber war es mir plötzlich, als lege sich etwas Weiches, Warmes dicht an mich, und drücke sich fest mir an Hals und Brust. Mir war dabei sehr wohl und doch schauerlich zu Mute. Ich erwachte — es war gegen drei Uhr, und mein erster Gedanke rief mir jenen Augenblick zurück, wo meine Mutter mich vor drei Tagen zum letzten Male an sich gedrückt hatte. Fern davon, etwas behaupten zu wollen, was nur auf ungewissen Mutmaßungen und Möglichkeiten beruht, gibt es mir doch einigen Trost, daß niemand mir beweisen kann, es sei nicht möglich, daß der Geist meiner Mutter, der vielleicht damals, als die Ärzte sie für tot erklärten, ihren Körper noch nicht wirklich verlassen hatte, erst dann entschwebt sei, und der Tochter ein nochmaliges Zeichen ihrer Liebe habe geben wollen.

So hatte ich denn beide Eltern sterben gesehen und Gott, der überhaupt, solange ich denken kann, gütig für mich gesorgt und mir die Last der auferlegten, dem Menschen unausweichbaren Leiden nie hatte zu schwer werden lassen, hatte es so gefügt, daß ich bei meines Vaters Tode bereits vermählt, in der Liebe meines Mannes und in meinem Kinde großen Trost gefunden hatte, und jetzt stand mir diese schon erwachsene Tochter zur Seite, die, rein, liebenswürdig und vielversprechend herangeblüht, mir zu großer Hilfe und Unterstützung in jener trüben Epoche war.

Das Leichenbegängnis — das an die Stelle des projektierten Balles getreten war — war endlich auch vor-

über. Ein paar Wochen vergingen, und obwohl ich nicht in Gesellschaften ging, empfing ich doch wieder die Besuche meiner Freunde, aber durch lange Zeit ward in dem geselligen Kreise die Lücke gefühlt, die die Abwesenheit einer so geistreichen und in jeder Hinsicht verehrungswürdigen Frau in demselben gelassen hatte, und nur langsam fand sich alles wieder in sein altes Geleise, bloß daß meine Gesundheit, die schon lange etwas gelitten hatte, durch die letzten Schrecken noch mehr erschüttert wurde, und es mehrere Monate dauerte, ehe ich mich ganz erholen konnte.

Die erste Teilnahme an den Vorgängen außer dem Hause ward mir hinsichtlich meines Stückes: „Ferdinand II.“ zugemutet, das schon vor längerer Zeit bei der Direktion des Hofburgtheaters (welche damals Graf Ferdinand Palffy[105]) führte) eingereicht war.

Die Polizeihofstelle hatte es, nach den damaligen Vorschriften, der Staatskanzlei zur Einsicht übergeben. Hier fand es an dem böhmischen Patriotismus des Barons von Bretfeld[106]), der die Ahnen seiner Landsleute nicht gerne als Rebellen und Unruhstifter auf dem Theater sehen mochte, ein unübersteigliches Hindernis; obwohl eigentlich gar kein böhmischer Rebell auftrat, Zierotin und Schlick von dieser Nation dem Könige getreu blieben und die Widerspenstigen, welche in dem Stück erschienen, österreichische Stände waren, wie denn auch wirklich Ebergassing und Tschernembl den König am härtesten bedrängt und ihn zum Unterschreiben zwingen hatten wollen. Man ersuchte mich, selbst zum Staatskanzler Fürst Metternich zu gehen und ihn um die Bewilligung zur Aufführung des Stückes zu bitten, das bereits einstudiert und probiert war worden. Ich tat es ungern. Sollizitieren war mir von jeher

ein sehr widerndes Geschäft, und wenn es mir selbst galt, am widrigsten. Zudem war ich in tiefster Trauer, und dieselbe Ursache, welche mir den schwarzen Anzug aufgedrungen, machte mich noch abgeneigter, mich mit außerhalb liegenden Dingen zu befassen. Indessen, Graf Palffy wünschte es, die Schauspieler, wenigstens jene, die dankbare Rollen hatten, wünschten es auch, und so ging ich denn, schon im voraus mir wenig Erfolg versprechend, denn der Sinn der Böhmen ist unbeugsam und viel früher hatte einer unserer nähern Freunde, der eben auch dieser Nation angehörige Regierungsrat Ridler, sich gegen mich selbst stark und unverhohlen über den Inhalt meines Stückes ausgesprochen, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich die erste Motion dagegen ihm zuschreibe[107]).

Fürst Metternich empfing mich sehr gnädig, aber aus seinen Äußerungen, daß er zwar nachsehen und das Stück selbst lesen werde, im übrigen sich aber auf seinen Zensor verlassen müsse — eben diesen Baron Bretfeld, einen Gelehrten, aber nach dem allgemeinen Urteil äußerst engen und beschränkten Geistes — verstand ich nur zu deutlich, daß hier nichts zu hoffen sei, und so war es auch. Das Stück wurde auf dem Hoftheater nie aufgeführt, die böhmische Partei war stets dagegen, und nur lange darnach ging es in einer argen Verstümmelung als Christian von Dänemark, ein- oder höchstens zweimal an der Wien über die Bretter. In dieser Gestalt, abgestreift von jeder Individualität, jedem Lokal-, jedem vaterländischen Interesse war es ein wahres Unding. Ich ging gar nicht hin, es zu sehen, denn ich hätte mich nur geärgert[107]).

Der Februar 1815 war vergangen. Mein Haus wurde nach wie vor von meinen hiesigen Bekannten und vielen

Fremden besucht, alles schien geordnet, der Friede geschlossen; wir sahen einer ruhigen Zukunft entgegen, als eben wieder so plötzlich wie damals in meinen Familienverhältnissen nun ein für das Allgemeine viel überraschenderer und entmutigender Schlag fiel und alle kaum beschwichtigten Stürme erneuerte.

Es war ein Abend, an dem ich Gesellschaft erwartete. Schon waren mehrere Damen und Herrn versammelt, als Graf Stolberg mit einer Miene, die Verstimmung und Mißmut aussprach, eintrat, sich an seinen gewohnten Platz neben dem Sofa setzte, und wenig oder keinen Anteil an der Unterhaltung nahm. Während ein lebhafteres Gespräch die übrige Gesellschaft in Anspruch nahm, flüsterte er mir leise zu: „Wissen Sie schon die Nachricht, die eben gekommen? Napoleon ist von Elba entflohen, und der Krieg beginnt von neuem". Noch sprachen wir — ich halb ungläubig und zweifelnd darüber, weil solche Gerüchte manchmal doch nur Börsespekulationen oder dergleichen absichtlich Verbreitetes sind. Bald aber trat Major Kronenthal vom badischen Hofe ein, er näherte sich uns, und bestätigte die gefürchtete Kunde, die nun durch noch andere Eintretende erzählt und der ganzen Gesellschaft zu ihrem nicht geringen Schrecken mitgeteilt wurde. In diesem Augenblicke war ich beinahe froh durch den Gedanken, daß meine arme Mutter, die durch die Wechselfälle der langen Kriege so oft und so tief erschüttert worden war, die Katastrophe, von der sich damals nur Unglück fürchten ließ, nicht erlebt hatte.

* * *

Indessen, das Schlimme was wir gefürchtet hatten, und mit uns halb Europa, ging nicht in Erfüllung. Die

verbündeten Armeen sammelten sich aufs neue und rückten gegen Frankreich vor — die hundert Tage begannen, verliefen — die Schlacht von Waterloo [108]) wurde geschlagen, alles kehrte in seine vorige Lage zurück, und das furchtbare Meteor, das über Europas Horizont emporgestiegen war, versank in eine einsame Insel des weiten Ozeans, um dort nach einigen Jahren, ohne fernere Einwirkung auf die erschütterte Welt, zu verlöschen [109]). Wunderbares Geschick! Fingerzeig der Vorsicht, die sich dieses gewaltigen Werkzeuges bedient hatte, um ihre Pläne mit dem Menschengeschlecht auszuführen! Nun bedurfte sie seiner nicht mehr und ließ sein Dasein spurlos enden, das durch mehrere Jahre der Leitstern, der Lebenspuls, das unumschränkte Gesetz Europas gewesen war!

* * *

Um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, habe ich einige Ereignisse übergangen, die in dieselbe Zeit fielen, und eigentlich nicht in den Gang der Begebenheiten gehörten, die aber dennoch, besonders das letzte, welches Einfluß auf mein inneres Leben hatte, einen Platz in diesen Erinnerungen verdienen.

Eine ganz unerwartete und höchst erfreuliche Erscheinung war mir an einem Vormittag im Beginne des verflossenen Winters von 1814—1815 das plötzliche Eintreten eines lange entbehrten und sehr werten Freundes, des damals im königlich sächsischen Finanzministerium angestellten Herrn Streckfuß, der, wie sich die Leser dieser Blätter erinnern werden, in den Jahren 1805 und 1806 zu den nächsten Freunden unsers Hauses und des kleinen Kreises, in dem wir lebten, gehört hatte [110]). Die Auseinandersetzungen, welche der

Frieden in den Finanzen der beteiligten Länder nötig gemacht hatte, waren die Veranlassung, welche unsern Freund im Gefolge eines sächsischen Beamten, von Miltitz[111]), wenn ich nicht irre, damals nach Wien führte. Unsere und des ganzen Freundeskreises Freude war sehr groß, nur leider war die Anwesenheit, die seine Geschäfte ihm hier gestatteten, viel zu kurz für unsere und wohl auch für seine Wünsche. Bald darauf trat er aus den sächsischen in preußische Dienste, erhielt eine Anstellung in Berlin, ebenfalls im Finanzdepartement, stieg mit mehreren Orden geschmückt dort von Stufe zu Stufe, und lebt nun als Vater von vier wohlgeratenen Kindern und seit kurzem als Großvater in einer sehr bedeutenden Stellung, die er ganz allein seiner Geschicklichkeit, Redlichkeit und Anstrengung verdankt, und zu der er sich vom unbedeutenden Hofmeister in einem Privathause durch eigene Kraft aufgeschwungen hat. Auch hat er, trotz eines ganz ernsten und nüchternen Berufsfaches, nie seine frühere Beschäftigung mit den Musen auf die Seite gesetzt, und seine Übersetzungen der italienischen Klassiker, sowie manche eigenen Arbeiten zeugen von der strengen Benützung seiner Zeit, sowie von seiner ausgezeichneten Geisteskraft.

Sonderbar ist es, daß, vielleicht zufälligerweise, mir so viele Dichter bekannt sind, die im finanziellen oder Kameralfache ihre Berufsarbeit suchten und fanden. So sind nebst unserem verehrten Streckfuß in Berlin hier die beiden unvergeßlichen Brüder Collin bei der hiesigen Hofkammer angestellt gewesen; so gehören jetzt zu dieser Stelle: Grillparzer, Bauernfeld, Baron Schlechta[112]), Baron Nell[113]) und der zwar nicht als Dichter, aber als Maler ausgezeichnete Herr von Haber-



Zacharias Werner

Stich von J. Ender — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



mann[114]). Daß viele unserer bedeutenden Dichter Ärzte sind oder waren, wie Haller[115]), Lenau, Frankl, Hornbostel[116]), Feuchtersleben[117]) u. a. kann weniger befremden, da die Arzneikunde mit den Wissenschaften und der gesamten Literatur näher verwandt, und nach der Meinung der Alten dem Schutze desselben Gottes, des Apollo untergeordnet ist.

Sehr passend reiht sich an diese Erwähnung aus der Dichterwelt die Erinnerung an den Sänger der Söhne des Tals und der Weihe der Kraft, den schwärmerischen, aber gewiß achtbaren Werner an, der, als ich ihn 1807 kennen lernte, Kammersekretär in Warschau war. An einem frühern Orte habe ich auf den passenden Zeitpunkt verwiesen, um von seiner Erscheinung und Wirkung als Priester und Prediger zu sprechen. Dieser Zeitpunkt war nun im Jahr 1814 und 1815 gekommen. Als Katholik und Geistlicher war er nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren wieder nach Wien gekommen, hatte sich auf der Kanzel hören lassen, viel Aufsehen erregt und noch mehr Widerspruch gefunden. Endlich erfuhr ich, daß er (ich glaube es war im Herbste 1814) in einer benachbarten Vorstadtkirche predigen würde. Ich ging hin, ihn zu hören und fand im Bewunderns- und Tadelnswürdigen alles ganz so, wie verständige Freunde es mir schon geschildert hatten. Ergreifende Gedanken, erhabene Schilderungen, höchst poetische Anschauungen wechselten auf das Grellste mit ganz nüchternen, für den Ort gar nicht passenden Bemerkungen, mit fast lächerlichen Details ab. So erwähnte er in eben jener Predigt (in der Kirche im Liechtenthal) der Zerstörung Jerusalems durch den Kaiser Titus — den nämlichen Kaiser Titus, fügte er erklärend hinzu, den ihr hier auf dem Theater in der

Oper vorstellen seht. Späterhin, wo von der Unzulänglichkeit einzelner guter Regungen oder verdienstlicher Handlungen als einem Anspruch auf ewige Belohnungen die Rede war, sagte er: „Das wäre ebenso, als wenn der Bettler, der im Evangelio ohne hochzeitliches Kleid erschienen war, seine Lumpen mit kostbaren Spitzenmanschetten, die er angehabt, hätte rechtfertigen wollen[118].“

Viele, viele solcher grellen und durchaus unpassenden Bilder, Gedanken, Bemerkungen enthielten seine Predigten, und besonders liebte er es, die Tagesgeschichte und seine eigene Person mit einzuflechten. Er hatte aber ungeheuren Zulauf, und ich war ebenfalls unter seinen fleißigen Zuhörerinnen, obwohl meine Entfernung von der Stadt mir dies erschwerte. Denn damals war ich zwar nicht jung, aber rüstig, kraftvoll und munter, und ein Gang von der Alservorstadt zu den Ursulinerinnen oder den Augustinern, bei denen er öfters predigte, das Warten und Stehen in der Kirche bis die Predigt anfing und während derselben, und dann die Rückkehr zu Fuße waren mir wenig beschwerlich.

Bei den Ursulinerinnen hörte ich ihn einst des heil. Augustinus mit vieler begeisterten Wärme erwähnen, und des Herzeleids, das dieser nachmals so große Mann in seiner Jugend durch ein wüstes Leben seiner Mutter gemacht hat. Werner schilderte dies mit lebhaften Farben, und schien tief ergriffen. Da klopfte ein mir unbekannter, aber sehr anständig gekleideter Mann mich sachte auf die Schulter, und sagte: Das ist seine eigene Geschichte; und ich hörte später, daß dieser Unbekannte mir die Wahrheit gesagt habe[119].

Einer andern Predigt bei den Ursulinerinnen erinnere ich mich auch noch, wo er von den sieben heili-

gen Sakramenten sprach und sie, nach dem Text des Tagesevangeliums von den fünf Broten und zwei Fischen, mit diesen auf höchst sinnreiche Weise verglich. Fünf von diesen heiligen Gnadenmitteln nämlich, sagte er, sind gleich dem Brote eine Nahrung für jedermann: die Taufe, Firmung, das Sakrament des Altars, die Buße und die letzte Ölung; zwei davon sind, wie die Fische, eine nicht jedem gedeihliche Speise: die Ehe und Priesterweihe. „Im Orient," fing er dann mit gehobener Stimme an, indem er, sich auf die Kanzel mit beiden Armen lehnend, sich den Zuhörern gleichsam zu nähern und ihnen seine Rede recht ans Herz legen zu wollen schien — „Im Orient gibt es eine Frucht, die der heiße Sonnenstrahl zu solcher Reife und Köstlichkeit auskocht, daß sie den Geschmack und die Vorzüge aller übrigen Früchte in sich vereinigt, dies ist die Ananas — und so ist auch eins der Sakramente, welches alle Gnaden der übrigen in sich schließt, und dies ist das Sakrament des Altars."

Gar schön verglich er ein anderes Mal am Feste Allerheiligen den Himmel mit einem herrlichen Blumengarten, in welchem die Rosen der Märtyrer, von ihrem heiligen Blut gefärbt, prangen; die Lilien der Jungfrauen blühen; die heiligen Einsiedler wie bescheidene Veilchen sich verbergen, und endlich die Sonnenblumen der Patriarchen sich sehnsüchtig der kommenden Heilssonne zuneigen, noch ehe sie erschienen war.

Besonders merkwürdig war mir eine solche Predigt bei den Jesuiten „am Hofe". Ich war mit der Baronin Richler wie schon öfters hingegangen, um Werner zu hören. Es war im Advent über den Text jenes Evangeliums von den Predigten Johannis, welche Pharisäer und Sadduzäer zu hören gingen, freilich nicht um sich

zu erbauen, oder die Ermahnungen zu benützen[120]). Mit nicht ganz bescheidener Hindeutung, wie mich dünkt, verglich er sich selbst dem heil. Johannes, indem er, unter den Sadduzäern die Weltmenschen verstehend, sagte: sie seien in Johannis Predigten gegangen, um sich zu desennuyieren und die Pharisäer (die Geistlichen nämlich) um zu sehen, wie er das Handwerk treibe. Bei dieser Stelle, so wie später bei einer andern, wo er von dem heil. Franz Xaver sagte, er sei in seiner Zeit der beste Tänzer in Paris gewesen, sah ich mehrere Personen und besonders einige junge Männer, die nicht weit von uns standen, lachen. Ich selbst fühlte mich nichts weniger als erbaut durch solche Stellen, und bei der von den Sadduzäern stieß ich meine Gefährtin leise an, indem ich sagte: das gilt uns!

Und in derselben Predigt, deren Beginn mir so wenig passend und des Gegenstandes würdig vorgekommen war, erhob sich derselbe Mann zuletzt in wahrer, begeisterter Andacht, indem er von der göttlichen Langmut sprach, welche den Sünder lange erträgt, und oft an sein Herz klopft, um ihn zur Sinnesänderung, zur Buße einzuladen. „Wird sie ihn aber immerfort ermahnen? wird sie gar nie aufhören, an sein Herz zu pochen? — Nein! Nein! rief er endlich mit donnernder Stimme: es kommt ein Tag, wann sie den Sünder verläßt und ihn dem ewigen Verderben preisgibt.“ Hierauf schilderte er dies mit furchtbaren Farben; dann erhob er beide Hände gefaltet wie im brünstigen Gebet, und rief: Ich will hoffen, ja ich will zu Gott hoffen, daß dies noch bei keinem der hier Anwesenden der Fall ist usw. — Der plötzliche Schwung, den seine Rede bei dieser Wendung des Ganzen nahm, die Energie, mit der er von jenem: Nein! Nein! angefangen sprach, riß alle

Zuhörer unwillkürlich mit sich fort, und ich sah Tränen in den Augen derselben jungen Leute, die im Anfange der Predigt gelacht hatten.

* *
*

Von diesem Geistlichen und ausgezeichneten Manne, und von Erinnerungen religiöser Art ist der Übergang zu einem verwandten Gegenstande, nämlich zu der Einwirkung, welche, ungefähr um eben diese Zeit, von einem andern, ebenfalls diesem Stande angehörigen Manne auf mein Inneres und auf die Richtung meines Gemütes geschah, natürlich und passend.

Der Leser wird sich erinnern, daß mein Gemüt von Kindheit an nicht unfromm gewesen, daß religiöse Gedanken und Gefühle mich gern und oft beschäftigten und daß ich besonders, seit ich mehr von mir selbst abhing, auch die äußern Gebräuche der Kirche, in welcher ich geboren und erzogen worden, gern mitmachte. Es war eine Zeit, da dies so sorgfältig auch von mir nicht geschah; es war jene Zeit des öffentlich zur Schau getragenen Unglaubens, als das Beispiel und die Grundsätze von Personen, die sonst die allgemeine Achtung im höchsten Grade verdienten, so wie eine falsche Scham für beschränkt oder gar für bigott zu gelten, mich dann und wann abhielt, die Zeremonien des katholischen Gottesdienstes, insofern sie in meine Willkür gestellt waren (denn die Messe am Sonntag versäumte ich schon des Beispiels für meine Hausleute wegen niemals), mitzumachen. In meiner Eltern Haus kamen viele Leute, die entweder geradezu gar nichts glaubten, oder die, wenn ein wahrhaft religiöses Gefühl in ihnen wohnte, durchaus alle geoffenbarten Wahrheiten verwarfen und eigentlich reine Deisten waren. Es gab unter diesen

aber so manche höchst verehrungswürdige und strengrechtliche Menschen, daß ich sehr natürlich zu der Ansicht gelangen mußte, man könne auch ohne positive Religion recht pflichtmäßig und würdig handeln. Hierzu gesellten sich denn so viele Eindrücke, die ich durch Umgang und Lektüre erhalten, und die mir das Priestertum, die Hierarchie, den furchtbaren Kampf dieser letztern mit der weltlichen Macht als etwas ansehen machten, das nachteilig auf die Menschheit eingewirkt. Vieles trug dazu der Umstand bei, daß in der Periode des Kaisers Josef selbst die Bücher, aus denen die Jugend ihren Unterricht empfing, großenteils von Protestanten verfaßt waren, welche überhaupt seit 300 Jahren, nämlich seit der Reformation, das große Wort in Deutschland führten. So lernten wir Geschichte aus Schröckh[121]), Naturgeschichte und Geographie aus Raffs[122]) Büchern, und sehr wohl erinnere ich mich noch, daß schon damals meine patriotische Gesinnung sich beleidigt fühlte, wenn bei Ortschaften in Böhmen oder Sachsen, die durch irgend eine Schlacht zwischen Österreich und Preußen berühmt waren, die Siege der Preußen immer mit vollem Munde gepriesen, und die unsrigen nur kurzweg angezeigt wurden. Dies war im Grunde doch auch der Antagonismus der Reformation gegen die katholische Religion; denn Preußentum und Luthertum ist so ziemlich eins, und der König von Preußen wird eigentlich von den Protestanten als der Defensor ihres Glaubens, ja als ihr Papst betrachtet!

So tief und innig auch mein religiöses Gefühl schon seit meiner Kindheit gewesen: so hatte es doch oft Zeiten gegeben, in denen dies Gefühl durch wenige äußere Übungen, wie oben gesagt, unterstützt und angefacht, durch schädliche Lektüre erschüttert, durch Zweifel be-

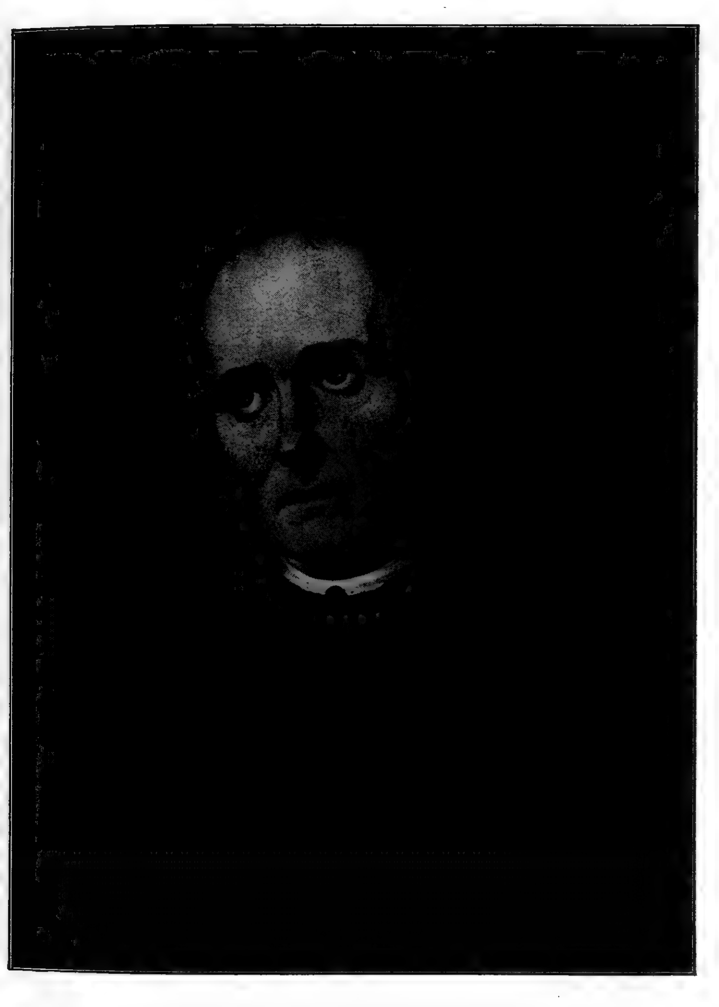
unruhigt worden war. Mehr als einmal hatte sich dasselbe durch gnadenvolle Einwirkungen göttlicher Langmut wieder zurecht gefunden, und nachdem die politischen und äußern Stürme sich rings um uns zu legen anfingen und ein still geregelter Lebenslauf beginnen konnte, fing auch mein Geist an, sich nach innerer Ruhe und Beschwichtigung in gegründeter Sicherheit zu sehnen. Sichtbar hatte die Vorsicht die Begebenheiten, die Geister der Menschen, den Sinn der Gewalthaber zu einem großen, guten Zwecke hingeleitet. Diese Einwirkung war nicht zu verkennen, und der anerkennende Dank dafür öffnete das freudige Herz den milden Einflüssen der Religion, so wie schon früher Druck und Unglück uns gedrängt hatten, uns vom Allzumateriellen zur Idee zu erheben, wie eben unser Dichter Z. Werner gesungen hatte[122a]).

Es bildete sich in mir ein bestimmtes Sehnen nach den Tröstungen und Gnadenmitteln der Religion aus, und schon einige Zeit vor der Periode des allgemeinen Friedens setzte sich der Entschluß in mir fest, mich um einen würdigen Beichtvater für meine Tochter und mich umzusehen, weil ich dies für einen wesentlichen Teil der Seelenführung ansah, und damals, so wie jetzt, überzeugt bin, daß ein vernünftiger Geistlicher hierin sehr viel tun kann, und daß daher die Wahl des geistlichen Arztes mit eben der Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit geschehen sollte als die des leiblichen.

Hier aber zeigten sich mir sogleich nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Durch die Erziehung, welche ich im Hause meiner Eltern empfangen, durch den steten Umgang mit Menschen von hoher geistiger Ausbildung, durch die Ansichten und Grundsätze, welche ich diese so oft hatte äußern hören, war ich selbst auf

einen Punkt der geistigen Ausbildung geführt worden, der es mir höchst wünschenswert machte, in dem Priester, welchen ich zu meinem Beichtvater erwählen sollte, einen überlegenen Geist zu finden, der in wissenschaftlicher Tiefe mir voranginge, in moralischer würdig und rein vor mir stände, und in religiöser weder durch krasse Mönchsbegriffe meinen Verstand noch durch modernen Rationalismus mein warmes Gefühl verletze. Wohl fühlte ich, daß bei dem Kulturstande, der im allgemeinen unter unserer Geistlichkeit herrschte und vermöge dessen sie sich unter die beiden letztgenannten Nuancen teilte, jene Forderungen schwer zu erfüllen sein werden. Und dennoch empfand ich bestimmt, daß ich einen solchen Beichtiger finden müßte, wenn mein Zweck, die Wirren und Zweifel, welche meinen Verstand beunruhigten, geschlichtet zu sehen und auf einen festen Pfad des Heils zu gelangen, erreicht werden sollte. Oft wandte ich mich deswegen im Gebete an Gott, und er verließ mich nicht, der gütige Menschenvater und Hüter, er sandte mir, wessen ich bedurfte, und das kam so von ungefähr, so wie von selbst, daß ich es für nichts anderes als eine wahre Manifestation der göttlichen Gnade ansehen kann, wodurch mir kund ward, wessen ich damals so sehr bedurfte.

Herr von Hammer[123]) — damals noch nicht mit allen den Würden, Orden und irdischen Gütern überhäuft, die ihm seitdem wohl verdient zuteil geworden sind — war doch schon damals (im Jahre 1813 oder 1814) einer unserer ausgezeichnetsten Gelehrten, und das darf ich mir wohl mit frohem Selbstbewußtsein sagen, ein treuer Freund unseres Hauses. Da seine Schriften, wie sein Umgang mich stets einen Mann voll religiösen Gefühls, wenngleich vielleicht nicht in ganz christlichem Sinne



P. Marcellian Lunger, O. F. M.

Unsigniertes Holztafelbildnis — Franziskanerkloster, Wien



in ihm ahnen ließen, so brachte ich, als ich einmal allein mit ihm sprach, die Rede auf meinen Wunsch, einen verständigen und wahrhaft frommen Geistlichen zu finden, dem ich meine und meiner Tochter Seelenführung anvertrauen könnte. Hammer nannte mir sogleich einen Pater Marcellian[124]) aus dem Franziskanerorden, und bei Nennung dieses Namens standen plötzlich alte Erinnerungen aus der Josefinischen Periode in mir auf; da dieser Geistliche durch seine geläuterten Religionsbegriffe wie durch seine Gelehrsamkeit sich manche Verfolgungen von seinen Ordensbrüdern zugezogen hatte, ohne darum wie ein Eulogius Schneider[125]), Ignaz Feßler[126]), oder Reinhold[127]) den drückenden Fesseln durch einen verbrecherischen Schritt zu entfliehen, und in noch verletzenderer Gewalttat auch den angestammten Glauben zu verläugnen. Dies alles erwog ich jetzt bei mir—Hammers Empfehlung, eines so würdigen und freundlich gesinnten Mannes, die Erinnerung an den Ruf, den sich Pater Marcellian vor mehr als 25 Jahren schon in Wien erworben, selbst die Beständigkeit und Kraft, womit er unter einem harten Drucke ausgeharrt, indes jene sich ihm widerrechtlich entzogen — alles dies bestimmte meinen Entschluß. Durch des schätzbaren Freundes Vermittlung näherte ich mich dem würdigen Seelsorger und fand alles in ihm, wessen mein Geist und mein Gefühl bedurften.

Schon lange ist mir der fromme Mann in eine bessere Welt vorangegangen, und ich war und bin außerstande, ihm alles das zu lohnen, was ich ihm für mich und mein einziges geliebtes Kind verdanke; denn sein strenger Orden und seine eigene unabhängige Gesinnung machten es mir unmöglich, ihm meinen Dank durch irgend eine kleine Aufmerksamkeit oder Gefälligkeit zu bewei-

sen. Aber nachrufen darf ich ihm denselben in das Reich des Lichts, dessen verkannter Bürger er damals schon war, und dessen volle Seligkeit er jetzt, in dasselbe aufgenommen, genießt, aus warmer, tiefer Seele; und seine milden Züge, die mich von der Wand, meinem Schreibtische gegenüber, mit schmerzlichem Leidenszuge anlächeln, rufen mir alle die trost- und erhebungsvollen Augenblicke, die sanften Ermahnungen, die weisen Lehren, welche ich von ihm hörte, ins Gedächtnis zurück.

Wie ein erfahrner und einsichtsvoller leiblicher Arzt schnell die Krankheit und ihre Ursache erkennt, so erkannte auch dieser vielerfahrne und psychologisch-scharfsichtige Mann den Gemütszustand seiner Pflegebefohlenen sogleich, sprach mit Bestimmtheit aus, was in ihren Seelen vorging, und gab ihnen die besten Vorschriften an die Hand, wie sie den offnern oder geheimern Feind in der eigenen Brust bekämpfen sollten. Oft habe ich mit Staunen und stiller Beschämung ihn die geheimsten Falten meines Gemüts entwickeln und mir über das, was in mir vorging, Belehrung geben hören. Auch hatte er in diesem Fache außerordentliche Praxis, denn nicht allein im Beichtstuhl, sondern auch an Kranken und Sterbebetten, beim Unterrichte der Jugend und in trüben Familienangelegenheiten war P. Marcellian als vielfach gesuchter, geprüfter Rat, Tröster, Lehrer und milder Freund in ganz Wien bekannt und geehrt.

Durch ihn wurde ich mit den Schriften der christlichen Weisen St. François de Sales und Fénélon bekannt, die mir nun seit mehr als 25 Jahren eine unerschöpfliche Quelle des Trostes, der Belehrung, Erbauung und des Segens geworden sind. Ihnen verdanke ich

so viel Gutes, so viele Befestigung auf dem zuerst wankend betretenen Pfade, so viel Kraft und Ergebung, daß ich auch ihnen in die Auen des Friedens meinen Dank nachrufen möchte, wenn ich nicht bedächte, daß sie sowohl als mein guter, väterlicher, Freund P. Marcellian dort besser als wir hier im Dunkeln Tappenden wissen, wie es mit uns steht und was wir von ihnen gelernt oder nicht gelernt haben.

Vor und noch mehr nach P. Marcellians Tode, der im Jahre 1821 oder 1822 erfolgt sein mag, da ich ihn in der letzten Zeit seiner Hinfälligkeit nicht mehr sehen und sprechen konnte, habe ich wieder längere Zeit nach einem Nachfolger desselben gesucht und endlich einen zwar nicht vollkommenen Ersatz für den Hingegangenen, aber doch nacheinander ein paar würdige Priester in unserer Nachbarschaft gefunden, die bei vielen guten Eigenschaften dem Verewigten aber an ausgebreiteter Gelehrsamkeit und ehrwürdigem Alter nachstanden. Es ist dies letzte, wenn man es genau betrachtet, wohl eine Nebensache, indessen, da ein höheres Alter auch längere Erfahrungen und ruhigere Übersicht des Lebens mit sich bringt, und das Verhältnis des Beichtigers zum Beichtkinde doch auf eine gewisse Art ein väterliches sein soll, so gab das weit vorgerückte, das meinige überragende Alter des P. Marcellian ihm auch noch diesen Vorzug. Aber freilich muß man, wenn man sich nahe an den siebzig Jahren befindet, darauf verzichten, leicht einen auf diese Weise väterlichen und noch in seinen Seelsorgerpflichten tätigen Mann zu finden.

* *
*

Es war ungefähr um diese Zeit, als ich durch die Briefe meines Freundes, Baron Merian, die erste Kunde

von zwei der merkwürdigsten Erscheinungen in unserer literarischen Welt, nämlich von den beiden englischen Dichtern Walter Scott und Byron erhielt. Er schickte mir einige Gedichte des Letztern in Abschrift, und schilderte mir die Arbeiten des erstern auf eine so richtige und anerkennende Weise, daß ich noch viel mehr Verlangen fühlte, Walter Scotts Dichtungen kennen zu lernen als die des Lords, obgleich die tiefe und dunkle Glut, welche aus diesen sprühte, und der Reichtum von Gefühlen, Gedanken und Bildern in denselben jeden Leser mächtig ergreifen mußte. Sobald ich konnte, suchte ich mir die versifizierten Erzählungen Scotts: den „Gesang des letzten Minstrels“, den „Fürst der Inseln“, die „Dame vom See“, zu verschaffen, und kaufte sie mir sogleich. Später erhielt ich dann, teils durch Herrn von Hammer, dem ich zuerst von diesen beiden Schriftstellern sprach, teils durch andere, den Ivanhoe, Waverley und so nach und nach, wie sie erschienen, wenigstens die meisten seiner Romane, und jeder war ein hoher, tief ergreifender Genuß für mich. Es war nicht bloß die Treue und Echtheit in der Schilderung vergangener Zeiten und Zustände, welche uns gleichsam mitten in jene längst verschwundene Welt versetzten; es war auch die Natur und tiefe psychologische Wahrheit dieser Charaktere und Seelenstimmungen; es war endlich der Reiz einer spannenden Verwicklung und überraschenden Auflösung der Begebenheiten, der oft echt dramatische, ja ich möchte sagen, theatralische Effekt mancher Situationen, vor allem aber war es das edle Gemüt, das rein menschliche Gefühl des Autors, welches mich beruhigend, zuversichtsvoll, ermunternd und erhebend aus seinen Dichtungen ansprach. Man fühlte unwillkürlich, daß nur ein durchaus guter,

rechtlicher und wahrhaft einsichtsvoller Mensch so denken, so gerecht, so klar und so mild zugleich die Menschen beurteilen und schildern könne, wie Walter Scott sie in seinen Werken auffaßt und darstellt. Da ist kein so verruchter Verbrecher, so lächerlicher, verkehrter Charakter, der nicht durch einen Faden rein menschlichen Gefühls, durch einen Zug weicher Empfindlichkeit mit der bessern Menschheit zusammenhinge; da ist hinwieder kein noch so edler, erhabener Mensch, der nicht durch irgend eine Schwäche oder eine zu wenig gebändigte Leidenschaft der menschlichen Gebrechlichkeit ihren Zoll entrichtete. Im allgemeinen aber muß jedes richtig gebildete Gefühl sich von Walter Scotts Schilderungen zu seiner Persönlichkeit hingezogen fühlen, und wahrlich alles, was uns Zeitungen, Journale und gediegnere Werke in Schilderungen von Walter Scotts häuslichem und Familienleben erzählen, was und wie wir es durch seines, selbst hochachtbaren Schwiegersohnes, Herrn Lockharts[128]), Buch erfahren, dient nur dazu, den Eindruck, den Scotts Schriften und seine daraus hervorgehende Persönlichkeit auf ein unbefangenes Gemüt machen müssen, zu bestärken, zu beleuchten und zu rechtfertigen[129]).

Von ganz anderer — und in mancher Hinsicht von ganz entgegengesetzter Art war der Eindruck, den, wenigstens auf mich, Lord Byrons Schriften gemacht haben. Blendend, überwältigend, erschütternd wirkten im ersten Augenblick seine Schilderungen, seine leidenschaftlichen Bilder und Ausdrücke auf mich. Sie drangen tief in mein Innerstes, sie regten es auf, sie beschäftigten meine Phantasie. Aber dennoch fühlte ich ebenso bestimmt ein Grauen vor diesen heimlichen Untaten,

verbotenen Gelüsten, rastlos wilden Leidenschaften, Meuchelmorden und offenbaren Verbrechen, welche diese Dichtungen schilderten und in denen zu wühlen, sie den Tätern nachzuempfinden, sie recht deutlich auszumalen, der Verfasser eine Art von dämonischer Lust zu finden schien. Diese Bewunderung und dieses Grauen zugleich löste sich, wenn ich länger darüber nachsann, in eine Art von mitleidigem Gefühl auf, daß so ein hochbegabter Geist, durch widrige Schicksale, vielleicht durch unbändige Leidenschaften, durch einen über alles sich aufbäumenden Stolz zu dieser innern Zerrissenheit und Menschenverachtung gekommen war, in welchen Stimmungen er gleichsam der Stifter jener unseligen Sekte der Zerrissenen unserer Zeit, das Vorbild der vom Unglück verfolgten Dichter geworden ist. Traurig ist es nur für die Hörer oder Leser dieser nachgeahmten Klagen, daß wohl die Unzufriedenheit, die ungemessenen Ansprüche, der aufbäumende Stolz überall — aber leider nur selten oder nur in einzelnen Anklängen etwas von dem hohen Genius und dem göttlichen Feuer seiner Dichtkunst bei seinen Jüngern und Nachbetern zu finden ist[130]). —

Was uns des Lords Freund, Herr Thomas Moore[131]), in seinen „Notices“ über den Verewigten sagt, erklärt manches im Charakter und rechtfertigt oder entschuldigt manches in den Handlungen des jungen, leidenschaftlichen, hochbegabten und hochgestellten Mannes, der ganz allein in der Welt stand, nicht einmal die Liebe seiner Mutter besaß und kein befreundetes Haus hatte, in dem er sich heimisch fühlen konnte. Aber ich muß gestehen, daß die Liebe und Sorgfalt, mit welcher Moore jeden Lichtpunkt im Charakter seines Freundes hervorzuheben, jeden Schatten zu verbergen oder zu

entschuldigen strebt, mir unwillkürlich den Darsteller werter als den Gegenstand seiner Darstellung gemacht hat.

Von den Werken Byrons, die ich zuerst las, zog mich der „Corsair“ sehr an, und es machte mir Vergnügen, mich an die Übersetzung desselben zu wagen[132]). Da ich mich natürlich sehr mit diesem und den übrigen Gedichten Byrons beschäftigte, wurde es mir sehr wahrscheinlich, daß Lara[133]) eine Fortsetzung des Corsair sei, daß der Fremde, der bei dem Feste, wie er Lara erblickt, 'tis he! ausruft, in ihm den Konrad erkannt habe, und der treue Kaled niemand als die unglückliche Gulnare sei, welche ihm in Männerkleidung gefolgt war. Da ich eben zu jener Zeit auch Scotts Werke las und ein paar Kleinigkeiten daraus übersetzte[134]), drängte sich mir die Bemerkung auf, daß es eigentlich zweierlei Englisch gäbe, oder vielmehr, daß nach der Sinnesart und Richtung der Autoren, der eine sich mehr der französischen oder lateinischen Bezeichnungen der Dinge, der andere mehr der deutschen bedient, ich möchte sagen: der eine schreibe ein normännisches, der andere ein angelsächsisches Englisch; denn aus diesen zwei Grundstoffen ist diese Sprache zusammengesetzt, wie denn auch sehr viele Worte, besonders die, welche konkrete Gegenstände bezeichnen, zweierlei Ausdrücke haben, z. B. Waterfall und Cataract, Well und Fountain, Earl und Count, House und Mansion usw. usw.

Scott bedient sich mehr der angelsächsischen, Byron der normännischen Bezeichnungen. Des Ersten Ausdruck, Ansicht, Sinnesart ist überhaupt dem Deutschen näher, und so habe ich es viel leichter gefunden, etwas von ihm ins Deutsche zu übertragen, und manch-

mal Wort für Wort und in einzelnen Fällen sogar den Klang der Reime mit herüberschreiben zu können.

* * *

Ich ergreife den Faden der Erzählung wieder im Frühling von 1815, als ich mich anschickte, die Baronin Zay, ihrer freundlichen Einladung gemäß, in Buchen auf ihrem Schlosse, einige Stunden hinter Preßburg, zu besuchen, wohin sie mich diesen Winter, den sie des Kongresses und seiner Freuden wegen in Wien zugebracht, eingeladen. In ihrem Hause traf ich denn auch mit großem Vergnügen die beiden Schwestern Therese und Wilhelmine Artner wieder, die ich in Zinkendorf das Jahr vorher kennen gelernt, und Frau von Neumann[135]), die Gemahlin eines Offiziers der kaiserlichen Garde, eine Frau, ebenfalls in mittleren Jahren wie Therese, und eine Jugendfreundin derselben, die mit ihr vereint, die Feldblumen auf Ungarns Fluren, gesammelt von Nina und Theone[136]), herausgegeben hatte. Marianne, so hieß Frau von Neumann, war eine sehr verständige, gebildete und in jeder Rücksicht achtungswerte Frau, aber jene anspruchslose Güte, jenes offene und doch so bescheiden milde Wesen, welches in Theresens Erscheinung lebhaft und innig ansprach, besaß Marianne nicht. Es war eben eine andere Eigentümlichkeit, so wie Marie (die Baronin Zay) und Wilhelmine Artner ebenfalls ganz verschieden von jenen beiden, und doch alle vier in den Grundzügen, nämlich in Trefflichkeit der Denkart, hoher Geistesbildung und praktischer Herzensgüte ganz überein kamen. Mir war dieser Kreis den Winter über sehr wert und nahe befreundet geworden. Ich folgte also willig der freundlichen Aufforderung, besonders da der Verlust meiner

teuren Mutter mir in diesem Stück eine traurige Freiheit gegeben hatte.

Die Schlacht von Waterloo war vorüber, und die Nachricht davon hatte großen Jubel hervorgebracht. Mir persönlich hatte indes dieser Jubel lächerlicher Weise Schaden getan. Ich war um einen echten Schal mit einer Schalhändlerin im Verkehr. Die Ware war in Einlösungsscheinen zu bezahlen, und an einem bestimmten Tage sollte ich den Schal erhalten und das Geld hergeben. Nun aber kam gerade an diesem Vormittag die Siegesnachricht, der Kurs stieg, die Einlösungsscheine hoben sich bedeutend im Wert und mein Schal kostete nachmittags um 50—60 fl. mehr als er noch morgens gekostet haben würde. Aber wie gern ertrug man solchen Verlust, und fand ihn eigentlich komisch! Auch erwähne ich seiner nur, um einen Begriff von dem damaligen Schwanken unserer finanziellen und daher auch ökonomischen Verhältnisse zu geben, die in so manchen Familien bedeutenden Verlust oder Entbehrungen verursachten.

Ein langjähriger und mir sehr geschätzter Bekannter, der Feldkriegskommissär von Romano[137]), den ich seit meiner frühesten Jugend kannte, da er der Sohn werter Freunde meiner Eltern und sogar meines Vaters Taufpate war, nach dem er auch Franz von Sales hieß, Wilhelminens von Artner Freund und längst designierter Bräutigam, bot sich uns zum Begleiter nach Buchen an, wo er seine Geliebte und künftige Braut besuchen wollte. Sehr gern ergriffen meine Tochter und ich dieses Anerbieten. Pichler konnte uns, seiner Geschäfte wegen, nicht begleiten, aber er versprach, uns in Preßburg abzuholen, und so reisten wir an einem herrlichen Juniusmorgen mit Landkutscherpferden ab, und fuhren gleich

hinter der Leopoldstadt über die Donau, dann durchs Marchfeld bis Schloßhof[138]), wo wir über Mittag blieben. Der Stabsoffizier, welcher hier befahl, war Romanos Freund, er führte uns in den kaiserlichen Stallungen und endlich im Schlosse umher, das nach dem Geschmack der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vom großen Prinzen Eugen mit Feldherrnblick auf einer weiten Fläche, die Umgegend dominierend, erbaut worden ist und das er einst bewohnte. Wir besahen seine Zimmer, die wohl seitdem — es war nahe an hundert Jahre — manche Veränderungen mochten erfahren haben. Aber ein Schrank von altväterischer Form, der jetzt als Rokokko schon deshalb geschätzt werden würde, bewahrte noch bestimmter, kostbare Andenken des erhabenen Mannes, dem er einst gedient. Der Schrank war ein sogenannter Aufsatzkasten, der unten Schubladen, dann ein schiefes, herauszulegendes Pult, und oben in dem eigentlichen Aufsatze viele größere und kleinere Fächer und Schubladen hatte, auf denen noch die Etiketten von des Prinzen eigener Hand, auf schmale Papierstreifen geschrieben, angebracht waren. Es ist ein eigenes Gefühl, nach so langer Zeit ein solches Überbleibsel der Vergangenheit und solche Spuren einer ehemaligen berühmten Wirksamkeit zu betrachten, das sorgfältig bewahrt, geradeso aussah, als ob der Prinz — der Held, dieser Sieger von Zenta und Salankemen, die Hauptstütze der österreichischen Macht — gestern noch an demselben gesessen hätte.

Nachdem wir mit vielem Vergnügen diese Anstalten der Gegenwart und diese Reliquie der Vergangenheit betrachtet hatten, setzten wir unsern Weg gegen die von fern sichtbaren Berge oder vielmehr Hügel fort, an deren jenseitigem Fuße Preßburg liegt. Im Sommer,

bei schöner Witterung ist diese Straße nicht unangenehm zu befahren, obgleich dem Auge auf der weiten Fläche des Marchfeldes wohl viele Dörfer und eine gedeihliche Kultur, nirgends aber — eben jenes Schloßhof ausgenommen, und dies auch nur seiner Erinnerungen wegen — irgend ein schöner oder merkwürdiger Punkt sichtbar werden. Im schlechten Wetter ist sie des fruchtbaren, aber weichen Bodens wegen sehr schlecht.

So wie man sich der Hügelreihe nähert, die meist mit Wein bepflanzt ist, wird die Gegend hübscher. Es war Abend, als wir hinkamen, alles in freundlichen Schimmer gekleidet, und sonderbar! wir bemerkten sehr viele Distelfinken, die hier in der Nähe des Weges herumhüpften und durch ihr buntes Gefieder dem Auge angenehm auffielen. Endlich hatten wir auf dieser Straße die Höhe des Weingebirges erreicht, und nun lag jenseits eine recht schöne Landschaft zu beiden Seiten der Donau verbreitet vor uns, drüben die Auen und weiter hin eine unabsehbare Fläche, diesseits die freundliche Stadt, am Flusse hin gedehnt, und mit ihren Häusern, aus denen der altertümliche Dom hervorragt, auf den Hügeln hinauf bis zum gespenstischen Schloß steigend, das — seit dem Brand 1801 nicht wieder aufgebaut, ohne Dach, ohne Abteilung der Stockwerke, ohne Fenster und Türme, wo „des Himmels Wolken hoch hineinschauen“ — mir wie ein großes schauerliches Totengeripp vorkam, das von seiner Höhe auf die lebenvolle Welt unten hinabblickt. Das alles vom Abendgold verklärt, sah sehr einladend aus. Wir übernachteten in Preßburg in einem reinlichen Wirtshause, in dem Bedienung, Küche, Sprache usw. uns durch nichts erinnerten, daß wir nicht mehr in Österreich, sondern in

einem Lande von ganz verschiedener Nationalität waren. Alles war hier auf deutschen Fuß eingerichtet, und freilich liegt diese zweite Hauptstadt des ungarischen Reiches ganz auf der Grenze und kaum ein paar Stunden tiefer im Lande.

Am andern Morgen setzten wir unsere Reise fort. Noch war die Gegend um uns angenehm. Die Auen der Donau begleiteten uns bis Lanschitz, und hier führt noch der Weg wie durch einen Park bis zum gräflich Esterhazyschen Schlosse, dessen zierlicher Turm aus Baumwipfeln hervorragt. Hinter Lanschitz verlieren sich die freundlichen Bäume, wir sahen uns auf einer weiten, unübersehbaren Ebene, nur linker Hand zogen sich die grünenden Hügel, auf welchen St. Georgen, Bibersburg, Modern liegen, in einiger Entfernung hin. Alles übrige war eine fruchtbare, mit mehreren Ortschaften besetzte, aber übrigens sehr einförmige Fläche. Nur später erquickten das Auge die reichen, bunten Farben der Mohnfelder, die eben in schönster Blüte standen und dem Lande das Ansehen eines Gartens gaben, indem sie es zugleich zieren und den Bewohnern ihre so beliebte Speise, den Mohnsamen liefern, der zu allerlei Mehlspeisen und Bäckereien, meist mit Honig vermischt, verwendet wird. Endlich tauchten eine Menge Kirchtürme aus der weiten Fläche auf, und zu gleicher Zeit zeigten sich uns rechter Hand liebliche, begrünte Höhen, die letzten Ausläufer der mächtigen Karpathen, die sich hier in der Ebene verlieren. Auf diesen Höhen erschien ein niedliches Schloß Freistadtl, dem Grafen Erdödy gehörig, und am Fuße desselben strömt, wie unser begleitender Freund uns berichtete, jetzt noch von uns nicht gesehen, der Waagfluß hin, ein bedeutender, aber wilder und regelloser Bergstrom, der oft un-

geheure Verwüstungen anrichtet und, wie die Ungarn sagen, von seinem irren, ungezügelten Laufe — vagari — den Namen Vagus hat, den die Deutschen mit Waag wiedergeben. Jene vielen Türme zeigten sich bald als die kleine, aber hübscheStadt Tyrnau, damals noch der Sitz des Domkapitels von Gran, das, als im 16. Jahrhundert diese Stadt nebst Ofen und vielen andern Bezirken in die Macht der Türken gefallen war, sich von Gran nach Tyrnau gezogen. Überhaupt begegnet man in Ungarn vielen geschichtlichen Erinnerungen, aber meist trauriger Art, von innerlichen Kriegen und auswärtigen barbarischen Eroberungen, wie denn sogar behauptet wird, daß die Türken einst bis Freistadtl gekommen, und der runde, halbzerfallene Turm, den man daselbst sieht, noch ein türkisches Überbleibsel sei.

Nach drei Viertelstunden erreichten wir den Ort unserer Bestimmung, das Schloß Bucsan, das recht freundlich zwischen den hohen Pappeln und andern Bäumen des großen Gartens in einer Niederung vor uns lag. Daß wir mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurden, und die vierzehn Tage unsers Aufenthalts aufs Angenehmste und nur zu schnell vergingen, war zu erwarten. Außer Theresen und Minna von Artner trafen wir auch eine verwitwete Schwester derselben, Frau von Witte an, eine der trefflichsten Frauen, die ich gekannt, und Mutter von zwei Söhnen, einem Stiefsohn, der bereits Offizier war, und einem eigenen jüngern, welcher noch studierte[139]). Alle diese Personen gehörten der protestantischen Kirche an, aber kein Wort, keine Bemerkung berührte je diese verschiedene Stellung, und Fürst Ernst von Schwarzenberg[140]), einer der Graner Domherrn, ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter und ebenso schätzbarer Priester, kam sehr

oft von Tyrnau herüber, um einige Stunden mit seinen evangelischen Nachbarn und Freunden zuzubringen. Da trug uns denn zuweilen die Abendluft, wenn wir an einem der lieblichen Gartenplätze das Vesperbrot einnahmen, plötzlich die harmonischen Töne von zwei oder drei wohlklingenden Männerstimmen zu, welche in irgend einem nahen Gebüsch ihren Gesang anstimmten, und das waren Fürst Ernst und ein paar Herren seines Gefolges, welche die Gesellschaft aufs Angenehmste überraschten. Überhaupt wurde in Bucsan viel Musik getrieben. Der einzige Sohn des Hauses, jetzt Graf Karl Zay[141]), spielte sehr gut Klavier, meiner Tochter Spiel und Gesang war ebenfalls nicht unbedeutend, Therese und ich halfen mit, wo es nötig war, und es herrschte ein Grad von Bildung und ein gesellschaftlicher Ton in diesem ungarischen Magnatenhause, den man nicht leicht in einer Stadt wiederfinden würde. Auch war dieses Haus, durch Vermögensumstände, allgemein anerkannte moralische Würde, Gastfreiheit und Heiterkeit, der Mittelpunkt der ringsum wohnenden Nachbarn. Das hat das ungarische Landleben vor dem in Österreich und Böhmen voraus, daß nicht ein einziger Herr die ganze, oft sehr große Herrschaft sein nennen kann, sondern daß auf demselben Dorfe sich mehrere, wenn auch unbedeutendere Mitbesitzer (compossessores) befinden, die auf anspruchlosen, aber keiner wahren Bequemlichkeit ermangelnden Edelhöfen Winter und Sommer leben, und sich auf diese Weise bald aus der Nachbarschaft ein ganz artiger Kreis von gebildeten und selbst mitunter talent- und kenntnisreichen Menschen zusammenfinden kann. Sonderbar mag es verwöhnten Großstädtern dann wohl zuweilen erscheinen, wenn sie in einen sol-

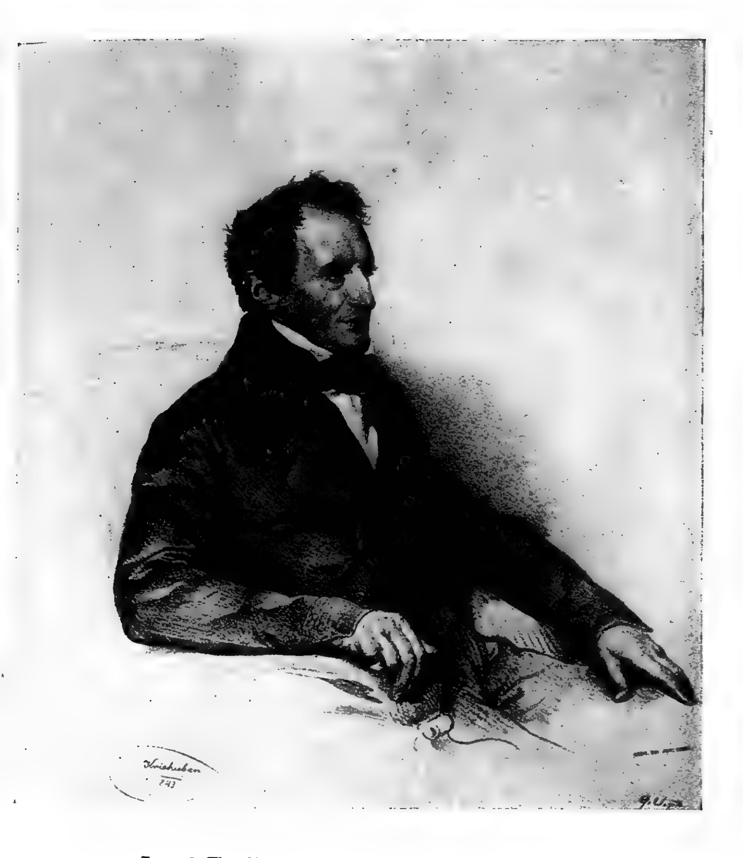
chen Edelhof treten, dessen bescheidenes Rez-dechaussée in Österreich höchstens eine Verwalterwohnung ankünden würde; und nun in geweißten oder einfach gemalten, aber reinlichen Stuben neben einem eisernen oder wohl gar Kachelofen elegante und bequeme Möbel, eine nicht unbedeutende Bibliothek oder naturgeschichtliche Sammlung, und vor allem eine Profusion von Silbergeschirr auf der Toilette der Frau vom Hause oder bei der Tafel finden. Diese Verhältnisse sind es, welche, wenigstens in dem Teil von Ungarn, der mir bekannt geworden, dem Landleben einen großen Reiz selbst im Winter geben, und die gesellige Bildung befördern.

Die vierzehn Tage, welche zu diesem Landaufenthalt bestimmt waren, flogen nur zu schnell dahin. Romano und wir brachen endlich auf, kehrten nach Preßburg zurück, fanden hier meinen geliebten Pichler und den Schwager Karl Kurländer, die uns abzuholen gekommen waren, und in deren Begleitung wir ebenfalls über das Marchfeld nach Wien gelangten.

Denselben Herbst wurde noch eine Reise nach Linz, über Lilienfeld, gemacht. Lilienfeld, in dem romantischen Tale der Traisen gelegen, würde schon durch seine Umgebung, durch sein Alter — es ward im dreizehnten Jahrhundert vom Herzog Leopold dem Glorreichen aus dem Hause Babenberg begründet — für jeden Reisenden interessant sein. Für uns hatte es noch den Wert, hier einen alten werten Freund, den damaligen Prälaten zu finden, welcher uns stets mit der größten Freundschaft und Gastfreiheit aufnahm. Bei einem dieser Besuche, die wir fast jährlich bei ihm machten, traf es sich, daß mir in meinen ältern Tagen eine so schmeichelhafte Auszeichnung wurde, wie ich sie in

meiner Jugend nicht erfahren. Es regnete eben diesen Tag ganz gewaltig, was denn überhaupt in diesen Gebirgen oft der Fall ist, und mir zur Veranlassung wurde, recht anhaltend nasse Witterung ein „Lilienfelder Wetter“ zu benennen, wogegen freilich unser Freund Abt Ladislaus höchlich protestierte. An jenem Tage also stand ein junger Mann — den ich übrigens nicht kannte und nie gesehen habe — durch mehr als drei Stunden trotz des schlimmen Wetters unter dem Torwege eines Hauses, um die Verfasserin des Agathokles und der Hohenberge vorüberfahren zu sehen. Diese Hohenberge[142]) gelangten überhaupt hier in Lilienfeld zu einer großen und nicht ganz verdienten Zelebrität. Man setzte nämlich sehr gütig voraus, daß alles in dem Buche Erzählte oder wenigstens das meiste geschichtlich sei — man suchte das Fenster, aus dem sich Herrmann geflüchtet, das Haus, worin Mechtild gewohnt; ja einer unserer, freilich minder berühmten Historiker bezog sich sogar in einem Werke über die Vorzeit von Steiermark[143]) auf diesen Roman, als auf einen geschichtlichen Beleg (worin er aber ganz Unrecht hatte, denn die im Romane vorausgesetzte Teilnahme des Grafen Hohenberg an dem Mord Kaiser Albrechts war reine Fiktion). Ein paar Jahre später wurde diesem Buch die Ehre, daß die Kaiserin Marie Louise, die nach ihrer Trennung von ihrem Gemahl nach Österreich zurückgekehrt war, und nach dem damals herrschenden Geschmack an Gebirgsreisen und den damit verbundenen Altertümern, auch mehrmals nach Lilienfeld kam, das Grabmal des letzten, eines Grafen Friedrich von Hohenberg, das dort im Kreuzgang befindlich ist, für ihre Mappe selbst abzeichnete[144]).

Auf dieser kleinen Reise, und auf der Rückkehr von Lilienfeld ereignete sich das erstemal jener böse Zufall,



Josef Freiherr von Hammer-Purgstall

ithographie von Josef Kriehuber (1843) — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



der wohl den eigentlichen Grund zu Pichlers folgenden, oft wiederkehrenden körperlichen Leiden legte. Er hatte im Stifte mit den Beamten desselben und denen des Kreisamtes, die ihn begleiteten, sowie mit den Gräflich Hoyosschen und mit den Besitzern der Schwemmen usw. mehrere Tage kommissioniert, und solche Auseinandersetzungen, wobei der Privatvorteil mit dem des Staates in sehr begreiflich leichten Konflikt kam, konnten ebenfalls dem höhern Staatsdiener, der hier die Interessen dieses letztern vertrat, leicht Verdruß erregen. Das geschah denn auch, und Pichler kam den Abend vor unserer Abreise so spät in die uns angewiesenen Zimmer zurück, daß Lotte und ich uns bereits niedergelegt hatten. Er war erhitzt und unmutig im höchsten Grade; erzählte mir, daß er viel Verdruß gehabt, äußerte sich aber nicht bestimmt mit wem? und worüber? und ging dann auch zur Ruhe. Am andern Tage war es kalt, stürmisch, wir fuhren ab. So lange wir zwischen den Bergen blieben, war die Kälte erträglich, bei Mödling aber auf die freie Ebene gelangt (wir fuhren die Wallfahrtsstraße, welche ungleich schöner ist als die über St. Pölten) wurde der scharfe Nordostwind sehr empfindlich. War es nun diese Kälte, war es der gestrige Verdruß und die dadurch gereizten Nerven oder beides zusammen; genug, Pichler fühlte schon im Wagen Schmerz und Krämpfe. — Zu Hause angekommen, mußte er sich sogleich zu Bette legen und Karl (Kurländer), unser treuer Freund und Hausgenosse, eilte selbst zu einem Doktor aus dem Universalspital, um sogleich Hilfe zu schaffen, weil hier Gefahr auf dem Verzuge war. Sodann wurde, weil unser Ordinarius Baron Türkheim abwesend war, ein anderer, für geschickt bekannter Arzt gerufen und die nötigen Mittel

unter Angst und Sorge angewendet. Pichler litt sehr, es dauerte einige Stunden, endlich löste sich durch Gottes Hilfe der fürchterliche Krampf, das Übel war besiegt, und Ruhe und Wärme heilten es vollends aus. Wie mir und der Tochter war und wie entzückt wir Gott dankten, als die Heilung versichert war, brauche ich wohl nicht zu schildern. Aber leider mag sich in diesem Anfall der Grund zu allen nachfolgenden ähnlichen gebildet haben, die denn auch — freilich erst nach mehr als zwanzig Jahren, aber dennoch unwiderleglich die Ursache seines Todes wurden.

Noch muß ich eines Ereignisses erwähnen, das, obwohl es ohne alle Folgen blieb, mir und meiner Tochter immer wert und wichtig bleiben wird. Einer unserer ausgezeichnetsten Männer, der als Gelehrter eines mehr als europäischen Rufes genießt, und als Mensch nicht weniger allen seinen Bekannten und Freunden schätzbar ist, warb um diese Zeit um Lottchens Hand[145]). Der Antrag war ebenso schmeichelhaft als ehrenvoll. Pichler und ich erfreuten uns dessen sehr, und würden, wenn die Tochter Liebe für den Freier empfunden hätte, über den einzigen ungünstigen Umstand einer zu großen Altersverschiedenheit hinweggesehen haben. Da aber Lottchens Herz, so sehr sie übrigens den Mann als einen Freund ihrer Eltern ehrte, nicht für ihn sprach, machten wir uns ein Bedenken, das Mädchen, das noch nie geliebt hatte, zu einer Vernunftheirat zu überreden, fürchtend, daß, wenn früher oder später diese Gefühle in ihr erwachen und vielleicht die Richtung auf einen andern jüngern Gegenstand nehmen sollten, ihr und ihres Gatten Glück auf dem Spiele stehen würde. So enthielten wir uns alles Zuredens und erwarteten bloß, ob und wie Lottchens Herz entscheiden würde. Es

sprach nicht für den Bewerber, und dieser zog sich mit ebenso viel Würde und Zartgefühl, als er sich genähert, wieder zurück, blieb aber fortan unser und Lottchens treuer Freund. Ungefähr ein Jahr darnach fand er in einem andern, ebenfalls sehr jungen und höchst gebildeten Mädchen[146]) unserer Bekanntschaft vollen Ersatz, und mehr als dies, indem seiner jetzigen Gemahlin Geschmack und Lebensbegriff, der sich mehr für die große Welt eignet, viel besser zu dem ihres Gatten paßten, als der stillere Sinn Lottchens je getan haben würde.

Bald darauf wurden uns noch ein paar Anträge dieser Art gemacht; ebenfalls von älteren, angesehenen Männern, deren einer Besitzer eines Landgutes und Vater von drei Kindern in dem Alter meiner Tochter war. Hier war kein persönlicher Ersatz für entbehrtes Jugend- und Liebesglück — bloße Versorgung, und dieserwegen bedurfte, durch Gottes Gnade, unsere Tochter nicht zu heiraten.

* * *

So ging das Jahr 1815, das mir viel Schmerz, viel Sorgen, aber auch mitunter manches Angenehme gebracht hatte, vorüber und wir standen wieder erwartungsvoll vor einer Pforte der Zukunft.

Unser geselliges Leben setzte sich auf die Weise, wie es bisher gestaltet gewesen, fort. Es besuchten uns viele Einheimische und beinahe noch mehr Fremde. Durch das Haus Friedrichs von Schlegel, mit dessen Frau ich seit dem Anfange unserer Bekanntschaft einen freundschaftlichen Umgang unterhalten hatte, lernte ich viele, und mitunter bedeutende Auswärtige kennen, deren einige denn auch in unser Haus kamen. Einer derselben, der uns sehr wert wurde, war der nun auch verstorbene

Herr von Bucholtz[147]), als Schriftsteller und Mensch gleich achtungswürdig. Hofrat Büel, unser mehrjähriger Freund, führte vieler seiner Landsleute, Schweizer, bei uns ein, von denen der eine, ein ungemein achtungswerter Mann, Herr Peter[148]), Kaufmann aus Winterthur, uns bis jetzt seine Freundschaft treu bewahrt, uns, so oft er nach Wien kommt, stets die Freude seines Besuches gönnt, und öfter freundliche Andenken zurückläßt. Ich werde später Gelegenheit haben, dieses Mannes noch dankbar zu erwähnen. Auch Baron Retzer[149]), damals als Bücherzensor ein wahrer Mäcenas und schützender Hort vieler Autoren, der diese Mäcenatenschaft mit Umsicht benutzte, um sich an den von ihm protegierten Schriftstellern, die er nicht allzustreng zensurierte, ebenso viele Panegyriker und Klienten zu erwerben, die seinen Namen und sein Lob in Dedikacen oder Gedichten in alle Welt trugen — auch Baron Retzer stellte mehrere Fremde bei uns vor. Dies war überhaupt sein gern geübtes Geschäft, und er teilte dann mit den eingeführten Fremden die diesen erwiesenen Artigkeiten, Diners, Einladungen usw., gab sich aber auch sonst mit vieler Gefälligkeit Mühe, den Ankommenden, die sich aus der Ferne schon an ihn wandten, hier Quartier zu bestellen, sie überall hinzuführen, wo etwas Merkwürdiges zu sehen war oder wo sie hingebeten waren. Seit längerer Zeit hatten wir immer mit einer unserer ausgezeichnetsten Schauspielerinnen, Fräulein Toni Adamberger[150]) in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Schon ihre Eltern (ihre Mutter war früher eine große Zierde der hiesigen Bühne gewesen, und ihr Vater, ein ausgezeichneter Sänger und Mitglied des Opernpersonales sowohl als später der Hofkapelle, hatte mich im Gesang unterrichtet)[151]) waren mit den meinigen

wohl bekannt, und oft in unserm Hause gewesen. So setzte sich dieses Verhältnis auch nach der Eltern Tod, als Fräulein Adamberger mit ihren Geschwistern bei ihrer unverheirateten Tante lebte[152]), fort. Für sie hauptsächlich war in meinem Heinrich von Hohenstaufen die Margarethe, und im Ferdinand II. die Maria Hofkirchen geschrieben. Wir besuchten uns öfters, und Toni, so wurde sie allgemein nach ihrem Taufnamen genannt, galt in ganz Wien, ja in ganz Deutschland, vor dessen Augen sie nicht bloß ihr schönes Talent, sondern noch mehr Körners Liebe und Wahl verklärte, für ein Muster weiblicher Zucht und Sitte, sowohl unter den Schauspielerinnen als den Mädchen überhaupt. — Un dragon de vertu nannte man sie sogar in den Zeiten des Kongresses, und mit den Zeilen, welche sie als Margarete im Heinrich von Hohenstaufen zu sprechen hatte:

> Und die so freundlich sich um uns erweisen,
> Die stets umsonst der Schuldbewußte sucht,
> Die guten, reinen Engel heißen
> Geduld und Frömmigkeit und Zucht[153]) —

glaubte ich der Schauspielerin eigenstes Wesen geschildert zu haben, und ganz Wien teilte meine Überzeugung.

Da mein Ferdinand II. nicht gegeben werden durfte[154]), veranstalteten wir wenigstens zu Hause eine Lesung des Stückes mit ausgeteilten Rollen; eine Art geselliger Unterhaltung, die damals in Wien und so denn auch in unserm Hause sehr gewöhnlich war. Die beiden Mitglieder des Hoftheaters, Fräulein Adamberger und Herr Korn, der so wie seine Gattin[155]), mit der er damals in musterhafter Ehe lebte, ebenfalls zu den nähern Bekannten unseres Hauses gehörten, hatten die ihnen im Theater bestimmten Rollen übernommen, Korn den

St. Hilaire, Toni, Marien von Hofkirchen, Heurteur[156]) den Kaiser Ferdinand, Herr von Deinhardstein[157]), jetzt Vizedirektor des Hoftheaters, den Ebergassing, Pichler den Grafen Zierotin — der übrigen erinnere ich mich nicht mehr, nur das weiß ich, daß, als im dritten oder vierten Akt der Wienerstudent Ulrich Moser auftreten sollte, ein herzliches Gelächter erscholl, indem meine Tochter, aus Mangel eines andern jungen Menschen, diese Rolle übernommen hatte, und sich nun an einen der Tische setzte, um mitzulesen. Sie las recht gut, die übrigen auch, viele, worunter Deinhardstein, meisterhaft. Aber es blieb Lotten in unserm Kreise noch eine Weile der Beinamen: Der Student. Baronin Zay, die mit den Artnerschen sich gerade damals in Wien befand, wohnte der Lesung bei, und es setzte sich unsere in Ungarn geschlossene Freundschaft hier fort.

Im Hause von Tonis Tante lernten wir jenen Winter von 1815—1816 einen jungen Mann: Otto Ignatius[158]) kennen, der sich eigentlich der Malerkunst gewidmet hatte, aber recht im Sinne der alten deutschen Meister mit seiner Kunst auch Musik und Poesie verband, und in allen dreien zwar nichts Großes, aber recht Dankenswertes leistete. Er wurde bald einheimisch in unserm Hause, malte meiner Tochter Porträt, das ziemlich gelang, aber doch von Kunstkennern als eine Anfängerarbeit, die für die Zukunft mehr versprach, beurteilt wurde. Ignatius war ein Liefländer, weitläufig mit Kotzebue verwandt, ein sittlicher, gebildeter, junger Mann, der in Berlin ein Liebesverhältnis mit der Tochter eines dortigen Künstlers angeknüpft hatte, von hier nach Italien zu reisen, und wenn er sich dort genugsam ausgebildet, nach Rußland zurückzukehren, eine Anstellung zu finden und sein Mädchen heimzu-

führen gedachte. Durch ihn lernten wir noch andere, eben auch hier befindliche Künstler kennen, und ein anderer junger Mann, Herr Arneth[159]), im k. k. Münzkabinette angestellt, führte einen jungen Grafen Dietrichstein[160]), bei dem er Mentorstelle versah, nebst andern Jünglingen dieses Standes, wie Grafen Walter Stadion[161]), zwei Grafen Lanckoronski, bei uns ein. Späterhin ließen sich zwei junge Fürsten Schwarzenberg bei uns vorstellen. Alle diese waren ausgezeichnete, sehr artige und einige davon sehr gebildete junge Leute, welche unsere fixierten Abendgesellschaften fleißig besuchten, und deren einige, wie Graf Dietrichstein samt seinem Mentor Arneth und Walter Stadion, beinahe täglich zu uns kamen. Ihre Eltern und Verwandten wußten und billigten dies nicht bloß, sie hatten es veranlaßt, und mancher Vater, manche Mutter dieser jungen Leute ließ mir durch andere Personen dafür danken, daß ich ihren Söhnen erlaubte, unser Haus zu besuchen. So kam ich mir vor wie eine jener römischen Matronen, deren Cicero erwähnt[162]), denen man Jünglinge, die sich dem Staatsdienst und der Rednerbühne widmen wollten, zur Aufsicht und zum Umgang übergab, damit sie sinceram latinitatem, und wohlanständige Sitten im Hause solcher Frauen lernen sollten. Die Latinitas war bei mir nicht zu erlernen; aber feine Sitte und gebildeten Umgang fanden sie wohl in unserm Kreise[163]).

* * *

Eben in diesem Winter machte eine Räuberbande, deren Haupt ein ehemaliger Soldat mit Namen Grasel[164]) war, und die ihr Wesen jenseits der Donau trieb, hier viel Aufsehen. Lange stellte die Polizei ihnen und hauptsächlich dem Hauptmann nach, allerlei sonder-

bare und mitunter poetische Züge wurden von ihm erzählt, die von einem wilden, aber nicht gemeinen Charakter zeigten. Der nun längst verstorbene, angesehene Polizeibeamte Regierungsrat la Roze[165]) befand sich auf einem Ball zufällig bei demselben Soupertisch mit mir, und gab uns mehrere Anekdoten von Grasel zum besten, die mir Anteil, ja Mitleid mit dem damals schon Gefangenen und zum Tode Verurteilten einflößten. Dies regte meine Phantasie auf, und ich schrieb die Erzählung „den schwarzen Fritz“[166]), der damals vielen Beifall erhielt und in fremde Sprachen übersetzt wurde. So ging der Winter vorüber, im Frühling hatte jene Lesung des Ferdinand statt, und hierauf trat ich, wie schon erzählt wurde, meine Reise nach Ungarn mit meiner Tochter zu unserer Freundin Baronin von Zay an, wo wir einige Wochen im Kreise so wertgewordener Freunde zubrachten[166a]). Wieder nach Wien zurückgekehrt, versetzte uns eine Kränklichkeit meines Mannes wohl nicht in augenblickliche Angst, wie das vergangene Jahr, aber in dauernde Besorgnis. Es war keine Krankheit, aber es war ein fortwährendes Übelbefinden mit periodischen kleinen Fiebern und Husten, die sich regelmäßig jeden Abend zwischen acht und neun Uhr einstellten, und unerklärlicher Mattigkeit, welche ihm den Besuch des Bureaus unmöglich machte und im ganzen drei bis vier Wochen anhielt. Die Ärzte erklärten es für eine Folge zu großer Anstrengung im Arbeiten, und so kam denn auch eine abermalige Reise in die Berge bei und hinter Lilienfeld sehr gelegen, da die Geschäfte hier nicht anstrengend, die Bergluft aber höchst wohltätig befunden wurden.

Hofrat Büel, unser alter Freund, der Lilienfeld und Maria-Zell nie gesehen, und als Schweizer von Geburt

neugierig war, unsere Berge kennen zu lernen, begleitete uns mit seinem Eleven, dem Grafen Moritz von Browne. Wir fuhren alle zusammen in zwei Wagen ab, diesmal nicht auf der Wallfahrts-, sondern der gewöhnlichen, einst sogenannten Reichsstraße. In dem anmutigen Waldtal, wo Hadersdorf und Weidlingau, eine Besitzung des Fürsten Dietrichstein liegt, kamen uns dessen Sohn, Graf Dietrichstein und sein Mentor Arneth freundlich entgegen und bewirteten uns mit einem eleganten Frühstück. Dann ging es weiter bis St. Pölten, wo mein Mann, von einigen der Kreis- und Forstbeamten begleitet, seinen Weg gegen Ybbs fortsetzte, wir aber, Lotte und ich, Hofrat Büel und sein Zögling, den unsrigen nach Lilienfeld verfolgten.

Im Stifte wurden wir wie gewohnt mit großer Freundlichkeit empfangen. Wir trafen hier einen alten Bekannten, Herrn Haschka an, den des Herrn Prälaten Sinn für höhere Bildung und längere Bekanntschaft mit demselben ebenfalls zu einem Besuch des Stiftes vermocht hatte. Noch schwebt mir lebhaft unsere Unterhaltung an jenem Abend vor, wie wir alle in meinem Zimmer versammelt, recht heiter und gemütlich mit den sogenannten Kühlheiten oder Rätseln des Hofrat Lehmann[167]) uns unterhielten, die damals in allen geselligen Kreisen zirkulierten, und je platter und komischer sie waren, desto mehr unser Lachen erregten. Haschka, der ehemalige Professor der Ästhetik, nahm indes den größten Skandal daran und bemühte sich, uns die Geringfügigkeit dieser Witze zu beweisen, an der wir ohnedies nicht zweifelten, die uns aber doch unterhielt, z. B.

Fr. Was für ein Unterschied ist zwischen einer Violine und einem Baum?

Antw. Die Violine hat ein G (Saite), der Baum hat Zweige.

Fr. Was war König David für ein Landsmann?

Antw. Ein Holländer, denn er sagt von sich: er sei zu Leiden geboren.

Fr. Was trieb der Apostel Paulus für eine Beschäftigung?

Antw. Er war Artillerist, denn er sagt: Unser Wissen ist Stückwerk usw. usw.

Solcher kindischer Rätsel brachte nun Hofrat Büel und wir übrigen eine Menge vor, zu Haschkas großem Ärger. Beim Eintritt des Prälaten, den früher Geschäfte von uns entfernt gehalten hatten, hoffte der gute alte Herr auf Sukkurs, er eilte dem Probste entgegen, und beschwerte sich über uns, die ihn schon die ganze Zeit mit elenden Witzen plagten. Aber da kam er vom Regen in die Traufe, denn Prälat Ladislaus, ein genauer Freund von Hofrat Lehmann, brachte nun erst die allerkomischesten und plattesten vor, so daß endlich Haschka selbst mitlachen mußte, und dieses Lachen als Professor der Ästhetik eigentlich damit rechtfertigte, daß er uns die Theorie des Lächerlichen entwickelte, das nach seinem Ausspruch in einer erregten, aber schmählich getäuschten Erwartung bestand.

Am andern Tage, einem herrlichen Septembermorgen, brachen wir — Büel, Graf Browne, Lotte und ich — nach Maria-Zell auf, durch die Felsenschluchten, über die sonnigen Waldhöhen, an klaren, rauschenden Bächen hin, immer tiefer in die Gebirgswelt hinein, wo schon hinter dem Annaberg der majestätische Ötscher mit seiner zur Seite, wie eine Nachtmütze geneigten Spitze vor uns stand. Es war mir leid, daß diese Gebirgswelt, die ich unserm Freund hier aufzuführen mich freute,

auf ihn — aus sehr begreiflichen Gründen, eben weil er ein Schweizer war — wohl einen angenehmen, durchaus aber keinen großartigen Eindruck machte. Doch fühlte er sich so wie die übrigen durch die Schönheit der Gegenden, durch die Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Herbergen, durch das herrliche Herbstwetter sehr behaglich gestimmt, und wir kehrten vergnügt nach zwei bis drei Tagen ins Stift zurück, wohin auch bald Pichler kam, uns abzuholen, um nach Wien heimzureisen.

Denselben Herbst sprach man viel von der Erwartung eines ersten Produkts eines bisher ganz unbekannten Dichters, Herrn Grillparzers, dessen wahrlich sehr unromantischer Name bei dieser Gelegenheit zum erstenmal genannt wurde, und von dem wenig Jahre darauf Lord Byron, der gewiß juge compétent war, mit Recht und prophetischem Geiste sagen konnte: Die Welt und Nachwelt werde diesen etwas seltsamen Namen schon aussprechen lernen. Herr von Schreyvogel[168]), einer unserer ausgezeichnetsten Literaten, ein vieljähriger Bekannter von uns, und damals Vizedirektor des Hoftheaters, welcher Stelle er mit Kenntnis, Geist und Kraft vorstand, besuchte uns zuweilen, und hatte die Güte, mir fast alle seine neuen Produktionen, noch bevor sie gedruckt wurden, mitzuteilen. Eine Sitte, die in unserm Kreise seit undenklichen Zeiten, schon als meine Eltern noch ihr großes glänzendes Haus hielten, eingeführt war, und wo einst Haschka, Alxinger usw., später Hofrat Collin, Streckfuß, Rothkirch und andere uns ihre Leistungen avant la lettre mitteilten. Jetzt ist das, wie so manches andere aus der Mode gekommen. Schreyvogel gab mir auch die erste Nachricht von dem bisher unbekannten Dichter und dem Trauerspiel: „Die Ahnfrau“, das wir

zu erwarten hätten, indem er mir einige leichte Umrisse desselben mitteilte: die Schuld der Ahnfrau, die erst mit dem Untergang des ganzen Geschlechts gesühnt werden sollte, die Stellung Jaromirs zu seiner Schwester usw.; und im Voraus freute sich Wien auf diese neue Erscheinung[169]).

Um dieselbe Zeit machte ein Ereignis anderer Art ebenfalls in gewisser Rücksicht Aufsehen. Fräulein Toni Adamberger verließ das Haus, den mütterlichen Schutz und mit demselben die mächtige Ägyde, die bis jetzt ihren Ruf vor allen Pfeilen der Verleumdung, ihre Person vor jeder unbescheidenen Annäherung geschützt und sie nicht bloß in Wien, sondern in ganz Deutschland als Körners Braut mit einem Tugendnimbus umgeben hatte. Sie zog in unsere Vorstadt, wo ihre verheiratete Schwester[170]) mit vielen Kindern still und eingezogen lebte. Das Zimmer, welches diese der zu ihr Geflüchteten geben konnte, war geräumig und anständig, aber es war so gelegen, daß man Toni besuchen konnte, ohne die Schwester und andere Hausgenossen zu sehen oder von ihnen gesehen zu werden; schon ein schlimmer Umstand, welcher Toni jedem, auch unwillkommenen Besuch und einer möglichen Nachrede bloßstellte. Daß sie uns sogleich besuchte, fortan viel bei uns war und wie sie mit Vergnügen an jeder Unterhaltung in unserm Hause teilnehmen müssen, versteht sich von selbst, so wie sie mich und meine Tochter auch öfter ins Theater oder zu Bällen begleitete, wo ich dann als garde de dame von hübschen Kindern, deren eine eine edle Augenweide für die ganze Stadt war, gar gern gesehen wurde.

Zu Weihnachten war es bei uns seit langem Sitte gewesen, nach Gewohnheit des übrigen Deutschlands

einen Christbaum zu errichten und die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft durch kleine Geschenke zu erfreuen, die früher aber meist scherzhafter Art waren, Anspielungen auf Verhältnisse, Liebhabereien, kleine Vorfälle usw. enthielten und meist von mir mit einigen flüchtigen Versen begleitet und erklärt wurden. Toni wurde dann wie natürlich auch beigezogen und sie sowohl als die übrige jugendliche Gesellschaft — Ignatius, Arneth, Graf Dietrichstein, Graf Stadion, Malchen Schechtern[171]), eine Gespielin meiner Tochter und sehr hübsches Mädchen, mein Schwager Karl Kurländer und manche andere, deren ich mich nicht mehr entsinne, bekamen kleine Gaben von oben beschriebener Art. Bei diesem Christbaum war es nun — Gott weiß wie — daß zuerst zwischen Fräulein Adamberger und Herrn Arneth sich ein Verhältnis entspann, das mit der Zeit zu unsrer aller Verwunderung immer deutlicher hervortrat, bis es sich endlich zuletzt im kommenden Frühling 1817 zum größten Erstaunen von ganz Wien und zur Betrübnis aller Theaterfreunde und Bewunderer dieser Schauspielerin mit der ehelichen Einsegnung des Paares und Tonis Abschied von der Bühne endigte[172]).

Wohl hatte ich bald, in den ersten Wochen hier eine Annäherung bemerkt, aber bei Tonis entschiedenem Liebreiz und ihres Bewunderers ernstem, schüchternem, ja etwas steifem Wesen und seinem oft und laut erklärtem Widerwillen gegen den Schauspielerstand, hielt ich und mit mir die übrigen das Ganze für eine, in seinem Herzen einseitig auflodernde Flamme, der kein Erfolg und durchaus keine Erwiderung entsprechen würde. Ich benützte indessen das Vertrauen, welches Toni mir oft gezeigt und die freundschaftliche Ach-

tung, die Arneth schon meiner Mutter und dann auch mir bewiesen hatte, um in dem vorliegenden Falle ein mütterlich gemeintes Wort mit den beiden jungen Leuten zu reden, um sie auf die Gerüchte aufmerksam zu machen, die sich bereits über dieses Verhältnis zu verbreiten anfingen. Aber — ich kam zu spät! Die beiden Leute hatten sich bereits untereinander verständigt. Fräulein Adamberger war fest entschlossen, die günstige Gelegenheit nicht entwischen zu lassen, an der Hand eines sehr rechtlichen Mannes das Theater zu verlassen, welches ihrer nicht sehr festen Gesundheit und seit sie die schützende Ägyde der Tante verlassen, auch ihrem Ruf nachteilig zu werden begann und Arneth, der, man kann es dem jungen, verliebten Mann nicht verdenken, fühlte sich nur zu geschmeichelt, zu glücklich, von einem Mädchen geliebt zu sein, dessen Schönheit, Anmut und ausgezeichnetes Talent sie zum Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und vieler geheimer Wünsche machten. Als ich mit meiner wohlgemeinten Ermahnung auftrat, hörten mich beide recht geduldig an, erwiderten auch manches, aber ich hätte, wie Figaro von jenem Billette, das schon geschrieben war, als er es zu schreiben anriet, sich selbst scheltend, auch sagen sollen:

era già scritto[173]).

Von den Klatschereien, lieblosen Nachreden, komischen oder boshaften Ausfällen, die nun über dies Paar in der Stadt zirkulierten, ist sich kaum ein Begriff zu machen, und ich mußte den Bräutigam und neuen Ehemann oft gegen die widersinnigsten Angriffe verteidigen, z. B. daß er zu alt für seine Braut sei, da er doch in Wahrheit um einige Monate jünger war als sie, und nur sein gar zu trockenes, ernstes Aussehen ihn äl-

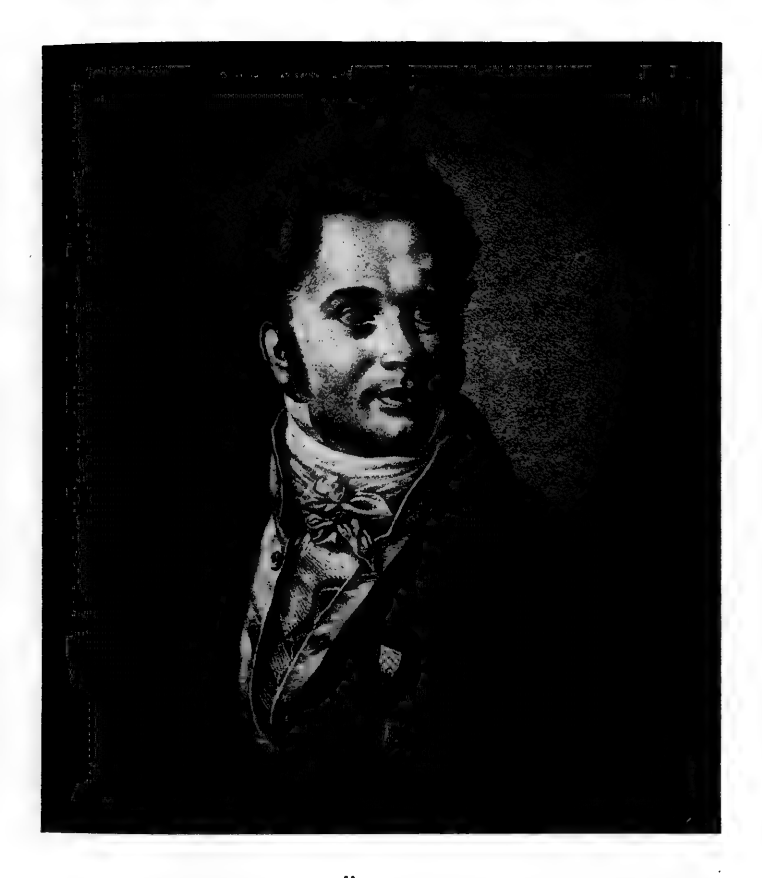
ter zu machen schien. Kurz, die ganze Welt war gegen ihn, weil er ihnen die Lieblingsaktrice entführte und auch sie wurde bei dieser Klatscherei nicht geschont. Zu ihrem Abschiede vom Theater gab sie die Jerta in der Schuld, eine ihrer besten Rollen und ich dichtete ihr einen Epilog dazu, den sie sehr schön sprach[174]).

Die Hochzeit war nun vorbei. Arneth mit seiner Frau und seinem Zögling, dem jungen Grafen Dietrichstein, ging nach Genf, wo sie ein paar Jahre verweilten, während welchen jene Gespräche und Bemerkungen in Vergessenheit gerieten und kamen mit einem hübschen Knaben wieder nach Wien zurück. Seitdem leben sie hier, haben zwei wackere Söhne und genießen die allgemeine Achtung[175]). Frau von Arneth erfreut sich überdies in hohem Maße des Vertrauens der Kaiserin Mutter Majestät[176]), welche ihr die Leitung ihrer Erziehungshäuser für weibliche Dienstmädchen übergeben hat[177]).

Endlich führte uns Schreyvogel seinen jungen Schützling, den Verfasser der „Ahnfrau“ auf, die indessen gegeben worden war, und wodurch die Augen nicht bloß der Stadt, sondern Deutschlands, ja Europas auf denselben gerichtet worden, wie jenes Wort Lord Byrons beweist. Nie werde ich den Abend vergessen, und den allgemein günstigen Eindruck, den seine Erscheinung hervorbrachte; Grillparzer war nicht hübsch zu nennen, aber eine schlanke Gestalt von mehr als Mittelgröße, schöne blaue Augen, die über die blassen Züge den Ausdruck von Geistestiefe und Güte verbreiteten und eine Fülle von dunkelblonden Locken machten ihn zu einer Erscheinung, die man gewiß nicht so leicht vergaß, wenn man auch ihren Namen nicht kannte, wenn auch der Reichtum eines höchstgebilde-

ten Geistes und eines edlen Gemüts sich nicht so deutlich in allem, was er tat und sprach, gezeigt hätte. Dieser Eindruck war allgemein in der kleinen Gesellschaft, die sich an jenem Abend in unserm Garten versammelt hatte, und es mochte sich auch der junge Dichter durch das, was er hier gefunden, auf genügende Art angesprochen gefühlt haben, denn er kam von nun an zuweilen und gegen den Winter zu immer öfter[177a]).

Noch eine zweite merkwürdige Erscheinung war uns diesen Sommer beschieden, nämlich Öhlenschläger[178]), dem ein großer literarischer Ruf voranging und ihn beinahe neben Goethe stellte. Wir erwarteten ihn eines Abends im Garten, wo ihn uns der dänische Gesandtschaftssekretär von Koß[179]) aufzuführen versprochen hatte. Alles war gespannt auf seine Ankunft, da man nicht bloß von Öhlenschlägers poetischem Verdienst, sondern von seiner Persönlichkeit viel Lobenswertes gesagt hatte. Aber es wurde spät und immer später, der Erwartete kam nicht. Eine Freundin meiner Tochter, die Erzieherin in einem großen Hause und ein sehr gebildetes Mädchen war[179a]), wollte sich eben, da ihre Stunde zur Rückkehr schon geschlagen hatte, mißmutig über die verfehlte Hoffnung, entfernen, und stand mit ihrer Elève am Tor des Hauses, als ein Wagen vorfuhr, und Herr von Koß mit einem Fremden ausstieg, dessen schöne Gestalt jenes Mädchen ganz verblüfft machte, wie sie uns selbst hernach gestand. Es war auch nicht zu leugnen, daß körperliche Schönheit und männlicher Anstand Öhlenschlägers literarischem Ruhm noch zur Folie dienten, so wie im Gegenteil der Gedanke an sein großes Talent seine Wohlgestalt noch anziehender erscheinen machte. Daß er allgemein gefiel, war also kein Wunder, erhöhte aber in meinen und vieler unpartei-



Adam Öhlenschläger

C. N. Eschersberg pinx., J. F. Clemens lith.
k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



ischen Augen Grillparzers Persönlichkeit noch mehr, der ohne Hilfe eines bestechenden Äußern bloß durch den geistigen Eindruck, den er machte, so viel Wohlmeinung gewonnen hatte.

Auch Öhlenschläger schien sich bei uns zu gefallen. Er besuchte uns sehr oft und hielt sich, der ernste Mann, der bereits die vierzig überschritten hatte, am liebsten in den Kreisen der jungen Mädchen und Männer auf, welche meine Tochter in unseren Gesellschaftsabenden umgaben, worüber manche der ältern Frauen, die sich lieber selbst an seinem Umgange hätten erfreuen mögen, spöttisch die Nase rümpften. Er aber fuhr fort, wenn größere Gesellschaft da war, sich mit der Jugend zu unterhalten, der ihn sein offenes, zwangloses Benehmen, die Frische seiner Empfindungen und Ansichten gleich stellte; war aber nicht minder liebenswürdig, geistreich und interessant im ernsteren Gespräch, wenn er von seinen Reisen, seinen Dichtungen, seinen Ansichten über Poesie und Leben sprach, in welchem allen sich ein höherer moralischer Charakter und ein würdiger Standpunkt aussprach, der über die gemeinen und beschränkten Lebensverhältnisse erhaben, diese in ihrem wahren Lichte betrachtete, und so selbst dem Tode mit echt tragischer Ruhe eine heitere Seite, wie unser verklärter Freund Collin, abzugewinnen wußte. Belege dazu finden sich genug in seinen Schriften, und im Gegensatze mit den damals Mode gewordenen Fluch-, Schauer- und Schicksalsdichtungen schrieb er in das Stammbuch eines meiner Bekannten:

> Die klare, heit're Sonnenhöh' der Tugend
> Ist schöner als der Abgrund grauser Schuld;
> Erhabenheit wohnt in der Tiefe nicht,
> Und Gott ist doch poet'scher als der Teufel[180]).

Ich bitte Öhlenschläger um Vergebung, wenn die erste Zeile nicht treu wiedergegeben ist — aber ich schreibe nach so vielen Jahren aus dem Gedächtnis — die übrigen drei sind genau, und das Ganze charakterisiert den Dichter, wie mich dünkt, vollkommen. Sein Andenken lebt noch wie ein wertes Bild der Vergangenheit unter uns.

Während Öhlenschläger noch in Wien war, kam die Zeit unserer gewöhnlichen Reise nach Ungarn. Wir fanden alles so lieb, herzlich, freundlich wie sonst im Schlosse und bei allen übrigen Bekannten in jener Gegend, aber unter dem Landvolk herrschte Not und Elend; denn eine Reihe unfruchtbarer Jahre hatte die alten Vorräte aufgezehrt, und nun trat der Mangel hart heran an diese armen Menschen. Es war ebenso in Österreich, nur gewahrt der Großstädter dies nicht so schnell und so sichtlich, wie es sich auf dem Lande zeigt. Und selbst auf dem Lande war noch ein großer Unterschied zwischen den Bewohnern der fruchtbaren Ebene um Bucsan und Tyrnau herum, und den kargeren Gebirgsgegenden, wo das Stammschloß Ugrócz, die große bedeutende Besitzung des Hauses Zay, liegt. Dahin wollte die Baronin in diesem Sommer gehen, und mir das Vergnügen verschaffen, sie zu sehen. Ihr Gemahl konnte sich nicht entschließen, sie zu begleiten, weil er den Anblick der Not und das Flehen der Hilfsbedürftigen fürchtete, denen er vollkommen zu helfen nicht imstande war. Sie ging daher allein mit uns und den Artnerschen über Pistyan und Trentschin, diese zwei berühmten ungarischen Badeorte, nach Ugrócz. Das erste liegt in einer unbedeutenden Gegend, am Ufer der Waag, die hier eine starke Krümmung macht, und daher oft Überschwemmungen verursacht. Da-

mals waren noch gar wenig Anstalten für die Bequemlichkeit der Badegäste getroffen (ein späteres Mal fand ich hier große Verbesserungen). Man wohnte in Bauernhütten, die nicht einmal gediehlt waren, und ein großes Tuch, längs der Wand gespannt, diente zum Schrank für die Kleider, die hinter demselben an Pflöcken aufgehängt waren. Merkwürdig ist die Hitze des Badewassers, dessen Quellen unmittelbar neben der Waag fortlaufen, worin man keinen Finger halten, wohl aber ein Ei sieden lassen könnte. Als in einem folgenden Jahr meine Freundin Therese Artner sich die Bäder von Pistyan nach Bucsan, anderthalb Stunden weit, führen ließ, mußte das Wasser, wenn es ankam, noch eine Weile stehen bleiben, bis es zu der für ein Wannenbad geeigneten Temperatur herabsank.

Von Pöstyan oder Pistyan ging nun unsere Reise ins Waagtal hinein, das in geschichtlicher Hinsicht eine merkwürdige Gegend ist, und wo mehrere noch bestehende oder zerstörte Schlösser, Betzko, Trentschin, so wie früher schon Cseithe und Temetvény geschichtliche Erinnerungen hervorrufen. Baron Mednyánsky[181]), dessen Namen jedermann kennt, der mit Ungarn und seiner Geschichte nur einigermaßen bekannt ist, und der damals, in der Nähe von Bucsan auf seinen Besitzungen lebend, sehr oft ein Gast im Zayschen Hause war, hatte die Güte gehabt, mich mit einer von ihm selbst entworfenen Schilderung jener Gegenden und ihrer geschichtlichen Merkwürdigkeiten zu versehen, denen noch dazu kleine Handzeichnungen von einigen Ruinen des Waagtals beigefügt waren[182]). Er hatte diese Notizen aus dem reichen Schatze geschichtlicher Quellen, Dokumente, Autographen usw. geschöpft, deren Sammlung seine Lieblingsbeschäftigung war. Die Gegend ist

schön, die Berge begrünt, zum Teil bewaldet, dennoch schien es mir, als hätten ihre Formen, so wie das Kolorit ihrer Vegetation einen andern Charakter als bei uns in Österreich oder Steiermark. Gegen Abend erblickten wir das Trentschiner Schloß auf einem mäßigen Hügel, an dessen Fuße die Waag tobend und wild, wie es im Charakter eines Waldbaches liegt, dahinströmte. Wir gingen hinauf und besahen uns diese mächtigen und noch großenteils unzerstörten Gebäude, welche von der Macht und Fürstengröße Johann Zapolyas zeugten, der hier mit seiner Gemahlin, einer polnischen Prinzessin, als Gegenkönig Ferdinands I. durch Unterstützung der Pforte Hof hielt und sich lange behauptete. Von hier fuhren wir tiefer in ein Waldtal hinein, in dem das Bad liegt, das man wohl mit Unrecht das Trentschiner nennt, indem es eigentlich Töplitz wie das böhmische von dem slavischen Worte „Tepel" warm heißt. Auf dem Wege dahin hinderte die einbrechende Nacht und ein Gewitter mit Regengüssen, uns an dem Anblick des freundlichen Waldtales zwischen mäßigen, schön begrünten Bergen zu erfreuen, und auch der nächste Morgen, an dem mehrere Bekannte meiner Freundinnen, die wir hier trafen, und die schon den Abend vorher mit uns soupiert hatten, uns überall herum begleiteten, um uns das Bad, das Schloß usw. zu zeigen, war zu unfreundlich und nebelhaft, um uns einen rechten Genuß der Gegend zu gestatten.

Gegen Mittag hellte das Wetter sich auf, und wir gelangten auf nicht gar bequemen und durch Regen verdorbenen Wegen nach Zay-Ugrócz. Auf einer kleinen Anhöhe liegt das halb moderne Schloß, denn nur zwei Seiten des Vierecks, welches es bildet, sind von neuerem Bau, etwa aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die zwei

anderen, viel älteren lagen unbewohnt und unbewohnbar, dem Verfalle nahe. Gegenüber dem Schlosse zieht sich eine Hügelreihe hin, deren obere Teile mit Wald gekrönt sind, während unten der Lehmboden ziemlich nackt zu sehen ist, aber das Ganze sich doch freundlich ausnimmt. Diese Beschaffenheit der Berge, daß nämlich das harte Gestein, aus dem sie bestehen, nicht bis ganz hinab ins Tal reicht, sondern diese Täler bis auf eine gewisse Höhe mit Lehm, Sand usw. gleichsam aufgeschwemmt sind, ist wohl auch die Ursache, daß sie alle beinahe muldenförmig erscheinen, und man äußerst selten auf Quellen stößt. Es war daher notwendig, bei den vielen und oft weiten Spaziergängen in die anmutigen Berge ringsum, uns immer Wasser nachtragen zu lassen, das freilich matt und warm geworden war, wenn wir nach einem angenehmen Gang von ein paar Stunden uns auf einer Waldwiese oder einer Berghöhe lagerten, die einen hübschen Ausblick in die Gegend gestattete, dann Feuer gemacht, der Kaffee gekocht und von der Gesellschaft unter Scherzen und Lachen verzehrt wurde. O, das waren schöne Abende, wenn ich an Theresens Seite sitzend, mich an ihrer Freundschaft für mich, an ihrem edlen Gemüte, an ihrem gebildeten Verstand und der Einfachheit, mit der sie alles betrachtete, erquickte, und oft die zwei „Grasgrünen", wie wir von den andern scherzhaft genannt wurden, fast die ältesten und zugleich die heitersten des Kreises waren. Jene Benennung von der grünen Farbe hatte aber ihren Ursprung in einem Scherze, indem wir nämlich die Gemütsstimmungen der Menschen um uns nach Farben zu bezeichnen anfingen, trübe Menschen grau oder dunkelbraun, jugendlich heitere Gemüter rosenfarb, heftige gelb oder feuerfarb, sanfte blau usw. gedacht

wurden, und in diesem Sinn auch uns beiden, als stets heitern, Gutes hoffenden, vertrauenden Seelen, die grasgrüne Farbe zugeteilt wurde. O, meine Therese! von welchem Stern blickst du vielleicht jetzt nieder und denkst der Freundin, die so lange nach dir noch auf dieser, ihr stets fremder werdenden Erde weilt?

Der Baron hatte in Rücksicht des hier herrschenden Elends richtig gesehen. Täglich erschienen in der Vorhalle des altertümlichen Schlosses, vor den Zimmern der Baronin, abgezehrte Jammergestalten, deren manche, wie man später erfuhr, mit Gras in Ermanglung jeder andern Nahrung ihren schreienden Hunger hatten stillen müssen. Die gütige Herrin half so vielen und so viel sie vermochte, sie unterstützte sie mit Nahrungsmitteln, mit Geld, sie gab ihnen Arzneien, denn viele waren krank, und so war ihr Erscheinen auf dem Bergschlosse wirklich das eines hilfreichen Engels[183]).

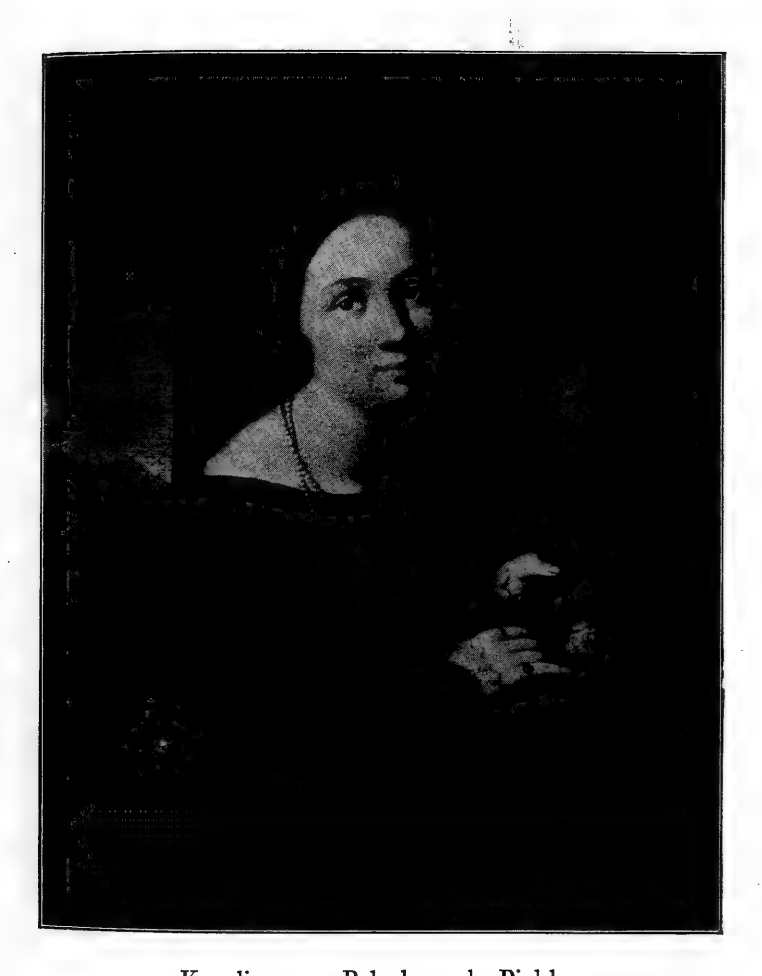
Unter den Spaziergängen, welche wir von hier in die Umgegend machten, war einer der fernsten, aber auch der schönsten, der Besuch der alten Bergfeste Zay-Ugrócz, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts während der Religionskriege noch bewohnt gewesen war, und einmal einer großen Anzahl Flüchtiger zur Zufluchtsstätte vor den Gräueln des Krieges gedient hatte. Dieses Schloß liegt wie ein rechter Adlerhorst auf der Spitze eines, aus der übrigen Reihe tretenden Felsens, rückwärts und an den Seiten von andern Felsenwänden umgeben und nur vorne, über den bewaldeten Rücken des Berges herab, weit über die Ebene schauend, die ihr damals ringsumher unterworfen war. Sie ist noch ziemlich wohl erhalten. Eine Zisterne mit köstlichem Wasser, eine Küche mit Herd und Schornstein, eine Kapelle, viele Türen und Fenster sind noch in gutem

Stande, und konnten mit nicht zu großen Anstalten für ein Mittagsmahl oder auch ein Nachtlager, einer nicht unbedeutend großen Gesellschaft wohnlich gemacht werden. Auch wir speisten oben, und es stand Theresen und mir frei, uns recht in die mittelalterliche Sitte, von der wir rings umgeben waren, hineinzuträumen. — Seitdem ist diese Ruine von dem jetzigen Besitzer sehr viel verbessert und zum Gebrauch hergerichtet worden, so wie das halb neue Schloß, die eigentliche Wohnung der Familie, ebenfalls ganz umgestaltet wurde[184]).

Zurück nach Wien gekommen, trafen wir Öhlenschläger noch, was uns sehr freute, und genossen noch mehrete Male seines anziehenden Umganges. Denselben Sommer begleiteten wir noch Pichler auf einer Geschäftsreise, die ihn nach Brünn führte. Ich hatte gehofft, die drei oder vier Tage, während Pichler sich anhaltend mit der Untersuchung der Strafanstalten zu beschäftigen hatte, nach Raitz zu Graf Salm[185]) zu gehen, zu diesem ebenso durch seinen würdigen Charakter als seine Geistesbildung allgemein geschätzten Kavalier, mit dem ich, so wie mit seiner ihm ganz gleichen Gemahlin, einem gebornen Fräulein Mac-Affry[186]), seit langem bekannt war, und bei welchem sich Hormayr, der damals noch nicht nach Wien durfte, seit seiner Freilassung aufhielt. Hormayr hatte das eingeleitet, aber ein Zufall vereitelte den Plan, und so blieben meine Tochter und ich in der uns ganz fremden Stadt, wo ich nur einmal in meiner frühern Jugend mit meinen Eltern ein paar (herzlich langweilige) Tage zugebracht hatte, uns ganz allein überlassen, denn der Vater und Gemahl war zu beschäftigt, um uns Gesellschaft zu leisten. Alle diese Umstände, so wie die Er-

innerungen machten mir diesen Séjour unangenehm, und überdies kam mir noch die Feste des Spielbergs, die die ganze Stadt überragt und in alle Gassen hineinschaut, wie eine Personifikation der Inquisition oder geheimen Polizei vor, die ebenfalls überall in alle häuslichen Geheimnisse oder freundschaftlichen Verhältnisse blicken will. Hier war ja Hormayr längere Zeit gefangen gehalten worden[187]), und als wir hinaufstiegen, das Äußere des Baues zu besehen, uns die Gefangenen entgegen kamen, welche Wasser holten, und wir hier und dort die, wie vergitterte Brunnen oder hohe Drahtkäfige aus der Erde heraufragenden Maschinen sahen, die wahrscheinlich unterirdischen Gefängnissen zu Soupirails dienten, da überfiel uns Bangigkeit und Grauen, und wir waren froh, als wir wieder hinabstiegen und uns die Straßen und Häuser der Stadt umgaben. An einem Nachmittag spazierten wir, weil wir gar nichts zu tun wußten, auf ein nahe gelegenes Dorf Kumrowitz, wenn ich nicht irre, wo Kirchtag sein sollte. Wohl begegneten wir mehreren Personen, die sich in gleicher Richtung mit uns bewegten, aber von der heitern Fröhlichkeit, der lauten Freude, welche in Österreich einen solchen Tag charakterisiert, war hier keine Spur, und Lotte sagte: Sieh nur einmal, die Leute sehen alle aus, als ob man sie zum Kirchtag geprügelt hätte.

Pichlers Geschäfte waren bald geendet, und wir kehrten nach Wien zurück, aber nur um sogleich eine zweite Reise nach Linz zu machen, und zwar in derselben Absicht, nämlich, damit mein Mann auch hier die Strafanstalten besehen könne, weil er sich mit der Einrichtung und Verbesserung des Strafhauses in Wien, während ihm das Referat über mehrere Stiftungen und Anstalten, nämlich über das Waisen-, Kranken-, Findel-,



Karoline von Pelzeln, geb. Pichler
Als 18jähriges Mädchen

Ölgemälde von Otto Ignatius (1816)

Frau Sektionsrat Emilie Khayl, Baden bei Wien

Straf- und Arbeitshaus aufgetragen war, sehr ernstlich beschäftigte, und daher sich überall von dem Stande, den Einrichtungen, Wirkungen solcher Anstalten überzeugen wollte. Vieles und Nützliches hat er in diesem Kreise geleistet, die Einrichtung des hiesigen Strafhauses ist sein Werk, er hat die Arbeitszimmer gestiftet, in denen die Sträflinge unter strenger Aufsicht und bei gänzlichem Stillschweigen, je nach ihrem Geschlecht, Alter, Kräften und Geschicklichkeit zu verschiedenen Arbeiten, deren Ertrag großenteils den Sträflingen zugute kommt, angehalten werden. Diese Arbeiten bestehen meist in den Bedürfnissen der Anstalt selbst oder anderer milden Stiftungen. Hier werden also Leinwanden gewebt, Kotzen verfertigt, Schuhe, Anzüge für die Sträflinge usw. gemacht. Verstand der Sträfling schon eine Arbeit, so wurde er dazu verwendet, war er zu keiner geschickt, so mußte er die eine oder andere hier lernen. Dadurch geschah es, daß mancher, besonders jüngere Leute, hier erst in der Strafanstalt in den Stand gesetzt wurden, sich künftig ihr Brot ehrlich zu erwerben. Auch wurde ihnen beim Austritt aus der Anstalt das Geld, was ihnen nach Abzug ihrer Verpflegungskosten von dem Erwerb ihrer Arbeit übrig geblieben, eingehändigt, so daß sie etwas besaßen, wann sie entlassen wurden, und nicht gezwungen waren, sich sogleich einem nichtswürdigen Leben hinzugeben, sondern sich ruhig um einen rechtlichen Erwerb umsehen konnten. Überdies war durch einen Geistlichen, der die Sträflinge in der Religion unterrichtete und durch Sonntagsschulen auch für ihre geistige Ausbildung gesorgt. Diese Pläne und ihre Ausführung beschäftigten Pichler sehr, und auf jenen Reisen suchte er durch Besuch dieser Korrektions- sowohl als anderer

Anstalten, sowie durch Lesung alles dessen, was über diesen Gegenstand geschrieben wurde, seine Ansichten immer mehr auszubilden und zu berichtigen[188]).

Während dieser Reise nach Oberösterreich, welche unmittelbar auf jene nach Brünn folgte, konnten wir recht den Unterschied des Nationalcharakters in Gestalt, Aussehen und Benehmen der deutschen und slavischen Nation bemerken. Wenn uns in Brünn, sowie viele Jahre später in Prag, ein ernster, beinahe düsterer Ausdruck des ganzen Volkes entgegentrat, wenn weder Mienen noch Geberden, noch Gesang oder Musik auf den Straßen (selbst nicht im „klangreichen Böhmerland") eine fröhliche Stimmung verkündeten, und die mehr den mongolischen Charakter tragenden Züge nicht freundlich erschienen, so begegneten uns in der Nähe von Linz muntere Landleute mit fröhlichen Gesichtern. Blühend hübsche Bauernmädchen, ihre bunten Tücher nicht ohne Schönheitssinn um den Kopf gebunden, saßen auf Wagen mit Grummet, und alle sahen heiter aus, obgleich auch dieses Land, so wie die übrigen, den Druck der Zeit durch mehrjährige schlechte Ernten fühlte. In dieser Rücksicht trug man sich mit allerlei Sagen und Prophezeiungen, wie nämlich der Türmer von St. Stephan in einer, ich weiß nicht welcher Nacht, ein Gesicht gesehen habe, das ihm für das kommende Jahr 1818 die Pest mit Hungersnot und Leichen in allen Straßen der Stadt gezeigt hatte usw.

Mir war dieses Jahr ziemlich angenehm vergangen, nur ein langwieriges Augenübel, das eigentlich in einem für das Licht allzu empfindlichen Nervenreiz bestand, nötigte mich oft, mich eines Schirms zu bedienen, ja manchmal die Augen ganz zu schließen, weil jeder hellere Strahl sie verletzte. Nicht ein weißes Kleid

durfte ich tragen, weil es mir die Augen fast schmerzlich reizte. Dieser Zustand war mir oft sehr peinlich, denn er machte mir Lesen, besonders musikalischer Blätter, beschwerlich und jede Handarbeit, außer dem Stricken, fast unmöglich. Eine große Erleichterung war es für mich, daß mich das Augenübel nicht am Schreiben hinderte, und ich daher meinen Fleiß in dieser Hinsicht nicht einzustellen brauchte.

Wirklich hatte ich jetzt eine größere Arbeit angefangen, einen Roman: „Frauenwürde“[189]), welcher den zweiten Vers des Schillerschen Spruches: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld“, ebenso durch Leben und Beispiel zeigen sollte, wie im „Agathokles“ den ersten auszuführen meine Absicht gewesen. Es sollte aus diesem Romane hervorgehen, daß auch die glänzendsten Eigenschaften, Talente, Geistesschwung und Herzensgüte nicht hinreichend sind, ein dauerhaftes Glück zu begründen, sobald sie nicht von Achtung für die Pflicht und strenger Befolgung derselben begleitet sind. Rosalie Sarewsky, eine junge, reiche, schöne, talent- und gemütvolle Frau, erreicht nicht allein das Ziel ihres Strebens nicht, sich ein dauerndes Glück zu gründen, sie fühlt sich vielmehr in jeder Lage ihres Lebens unglücklich, sie klagt beständig über ihr hartes Geschick, das sie verfolgt, und ahnt nicht, daß es ihr pflichtwidriges Benehmen ist, zu dem sie sich durch Phantasie und Leidenschaft hatte hinreißen lassen, was ihren Frieden und ihr Glück zerstört.

Diese Romangestalt war nicht ein bloßes Ideal. Viele, ja die meisten Züge, welche nämlich nicht der äußern Stellung in der Welt, sondern dem moralischen Innern gelten, waren von jener schönen und interessanten

Frau v. K. entlehnt, die lange ein Mitglied unsers engen Kreises gewesen, deren Herz, unbefriedigt in ihrer Ehe, stets nach Außen um sich griff und nacheinander, bloß, so weit ich sie beobachten konnte, drei- bis viermal Leidenschaften eingeflößt und geteilt hatte. Nun war sie seit ein paar Jahren tot — aber nicht so wie ich Rosalien, und ich glaube, nicht ohne gehörige Konsequenz geschildert, durch Selbstmord, sondern an einer langen, unheilbaren Brustkrankheit gestorben, und ich konnte meine Schilderung ziemlich getreu machen. Auch bei Frau von K. waren, wie bei Rosalien, herrliche Geistesanlagen gar nicht oder zweckwidrig entwickelt worden, auch bei ihr führten Phantasie und Gefühl den Oberbefehl über die gesamten Geisteskräfte, und eine schöne Gestalt, die Leichtigkeit, womit sie alles, was sie zu lernen oder zu üben wünschte, in Musik, Zeichnung, ja auch in der Poesie auf einen bedeutenden Grad brachte, würden sie, bei zusagenden häuslichen Verhältnissen und Umgebungen vielleicht zu einer berühmten Frau wie die Sarewsky gemacht haben. Übrigens hatte ich die glänzende Periode des Freiheitskrieges in Deutschland zum Hintergrund des Gemäldes gewählt, und dadurch sowohl, als durch die mancherlei politischen und sozialen Ideen, welche damals die Gemüter erfüllten und bewegten, demselben einen lebhafteren Reiz zu verleihen gestrebt. Hierbei fällt mir eine Bemerkung ein, welche ich später aus dem Munde eines sehr gebildeten und geistvollen Mannes vernahm, und die mich auf eine Betrachtung leitete, welche ich seitdem bei meinen eigenen sowohl als fremden Arbeiten anzustellen nur zu oft Gelegenheit hatte. Wie es nämlich Schriftstellern, vorzüglich Dichtern, öfters ergeht, daß die Leser in ihren Schriften etwas suchen und finden,

und wirklich mit statthaften Gründen dessen Absichtlichkeit beweisen, woran der Dichter nicht gedacht hatte, als er jene Stellen schrieb oder diesen Charakter schilderte; so war es auch bei diesem Roman. Jener sehr geistreiche und gebildete Mann behauptete, daß ich in Fahrnau und Lothar die zwei Haupttendenzen jener Zeit, Aristokratismus und Liberalismus dargestellt hätte. Mich überraschte diese Bemerkung, da ich durchaus beim Entwerfen meines Planes nicht daran gedacht hatte. Ich hatte nur eines Charakters wie Lothar bedurft, um Rosalien in jene Lagen zu versetzen, wie sie notwendig bei ihr die beabsichtigte Katastrophe hervorbringen mußten. Oder vielmehr, da dies Verfahren für die Art, wie ich zu arbeiten pflegte, viel zu planmäßig und überlegt zu nennen wäre, ich sah mit den Augen des Geistes, der Phantasie diese Personen. — Ich erschuf sie nicht, sie waren da, und sie handelten und wirkten vor meinen geistigen Augen nach ihrer Natur, wie sie eben wirken konnten. An jenen Gegensatz der damals sehr oft besprochenen Ideen von Aristokratismus und Liberalismus hatte ich nicht gedacht, mußte aber, wie mir die Bemerkung gemacht wurde, selbst gestehen, daß es so aussah, als hätte ich geflissentlich jene zwei Systeme in Handlung und Konflikt miteinander zu stellen beabsichtigt. Eine sehr achtungswürdige Frau hatte es getadelt, daß ich auf Leonorens Charakter den Schatten einer leichten Neigung zu einem andern Mann, ihrem edlen Freunde Tengenbach, hatte fallen lassen[189a]). Auch hierüber glaube ich mich mit der Ansicht rechtfertigen zu können, daß es mir bei meinen Begriffen von dem richtigen und allein beglückenden Verhältnis zwischen Weib und Mann in der Ehe notwendig erschien, Fahrnau neben Eleonoren

nicht gar zu tief sinken zu lassen. Er soll und muß im innern Menschenwerte höher als sie stehen, wenn sie an seiner Seite sich glücklich fühlen soll. Darum muß er durch seine Teilnahme am Kampfe für die Freiheit des Vaterlands, durch seinen Mut, durch die Gefahr und Leiden, denen er sich bloßstellt, sich im allgemeinen schon über sie erheben, aber er muß auch eben in jenem Punkt, in welchem seine größte Schwäche liegt, die ihn dem Tadel billig aussetzt, nicht zu tief sinken. — Es muß aus ihrem, wie aus seinem Betragen hervorgehen, daß das menschliche Herz oft und vielfältig schwach ist, und nur wenige sind, die mit Recht den ersten Stein aufheben dürften, um es zu strafen. Auch Fahrnau hat zu verzeihen, wenn gleich nicht so viel und so Entschiedenes. — Leonore hat sich des Eindrucks, den der unglückliche, edle, aufopfernde Freund, der Mann, dem sie einst hätte angehören sollen, und den ein Zufall ihr nach langer Zeit entgegenführte, auf ihr Herz gemacht, nicht ganz erwehren, sie hat ihn nicht mit völlig ruhigem Gemüt betrachten können. Sie hat gefehlt; aber sie hat ihren Fehler erkannt, bereut und gebüßt — und wer wird in der Lage, in der sich die vom Gemahl Vernachlässigte, Verlassene, tief Gekränkte befand, sie wohl streng zu richten wagen? Fahrnau erkennt dies wohl, er fühlt sein Unrecht gegen sie, sie das ihrige gegen ihn, und so kommen sich Herzen und Geister nach schweren Prüfungen geläutert, liebend und treu entgegen. Das war meine Vorstellung von Leonorens Verhältnis zu ihrem Mann und zu Tengenbach.

Unser Freund Hofrat Büel verließ uns diesen Sommer, um, nachdem er die Erziehung des jungen Grafen Moritz Browne beendet hatte, und dieser an Geist und

Kraft wunderbar herabgekommene Jüngling ins Militär getreten war, über Oberitalien in sein Vaterland, nach Zürich zurückzukehren. Diese Abreise war ein großer Verlust für mich, insbesondere aber auch für unseren ganzen geselligen Kreis. Büel war ein Mann von gediegenem Charakter, gründlichen Kenntnissen, christlichem Sinn und herzlicher, beinahe kindlicher Wahrheit und Güte. Ihm konnte ich vertrauen, ihm vertraute ich auch von Herzen, ihm konnte ich recht ernst über manche Vorgänge in meinem Innern, über meine Fehler und Irrtümer sprechen, und oft sagte ich im Scherz (er war reformierter Prediger in der Schweiz und mit einer liebenswürdigen Frau verheiratet gewesen, nach deren Tod er seine Stelle aufgab, sein Vaterland verließ, in Deutschland herumreiste, und ich weiß nicht mehr wie, die Hofmeisterstelle bei Graf Browne übernahm), oft also sagte ich ihm im Scherz: für mich als Katholikin sei sein Priestertum ein Charakter indelebilis, und als solchen betrachtete ich ihn wie meinen Beichtvater. Und wirklich hat der erfahrene Freund, der Welt und Menschen genau kannte, und mir herzlich wohl wollte, mir manchen weisen Rat gegeben, manchen Trost erteilt, und mehr als einmal eben wie mein guter Pater Marcellian mir das rechte Verständnis meines Innern eröffnet.

Mit ihm verließen auch die beiden jungen Maler Ignatius und Pezzold[190]) Wien, um wenigstens einen Teil ihrer Römerreise mit dem väterlichen Freund zu machen. Wir gaben Ignatius noch eine hübsche Uhr meiner Mutter und andere kleine Andenken mit; wir hofften, ihn wieder zu sehen. — Es kam anders. Er kehrte über München nach Petersburg zurück, wo er nach einiger Zeit eine genügende Versorgung als Hofmaler

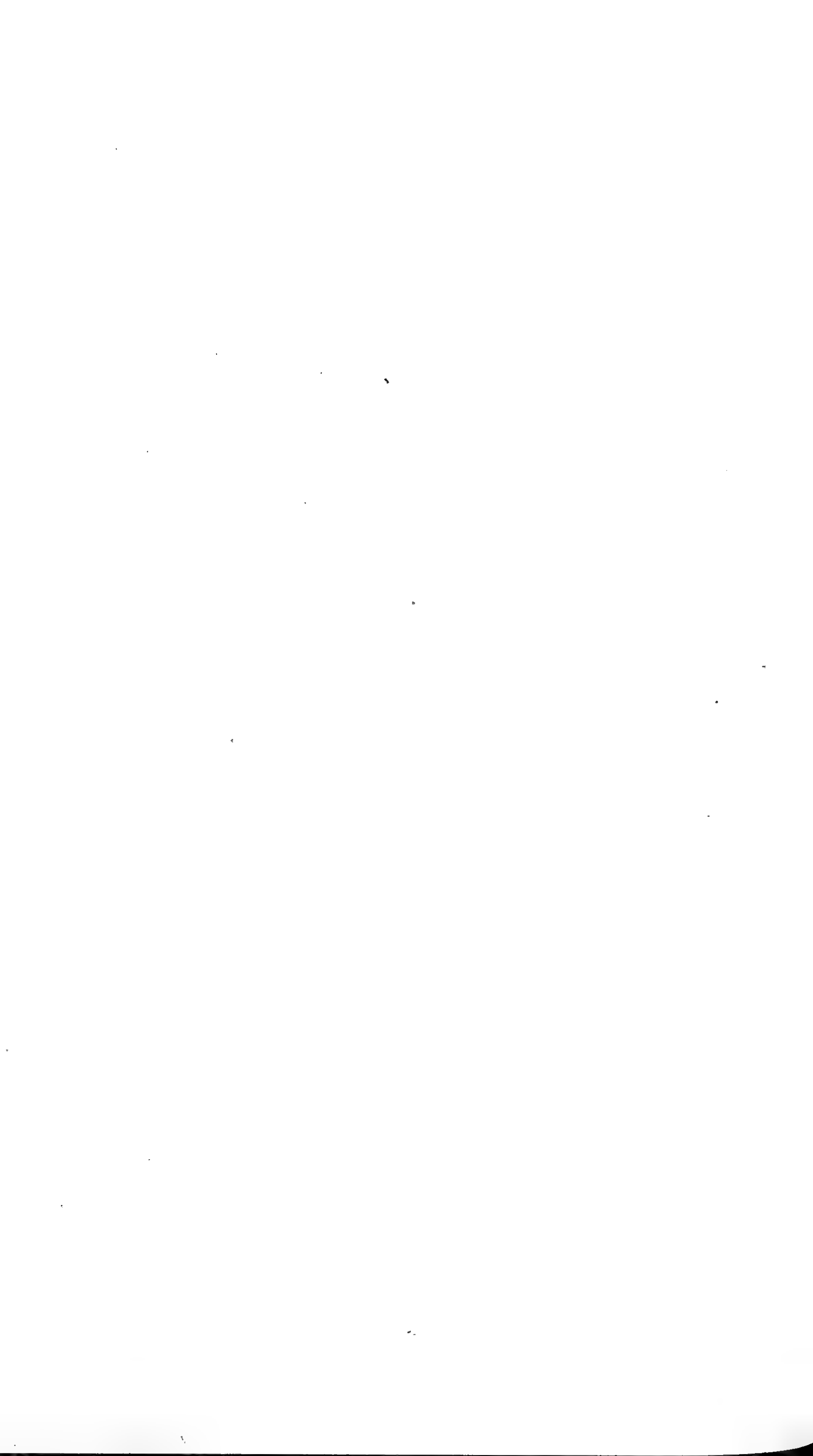
in Zarskoje-Selo fand, dann sein Mädchen (Fräulein Schadow) aus Berlin abholte, und nur zu kurze Zeit mit ihr glücklich lebte. Sie starb bald, und er folgte ihr in Kurzem. Friede seinem Andenken! Er war ein vorzüglicher junger Mann und ein freundlicher Briefverkehr verband uns bis zu seinem Tode. Noch besitze ich radierte Blätter, die er mir als Andenken geschickt, meist religiöse Sujets; ein anderes Kahier ebenfalls von seiner Hand, Ansichten von Petersburg, die uns besonders zur Zeit, als die große Überschwemmung der Newa aller Blicke auf diese hart mitgenommene Stadt zog, von großem Interesse waren, habe ich später einer Freundin, die selbst Künstlerin ist, der Frau Pauline von Schmerling verehrt[191]). Wohl glaubte meine Tochter in einer Stelle eines Briefes, den Ignatius aus Rom an eine gewisse Frau von Krause[191a]) geschrieben, die wir später kennen lernten, und die uns, wie Lotte sich erinnert, diesen Brief selbst mitteilte, einen bittern Anstoß zu finden. Er hatte nämlich an Frau von Krause geschrieben: Ein Wort von Ihnen ist mir lieber als ein Brief der Pichler. — Ich habe die Stelle auch gelesen, sie hat mich nicht erfreut, aber Frau von Krause war jung und ziemlich hübsch, Ignatius hatte sich sonst in jedem Stücke als rechtlicher Freund gegen uns bewiesen, so nahm ich ihm denn jene Äußerung nicht so übel, und blieb ihm nach wie vor herzlich gut.

Diese Freunde waren also fort und nur der älteste von ihnen, Büel, kam nach ein paar Jahren wieder, uns und seine übrigen Bekannten zu besuchen. Dies war das letztemal. Schon damals zeigte sich eine große Abnahme seiner Kräfte; später rührte ihn eine Art Schlagfluß. — Wir setzten unsere Korrespondenz fleißig fort, aber auch sogar seine Briefe trugen die Spur seiner zu-



Franz Grillparzer

Miniatur von Auguste Freiin von Buttlar (1828)
Städtisches Museum, Wien



nehmenden Schwäche. Ein paar Jahre später führte sich der damals neu angekommene schweizerische Gesandte, Baron von Effinger Wildegg[192]), ein ausgezeichneter, gebildeter Mann, durch einen Brief von Büel bei uns ein. Ohne im geringsten Anspruch auf äußere Wohlgestalt zu machen, sprach sich in des jungen Mannes ganzem Wesen eine höhere Bildung, ein feinerer Sinn und richtiger Takt aus. Ich werde Gelegenheit haben, bei einer meiner späteren Arbeiten ihn, so wie jenes jungen Malers Pezzold zu erwähnen. Noch einige Jahre dauerte meine Korrespondenz mit Büel, die häufig jetzt durch Baron Effingers Vermittlung geführt wurde, fort. Öftere, sehr ernste Kränklichkeiten, die Schlaganfällen nur zu ähnlich waren, unterbrachen manchmal lange unseren brieflichen Verkehr. Endlich kam einmal — ich denke es war im Jahre 1830 — ein Brief mit so unsicherer Hand und in Ausdrücken geschrieben, die sehr deutlich auf einen gänzlichen Verfall der Kräfte und auch darauf hindeuteten, daß der verständige, fromme Freund seinen Zustand ziemlich klar erkannte. Mir tat das unendlich weh — denn, wenn gleich getrennt, hatte ich doch das mir so tröstliche Bewußtsein, daß, so lange Büel lebte, dort fern in den schweizerischen Bergen ein Herz schlug, das an allem, was mir und den meinigen begegnete, lebhaften, treuen Anteil nahm. Effinger, dem ich den Brief zeigte, urteilte ebenso: das ist ein Abschiedsbrief, sagte er mit wehmütigem Ausdruck und wirklich kam, vielleicht kein Jahr nach diesem Blatte, die Nachricht von Büels Tode mir durch einen andern bewährten Freund in der Schweiz, in Winterthur, Herrn Peter, den Büel vor vielen Jahren als einen jungen, blühenden Mann bei uns eingeführt hatte und der nun schon lange als ange-

sehener Kaufmann und Familienvater in Winterthur lebte, von wo er fast alljährlich eine Reise nach Wien macht und zu unserer Freude nie vergißt, uns zu besuchen. Von ihm erhielt ich auch später Büels wohlgetroffenes Porträt[193]).

Nach dieser Abschweifung, die ich mir erlaubt, um das Verhältnis, in welchem Büel zu uns stand, ganz bis zu seinem Tode zu schildern, wozu in den spätern geeigneten Jahren, zwischen lebhafter bewegten Szenen vielleicht sich keine passende Gelegenheit geboten hätte, kehre ich zu dem Sommer von 1817 zurück.

Der Herbst nahte sich mit seinen geselligern Abenden, wir blieben jede Woche, so wie früher zu Lebzeiten meiner Mutter, ich denke jeden Dienstag und Donnerstag abends, zu Hause, um die Besuche unserer Freunde und auch Fremder zu empfangen. Außer diesen gingen wir aber auch an Sonntagen abends fast niemals aus, weil mir der Zusammenfluß so vieler Menschen, wie er an Feiertagen stattzufinden pflegt, unangenehm war. Des Sonntags aber kamen nur unsere näheren Freunde und Bekannten, die Baronin Rothkirch, Richler, Br. Bretton[194]) usw. zu uns.

Grillparzer, den unser Haus und der Ton, der darin herrschte, so wie der Kreis, der uns umgab, im Anfange angesprochen zu haben schienen, war an Dienstagen und Donnerstagen abends oft bei uns, und nicht selten an Sonntagen unser Gast zu Mittag, dann blieb er auch manchmal den Nachmittag und Abend bei uns, und machte mit mir und meiner Tochter Musik, denn er spielt sehr fertig Fortepiano, und phantasiert auf demselben mit ebenso viel Talent als Geschmack. Sein reich geschmückter Geist, noch mehr aber die Einfachheit und Herzlichkeit seines Benehmens, gewannen ihm

unser aller Achtung und Zuneigung, und auch er schien sich mit gleichen Gesinnungen an uns anzuschließen. Er benahm sich offen und herzlich; er erzählte von seiner Jugend, von seinen Eigenheiten, teilte uns seine poetischen Pläne mit (damals arbeitete er an der Sappho) und manches kleine Gedicht, von denen einige ihren Ursprung seinem Umgang mit unserm Hause dankten. So z. B.: Das Gespräch in der Bildergallerie, ein anderes bei der Zurückgabe eines Exemplars des Thomas a Kempis, den ihm meine Tochter geliehen hatte[194a]), und das schöne Frühlingsgespräch, das, wie ich glaube, bald darauf in der Aglaja erschien[195]). Wir waren nämlich an einem schönen Frühlingsnachmittag, wo die außergewöhnliche Wärme die Blüten im Garten vor der Zeit erschlossen hatte, hinabgegangen, und standen vor einem Mandelbaume, der in den ersten Tagen des Aprils oder gar noch in den letzten des Märzes mit tausend halbrötlichen Blüten prangte, und sprachen darüber. Außer meiner Tochter und Grillparzer war noch Graf v. Stadion, der als Kadett in der nahen Kaserne wohnte, und uns oft besuchte, gegenwärtig, und ich stand bei dem Dichter in dem Verdachte, im Leben und auch in den Erzeugnissen der Poesie, das Ernste, das Moralische, welches den Menschen erhebt und bessert, dem rein Phantastischen, der poetischen Poesie vorzuziehen. Wenige Tage darauf brachte nun Grillparzer das folgende Gedicht, welches den Vorgang und die teilnehmenden Personen vortrefflich charakterisierte.

Mutter (ich):

Wie die Knospen schwellend blitzen!
Jede scheint ein schöner Stern;
Er kann blühen, er kann nützen,
Blüt' und Frucht, so hab ich's gern.

Jüngling (der Dichter):

Glücklich bin ich wie ein König!
Mir gefällt der wackre Strauch.
Schläft acht Mond', blüht dann ein wenig,
Ja, bei Gott! so mach ich's auch.

Mädchen (meine Tochter):

Weiß der Unschuld, Rot der Freude,
Und der Hoffnung frommes Grün
Stehn auf ihrem Blütenkleide,
Und zum Himmel sehn sie hin.

Soldat (Graf Walter v. Stadion):

Weiß und rot, mit Grün umwachsen,
Recht gut kaiserlich, fürwahr!
Hat man Lust sich rum zu boxen,
Beut er seine Gerten dar*).

Der Gärtner, nachdem jene Personen sich entfernt haben:

Ei! mit Hoffen, Wünschen, Freuen!
Mit Erwartung, Blüt und Frucht!'
Heut nacht kommts, denk ich, zum Schneien,
Dann kommt morgen her, und sucht!

Und wirklich, um den Spruch des alten Römers wahr zu machen, daß die Dichter Seher sind: — ast sacri vates et divum cura vocamur[196]) — kam bald darauf Kälte und Reif, und der Mandelbaum, der die Veranlassung zu dem sonnigen Gedichte gewesen, brachte auch nicht eine Frucht. Ein paar Jahre darnach ging er ganz zugrunde, es war ein sehr alter Baum, und mit ihm die letzte sichtbare Erinnerung an jene schöne Zeit, wo wir uns an Grillparzers Umgang erfreuten, und er sich in unserer Freundschaft zu gefallen schien.

Die Sappho war nun vollendet und sollte gegeben werden[197]). Ein Zug, der Grillparzers Gemütsstimmung treu abspiegelt, war ein Traum, den er uns damals er-

*) Die im Frühling von den geschnittenen Bäumen auf der Erde liegen.

zählte. Er träumte nämlich, er befände sich bei der ersten Aufführung der Sappho im Theater; das Stück mißfiel gänzlich, und er sah, wie ich und meine Tochter in einer Loge durch Lachen und spöttische Mienen in das allgemeine Urteil einstimmten, und uns über das Stück lustig machten. Dieses Traumbild war nichts anderes, als der Unfrieden, wie er ihn selbst in einem spätern Gedichte nennt; dies tückische Gespenst, das aus seinen Werken, so wie sie vollendet sind, hämisch herausblickt, und ihm sagt, daß sie nichts taugen; es war die Stimme des Hypochonders in ihm, welche ihm im voraus schon jede Freude verleidet.

Bei der Aufführung ging es ganz anders, als der mißmutige Dichter geglaubt hatte, die Sappho fand ungeheuren Beifall, und wir erfreuten uns bei der ersten Vorstellung von ganzem Herzen des Triumphs, den der Dichter feierte[198]).

Bald nachher aber wurde seine Stimmung immer trüber und trüber, er kam selten und immer seltner zu uns, und da wir gar keine Veranlassung zu dieser Veränderung kannten oder ersinnen konnten, mußten wir sie, so leid es uns tat, ertragen, ohne etwas dagegen tun zu können.

Ich habe bei den Beziehungen unseres Hauses zu dem Verfasser der Sappho, so wie früher bei denen zu Büel, um des Zusammenhanges willen, der Zeit vorgegriffen, denn die Sappho wurde erst 1818 aufgeführt.

Dieses Jahr ließ sich in Beziehung der Witterung viel besser an, als mehrere vorhergegangene. Man versprach sich eine gesegnete Ernte, und die düstere Prophezeiung von dem Gesicht, welches der Türmer von St. Stephan gesehen haben sollte, ging nicht in Erfüllung. Aber niemand sprach darüber und so sind die

Götter gerettet, und die Orakel blieben bei Ehren. Trifft eine solche Vorhersehung ein, hält ein Lostag Wort, und bringt das Wetter, das er nach dem Sprichwort bringen sollte (und diese sind nicht bloß aus der Luft gegriffen, sondern auf vieljährige Erfahrung der Landleute, Jäger usw. gegründet), so wird es mit Vergnügen bemerkt; fehlt die Voraussagung, so denkt niemand daran; sie wird nicht Lügen gestraft, sondern man baut das nächste Jahr darauf mit eben der Zuversicht als auf etwas Unfehlbares.

* * *

Im Anfange des Sommers gingen wir wieder nach Lilienfeld, wo Pichler oft Geschäfte in den weitläufigen Waldungen des Stiftes sowohl, als den angrenzenden Gräflich Hoyosschen Besitzungen hatte. Wir freuten uns auch, den würdigen Herrn Prälaten wieder zu sehen, der uns stets freundschaftlich behandelte, und so zählten wir auf einige recht genußreiche Tage in der herrlichen Gebirgsgegend.

Und noch eine kleine Hoffnung gesellte sich dazu. Der Prälat nämlich als vorzüglicher Dichter und Verfasser der Tunisias und Rudolphiade hatte in Wien Grillparzers Bekanntschaft gemacht, den jungen Mann liebgewonnen und eingeladen, ihn in Lilienfeld zu besuchen. Wir hatten nicht ohne Grund vermuten können, er würde vielleicht während unserer Anwesenheit daselbst eintreffen. Es geschah nicht und diese getäuschte Erwartung schmälerte in etwas den sonst so großen Genuß dieses Aufenthalts in den schönen Gebirgen[198 a]).

War es diesen Sommer oder den darauffolgenden, ich erinnere mich dessen nicht genau, und es ist auch

gleichgültig, genug, der Herr Prälat lud uns ein, die Klosteralpe zu besteigen, die sich gleich hinter dem Stifte in die Lüfte erhebt, und wir nahmen den Vorschlag mit Freuden an. Sehr frühmorgens brachen wir in zahlreicher Gesellschaft auf, an der leider mein Mann, den seine Geschäfte abhielten, nicht teilnehmen konnte, und stiegen munter bergan, bei dem schönen Wasserfall vorbei, ungefähr anderthalb Stunden, bis auf den sogenannten Kulm, wo sich eine Meierei des Stiftes befand. Von diesen Anhöhen sahen wir, wenn wir uns rückwärts wandten, die Abtei mit allen ihren weitläufigen Gebäuden, den ganzen Ort Lilienfeld, das dazu gehörige Marktl oder Dörfel, wie es heißt, wo die Gewehrfabrik ist, wie aus der Vogelperspektive, tief unter uns liegen. Es ist eine eigentümliche Empfindung auf einmal so hoch, so fern auf die Gegenstände herab zu blicken, die uns sonst nahe umgaben, zwischen denen wir wandelten, lebten, unsere Geschäfte trieben. Wie so ganz anders stellen sie sich nun unsern Augen dar! Wie klar sahen wir ihre Lage gegeneinander, ihren Zusammenhang, ihre ganze Örtlichkeit ein, deren Beziehungen uns früher, als sie uns noch dicht umgaben, ganz entgangen waren! Ist es im Leben nicht auch so? Gehört nicht ein längerer Verlauf der Zeit, eine Fernstellung durch Zeit oder Raum dazu — oft lange Jahre — bis wir über eine Periode unsers eigenen Lebens oder auch der Geschichte ein klares, richtiges Urteil, sine ira nec studio, wie Tacitus sagt[199]), zu fällen imstande sind?

Auf dem Kulm wurde ein ländliches Frühstück eingenommen, und nach einigem Ausruhen der Weg auf die Alpe fortgesetzt. Hier wurde das Gehen oft beschwerlich. Es ging über steinichte Stellen, wo man

klettern mußte, oder über ziemlich gäh aufsteigende Alpenwiesen; und da die Sonne schon hoch am Himmel stand, wirkte auch die Wärme drückend auf uns, obwohl die reine Luft und der Duft der würzigen Kräuter dem Steigen viel von seiner Beschwerlichkeit benahmen. Die letzte steile Anhöhe am Saum eines Waldes hin kam mir, nachdem wir bereits mehr als drei Stunden immerfort bergan gestiegen waren, sehr ermüdend vor. Freundlich unterstützten mich unsere Begleiter und so gelangte ich endlich auf den Gipfel und zur Sennhütte.

Hinter oder vielmehr vor derselben führte man uns nun durch ein kleines Gebüsch auf einen freien Rasenplatz, und hier lagerte sich die ganze Gesellschaft ins kurze, balsamduftende Alpengras, und ruhte eine Weile aus. Ich hatte mich nach dem Rate, den man mir gab, der Länge nach hingestreckt, und — wunderbare Kraft der reinen Bergluft und der Alpennatur! — meine ganze Ermüdung und Erschöpfung verlor sich, und nach wenigen Minuten fühlte ich mich so gestärkt und erheitert, daß ich aufsprang und mir vorkam, als wäre ich wieder jung geworden. Doch konnte ich mich nicht mit Antäus vergleichen, denn sicherlich war es nicht die bloße Einwirkung der mütterlichen Erde, welche mit verjüngender Kraft auf mich eindrang, sondern das Ganze der mich umgebenden Natur. Jetzt traten wir alle an den Rand der Wiese, auf welche wir uns gelagert hatten, und welche Aussicht bot sich uns dar! Von St. Pölten, ja von Melk an, bis gegen Wien lag das ganze Waldviertel wie eine ausgebreitete Landkarte unter uns. Wir konnten den Lauf der Donau durch diese ganze Strecke verfolgen, und jenseits des Stroms noch einen großen Teil des hügelichten, größtenteils mit



Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör

Stahlstich von C. Mahlknecht nach dem Gemälde von A. Daffinger
k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



Wald bedeckten Viertels Obermannhartsberg. Durch ein gutes Fernrohr entdeckten sich dem bewaffneten Auge noch entferntere Punkte, und der Herr Prälat glaubte mit Zuversicht, bei besonders reiner Luft einmal, als er sich mit dem Erzherzoge Johann eben auf diesem Punkt seiner Berge befand, den Stephansturm unterschieden zu haben. Sicher ist es, daß ein paar Jahre später, da ich eben auch in Gesellschaft des Herrn Prälaten und einiger seiner Begleiter den Stephansturm bestieg, wir in der Gegend, in der Lilienfeld liegt, durchs Fernrohr Berge gewahrten, deren Umrisse ziemlich mit denen des Mukenkogels (so heißt die Stiftsalpe) und der sie umgebenden Bergspitzen übereinstimmten. Wenn man nun vom Stephansturm aus jene Berge sehen kann, so kann man ja wohl auch bei recht heiterer Luft von diesen aus den Turm erkennen. Wunderschön war der Ausblick über diesen weiten Landstrich hin; es war von oberhalb Melks abwärts, über Pöchlarn, Mautern usw. der Weg, den die Burgunden des „Nibelungen-Liedes" gezogen waren, und es bestärkte sich in uns die Meinung, welche mehrere Schriftsteller geäußert, daß diese genaue Kenntnis und Schilderung des Reiseweges, sowie mehrere andere Umstände darauf hindeuten, daß der Sänger des berühmten Heldenliedes ein geborner Österreicher oder sehr bekannt mit diesem Lande gewesen sein mußte.

Das war die Fernsicht, welche sich auf dieser Seite darbot; sie war prächtig, erhebend; mir aber gefiel die andere, welche sich uns zeigte, als wir uns umwandten und rückwärts in die kolossale Bergwelt blickten, noch viel besser. Hier türmten sich die gigantischen Berge hintereinander und übereinander empor; einige mit Wäldern bedeckt, andere kahl und schroff. Da erhob

sich der Ötscher, hinter ihm blickte in weiter Ferne der Hochschwab hervor, und geheimnisvoll senkten sich in allen Richtungen zwischen diesen aufstrebenden Massen die Täler hinab, Wohnungen der Menschen, einzelne Gehöfte, ganze Dörfer, hier und dort wohl auch kleine Städte in ihrem tiefen unsichtbaren Grund verbergend; für mich war dieser Anblick anziehender als der des weit sich hinbreitenden Flachlandes.

Nachdem wir uns an diesen beiden Naturgemälden erquickt und gesättigt hatten, kehrten wir in sehr fröhlicher Stimmung zur Alpenhütte zurück, wo noch mancher Scherz getrieben und jene (wie es hieß nach einem alten Brauch), welche zum erstenmal auf eine Alpe kamen, getauft wurden. Die Herren (und ihrer waren mehrere) bekamen hübsche Ladungen aus dem Quellbrunnen der Sennerin, der immerfort von sich selbst quillt und treffliches Wasser spendet; aber auch meine Tochter und ich wurden bespritzt, und der Grafen von Hohenberg wegen, die sich in diesen Gegenden einer großen Popularität erfreuten, Mechtild und Agnes getauft.

Ein einfaches, aber sehr wohlschmeckendes Mahl, aus ländlichen Speisen bestehend, ward unter heitern Gesprächen und Scherzen verzehrt, und der Rückweg gegen Abend auf einem andern, aber nicht minder schönen Pfade angetreten. So verging der angenehme Tag, dessen Bild mir nach so vielen Jahren erfreulich wiederkehrt, und ein kleines Gedicht[200]), das ich nach meiner Heimkunft dem Herrn Prälaten mit einem Exemplar der Nibelungenlieder übersandte, sollte ihm meinen Dank für jenen frohen Tag aussprechen, und ihn an die herrliche Aussicht und die Gespräche mahnen, die wir auf jenen heitern Höhen geführt hatten.

* *
*

Im Herbst, wann die meisten Familien vom Lande oder von Badeörtern wieder in die Hauptstadt zurückkehren, begann auch das angenehme gesellige Leben, wie es damals gestaltet war, sich zu entfalten. Mit ihm kamen seine Zerstreuungen, seine Vergnügungen, aber auch seine Enttäuschungen und mancherlei bittere Augenblicke, welche die unausweichliche Folge einer beziehungsreichen Stellung zu mehreren, ja zu vielen Menschen von verschiedener Denk- und Empfindungsweise sind, in deren Mitte wir uns befinden.

Eines der Häuser, mit welchen wir in nähern freundschaftlichen Beziehungen standen, war das des damaligen Obersten Barons von Rothkirch, dessen diese Blätter schon oft erwähnten. Er sowohl als seine in jeder Rücksicht verehrungswürdige Gemahlin[201]) hatten sich seit einer langen Reihe von Jahren als wahre, verläßliche Freunde gegen uns erwiesen. Die Nähe unserer Wohnungen, der — damals beinahe gleiche Fuß, auf dem wir trotz des großen Unterschieds der Geburt lebten; ein gleicher Sinn für Literatur und Bildung hatten diese Bande fester gezogen, und die Abende, an welchen sich unsere nächsten Umgebungen entweder bei uns oder bei ihnen versammelten, waren durch die geselligen Annehmlichkeiten der Frauen und die höhere Bildung der Männer sehr genußreich. Hier trafen wir mehrere Offiziere des Generalstabes, zu dem auch Baron Rothkirch gehörte, die gehaltvollen Dichter Pannasch[202]) und Weingarten, die uns öfters durch Vorlesen ihrer meist dramatischen Arbeiten erfreuten, so wie auch der Herr vom Hause bereits mehrere Trauerspiele geschrieben[203]) und sich als militärischer Schriftsteller, ebenso wie jene beiden und die damaligen Hauptleute (jetzt Generäle) von Schönhals[204]) und Martini[205]),

ausgezeichnet hatte, so daß einer von diesen den Generalstab nicht mit Unrecht „den Geist der Armee" genannt hat. Hierher kam sehr oft Baron Hormayr, der württembergische Gesandte Graf Mandelslohe[206]), sein höchst geistvoller Sekretär Baron von Trott[207]), Graf Bombelles[208]) und mehrere andere. Unter ihnen zeichnete sich vorteilhaft der Stiefsohn des früher öfters genannten Professors Schneller, von Prokesch[209]), aus, der seiner hübschen Gestalt wegen vorzugsweise der schöne Fähnrich genannt wurde, dem Generalstab zugeteilt und ebenfalls Mitarbeiter an der militärischen Zeitschrift war, in welcher unlängst ein Aufsatz von ihm: Über die Schlacht von Waterloo erschienen war[210]), der ungemein viel Aufsehen gemacht, und die allgemeine Aufmerksamkeit auf den noch sehr jungen Verfasser gelenkt hatte. Alle diese Personen zusammen bildeten einen höchst angenehmen Kreis der Geselligkeit, und manche derselben besuchten auch unser Haus, so wie wir sie ebenfalls in dem Hause der Baronin Pereira wieder fanden, wo ähnliche Unterhaltungen und überhaupt ein ähnlicher Geist herrschten. Hier durfte man auch darauf zählen, bedeutende fremde Notabilitäten kennen zu lernen, welche selten versäumten, sich bei der Baronin Pereira und ihrer Tante, der Baronin von Eskeles, vorstellen zu lassen. Der Besuch dieser beiden Häuser, die damals vor vielen ihresgleichen glänzend hervorragten, war auch mir sehr angenehm, besonders bei Pereira, wo ein ungezwungener Ton herrschte, viele Jugend sich versammelte, und Musik, Tanz, Vorlesen eine lebhafte Abwechslung der Unterhaltung boten. Ich und meine Tochter kamen oft hin, denn schon zwischen den Eltern der Baronin Pereira und den meinigen hatte ein freundliches Verhältnis gewaltet,

und zufällige Ereignisse hatten es zwischen uns fester gezogen.

Im Jahre 1810 entstand bei mancher dringenden, durch die Ungunst der Zeitumstände erzeugten Not unter den Bewohnern Wiens der Verein adelicher Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen[211]), und die allgemein geachtete Fürstin Karoline von Lobkowitz[212]) wurde zur Vorsteherin gewählt. Zwölf Damen bildeten den Ausschuß. Jeder von ihnen war ein Bezirk der Stadt oder der Vorstädte als Wirkungskreis angewiesen, und wohldenkende Frauen des Mittel- und Bürgerstandes waren zu wirkenden Mitgliedern ernannt, welchen die Pflicht oblag, sich um die nähern Umstände der empfohlenen Armen zu erkundigen; den in Kost gegebenen Findelkindern nachzusehen; arme, verheiratete Wöchnerinnen zu besuchen, für sie zu sorgen usw. Ohne mich zu befragen, hatte die Fürstin, in ehrenvollem Vertrauen auf meinen guten Willen, wie sie mich immer mit Auszeichnung behandelt hatte, mich unter die Zahl der wirkenden Mitglieder aufgeschrieben, und ich habe mit Freuden unter ihr sowohl, als unter ihrer unmittelbaren Nachfolgerin, der mir unvergeßlichen Gräfin Dietrichstein[213]), Regentin des Damenstiftes, die Pflichten eines wirkenden Mitgliedes unserer Gesellschaft geübt.

Das Arnsteinische Haus, die beiden Familien Eskeles und Ephraim mit einbegriffen, war wegen seiner Mildtätigkeit gegen Arme und Hilfsbedürftige jedes Glaubens schon lange in Wien geschätzt und berühmt. Jährlich gaben B. Arnstein und seine Tochter bedeutende Summen für solche Zwecke aus, und die übrigen Zweige der Familie blieben nach dem Verhältnis ihres Vermögens nicht zurück. Man hat freilich oft, wenn von

reichen Wohltätigen die Rede war, eingewendet, daß sie eben, weil sie reich sind, dies leicht tun können; da es aber eben so viele Reiche gibt, die es unterlassen, so ist, wie ich glaube, diese Eigenschaft, wo sie sich mit dem Reichtum zusammenfindet, immer achtend anzuerkennen, und ich kann, da ich außer jenen Familien noch so manche bemittelte Wohltätige kennen gelernt habe, nicht ganz der Meinung sein, die der Verfasser des trefflichen Stückes: „der Adept"[214]) aufgestellt zu haben scheint: als müßte notwendigerweise der Besitz von Reichtümern die Menschen verschlechtern. Die B. Pereira wurde zu einer der zwölf Ausschußdamen gewählt, ihrer Obsorge war besonders das Marienspital in Baden, auch eine Privatstiftung wohltätiger Frauen, übergeben[215]). Hier waren ihr nun, während unseres gemeinschaftlichen Aufenthaltes in Baden, meines Mannes einsichtsvoller Rat, seine freundliche Teilnahme und Unterstützung sehr willkommen; ja, er wurde später von der Frauengesellschaft zu einer Art von Konsulenten nach Graf Pergens[216]) Tode ernannt, und wohnte in dieser Eigenschaft ihren Sitzungen regelmäßig bei. Sein edles, menschenfreundliches Herz freute sich jeder Gelegenheit, wo er Gutes wirken, Arme unterstützen, Leidenden helfen konnte. In diesem Sinne war er die Hauptveranlassung, daß eine Quelle des Badner Heilwassers, welche bis dahin unbenützt abgeflossen war, gefaßt und zu einem Bade, das Franzensbad nach dem Namen des Kaisers genannt, für Arme eingerichtet wurde. In eben diesem Sinne war es abermals mein edler Pichler, der die erste Anregung zu dem Wohltätigkeitshause in eben dem Baden wurde, der die Fonds dazu aufsuchte und ermittelte, so daß man wohl sagen kann, daß es ihm seine Entstehung und mehrere hun-

dert Kranke oder Dürftige darin jährlich ihre Heilung oder zeitweise Verpflegung danken[217]).

Alles dies brachte uns in nähere Beziehung mit Frau von Pereira und ihren Verwandten. Wir brachten oft Abende dort zu; im Fasching war jeden Mittwoch thé dansant daselbst, der bis 11, halb 12 Uhr währte, und bei welchen ich mit meiner Tochter und ihrer Gespielin, Fräulein Amalie Schechtern, beide hübsche Mädchen und flinke Tänzerinnen, stets eine willkommene Erscheinung war. An anderen stillen Abenden, wenn nur ein kleiner Kreis sich versammelte, wurde entweder Musik gemacht oder vorgelesen oder auch bloß geplaudert, indem wir Frauen mit unsern Handarbeiten um den runden Tisch herum saßen, die Herren zwischen oder hinter uns Platz fanden, und die Gesellschaft ein Ganzes ausmachte, dessen Seele die Frau vom Hause vorstellte, und jeder, so gut er es vermochte, zu der allgemeinen Unterhaltung beitrug. Die neuere Gewohnheit, daß die Frauen ebensowenig wie die Herren eine Arbeit zwischen den Fingern haben, und also wie diese nur auf das Gespräch, und nicht auf ein allgemeines, sondern auf das von einer oder zwei Personen angewiesen sind, die der Zufall neben sie geführt — diese neue Gewohnheit scheint mir der höhern Geselligkeit gar nicht günstig zu sein. Gewiß ist es, daß der leichte Austausch der Gedanken, zwischen mehreren Personen von ungleichen Ansichten, verschiedener Empfindungs- und Denkungsart, die sich in einem lebhaften allgemeinen Gespräch berühren, gleichsam Geistesfunken aus jedem der Teilnehmer lockt, die dann einer am andern schnell fortzünden, und in rascher Wechselwirkung eine Menge von Behauptungen, Ansichten, Witzspielen usw. zutage fördern, die jeden angenehm aufregen, und

ihm das Bewußtsein geben, ebenfalls seinen Anteil zum allgemeinen Vergnügen beigetragen zu haben. Freilich kommt hier das meiste auf die Frau vom Hause an, die es verstehen muß, dies allgemeine Gespräch in Gang zu erhalten, indem sie allgemein ansprechende Gegenstände herbeiführt, was nicht immer leicht ist, weil die Gesellschaft öfters aus heterogenen Teilen besteht. Indessen es geht, wenn nur die Frau vom Hause Lust und Geschick dazu hat, und es nicht vorzieht, ihre Gäste sich den Stoff zum Gespräch mühselig und unbefriedigend genug aus, auf den Tisch gelegten Zeitungen und Kupferwerken suchen zu lassen.

So wie es hier geschildert ist, waren die Abendgesellschaften in früherer Zeit bei den Familien, mit denen wir in freundschaftlichen Verhältnissen standen, beschaffen, unter welchen mir die des königl. preußischen Legationsrats von Piquot[218]), und des hiesigen Staatskanzleirates von Hoppe[219]) vorzüglich wert waren. Bei Piquots waren eine Tochter und ein Sohn[220]); Hoppe hatte keine Kinder. In beiden Häusern herrschte ein Ton und eine Geistesrichtung, die mit der unsrigen sehr übereinstimmte. — Bekanntschaft mit den bessern Erscheinungen der neuen Literatur; lebhaftes Interesse daran; zuweilen eine kleine Vorlesung oder ein geistreiches Gesellschaftsspiel erhöhten den Reiz dieser Gesellschaften, denen eine ehrenvolle Gesinnung und wahrhaft freundschaftliches Wohlwollen noch höhern Wert gaben. Bei Piquot hatte Marie, die Tochter, ein Mädchen in Lottens Alter, von seltner Geistesbildung und trefflichem Charakter sich warm an diese angeschlossen und der Sohn, ein geistig gebildeter, aber sonst nicht sehr bedeutender junger Mann, schien nicht gleichgültig gegen sie[220a]). Bei Hoppe waren die Frau und ihre Schwe-

ster, Fräulein Justine von Krufft[221]), zierliche Dichterinnen, und so wie ihr Bruder Nikolas[222]), ausgezeichnet durch seine Klavierkompositionen und sein meisterliches Spiel, Jugendbekannte von mir und durch lange Jahre mir lieb und wert geworden. — Nun sind sie alle tot! Bei Piquot starben die Kinder noch vor den Eltern, diese folgten ihnen in einigen Jahren, dann beide Geschwister der Mutter; bei Hoppe sind er und sie, ihre drei Geschwister, ein Neffe usw. gestorben, kurz, beide Familien so werter Freunde sind im eigentlichsten Sinne verschwunden. Wie vielmal habe ich dies schon erleben müssen, und wie schmerzlich ist es!

Es wird mir wohl als ein angenehmes, mütterliches Bewußtsein verziehen werden, wenn ich darauf hinwies, daß meine Tochter, ohne eine Schönheit zu sein, ohne schimmernde Talente zu besitzen, schon öfters von höchstbedeutenden Männern war ausgezeichnet worden, auch von solchen, die keinerlei Absicht auf eine Verbindung mit ihr hatten oder haben konnten und die also nicht die Hoffnung auf ihr einst zu ererbendes Vermögen anlocken konnte. Eben die Einfachheit ihres Wesens, die Wahrheit und tiefe Weiblichkeit ihres Charakters, verbunden mit einer nicht alltäglichen Geistesbildung und einem wohl nicht glänzenden, aber tiefempfundenen Talent für Gesang und Klavierspiel mochte es sein, was eben geistreiche Männer an die, in der Welt immer seltner werdende Erscheinung einfacher Natur und wahrer Gefühle zog. Auch kann der Leser sich aus dem Gange der Erzählung selbst beantworten, ob meine mütterliche Eitelkeit mich bei dieser Bemerkung getäuscht hat[223]).

* * *

Während dieser angenehm bewegten Zeit verlor sich aber leider einer der bedeutendsten Teilnehmer unseres geselligen Kreises, Grillparzer, immer mehr aus demselben. Die heitere Stimmung, die ihn eine Zeit hindurch beseelt und seinen natürlichen Trübsinn verscheucht zu haben schien, verschwand allmählich und machte düsteren Ansichten Platz. Er kam selten, meist nur, wenn er ausdrücklich gebeten wurde und selbst dann lag trotz der Feinheit seines Benehmens und des natürlichen Wohlwollens, das ihn stets belebte, etwas in seiner Art sich zu betragen, das uns zweifelhaft ließ, ob die Einladung ihm willkommen gewesen, ob sie ihn nicht geniert haben möchte. So machte er es bei Piquot, bei Hoppe, bei Pereira und bald wurde es eine Seltenheit, wenn er wieder einmal sich in einem dieser Häuser sehen ließ[223a]).

Wir pflegten alle Jahre eine kleine Weinachtsfeier bei uns zu halten. Ein Baum wurde mit Lichtern, Bändern usw. geschmückt, und der nähere Kreis der Freundinnen und Bekannten meiner Tochter mit kleinen Gaben beschenkt, welche meistens in Kindereien, in Anspielungen auf vorwaltende Verhältnisse bestanden, von erklärenden Versen begleitet, und so ein harmloser Scherz waren.

Im vergangenen Jahr 1817, wo wir unsere Bescherung statt zu Weihnachten nach der alten österreichischen Sitte am Nikolaustag hielten, war er ebenfalls gebeten. Viele ernste und komische Verse und Sprüche kamen vor, ihm wurde eine Leier mit einem Lorbeerzweige überreicht, welchen die folgenden Verse begleiteten:

Nimm dies Saitenspiel aus meiner Hand,
Mit dem wohlverdienten Reis umwunden,
Die Gefährtin deiner schönsten Stunden

Und der besten Himmelsgabe Pfand.
Mächtig kannst du zu den Herzen sprechen,
Sie nach Willkür unter Martern brechen
Oder zaubern in die höchste Lust.
Laß dich einen Himmelsbürger*) warnen,
Von den dunkeln Mächten nicht umgarnen**),
Folg der Spur in deiner eignen Brust.
Auf der Tugend steilen Felsenwegen
Führ die Herzen jenem Ziel entgegen,
Das dir selber strahlt aus lichten Höhn.
Dann mag unter donnernden Gewittern
Jede Hoffnung, jede Lust zersplittern,
Mag das Leben untergehn,
Ewig wird ihr wahres Glück bestehn[224]).

In diesem Winter (1818), in dem Grillparzer sowie im vorhergehenden, als einer der wertesten jüngern Bekannten, ebenfalls beschenkt wurde, hatte ich für ihn, der eben mit frischem Lebensmute an seiner Medea arbeitete, einen Kupferstich, der den Theseus im Kampf mit dem Minotaurus vorstellte, gewählt, und er wurde von folgenden Versen begleitet:

Mit der Argo kühnen Helden
Wagt' einst Theseus auch den Zug,
Und die alten Sagen melden
Uns von Kampf und Fährlichkeit genug.

Klippen waren zu umschiffen,
Oftmals hemmte träger Sand,
Oftmals zwischen Felsenriffen
Schien das Fahrzeug festgebannt.
Doch die Götter lächeln Gnade,
Und der Lauf beginnt aufs neu,
Alle feindlichen Gestade
Segelt Argo kühn vorbei.

Bringt das goldne Vließ zurücke
An der Heimat teuren Strand:
Und noch sind der Nachwelt Blicke
Rühmend auf die Tat gewandt.

*) St Nikolaus, der die Gaben austeilt.
**) Anspielung auf Sapphos Tod.

Dein Beginnen wird wie jenes enden,
Glück und Ruhm sind dir gewiß,
Und zum zweitenmal aus deinen Händen
Nehmen wir das goldne Vließ.

So wohl und herzlich gemeint diese Worte waren, schienen sie den Dichter doch eher trüb als froh zu stimmen, und es ging mit dieser kleinen Gabe, sowie mit manchem andern Versuch in dieser Zeit, der bestimmt war zur Aufheiterung, zur Herstellung des alten zwanglosen Verhältnisses wie es früher zwischen uns geherrscht hatte, beizutragen; es mißglückte und schien gerade das Gegenteil, Mißmut und Entfremdung hervorzubringen; ja, es war als berühre ihn schon jetzt die Vorahnung eines unseligen Ereignisses, das bald darauf eintrat[224a]).

Grillparzer liebte seine Mutter[225]) aufs innigste, und wurde ebenso von ihr geliebt. Ihm Freude zu machen, entschloß sie sich, ihr lange beiseite gesetztes Klavierspiel wieder hervorzusuchen, um mit ihm die vierhändigen Stücke aus Beethovenschen oder Mozartschen Sinfonien, Sonaten usw. oder die Ouvertüren der neuesten Opern zu spielen, die er mich und meine Tochter oft spielen hörte, und einst äußerte er sich gegen diese in Rücksicht seiner Mutter: daß, wenn sie sterben sollte, man ihn nur gleich mit ihr begraben möchte, weil er sonst niemand auf der Welt habe!

Und diese Mutter starb! eben in diesem Winter, eben während er an seiner Trilogie: der Gastfreund, das goldene Vließ und Medea arbeitete; und so wie man erzählte, war diese Katastrophe von sehr erschütternden Umständen begleitet. Ich war damals der Meinung, daß diese über alle Maßen störende Unterbrechung der Fortsetzung seiner Arbeit an jener

Trilogie nicht günstig sein könne und sagte es ihm, als ich ihn — sehr unvermutet bald darauf wieder sah, er aber war hierin anderer Meinung und setzte seine Arbeit fort.

Er war jetzt ziemlich lange nicht bei uns gewesen. Wenige Tage nach diesem traurigen Vorfall besuchte er meinen Mann im Bureau, was sonst äußerst selten geschah, und sagte ihm, daß er mit seinem Schmerze zu ihm komme, weil er glaube, daß nach seiner Mutter Tod niemand wärmer an ihm teilnehme als unser Haus. Befremdend war diese Äußerung seiner Anhänglichkeit wohl in einer Periode, wo er sich seit mehr als einem halben Jahre ganz von uns zurückgezogen, und auffallend kalt gegen uns benommen hatte. Dennoch empfingen ihn Pichler, und als er bald darauf zu uns kam, auch wir mit großer Herzlichkeit, obwohl ich nicht bergen kann, daß in der Tiefe unsrer Herzen etwas Gespanntes zurückblieb, erzeugt durch das Bewußtsein seines kalten Benehmens. Nach und nach glich sich das wieder aus, die alte Freundschaft trat wieder in ihre Rechte ein, aber das allererste Verhältnis ganz rücksichtsloser Annäherung, wie es im Anfang unserer Bekanntschaft und bis nach der Aufführung der Sappho bestanden, stellte sich nicht wieder her.

In diesem nämlichen Winter von 1818/19 lernten wir den Stiefsohn einer unsrer alten Bekannten, des Herrn Professor Schneller (damals in Grätz) kennen, Herrn von Prokesch, oder vielmehr wir erneuerten seine Bekanntschaft wieder, die wir schon im Winter 1816 gemacht, wo Ignatius, der junge livländische Maler, der in unserem Hause wohlbekannt und gerne gesehen war, diesen seinen Freund, einen sehr geistreichen, feingebildeten jungen Mann aufführte. Die Stellung,

welche dieser Mann seitdem in der Welt eingenommen hat, seine Kenntnisse, seine Talente, die Bahn, welche er durchlaufen, der Platz, den er jetzt behauptet, werden es begreiflich machen, daß seine Erscheinung in unserem Kreise nicht unbemerkt bleiben konnte und daß er bald unter der damaligen Bezeichnung „der schöne Fähnrich" ein bedeutendes Mitglied desselben wurde[226]).

Im folgenden Frühling machte unser Hof eine Reise nach Italien. Grillparzers dichterischer Ruhm, sowie seine einnehmende Persönlichkeit hatten ihm viele Freunde und Teilnehmer an seinem Wohl erworben, und so fand er Gelegenheit, sich Personen des Hofes anzuschließen und die Reise im kaiserlichen Gefolge mitzumachen, wozu ihm jedermann, der ihn kannte, Glück wünschte, weil man sich eine günstige Einwirkung auf sein Gemüt wie auf seine Gesundheit versprach[227]). Sein väterlicher Freund und Ratgeber, Schreyvogel, interessierte sich sehr dafür und freute sich dieses glücklichen Zufalls für seinen Günstling, und dieser in jugendlich frischem Mute, wie ihn ihm die Hoffnung, das Hesperische Land zu sehn, einflößte, rezitierte uns ein Gedicht, welches er auf die bevorstehende Reise gedichtet und wovon ich eine Strophe behalten habe, die ungefähr so lautete:

Dann komm ich zurück mit frischem Sinn,
Und schaff' in stolzer Ruh,
Was jung soll sein, wie ich es bin,
Und alt soll werden wie du (nämlich das ewige Rom)[228]).

Wie wenig entsprach der Erfolg diesen fröhlichen Erwartungen! Ebensowenig als die glänzende Aufnahme der Sappho, von der sich seine Freunde so viel Gutes für des Dichters Erheiterung versprochen. Es

war und ist wohl in dieses Sängers Innerm ein Zug, der ihm nicht erlaubt, sich irgendeines Gelingens recht zu erfreuen, wie er es auch in dem „Bann“[229]) und dem „Unfrieden“[230]) geschildert hat, und das ihm nach Iphigenias Worten: „die nächste Freude von den Lippen wegzehrt[231]).“

Bald brachte uns Schreyvogel seinen ersten Brief aus Venedig[232]). Die ganze Trunkenheit jugendlicher Lust sprach aus diesem Blatt. Der Anblick der Meerstadt, die Neuheit des Schauspieles, die italienische Luft — alles schien bezaubernd auf den empfänglichen, mit aller Kenntnis des Altertums und der Neuzeit geschmückten Geist gewirkt zu haben. Herzlich erfreuten wir uns dieses Briefes und der milden Freude seines väterlichen Freundes, der einigen Wert auf unseren warmen Anteil an seinem Günstling zu legen schien. Der zweite Brief, aus Rom, trug schon ein ganz anderes Gepräge[233]). Hier sprach ihn alles weniger an, vieles widerte ihm, die Fasten (es war die Karwoche), die er, als zur Suite des Hofes gehörig, beobachtete, die italienische Küche schadete seiner Gesundheit, und aus diesen und ähnlichen Einwirkungen erkläre ich mir die so höchst gereizte, so befremdende Stimmung, welche ihn antrieb, auf den Ruinen des Kolosseums ein Gedicht zu verfassen, das zwar nichts Schlimmeres enthielt, als Schiller uns in den Göttern Griechenlands sagte, das aber einem Katholiken weniger zu verzeihen war und das noch darüber eine Bitterkeit der antichristlichen Stimmung zeigte, wie sie nur ein zweimal abtrünniger Gibbon gegen das Christentum aussprudeln konnte. Damals wußten wir von dem Gedichte noch nichts, und es wäre zu wünschen gewesen, daß nie jemand davon erfahren hätte. Daß es

bald darauf, ehe er noch hier war, in der Aglaja erschien, war gewiß ein Mißgriff seines sonst wohlgesinnten Freundes Schreyvogel, der dem Dichter viel Schaden getan, indem er aufs strengste von der Zensur gerügt wurde und sogar die Bogen der Aglaja umgedruckt werden mußten[234]. Er selbst war indes bei dem schwer erkrankten Grafen Wurmbrand[235], der ihn liebgewonnen, in Neapel zurückgeblieben. Geschrieben hatte er uns nicht mehr, und die ganze freundlichere Stimmung, welche nach dem Tode seiner Mutter sich gezeigt, war wie ein freundlicher Sonnenstrahl an einem halbtrüben Tage hinter den Wolken verschwunden, ohne daß wir erraten konnten, warum. Nur Schreyvogel kam noch öfters, solange wir hier blieben, und brachte uns Nachricht von dem Entfernten[236].

In der Mitte dieses Sommers kam denn auch für uns abermals die Zeit, uns zur Reise nach Ungarn zu dem Wiedersehen so werter Freunde zu rüsten. Dieses Jahr wartete unser noch eine besondere Feierlichkeit. Unser vieljähriger Freund, der Feldkriegskommissär von Romano, derselbe, der uns vier Jahre früher das erstemal nach Bucsan begleitet hatte, sah sich nun, durch die Umstände begünstigt, am Ziele seiner lange genährten Wünsche und war auf dem Punkte, der lange und treu geliebten Freundin Wilhelmine von Artner seine Hand bieten zu können. Die Hochzeit sollte auf dem Gute des Barons von Zay im Gebirge, welches von jeher der Lieblingsaufenthalt der Baronin und der Artnerschen Schwestern gewesen war, gefeiert werden. Wir versahen uns daher schon hier mit „hochzeitlichen Kleidern“ und freuten uns überdies sehr, daß noch vor unserer Abreise der Baron auf ein paar Tage nach Wien kam und sein Absteigquartier bei uns nahm. Während



Josef Schreyvogel

Photographie nach einem Aquarell von J. A. Kapeller
k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



dieser kurzen Frist fiel eine so außerordentliche Hitze ein, daß — es war eben um die Erntezeit — einige Personen auf den umliegenden Feldern vor Hitze krank wurden oder, wie man sagte, sogar starben. Ein paar Tage darauf erschien ein kleiner, aber mit freiem Auge sichtbarer Komet am nordwestlichen Himmel, der aber nicht lange über unserm Horizont verweilte. Nach wenig Tagen brach sich auch die allzugroße Hitze durch ein heftiges Gewitter und die Luft wurde wieder gemäßigt[237]).

Ich glaube während meines langen Lebens bemerkt zu haben, daß jene Sommer, in welchen Kometen erschienen, besonders heiß waren, so der von meinem Geburtsjahre 1769, wie ich im Anfange dieser Blätter berichtet, so im Jahre 1811 und 1819. Nach den, freilich viel richtigern Beobachtungen, welche die Kalender des Herrn von Littrow enthalten[238]), trifft dies sich nur zufällig; aber meine Erinnerungen sind eben jener Beobachtung günstig gewesen.

Von Grillparzer hörten wir, ehe wir Wien verließen, daß er auf der Rückreise aus Italien nach Gastein gegangen sei, wo er auch später öfters mit dem damaligen Prälaten von Lilienfeld, seinem Freund, zusammentraf oder die Reise mit ihm machte[239]). Daß wir sonst gar nichts vernahmen, wunderte uns bei der Kenntnis von diesem düstern Charakter nicht, der so oft, trotz seiner tiefen Gefühle für alles Schöne und Gute, selbst die Berührung einer treuen Freundeshand nicht vertragen konnte[240]).

Wir waren also nach Bucsan gekommen und sollten von dort in sehr zahlreicher Gesellschaft nach dem alten Stammschloß Zay-Ugrócz abgehen; nämlich mit allen Schwestern der Braut, Mariannen von Neumann, der

Jugendfreundin derselben, mit ihrem Gemahle und einem Offizier, dem Rittmeister vom Regimente Kronprinz-Kürassier, Hrn. Töpke[241]), dessen sonderbares Schicksal hier mit ein paar Worten erzählt werden mag. In seinem Vaterlande Hannover zum ausübenden Arzte bestimmt, bereitete er sich in seinem zwanzigsten Jahre eben vor, die rigorosen Prüfungen zu machen und dann seinen Beruf anzutreten, als ihn das Los, Soldat zu werden, unter der Regierung Königs Jérôme von Westfalen traf, und er ohne weiteres in ein Regiment enrolliert wurde. Dies Regiment war eines von den beiden, mit welchen in der Schlacht von Leipzig der damalige Befehlshaber derselben, Baron von Hammerstein[242]), zu den Österreichern überging. So warf ein unberechenbarer Zufall den jungen Mann aus seiner gewählten Bahn zuerst in eine ganz verschiedene, die er wahrscheinlich freiwillig nie betreten haben würde, und so brachte die zweite Begebenheit den jungen hannoverischen Arzt nach Österreich und in den Dienst eines Staates, den er kurz vorher als eine feindliche Macht hatte betrachten müssen. Seltsames Spiel scheinbarer Zufälligkeiten — und doch gewiß eine weise und zweckmäßige Leitung der Vorsicht. Töpke ist nun längst Stabsoffizier, und wenn ich nicht irre, in dem berühmten Regiment Savoyendragoner, das noch immer den Namen des Helden Eugen trägt. Er ist verheiratet, lebt angesehen und vergnügt, wie ich höre und wie es sein rechtlicher Charakter, sein gebildeter Geist verdient hat.

Damals war er ein junger, ziemlich hübscher Offizier, der der ganzen Gesellschaft durch seine Persönlichkeit sowohl als durch sein treffliches Talent zum Vorlesen willkommen war. Nebst ihm war noch ein Herr

von Maillard[243]) aus Tyrnau in der Gesellschaft, vielleicht noch ein paar Personen, deren ich mich nicht erinnere, und dann die Hausgenossenschaft der Zayschen Familie. Diese ganze ziemlich zahlreiche Versammlung, die sich in Bucsan zusammengefunden hatte, war bestimmt, von dort nach Ugrócz abzugehen, und diese Reise machte mir durch die begleitenden Umstände ein besonderes Vergnügen. Sie begann nämlich in der Nacht vor Tagesanbruch. Und dies war notwendig, um bei der schlechten Beschaffenheit der Straßen zum Mittagsessen noch Ugrócz, das 8 bis 10 Stunden entfernt im Gebirge und vor dem kein Ort zum Einkehren lag, zu erreichen. Alles ging daher den Abend vor dem Aufbruch zeitlich zur Ruhe, und um zwei Uhr nach Mitternacht, wo es selbst im Anfange des Juli noch Nacht ist, wurde die ganze Gesellschaft geweckt. Jeder suchte sich bald fertig zu machen, man frühstückte, trug sein kleines Gepäck zusammen — die Wagen mit den Koffern waren schon den Tag zuvor abgegangen — und allmählich sammelte sich die Gesellschaft im Schloßhof, wo die bereits angespannten zahlreichen Chaisen standen, und die Laternen und Fackeln der einpackenden Dienerschaft die Finsternis einigermaßen erhellten. Noch aber erkannte und fand man sich eigentlich nur an den Stimmen zusammen, und endlich zwischen 3 und 4 Uhr war alles in Ordnung, und die Gesellschaft in die Wagen verteilt. Kaum zeigte sich, wie wir hinaus ins Freie kamen, in Ost ein hellerer Streifen am Horizont. Das heilige Licht, wie alles Gute und Wahre in der Welt wurde langsam, aber unwiderstehlich stärker, die Schatten wichen allmählich, wir fingen an, uns selbst, die Wagen, die Gegend um uns zu erkennen. Jetzt war es Tag geworden, jetzt lag die freundliche

Landschaft und die Hügelkette, von welcher das Schloß Freistadtl aus seinen Gärten herabblickt, vor uns. Aber noch war die Sonne, die Königin des Tages, nicht erschienen. Der Wagenzug klimmte den Gabor, einen mäßigen Berg, hinan, und bei jedem Schritt vorwärts erweiterte sich der Gesichtskreis und traten uns mehrere Ortschaften und Fluren vor die Augen. Nun war der Gipfel erreicht, und in diesem Augenblick (die Marschroute war auf diesen Effekt berechnet) stieg die Sonne empor, und jetzt erst schien der Gegend Licht und Leben erteilt. Es war ein schöner Moment, der gar wohl zu frommen Gefühlen stimmen konnte. Alle hatten die Wagen verlassen und weideten sich an dem schönen Schauspiel, denn alle oder doch die meisten in diesem ziemlich zahlreichen Kreise hatten tiefen Sinn und warmes Gefühl dafür.

Die wieder angetretene Fahrt brachte uns nun durch minder pittoreske, aber fruchtbare Gegenden um Mittag an unser Ziel, das Schloß Zay-Ugrócz, wo unser in ländlicher Stille, aber zusagender Geselligkeit von werten Hochzeitsgästen angenehme Tage warteten. Schade nur, daß eine kühle, regnerische Witterung uns in der ersten Zeit manche Spazierfahrt und noch mehrere Spaziergänge verdarb. An einem recht regnerischen Abend aber kam, trotz der unfreundlichen Atmosphäre, ein gar lieber und überraschender Besuch; Baron von Jetzer[244], ein alter, treuer Freund des Hauses, damals Hauptmann im Generalstab, jetzt lange schon General, trat mit Grillparzer ein, dessen Ankunft uns ebenso erfreulich als unvermutet war, denn niemand von uns allen hatte seit langem von ihm etwas mehr gewußt, als daß er auf der Rückreise von Italien nach Gastein gegangen war.

Herzlich freuten sich alle, besonders die treffliche Frau vom Hause über diesen Besuch, der ihrem Hause so schmeichelhaft war, und er versprach auch, mehrere Tage bis nach den Hochzeitsfeierlichkeiten zu bleiben[245]. Er erzählte uns von Italien, von Gastein, er teilte unsere Spaziergänge und zeigte sich als ein rüstiger Fußgänger beim Erklettern der Berge. Aber statt des jugendfrischen, mutigen Gedichtes, das er zu machen gesonnen gewesen, und von dem ich eine Strophe angeführt habe, rezitierte er uns den wunderschönen, aber in ganz anderer Stimmung gedichteten „Abschied von Gastein"[246], der seine ganze trübe, mit sich und der Welt zerfallene Stimmung ausspricht und wie eine frühe Dämmerung den kurzen Tag seiner Heiterkeit verschlungen hatte. Mein glückliches Gedächtnis ließ mich vieles, ja den größten Teil des freilich nicht langen Gedichtes behalten, besonders da ich es ihn später noch einmal sagen hörte. In mein Zimmer gekommen, schrieb ich mir sogleich auf, was ich behalten hatte; aber mir fehlte mancher halbe und sogar mancher ganze Vers, und zuweilen hatte ich ein entfallenes Wort durch eines von ähnlicher Bedeutung ersetzt. Als ich Grillparzern, als er einmal in unser Zimmer kam, meinen Diebstahl gestand, schien er nicht angenehm davon berührt; ob wegen meiner Kühnheit ihm sein Gedicht aus dem Munde zu stehlen oder wegen der schlechten Ersatzwörter — das weiß ich nicht. Er las, schüttelte den Kopf, ergriff die Feder und füllte die Lücken aus, die ich aus Mangel an Erinnerung hatte stehen lassen und berichtigte die Ersatzwörter, und so besitze ich das herrliche Gedicht, halb von seiner Hand geschrieben, und habe es sorgfältig auf[247]. Die trübe Stimmung verließ ihn auch nicht mehr während seines Aufenthaltes

unter uns; aber sie tat der Liebenswürdigkeit und Feinheit seines Betragens keinen Eintrag.

Nur weiß ich noch jetzt nach mehr als zwanzig Jahren die eigentliche Veranlassung seines Kommens mit Baron Jetzer und seiner so auffallenden Verstimmung nicht zu erklären, wenn ich nicht ein Motiv, das in seinem Herzen seinen Grund hatte und ein darauffolgendes Mißverständnis voraussetze, das, dem Publikum, wenn auch nach so langer Zeit mitzuteilen, das Zartgefühl verbietet, obwohl jene beiden Voraussetzungen weder ihm noch sonst jemand nachteilig sein könnten, da ja verliebte Regungen der Jugend natürlich sind[248]).

Endlich, nachdem das Regenwetter fast vierzehn Tage angehalten hatte, klärte sich mit dem Mondeswechsel der Himmel wieder auf, und an einem schönen Sonntagsmorgen im August wurde die Trauung Wilhelminens mit dem werten Freunde Romano in der katholischen Kirche des Ortes — denn die Protestanten machen die Mehrzahl der Bewohner aus, und auch die Herrschaft ist evangelisch — recht feierlich und anständig vollzogen. Nur eine Kleinigkeit, die mit unterlief, machte uns alle, während der Messe, beinahe lachen, der Schulmeister nämlich spielte unter der Wandlung, wo der Kirchengesang wie gewöhnlich schweigt, die Musik des Liedes: „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich“, aus der Zauberflöte, und meinte gewiß bei der Hochzeitsfeier etwas sehr Sinnreiches getan zu haben[249]). Nach dem reichlichen Mittagsmahl wurde getanzt, wobei sich ungarische Tänzer in ihren nationalen Tänzen sehen ließen, und so der Tag froh beschlossen.

Wir waren unser vier Dichterinnen auf Schloß Ugrócz gewesen: die Hausfrau selbst, Therese von Art-

ner, Marianne von Neumann und ich. Im Scherze nannten wir uns: die Sänger auf der Wartburg, fühlten aber keinen Beruf in uns, unsere Musenkünste vor dem gewaltigen Sänger der Ahnfrau und Sappho, der uns hier wie Klingsor auf der Wartburg erschien, sehen zu lassen, sondern teilten uns Hochzeitsgedichte, die wir für dieses Fest gedichtet hatten, nur in der Stille mit[250]. Bald darauf verließen uns Jetzer und Grillparzer; mich erfreute bald darauf meines lieben Pichlers Ankunft, und mit ihm kehrten wir im nächsten Septembermonat nach Wien zurück[251].

* * *

Es wäre unnütz und darum beinahe lächerlich, die Ereignisse, welche nun in unserem Familienleben folgten und auf dasselbe einen großen und sehr schmerzlichen Einfluß hatten, in diesen Blättern mit Stillschweigen übergehen zu wollen, gleichsam als könnte das, was damals mit unserm Wissen und Willen bekannt war worden, nun aus dem Gedächtnis der Welt verlöscht werden. Drum stehe denn auch jene Katastrophe, so tief sie unser Haus verwundete, mit kurzen, aber durchaus wahren Worten hier und ich denke, der Mann, welcher jetzt sehr glänzend und einflußreich vor den Augen der Diplomatie und Literatur sich erhebt, wird, wenigstens in seinem Innern, bekennen müssen, wenn ihm einst nach meinem Tode diese Blätter in die Hände kommen, daß ich durchaus mindestens von meinem Standpunkte aus Wahrheit und nichts als Wahrheit geschrieben habe[252].

Im folgenden Winter von 1819 auf 1820 begann eine neue, aber wahrlich nicht glückliche Epoche für

uns alle, besonders aber für meine Tochter. Ein junger Offizier (Herr von Prokesch)[252a], der seit einem Jahre ungefähr ein immer fleißigerer Besucher unsers Hauses geworden war, fing jetzt an, sich meiner Tochter sehr bestimmt zu nähern, und nicht bloß wir, sondern alle unsere Bekannten bemerkten es, und nahmen freundlichen Anteil an dem hübschen und durch manchen Vorzug ausgezeichneten Paare. Pichler und ich hätten uns zwar einen Schwiegersohn gewünscht, der nicht einem so beweglichen Stande, als das Militär ist, angehört hätte; konnten aber billigerweise keine Einwendung machen, denn gegen den Charakter des jungen Mannes und seine Persönlichkeit war nichts zu sagen, und seine ausgezeichneten Geistesgaben sicherten ihm eine glänzende Laufbahn, wie es sich auch in der Folge bewährt hat. So sahen wir der Zukunft unsers einzigen Kindes ziemlich ruhig entgegen, als plötzlich Dienstverhältnisse den jungen Mann nach Prag riefen. Es war eine bittere Trennung, aber wir hofften Gutes von diesem Rufe für des talentvollen Offiziers künftige Laufbahn. Aus Prag warb er schriftlich um meine Tochter. Wir gaben die Antwort, über welche wir, Pichler und ich, früher schon übereingekommen waren. Des Bewerbers erste Anwort war voll Jubel und Liebe. Bald darauf zeigten sich Hindernisse, die sich seiner Rückkehr zu seiner Braut in den Weg legten. Er mußte seinen hohen Vorgesetzten, zu dem er gerufen wurde, nach L** begleiten und wurde von ihm und seiner Familie mit großer Auszeichnung behandelt, wodurch wohl seine Hoffnungen, seine Erwartungen erweitert und ein bescheidenes Los, wie es ihm die Verbindung mit Lotten bieten konnte, ihm zu beschränkt erschienen sein mögen. Seine Briefe trugen ein seltsames Gepräge,



Anton Graf Prokesch von Osten

thographie von Josef Kriehuber (1847) — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



er konnte sich nicht entschließen zurückzukehren, bis sein Chef aus den Toren derselben Stadt, in welche er vor 7 bis 8 Jahren als Sieger eingezogen war, als Leiche hinausgetragen wurde. Am Tage seiner Ankunft war sein erster Weg nicht zu seiner Braut, sondern in das Haus seines verblichenen Chefs, das ihm wie sein Vaterhaus geworden zu sein und ihn dem eigentlich bürgerlich häuslichen Leben entfremdet zu haben schien[253]).

Dieser Winter war durch die Anwesenheit eines hochberühmten Künstlers, des Dänen Thorvaldsen[254]), merkwürdig. Wohl wurden ihm damals vor mehr als zwanzig Jahren die Ehrenbezeigungen nicht erwiesen, welche jetzt Mode geworden und der zufolge die Reisen, die Ankunft, der Abschied von berühmten Personen zu einer Angelegenheit des allgemeinen Interesses und durch die Zeitungsschreiber, welche ihre Spalten gern füllen, zu europäischen Bedeutenheiten gemacht werden, die aber eben dadurch, und weil sie in demselben Maße und Übermaße einer Tänzerin, einem Virtuosen usw. zuteil werden, viel an ihrem Werte verlieren und bald durch etwas anderes werden ersetzt werden müssen. Dennoch war Thorvaldsens Erscheinung in Wien auch damals ein Gegenstand ungeheuchelter, wahrer, tiefgefühlter Verehrung für alle, welche sich einen Begriff von seinen Leistungen zu machen imstande waren. Seine Persönlichkeit, diese hohe Gestalt von kräftigem Wuchse, die stark ausgesprochenen Züge, der ernste und doch so milde Ausdruck derselben, das blonde Haar und die lichtblauen Augen gaben ganz das Bild eines Skandinaviers oder eines alten Deutschen, wie sie Tacitus schilderte[254a]). Diese Augen waren aber auch von einer Klarheit, Helligkeit

und Farbe, wie ich sie nie gesehen, und schienen ungeachtet eines sehr freundlichen, wohlwollenden Ausdrucks, während er sprach, tief in des Zuhörers Seele einzudringen und sie zu durchforschen. Übrigens war sein Benehmen höchst einfach, anspruchslos und bei viel natürlicher Höflichkeit doch gerade so weit vom Weltton entfernt, wie man es bei einem so großen Künstler voraussetzen kann. Ich lernte ihn bei B. Pereira kennen, wo ich mit ihm speiste, und dann brachte er einen Abend bei uns zu, an welchem auch Madame Stich, jetzt Crelinger[255]), bei uns war, welche unser Publikum damals durch ihr herrliches Spiel auf der Bühne entzückte. Nie werde ich vergessen, wie sie die Julie in „Romeo und Julie" spielte, besonders die Szene, in der sie den Schlaftrunk nehmen soll, und wo die innerste Natur sich vor dem Gedanken des Giftes und Todes entsetzt — und noch erklingt in meinem Ohr der Ton des: tausend gute Nacht! — das sie vom Balkon dem scheidenden Geliebten nachrief. Überhaupt war unser Haus damals von Einheimischen und Fremden viel besucht, und die Literatoren fanden es nicht so beschwerlich und widrig wie jetzt in einen Salon oder gar in die Vorstadt zu gehen. Aber freilich führt das Wort „Salon", das jetzt überall gang und gäbe ist, eben durch die jetzt eingeführte Sitte einen unangenehmen Nebenbegriff von Zwang und Langweile mit sich, den unsere ehemaligen Abendgesellschaften, Soireen oder wie immer wir sie damals nannten und wie sie in diesen Blättern geschildert sind, nicht erweckten[255a]).

* * *

Ich habe gesagt, daß der Verlobte meiner Tochter natürlicherweise, weil sie ihm von uns zugesagt worden,

und wir als Menschen, denen ihr Wort, das sie nicht ohne Überlegung gegeben, heilig war, dieses kein Hehl vor der Welt hatten. Im übrigen aber war sein Benehmen so sonderbar, daß sich uns immer mehr und mehr Zweifel über den Bestand und ein erwünschtes Ende dieses Verhältnisses aufdrängten. Am wichtigsten schien es mir, daß ich, wie oft ich auch in ihn drang, sich über seine Zukunft bestimmt auszusprechen, ob und wann er sich entschließen werde, aus dem Generalstab (in welchem zu heiraten damals den Offizieren nicht gestattet war) in ein Regiment überzutreten oder eine andere militärische Anstellung zu suchen? — nie eine klare, bestimmte Antwort erhielt. Zudem waren so manche Ansichten, die er aussprach, von der Art, daß ein Mann, der sie wirklich und mit Überzeugung hegen und sein Leben darnach gestalten würde, kein Mädchen, das Sinn für stilles, häusliches Glück gehabt hätte, und also auch Lotten nicht glücklich gemacht haben würde, so daß selbst die leidenschaftlichen Äußerungen seiner Liebe weder meine Tochter noch mich beruhigen, sondern nur dazu dienen konnten, uns zwischen Besorgnis und Hoffnung quälend hinzuhalten.

In den Frühling dieses Jahres fiel die Feier unserer silbernen Hochzeit[256]). Sie wurde mit lebhaftem Dank gegen Gott, der uns vor 25 Jahren vereinigt und zwischen guten und bösen Tagen in Liebe und Zufriedenheit bis hierher geführt hatte, in einem Kreise treuer, bewährter Freunde gefeiert, die herzlichen Teil an uns nahmen, uns mit freundlichen Gaben beschenkten, und wobei wir und Lotte besonders, die das ganze kleine Fest anordnete, nur mit Schmerz ihren Verlobten vermißten, der bereits auf seine Mappierungsstation in der fernen Zips abgereist war.

Unsere Freunde in Ungarn empfingen uns wie immer mit der gewohnten Herzlichkeit, und bei den mancherlei Sorgen und Befürchtungen, welche das seltsame Benehmen des Bräutigams meiner Tochter uns einflößte, war uns die liebevolle Teilnahme derselben ein wahrer Trost. Die Baronin sprach damals ein sehr treffendes Urteil aus, indem sie eine Stelle aus Schillers „Wallenstein", auf Lottens Verhältnis anwendend, sagte: sie fürchte, diese möchte wie Wallensteins Gattin mit ihm an ein feurig Rad geflochten sein[256a]).

Dies Jahr gingen wir wie gewöhnlich mit der Baronin und dem ganzen Hause wieder nach Ugrócz, und dorthin kam denn auch Pichler, um einige Wochen der Landluft zu genießen und uns abzuholen, was jedes Jahr geschah. Diesmal aber wurde ein, an sich unbedeutender Vorfall zur Veranlassung einer bedeutenden Veränderung in unserer Lebensweise, und vieles gestaltete sich demgemäß jetzt auf andere Weise. Wir waren wie gewöhnlich nachmittags spazieren gegangen, Pichler begleitete uns diesmal nicht, was ihn abhielt, weiß ich nicht mehr, aber wie es anfing zu dämmern, wollte er uns nach dem kleinen Garten, Strebrnizza genannt[257]), den der Baron zwischen den nächsten Hügeln hatte anlegen lassen (denn beim Schlosse selbst war nur ein altmodischer Obstgarten) und wo wir oft das Vesperbrot einnahmen, entgegen gehen. Der Weg über den Hügel, auf dem das Schloß steht, bis herab war ungleich, holperig, wie die meisten Wege in dieser Gegend; Pichlers kurzes Gesicht hinderte ihn, genau zu sehn, wo er hintrat und ich, die deshalb bei Abendspaziergängen an seiner Seite blieb, war diesmal nicht bei ihm. Er tat einen Fehltritt, glitt aus und fiel und verstauchte sich den Fuß, so daß er nur mühsam ins

Schloß zurückkehren konnte. Der jüdische, nicht ungeschickte Arzt in Bannowetz, den die Baronin sogleich im Wagen holen ließ, erklärte die Verletzung für nicht bedeutend und verordnete bloß Ruhe und Eisumschläge. Wirklich besserte sich das Übel zusehends, und nach Verlauf einiger Tage, während welcher die Baronin so gütig war, abends mit ihrer Gesellschaft in unser Zimmer zu kommen, damit Pichler des Umganges derselben genießen könne, war er imstande, mit der ganzen Gesellschaft nach Bucsan und kurz darnach mit uns allein nach Wien zurückzukehren.

* * *

So verging dieser Sommer unter mancherlei Besorgnissen wechselnd mit einigen frohern Tagen.

Im Herbste wurde die Oper: der Freischütz, in Wien gegeben[257a]), deren Gegenstand ich als sehr hübsches Märchen von Kind[258]) bei Piquot in einem kleinen Kreise hatte vorlesen hören, und das allen sehr wohlgefallen. Mich entzückte diese Oper, als ich sie bei der zweiten Vorstellung hörte, um so mehr, als die enthusiastischen Bewunderer der italienischen Musik schon im voraus eine ungünstige Meinung dagegen ins Publikum zu bringen gesucht hatten. Aber das echt Schöne und Gute gewann wie natürlich den Sieg. Alles war hier aus einem Gusse, das Libretto, die Lebens- und Denkweise der handelnden Personen. Selbst das Geisterhafte, welches dem Ganzen ein ernstes, echt nordisches Gepräge aufdrückte, ergriff die Seele mit unabweisbarer Gewalt. Bald darauf ward mir die Freude, den Kompositor Herrn C. M. von Weber[259]) selbst kennen zu lernen, der mir einen freundlichen Gruß von dem berühmten Hofrat Tieck brachte und mir das angenehme Gefühl

erregte, von diesem ausgezeichneten Geiste, der meiner seit seiner Anwesenheit in Wien i. J. 1808 öfters gedacht, und manche bedeutende Personen an mich adressiert hatte, nicht vergessen zu sein. Webers Äußeres war von dem Thorvaldsens völlig verschieden. Von kaum mittlerer Größe, schmächtig, ja selbst schwächlich gebaut, mit scharfgezeichneten Gesichtszügen, einer verhältnismäßig zu großen Nase, und einem lahmen Fuß, war diese Erscheinung nicht geeignet, einen vorteilhaften Eindruck zu machen. Und dennoch bedurfte es nur kurze Zeit im Gespräche mit diesem ausgezeichneten Mann zuzubringen, um in ihm den durchaus gebildeten Geist, und die ganze höhere Natur, möchte ich sagen, dieses Künstlers zu erkennen; eine seltene Erscheinung überhaupt, am seltensten bei Tonkünstlern, selbst bei den ersten derselben. Feine Lebensart, hohe Geistesbildung, vor allem ein wohlwollendes, edles Gemüt sprach sich in allem aus, was Weber tat oder sagte, und sein Andenken — obwohl ich ihn nicht oft sah, und durchaus keinen nähern Umgang mit ihm hatte, — wird mir unvergeßlich bleiben. Er ist mir nun schon lange vorausgegangen in jene Auen des Friedens, wo alle Dissonanzen unsers Lebens sich in Harmonien auflösen werden und wo auch er, dem Kränklichkeit und mancher Kummer viel solcher Mißtöne hiernieden erzeugten, sich nun im Anschaun Gottes und im Erkennen seiner Werke des reinsten Wohllautes erfreut.

Ich habe ihn auch ein paarmal seine eignen Kompositionen auf dem Fortepiano vortragen hören. Er spielte mit vieler Fertigkeit und natürlicherweise auch mit Geschmack und gehörigem Ausdruck, doch war kein Vergleich zu ziehn zwischen diesem Spiel und dem

eines Thalberg oder Liszt[260]). Es war eben wie einst bei Mozart und Beethoven, welche ich oft gehört, der tiefempfundene und mit Fertigkeit ausgeführte Vortrag eines ausgezeichneten Tonstückes von eigener Komposition. Aber es war keine Produktion, kein in Erstaunen setzendes Spiel fingerfertiger Geschicklichkeit und einer an Zauber grenzenden Behandlung des Fortepianos, welche dies zu einem dem Ohre der Zuhörer fast fremden Instrumente macht und ihnen das Geständnis abdringt, daß sie nie geglaubt hätten, ein Fortepiano könne auf diese Art behandelt und von solchem Effekte werden.

* * *

Der Krieg in Italien gegen das revolutionierte Neapel hatte begonnen. Zu unserer großen Beruhigung traf Lottes Bräutigam nicht das Los, mit unsern Truppen auszuziehen, denn nicht ohne Grund mußte man befürchten, daß dieser Krieg ein mörderischer sein und viel Blut kosten würde, wenn erst die Bewohner der Abruzzen sich in aller ihrer Kraft und Wildheit erheben und wie die Vendée oder Tirol sich verteidigen würden. — Es gestaltete sich wider Vermuten alles ganz anders. Es war kein Krieg zu nennen, und im Verlauf von drei Tagen war die Revolution unterdrückt, Ruhe und Ordnung hergestellt; ein deutlicher Beweis, daß es nicht die Gesinnung, das Bedürfnis der Nation gewesen war, was hier zum Ausbruche kam, sondern bloß die Unzufriedenheit eines einzelnen Standes, des Militärs[261]).

In unserm häuslichen Leben war diesen Winter eine lange dauernde Störung eingetreten. Im Markte Stockerau waren zwischen der Bürgerschaft (oder eigent-

lich einigen unruhigen Köpfen) und dem Magistrate Zwistigkeiten entstanden. Es bildeten sich Parteien, welche sich die Weißen und die Schwarzen nannten und so ein parodierendes Bild der im Mittelalter nicht seltenen bürgerlichen Kämpfe darstellten, als noch die Städte, besonders in Italien ganz oder großenteils unabhängige Republiken waren, die sich selbst Gesetze gaben, sich selbst verteidigten und oft die treuesten Stützen der Fürsten gegen einen übermächtigen und übermütigen Adel bildeten. Von diesen großartigen Zügen allen hatte nun wohl der Zank in Stockerau sehr wenig an sich, aber er wurde doch mit heftiger Erbitterung geführt, und es kam endlich dahin, daß die Sache von der Landesregierung aus untersucht und beigelegt werden sollte. Pichler wurde als landesfürstlicher Kommissär nach Stockerau beordert, um diese Streitigkeiten, welche sehr ernsthaft zu werden drohten, an Ort und Stelle zu untersuchen, die Klagen und Beschwerden jeder Partei zu vernehmen und darüber zu berichten[262]).

Dies Geschäft, das seiner Natur nach sehr unangenehm war, dauerte mehrere Monate, während welcher Pichler mit zwei ihm zugegebenen Beamten in Stockerau wohnte und nur alle vierzehn Tage Sonntags nach Wien in sein Haus und Bureau kam. Jeden zweiten Sonntag besuchten wir ihn, meist in Begleitung irgendeines unserer Freunde, speisten bei ihm und brachten, weil die kurzen Tage die Rückkehr am Abend schwer machten (die Eisenbahn existierte noch nicht), auch die Nacht dort zu. Das waren sehr angenehme Tage, wo die Freude, den geliebten Vater und Gemahl nach längerer Entfernung wieder zu sehn, noch durch freundschaftliche Mitteilungen erhöht wurde. Fräulein Jea-

nette Maillard[263]), ein hübsches und sehr verständiges Mädchen, die mit meiner Tochter in Bucsan im Hause der Baronin v. Zay Freundschaft geschlossen, und schon ein paarmal, namentlich auch den Winter von 1821—1822 einige Wochen bei uns zugebracht hatte, unser hochverehrter Freund Vierthaler und noch andere Bekannte begleiteten uns abwechselnd. Übrigens war auch der Winter sehr mild, wir gingen, wenn wir den Vater besuchten, jedesmal in der angenehmen Au bei Stockerau spazieren, und pflückten uns bis zum Jänner noch immer frische Blumen.

Endlich war die Kommission und unsere Trennung zu unserer großen Freude zu Ende. Pichler kehrte in den Schoß seiner Familie zurück; aber der Kampf der Weißen und Schwarzen war damals noch nicht geschlichtet, und ich weiß nicht, ob und wie er es später wurde, denn ich hörte nichts mehr davon und die eignen Angelegenheiten beschäftigten mich zu sehr, um nach so Entferntem zu fragen. Hatten wir doch den Vater, den besten Freund und Schirmer wieder bei uns.

Ihm wurde die Verletzung am Fuße, die sich von dem Fall in Ugrócz herschrieb, in Wien, wo er täglich zweimal ins Bureau zu gehen hatte, sehr lästig, denn sie machte ihm jeden weitern Gang (in Stockerau hatte er von seiner Wohnung bis ins Rathaus, wo die Sitzungen gehalten wurden, nur wenige Schritte) sehr beschwerlich. Er mußte oft fahren, und der Mangel an gewohnter Bewegung, welcher nun schon seit dem Herbste dauerte, wirkte nachteilig auf seine Gesundheit. Es stellten sich rheumatische Übel ein, gegen welche Baron Türkheim Bäder mit Schwefelleber verordnete.

Das Betragen des Bräutigams meiner Tochter, das uns schon seit anderthalb Jahren rätselhaft und pein-

lich war, blieb sich gleich, ja das Wechselvolle zwischen Leidenschaft und Kälte trat immer öfter und greller hervor. Uns hielt das Wort, das wir gegeben, ab, die Verlobung rasch aufzuheben. Lotte selbst aber faßte den Mut, ihm zu sagen, daß sie ihre Verbindung mit ihm für aufgelöst und ihn nicht mehr für gebunden ansehe. Dies schien ihn weder abzuschrecken noch zu kränken, er kam ebenso fleißig wie sonst und benahm sich ebenso ungleich wie sonst. Da glaubte ich endlich einer Lage, welche meiner Tochter nur schmerzlich sein und an kein Ziel führen konnte, ein Ende machen und ein Bündnis aufheben zu müssen, das meinem Kinde kein Glück versprach und den jungen Mann zu drücken schien. An einem Abend im Sommer von 1822, wo ich eben wieder vergeblich eine genügende Erklärung in Rücksicht seiner Entschließungen für die Zukunft von ihm gefordert und nicht erhalten hatte, sprach ich liebreich, aber ernst das Wort der Trennung aus unter tausend Tränen von Lottens Seite, unter sehr schmerzlichen Gefühlen in der eignen Brust und einer so starken Erschütterung von Prokesch Seite, die ich doch nicht ganz für Rolle halten konnte[264]).

Eine der seltsamen Launen des Zufalls wollte es, zu unser aller Qual, daß gerade an diesem Abend, wo Lottens Verlobter unser Haus für immer verlassen hatte, Karl Kurländer, der treue Freund und zwanzigjährige Hausgenosse, den wir wie einen Sohn, die Tochter wie einen Bruder betrachtete, wie sie sich denn auch von der frühesten Jugend an dutzten, uns eröffnete, daß er im Begriffe stehe, eine Gespielin meiner Tochter, Fräulein Amalie Schechtern, deren schon öfters Meldung gemacht worden, ein sehr hübsches, wohlerzogenes, aber armes Mädchen zu heiraten. Wir

hatten schon lange gemerkt, daß zwischen Karl und Malchen etwas vorgehe, wir vermuteten auch eine Art von Verständnis, durchaus aber kein ernstes, weil wir wußten, daß Karl auf eine gewisse Art bereits gebunden war.

Zugleich bat Karl Pichlern, sein Beistand bei der Vermählung zu sein, die ganz in geheim und sobald als möglich gefeiert werden sollte, und zu der er nicht einmal mich und Lotten, die ihm doch, wie gesagt, als Mutter und Schwester galten, einlud. Es hatte mit diesem Geheimhalten der Trauung, sowie mit der ganzen Heirat, die bis jetzt selbst für uns verborgen gehalten worden war, eine eigne Bewandtnis gehabt. — Karl hatte schon lange ein, wie es schien, festes Verhältnis mit der Witwe einer seiner verstorbenen Freunde gehabt, und eben dieses Verhältnis war die Ursache der Verheimlichung. Die Witwe sollte nichts davon erfahren, bis die Trauung mit einer andern vorüber war, und so geschah es auch. — Aber es war nicht gut, daß es so geschah. Die Witwe starb bald darauf, wahrscheinlich an gebrochenem Herzen, Karls Ehe blieb kinderlos, und er selbst fand in der Folge kein Glück darin.

Sehr natürlich drängt sich hier die Bemerkung auf, wie gleichgültig, ja wie gewissenlos Männer, welche sonst in allen Stücken achtungswert sind, die sich im Lebensverkehr und in Geschäften keine Ungerechtigkeit erlauben würden, ihre Verhältnisse zum weiblichen Geschlechte nehmen. Zwei Beispiele dieser Art liegen hier vor und Karl, dieser sonst liebens- und achtungswürdige Mann hatte schon ein früheres Mal ein ähnliches Unrecht an einem Mädchen — der jüngsten Schwester der Baronin Richler[265]) — begangen, das er,

nachdem seine Verbindung mit demselben längere Zeit gewährt und wahrscheinlich Hoffnungen erregt hatte, um die schöne Frau von Kempelen, deren diese Blätter öfters erwähnten, verließ. Ist das recht? Können diese Männer und alle, die ihnen gleichen, ein solches Betragen verantworten? Frau von Staël sagt in einem ihrer Bücher ungefähr so[266]): wenn jemand einen Mord begeht, so wird er am Leben gestraft, was geschieht aber demjenigen, der ein Herz bricht oder ein ganzes Lebensglück zerstört?

Recht als sollte Trübes und Unglückliches von allen Seiten über uns kommen, erkrankte Pichlers ältester Bruder, der Pfarrer auf der „Laimgrube", ein sehr würdiger Geistlicher, der uns getraut und meiner Mutter die Sterbesakramente gereicht hatte, sehr schwer, und Pichler sah dessen, für ihn sehr schmerzlichen Verlust nahe entgegen. Dennoch schien der Zeitpunkt, in dem dies Ereignis eintreten konnte, nicht so nahe, daß nicht Karls Trauung noch eher hätte statthaben können. Diese in Wien abzuwarten, wäre für Lotten zu traurig gewesen. Der Vater gab uns also die Erlaubnis zu unserer Reise nach Ungarn, wo wir bei treuen Freunden Teilnahme und Erheiterung fanden. Indessen war der Schwager in Wien gestorben, Pichler kam wie sonst, um uns abzuholen, aber der Verlust seines Bruders, der Kummer, den der Tochter Leiden dem Vaterherzen verursachten, und der vorhin schon erwähnte Mangel an hinreichender Bewegung, an die er früher so gewohnt war, vereinigten sich, um seine Gesundheit zu erschüttern, und mir sowohl als Lotten die lebhaftesten Besorgnisse einzuflößen.

Ich fand es daher nötig, als wir aus Ungarn zurückkamen, mit Baron Türkheim deswegen zu sprechen.

Er riet abermals zu Schwefelbädern, meinte aber, da die Natur diese Mischungen besser zu machen verstehe, als wir Menschen, daß die Badner Bäder hier sehr nützlich sein werden. Mir kam dieser Rat sehr erwünscht, denn ich hoffte auf Zerstreuung und Erheiterung für meine Tochter durch neue Umgebungen und eine veränderte Lebensweise, aber es kostete Mühe, Pichlern dazu zu überreden. Er hegte die sehr begreifliche Meinung von einem Badeorte, daß man sich viel unter ganz fremden Menschen umtreiben müsse, und sich nur wenig selbst angehören könne. Ich hatte aber früher schon Erkundigungen bei Bekannten eingezogen, welche ebenfalls ein stilleres Leben liebten und führten, und erfahren, daß, und wie man sich in Baden einrichten könne, um sich mehr selbst anzugehören.

Endlich willigte Pichler ein, aber nur für vierzehn Tage, die er in Baden zubringen wollte. Wir nahmen daher weder Köchin noch Küchengeräte mit, und Frau von Arneth, die damals in Baden wohnte[267]), war so gefällig, uns eine kleine, nette Wohnung — in Guttenbrunn[268]) — mit der schönen Aussicht auf das Waldgebirge zu besorgen. Es war eine ganz angenehme Witterung, einige tüchtige Regengüsse hatten den Staub abgewaschen, die Hitze des Sommers gemäßigt und Wald und Wiesen neu erfrischt. So zogen wir denn also zum erstenmal nach Baden, und ich hoffte viel für Pichlers und Lottens Gesundheit und Erheiterung, denn auch sie sollte baden, und tat es auch in Gesellschaft des damals so schön blühenden, jüngsten Fräuleins von Henikstein, Marianne[269]), die wenige Jahre darauf als Baronin Erggelet bei der Geburt ihres ersten Kindes starb.

Während dieser ganzen trüben und ängstlich gespannten Zeit hatte ich wohl einige Erzählungen ge-

schrieben. Wahre Liebe[270]), welche durch das traurige Schicksal der Parganioten unter Ali Pascha, und das Kloster auf Capri[271]), welches durch ein Gemälde von Catel, das die Baronin Pereira besaß, veranlaßt worden war. Auch ein längerer Roman: Die Nebenbuhler[272]), entstand in dieser Periode. In allen diesen Werken waren Hindeutungen, welche sich auf Lottens Stellung zu Pr. und sein Betragen gegen sie bezogen. Sei es aber nun, daß meine Aufmerksamkeit zu sehr zwischen dem Roman, den ich schrieb, und jenem, der vor mir gespielt wurde, sich teilte; — sei es, daß mein Gemüt zu sehr durch die Sorge für meiner Tochter Glück gedrückt war; — diese Arbeiten fielen alle sehr matt aus, und bilden mit vielleicht noch einigen den schwächsten Teil meiner Schriften. Besser gelang mir ein anderes Unternehmen, ein Gebetbuch, das ich zuerst für meinen eigenen Gebrauch geschrieben und erst später mich entschloß, es drucken zu lassen, das dann sehr gute und unerwartete Aufnahme fand[273]). In den vielen Sorgen und trüben Ahnungen, welche damals meinen Geist niederdrückten, nahm dieser am leichtesten und liebsten seinen Aufschwung zum Himmel, wo er bei dem Allmächtigen und allgütigen Vater aller Menschen Trost und wo möglich Hilfe suchte.

In Baden wurden wir von den Familien Pereira, Ephraim, Elkan und Henikstein[274]), mit welchen früher wohl ich und meine Tochter viel, Pichler aber wenig Umgang gepflogen hatte, mit großer Freundlichkeit und Zuvorkommnung empfangen und umgeben, so daß wir bald nur einen Gesellschaftskreis ausmachten, der sich in den schon längern Septemberabenden stets in einem dieser Häuser, am öftesten bei B. Arnstein oder eigentlich Baronin Pereira, versammelte, denn der

Patriarch des Hauses brachte seine Abende meist ganz oder teilweise im Theater zu. Dort fanden sich öfters bedeutende Fremde, Gelehrte, Künstler ein, welche diese ausgezeichnete Familie auch hier in Baden aufsuchten. Hier lernte ich auch mehrere Jahre später Felix Mendelssohn[275]), der dieser Familie durch Bande der Verwandtschaft angehörte, zu meinem großen Vergnügen kennen und fand in dem, damals noch sehr jungen Mann ein außerordentliches Talent für Komposition, eine bewundernswerte Fertigkeit des Vortrags und eine ebenso bewundernswerte Einfachheit und Anspruchslosigkeit des Benehmens. Wenn er uns ältern Mitgliedern der Gesellschaft die Freude gemacht hatte, Phantasien über Themen, die wir selbst wählen durften, und wo denn meist ältere Musik von Mozart, Gluck, Händel vorgeschlagen wurde, mit weicher Einwirkungskraft und brillantem Vortrag vorzuspielen, ließ er sich ebenso gern von seiner Kousine Flora, jetzt Gräfin Fries[276]), damals ein blutjunges Mädchen, bestimmen, Walzer u. dgl. zu spielen, damit der jüngere Teil der Gesellschaft tanzen konnte.

Mein Mann gefiel, was ich kaum gehofft hatte, sich so wohl in diesen Umgebungen, wo er sich geachtet, gesucht, und als ratender Freund der Damengesellschaft gefeiert sah, daß er selbst unsern auf vierzehn Tage berechneten Aufenthalt bis über drei Wochen verlängerte, besonders weil ihm auch die Bäder sehr wohl anschlugen und die Schwäche in seinem Fuße, eine Folge des vorjährigen Falls, hier ganz und dauernd verschwand. Wir machten hübsche Spaziergänge, am öftesten allein, aber auch nicht selten mit einigen aus unserer Gesellschaft, und zuweilen eine zahlreiche Partie mit allen zusammen nach den schönen Um-

gebungen von Baden: Merkenstein, Heiligenkreuz, Krainerhütten usw., kurz, unser Aufenthalt gestaltete sich sehr angenehm, und da die Wirkungen des Wassers für Pichlers Gesundheit nicht bloß in Hinsicht des Fußes, sondern im allgemeinen sehr erwünscht ausfielen, so wurde beschlossen, daß er, statt auf ein paar Wochen nach Ungarn zu gehen, künftig seine ganzen Ferien in Baden zubringen wolle. Wohl wußte ich, daß das für das Zaysche Haus eine unangenehme Entschließung sein werde, aber meines Mannes Gesundheit mußte allem vorgehen, und zu zwei Reisen und Landséjours reichten die Einkünfte nicht; denn da sich weder mit der einen noch der andern eine Geschäftsreise verbinden ließ, so konnte hier nicht von Diäten für Pichler oder einem freien Wagen die Rede sein, wie bei jenen Ausflügen nach Oberösterreich oder Steiermark, und so mußte denn die eine der beiden Reisen unterbleiben, und durch neunzehn Jahre wurden die Monate August und September in Baden zugebracht[277]).

Noch einer bedeutenden Erscheinung in diesem geselligen Kreise muß ich erwähnen, des Frl. Adelheid Reinbold, Erzieherin der damals ganz jungen Flora Pereira, und später als Schriftstellerin unter dem Namen Franz Berthold bekannt[278]). Sehr blond, üppig und doch schlank gebaut, mit blendendweißem Teint, blauen Augen und frischer Jugendblüte, erinnerte sie, — nicht an ein altdeutsches Gemälde auf Goldgrund, sondern an eine der vollen, reizenden Gestalten aus der Rubensschen Schule, und selbst ihre Art sich zu kleiden, obwohl in Form und Farbe wie die der andern Mädchen, hatte etwas Eignes, ich möchte sagen, Lockendes an sich. Übrigens war ihr Betragen anständig, ihre Unterhaltung geistvoll, ihre Ansichten ganz die von der Partei



Leonhard Graf von Rothkirch und Panthen

Ernst Moser pinx., Jos. Kriehuber del. — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



des Fortschrittes, und sie eine eifrige Verehrerin Napoleons. Mir sagte ihre Art zu denken nicht sehr zu, obwohl wir auf recht gutem Fuße standen, aber an meine Tochter schloß sie sich sehr an, und es schien ihrem männlich entschlossenen Geiste, das echt Weibliche in der Gefühlsweise Lottens bei einem klaren und doch gebildeten Verstande zu gefallen. Meine Tochter fand Vergnügen an Adelheids geistreichem Umgang, ihre Ansichten harmonierten aber zu wenig, um eine wahre Annäherung zu gestatten. Bald darauf verließ Adelheid auch das Haus der B. Pereira, ging nach Dresden, wurde mit Tieck bekannt, war viel um ihn und die Seinigen, und fing an, ihr Talent als Schriftstellerin unter dem Namen Franz Berthold zu versuchen. Mehrere Erzählungen erschienen unter diesem Namen, und endlich ein größerer Roman, dessen Inhalt die Rettung und der endliche Untergang des Königs Sebastian von Portugal war, den Tieck bevorwortete und nach ihrem, von ihm sehr bedauerten frühen Tode herausgab[279]). Ohne die Besitznahme von Algier durch die Franzosen[280]) hätten wir vielleicht diesen Roman nicht bekommen. Jetzt wußte der Dichterin lebhafter Geist die Lokal- und Sittenschilderungen aus den französischen Berichten mit Einsicht, Kraft und Geschmack zu benützen und so ein recht lebendiges und treffendes Gemälde jener Gegenden und Nationalsitten darzustellen. Die beiden Helden aber, der echte und der unechte Sebastian, der erste besonders, sind erbärmliche Charaktere, an Schwäche und Unzuverlässigkeit noch tief unter den Helden der Frau von Staël. Es ist und war mir stets unbegreiflich, wie ein Weib, das doch weiblich fühlen, und also das männliche Geschlecht in seiner wahren Stellung und in seinem Verhältnis zu uns erkennen

sollte, sich darin gefallen kann, das Weib höher als den Mann zu stellen, diesen zur willenlosen Puppe zu erniedrigen, die Leben und Impuls von der Frau empfängt und doch von ihr — unbegreiflicherweise, leidenschaftlich geliebt wird.

Es ist eine wunderbare, aber wie mich dünkt, traurige Bemerkung, daß, je mehr sich die Männer im geselligen Leben von den Frauen entfernen, den Umgang derselben verschmähen, bei Tabakrauchen und Männergelagen sich am wohlsten fühlen und, wie man vermuten könnte, kräftiger, gleich den Männern der Vorzeit den ins Gynekäum verbannten Frauen gegenüber stehen sollten, je weniger Spur von kräftiger Männlichkeit, von Ausdauer, von Mut in Gefahr oder fester Entschließung bei dem jetzigen Geschlecht gefunden wird. Sein höchstes Bestreben scheint Lebensgenuß, und die raffinierteste Bequemlichkeit zu sein, zu deren Befriedigung die Entdeckungen der Wissenschaft, die Erfindungen der Industrie verwendet werden, und im struppigten Bart, in nachlässiger Haltung, Achtlosigkeit im Betragen gegen andere, besonders gegen Frauen, besteht die ganze Heldenkraft unserer Zeitgenossen. Und solche Männer dienen auch zu Idealen in den Romanen dieser Zeit[280a]). Doch genug davon!

Zu den mancherlei düstern, bald wichtigern, bald unwichtigern Vorfällen dieses Jahres gesellte sich im Herbst noch eine schmerzliche Trennung von der, uns durch langjährige Freundschaft verbundenen Familie des Barons (später Grafen) von Rothkirch[281]). Er wurde als General nach Klagenfurt befördert, und ich sah mit Betrübnis diese Freunde aus unserer Nähe scheiden, wohin sie nie mehr in diesem Sinne zurückkehrten. Rothkirch hatte den Grafentitel nachgesucht und er-

halten, was einem Abkömmling des Hauses, das schon im dreizehnten Jahrhundert die Mongolenschlacht mitgefochten, und alle seine streitbaren Männer auf dem Wahlplatz gelassen hatte, vollkommen gebührte. Aber eben dadurch wurde die Veränderung in unserer Stellung gegeneinander bedingt. Als Graf Rothkirch 10 oder 11 Jahre darnach mit seiner Familie als provisorischer Chef des Generalstabes wieder nach Wien versetzt wurde, schlossen sie sich an die Hautevolee an, besuchten den Hof, die Gesellschaften des hohen Adels, und gehörten auf keine Weise mehr dem Mittelstande an. Obwohl ich nun als alte Freundin und Patin einer der Töchter des Hauses noch öfters hinkam und zu Familienfesten gezogen wurde, konnte sich das alte Verhältnis nicht wieder herstellen, zu dem eine gleiche oder doch ähnliche Lebensweise, Einrichtung des Hauses, Wahl des Umganges usw. durchaus notwendig sind.

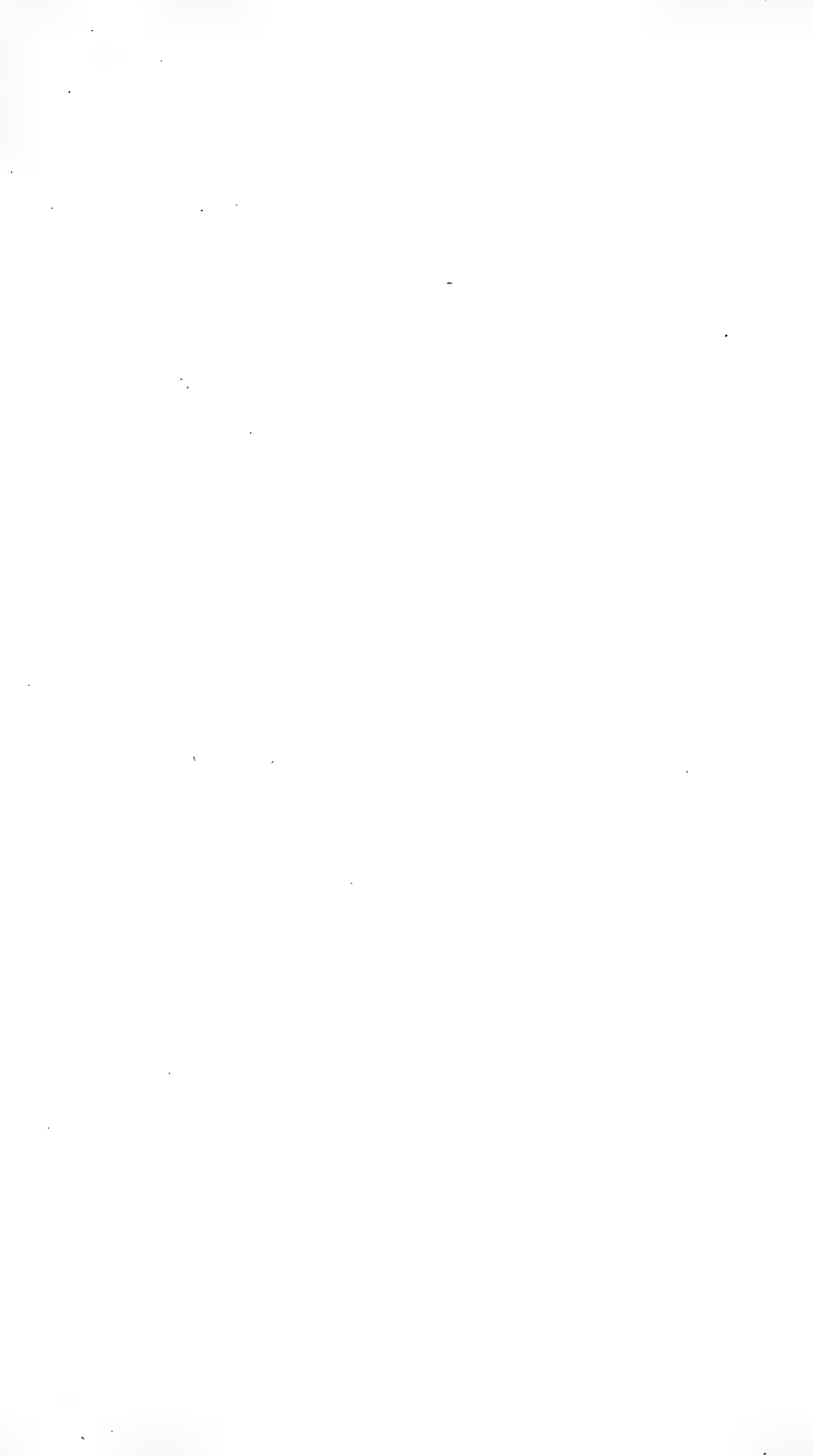
Noch später in diesem Herbst, schon gegen den Winter hin, reihte sich noch eine trübe Begebenheit den früheren dieses Jahres an. Luise Brachmann[282]), die talentvolle Dichterin, die sich schon seit mehreren Jahren eines entschiedenen Rufes in Deutschland erfreute, war ein paar Jahre früher in Wien gewesen, hatte mich aufgesucht, und wir gewannen uns gegenseitig lieb. Sie war bald einheimisch in dem ganzen Kreise unserer Bekannten geworden und brachte daher die meiste Zeit ihres Aufenthaltes in Wien in der Alservorstadt bei Richler, Arneth und uns zu, wo sie überall die freundlichste Aufnahme fand und durch ihr Talent sowohl als ihre große Gutmütigkeit, ja selbst durch den, bei einer mehr als dreißigjährigen Person auffallenden Mangel an Welterfahrung und Gewandtheit die herzlichste Teilnahme erregte. Ich habe meine Bekannt-

schaft mit ihr und ihr trauriges Geschick in einem kleinen Aufsatze geschildert[283]), den ich an die Baronin von Perin, ebenfalls eine geistreiche Schriftstellerin und meine vieljährige werte Bekannte, gerichtet habe, weil eben Frau von Perin einst zugegen war, als bald nach Luisens Tode ein schonungsloser Aufsatz über sie in einem norddeutschen Journal erschien[284]), und wir über sie sprachen. Mein Aufsatz ist in den Zerstreuten Blättern abgedruckt.

Bald nach ihrer Rückkehr von Wien nach Weißenfels, wo sie damals lebte, erhielt ich ein paar melancholische Briefe von ihr, in welchen sie sich unter andern sehr über die Behandlung beklagte, welche sich Müllner, der Verfasser der Schuld, gegen sie und ihre Arbeiten in seinen Journalen erlaubte[285]) und ganz davon gedrückt schien. Nicht lange hernach kam die Nachricht, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht und sich in die Saale gestürzt habe. So kettete damals ein unfreundliches Ereignis sich dicht an die Fersen des andern und ich war gewissermaßen froh, daß dies unglückbringende Jahr bald zu Ende ging.

VIERTES BUCH

1823—1843



Noch ehe das vorige Jahr, das sehr heiß und trocken war, und auch uns im Innern unsers Hauses viel heiße Leidenstage gebracht hatte, ganz zu Ende war, fragte mich mein älterer Schwager, Franz von Kurländer, der uns von jeher ein lieber und treuer Freund gewesen war, ob er uns nicht einen seiner Amtsgenossen, den Landrat von Pelzeln[286]), aufführen dürfe? Der Name dieser Familie war mir lange ehrenvoll bekannt gewesen. Des Landrats Vater, ein treuer Freund des berühmten Vizepräsidenten von Sonnenfels und des großen Tonsetzers Chevalier Gluck, war als Beamter und Schriftsteller sehr geachtet[287]); dessen (des Hofrats) Bruder aber hatte als Geschichtsschreiber Böhmens sich in der gelehrten Welt einen bedeutenden Ruf erworben und wurde überall mit großem Ruhm[288]), sowie überhaupt die Familie mit Achtung genannt. Wir willigten daher sehr gern ein, die Bekanntschaft dieses Herrn Landrats zu machen, der so berühmte Verwandte hatte und selbst, wie Kurländer und jedermann sagte, ein sehr achtungswürdiger Mann war. Ich vermutete eine literarische Neugierde in dem Abkömmling zweier Schriftsteller und dachte an nichts weiters, als Kurländer uns eines Nachmittags den jungen Herrn Landrat vorstellte, der, ohne im geringsten schön zu sein, durch Gesichtszüge, welche Geist und feines Gefühl verrieten und durch einen gefälligen Anstand Wohlwollen einflößte. Nicht ohne einiges Erstaunen ward ich aber gewahr, daß der neue Bekannte, statt, wie ich glaubte, sich um literarische Gegenstände zu bekümmern, ein Gespräch

über Grillparzers Sappho und Melitta mit meiner Tochter begonnen und sich recht darin vertieft hatte.

Er kam von nun an öfters, und war uns stets ein willkommener Besuch, indem wir nach und nach in ihm einen sehr rechtlichen und zugleich mit der ältern und neuern Literatur bekannten Mann und hochgebildeten Geist erkannten.

Gegen das neue Jahr zu trat nach lange milder Witterung scharfe Kälte ein, und es fiel eine ungeheure Menge Schnee, welche gegen sechs Wochen liegen blieb. Wir lebten etwas einsamer in dieser Zeit, weil Besuche in der Vorstadt nicht ohne Beschwerlichkeit waren; aber der neue Bekannte fand den Weg nicht zu mühsam und erschien gegen meine Erwartung öfters an stillen Abenden bei uns, wo wir uns ganz allein oder nur in Gesellschaft unsers verehrten Freundes Vierthaler befanden.

Ich konnte nicht umhin zu bemerken, daß Pelzeln meiner Tochter viele Aufmerksamkeit beweise; ich sprach mit Pichler darüber, wir zogen Erkundigungen ein. Sie fielen alle zum Vorteil des besprochenen Mannes aus, der jetzt schon eine bedeutende Stelle bekleidete, bei seinen Talenten und dem Rufe, dessen er genoß, wahrscheinlich eine glänzende und schnelle Laufbahn machen konnte, und dessen Charakter, soviel es uns zu beurteilen möglich war, wie jedermann, der ihn genauer kannte, bestätigte, unsers einzigen Kindes Lebensglück an seiner Seite zu sichern schien. Ruhig sahen wir daher zu, wie die Gemüter sich einander näherten, und der Gedanke, von einem so würdigen Manne geliebt zu werden, zuerst wieder einige Freudigkeit und Selbstzuversicht in meiner Tochter Herzen weckte. Denn die Art, wie Pr. sich in den letzten an-



Josef von Pelzeln als Kind

Anonymes Ölgemälde. — Frau Anna Talkner, Wien



derthalb Jahren gegen sie betragen und sie zur Aussprechung ihrer Trennung gezwungen, hatte die düstere Überzeugung in ihr erregt, daß sie nicht imstande sei, einem bedeutenden Manne bleibende und beglückende Neigung einzuflößen. Wohl hatte sie von jeher, seit sie in der Welt aufgetreten, viele Verehrer und einige bedeutende Freier gehabt, jene aber hatten großenteils, vermöge ihrer Stellung in der Welt keinen Anspruch auf die Hand eines Mädchens, wie Lotte war, machen können, und für diese hatte ihr Herz zu wenig gesprochen. Um so mehr Eindruck machte also bei ihr die Bewerbung eines Mannes, der mit einem ausgezeichneten Charakter eine angenehme Gestalt und eine jetzt schon bedeutende Stellung in der Welt verband. Die Sache ging ihren Weg. Pelzeln warb förmlich bei uns um sie, und auf den Frühling war die Hochzeit festgesetzt.

So sehr diese glückliche Wendung der Dinge, die oft der Gegenstand meines innigsten Gebetes zu Gott und zur heiligen Jungfrau gewesen war, von deren Muttergefühl ich verstanden zu werden und wo möglich durch ihre Fürbitte Hilfe zu erhalten gewünscht und gehofft hatte, mein Herz beruhigte und uns betagten Eltern die tröstende Versicherung gab, unser einziges geliebtes Kind nach unserm, vielleicht nahen Hinscheiden unter dem Schutze eines edeln und liebenden Gemahls versorgt zu wissen, — so konnte ich damals — und kann noch jetzt nicht umhin, mich über die sonderbare Erscheinung in dem Herzen meiner Tochter zu wundern, wie es nämlich diesem Herzen möglich war, nachdem es unlängst einen Jüngling wie Pr. geliebt und allem Anscheine nach leidenschaftlich geliebt hatte, nun in nicht langer Zeit darnach mit warmem Gefühl einen

andern zu umfassen, der in allen Stücken und nach jeder Seite hin das Widerspiel des vorigen war. Nur die einzige Erklärung bot sich mir bei näherer Betrachtung dar, daß jene Neigung mehr durch die blendenden Eigenschaften, jugendliche Wohlgestalt und eine übergroß gezeigte Leidenschaft entstanden, folglich mehr auf Phantasie als auf den wirklich erkannten Charakter des glänzenden jungen Mannes gegründet, und eben durch dessen ungleiches, rätselhaftes Betragen in gleicher Wärme erhalten worden war. Sowie Zeit und bittere Erfahrungen das Mädchen über die wahre Sinnesart des Geliebten enttäuscht, und er aufgehört hatte, der Halbgott zu sein, den sie früher in ihm gesehen, wandte sich ihr ganzes Wesen heftig von ihm und von allem ab, was ihm glich, und kehrte sich gerade dem Entgegengesetzten zu. So allein kann ich mir diesen gänzlichen Absprung der Empfindung in einem, übrigens ganz reinen und wahren Mädchenherzen erklären.

Nun begann eine frohe, aber sehr geschäftige Zeit für mich. Die Ausstattung der Tochter, die Einkäufe, die Besprechungen mit Handwerkern und Arbeiterinnen, Besuche und Gegenbesuche erhielten mich in reger Spannung, und endlich kam die Zeit der Vermählung heran. Pelzeln lebte mit seiner Mutter, der Witwe des Hofrats, einer sehr verständigen, erfahrnen Frau[289], die ihren Sohn außerordentlich, wie er es verdiente, liebte, und ebenso warm von ihm geliebt wurde. Es war also von vornherein ausgemacht, daß meine Tochter nebst der Schwiegermutter bei ihrem Manne leben, und sogleich nach der Hochzeit zu ihnen ziehen sollte, weil vorderhand die Wohnung groß genug war und für den Herbst eine andere gesucht werden sollte. Demgemäß wurden die Anstalten getroffen, und Pelzeln entschloß

sich, wofür wir Eltern ihm herzlich dankbar waren, in unserm Hause das zweite Stockwerk für nächsten Winter zu beziehen. Das war mehr Freude, als ich erwartet hatte, denn ich hatte mich bereits ganz darauf eingerichtet, mein Kind nun oft einen oder mehrere Tage nicht zu sehen, wegen der Entfernung von der Stadt.

Unsere Freunde Zay hatten, vermöge ihrer wahren Anhänglichkeit an uns, beschlossen, bei der Hochzeit unsers lieben Kindes gegenwärtig zu sein, und so machten sie denn zu diesem Ende die Reise von Bucsan hierher, und die Vermählung wurde am 20. April, an dem Tage, an welchem mehr als fünfzig Jahre früher meine teuern Eltern getraut worden waren, gefeiert. Die Gesellschaft war nicht sehr zahlreich; außer des Bräutigams Mutter, der verwitweten Hofrätin, und den guten Zay, noch meines Mannes Bruder, der Buchhändler samt seiner Frau[290]), meine beiden Schwäger Kurländer samt des jüngern Frau, der ehemaligen Fräulein Schechtern, die er drei Vierteljahre vorher geheiratet hatte, und die Beistände — auf Pelzelns Seite zwei seiner Jugendfreunde, Hofrat von Burgermeister[291]) und Appellationsrat von Schmerling[292]); für Lotten ihr Oheim Pichler und unser hochverehrter Freund Regierungsrat Vierthaler. Franz Kurländer war Brautführer, als der einzige unverheiratete männliche Verwandte, und Fräulein Jeanette von Maillard übernahm das Amt der Kranzjungfer.

Es war ein schöner, ein unvergeßlicher Tag, an dem ein paar gute, rechtliche, sich warm liebende Menschen vor Gottes Thron durch Priesters Segen für ihr ganzes Leben vereinigt wurden. — Ach, leider dachte wohl Niemand der Anwesenden daran, daß diese Verbin-

dung nur wenige Jahre währen sollte! So begann diese Ehe unter glücklichen Auspizien. — Lotte war damals ihrem Bräutigam von ganzem Herzen zugetan und achtete ihn außerordentlich; — leidenschaftlich verliebt aber schien sie mir nicht, und gerade diese ruhigere Neigung war ihrer Gemütslage und den kaum verwischten früheren Eindrücken gemäß. Späterhin wuchs sie im Zusammenleben mit dem edlen, geistvollen und treuen Lebensgefährten bis zu einer Höhe der Leidenschaftlichkeit, über welche wir Eltern, wenn wir alle Verhältnisse und Umstände erwogen, uns nicht genug wundern konnten, aber freuen mußten.

Pelzelns Mutter, eine kränkliche und an ein äußerst stilles, einsames Leben gewohnte Frau, hatte sich bei der Trauung in der Kirche — es war den Tag vorher ein starkes Gewitter gewesen und die Luft sehr abgekühlt — erkältet. Sie zog gleich nach der Hochzeit in ihre Landwohnung nach Mödling, wo sie jeden Sommer allein zubrachte, und ihr Sohn sie nur jeden Samstag abends besuchte und bis Montag früh bei ihr verweilte. Dort wurde sie ziemlich ernstlich krank, was den Sohn und somit auch Lotten mit großer Besorgnis erfüllte. Sie erholte sich indes bald, und so dauerte die angenehme Stille in unserer Familie bis zum Juli, wo plötzlich der jüngste und letzte Bruder meines Mannes, eben der, welcher Zeuge bei meiner Tochter Trauung gewesen, gefährlich erkrankte und in wenig Tagen starb. Mein Mann hatte ihn sehr geliebt; er hatte, aus Liebe zu ihm, große Opfer gebracht, deren für uns nachteilige Folgen sich noch bis nach dreißig Jahren erstreckten[293]). Er war also viel mehr durch diesen Verlust gebeugt, als früher durch den des älteren geistlichen Bruders.

Zum ersten Male reiste ich nun allein nach Ungarn zu meinen Freunden, traf dort noch einmal mit der teuern Therese zusammen, die jetzt ihre Zeit zwischen ihrer Schwester Minna, welche in Agram lebte, und ihrer Freundin Zay teilen und sich wechselweis bald bei dieser, bald bei jener aufhalten wollte und erfreute mich das letztemal an ihrem so liebenswürdigen, so beglückenden Umgange. Auch hier dachte ich nicht, daß dies Band so bald reißen werde; aber gerade diese vielfachen Reisen, diese Fatiguen, denen die Kräfte der alternden Freundin nicht mehr gewachsen waren, mochten viel zu ihrem bald darauf erfolgten Tode beigetragen haben.

Damals also, i. J. 1823, waren wir noch recht froh beisammen, und ich genoß den durch die Umstände ziemlich verkürzten Aufenthalt recht vergnügt in diesen freundlichen Umgebungen.

Nach Wien zurückgekehrt, wurden Anstalten zum Séjour in Baden gemacht, der meinem Manne das vorige Jahr so sehr zugesagt hatte, und wo er seine Ferien heuer zuzubringen beschloß. Meine Tochter wohnte während dieser Zeit auch nicht fern von uns, in Mödling, mit ihrem Manne, der ebenfalls seinen Urlaub bei seiner Mutter zubrachte, und wir sahen und genossen uns während dieser Zeit viel öfter, als geschehen wäre, wenn Pelzeln in Wien geblieben wäre.

Schon vor längerer Zeit, schon während des Befreiungskrieges, hatte ich von der, in ganz Deutschland und wohl auch in Frankreich bekannten und berühmten Frau Helmina von Chézy einige Briefe erhalten und beantwortet[294]). Sie war damals in den Rheingegenden bei den preußischen Spitälern beschäftigt gewesen und hatte sich durch gutgemeinten, aber wenig überlegten

Eifer viele Verdrießlichkeiten zugezogen. Jetzt war sie nach Wien und von da nach Baden gekommen, wo sie, begleitet von ihren zwei Söhnen[295]), mich freundlich aufsuchte. Ich hatte sie mir anders vorgestellt und fand eine kleine, untersetzte Frau mit sprechenden Augen und freundlichen Zügen, die in frühern Jahren hübsch gewesen sein mochten, denen man aber jetzt nicht bloß die Spuren vorgerückten Alters (sie mochte zwischen 40—50 Jahre alt sein), sondern einer nicht sorgenfreien, nicht bequemen Existenz ansah. Auch antwortete sie mir, als ich fragte, wo ihr gewöhnlicher Aufenthalt sei (denn damals war sie von Dresden gekommen): ich habe keine Heimat!

Ich kann nicht sagen, wie wehmütig mich dies Wort ergriff! Keine Heimat! Eine Frau von Geburt (eine Baronesse Klencke), von ausgezeichnetem Talent und mit zwei herangewachsenen Söhnen, die erzogen und versorgt werden sollten! Das war es auch vermutlich, was sich mir sogleich in ihrer ersten Erscheinung zeigte, diese Entfremdung von aller geregelten Häuslichkeit und Stetigkeit des Lebens; dieser ihrer Herkunft und Stellung fast widersprechende Anzug, — ihr, wenn ich so sagen darf, weather-beaten shape, wie man von Soldaten oder Seeleuten sagt: weather-beaten features! Übrigens mußte die geistige Bildung, die sich in ihrem Gespräche zeigte, sowie eine außerordentliche Gutmütigkeit, welche sie so oft bewog, bei Notleidenden oder solchen, die sie unterdrückt glaubte, als Helferin und Retterin aufzutreten, für sie gewinnen. Von da an blieb Frau v. Chézy einige Jahre in Wien, nachdem sie vorher in Berlin, Paris, Dresden usw. gelebt hatte, und später wieder sich in Oberösterreich[295a]), Paris, München, Stuttgart usw. abwechselnd aufhielt. Sie schien

sich in Wien wohlzugefallen. Vorzüglich schloß sie sich an die Familie Schlegel an, die sie noch aus Paris kannte und dort einige Zeit mit ihnen gelebt hatte, und auch in dem Kreise der Frauen von Pereira und Ephraim ward sie bald heimisch, und so sahen wir uns denn öfters, teils in diesen Häusern, teils bei mir.

Da mein Geist von der drückenden Spannung, in welcher ihn das peinliche Verhältnis meiner Tochter zu Pr. durch ein paar Jahre gehalten hatte, nunmehr frei geworden war, indem ich dieses einzige, geliebte Kind an der Seite eines trefflichen Gemahls versorgt und glücklich sah, erwachte auch wieder die Lust, etwas zu schaffen, und da der historische Roman durch Walter Scott jetzt solchen Anklang gefunden hatte, wollte auch ich mich in diesem Fache versuchen und wählte einen vaterländischen Stoff: „Die Belagerung Wiens (1683)“. Dazu suchte ich mir nun die Daten aus Geschichts- und Chronikbüchern zusammen, las fleißig und bewarb mich auch um Auskunft über die Lokalitäten; denn ich bin überzeugt, daß ohne Autopsie, ohne genaue Kenntnis des Schauplatzes, auf welchem man eine Geschichte vorgehen läßt, nie eine naturgetreue, lebendige Schilderung zu erreichen ist. So begab ich mich denn mit Lust und Liebe an meine neue Arbeit, und so entstand dieser Roman, in welchem ich einzelne Züge von mir bekannten Charakteren und einzelne Ereignisse, die ich erlebt, aufgenommen habe[296]). Madame de Montolieu[297]), die schon meinen „Agathokles“ ins Französische — mit Haut und Haar übersetzt, das heißt, verfranzösiert hatte, wofür ich ihr nicht viel Dank wußte, hat auch den Siège de Vienne ins Französische übertragen, aber doch bei weitem treuer und naturgemäßer. Beim Agathokles ließ sie alles, was von Reflexion über Reli-

gion, über damalige Lebensverhältnisse, Begebenheiten usw. vorkommt, ohne weiters aus, und gab nur die Fabel des Buches, indem sie mich in einem, übrigens recht freundlichen, ja mütterlichen Briefe — denn wir standen damals im J. 1814—15 ungefähr in unserm Alter so zueinander — versicherte[298]), daß sie diese Auslassungen und Veränderungen habe vornehmen müssen, um den Roman nach dem Geschmack ihrer Landsleute einzurichten, womit sie diesen, wie ich glaube, kein Kompliment gemacht hat.

Nach dieser verstümmelten Übertragung hat ihn dann auch Herr Rasori ins Italienische übersetzt, dies aber nicht bekannt, sondern vermuten lassen, daß es ein Originalwerk von ihm selbst sei[299]).

Im kommenden Herbst zog meine geliebte Tochter mit ihrem Manne und ihrer Schwiegermutter in unser Haus. Sie durfte damals schon auf Mutterfreuden hoffen, und wir waren sehr froh über alle diese günstigen Wendungen unserer häuslichen Verhältnisse. Auch hatte ich auf ein oftmaliges Zusammensein nicht bloß mit meiner Tochter, sondern auch mit Pelzeln und seiner Mutter gehofft. Aber diese Erwartung schlug fehl. Die Mutter war kränklich, ging wenig aus, und kam also auch nur selten zu uns herab. Lotte war oft bei uns, ging damals auch noch zuweilen mit uns zu ihren frühern Bekannten; aber dies hörte bald auf, denn ihr Mann sah es nicht gern, und es schien eine Art von System bei ihm zu sein, sie ihrem vorigen Kreise ganz zu entfremden und sie dafür in dem seinigen einheimisch zu machen. Daß mir das nicht ganz lieb war, läßt sich begreifen. Da aber des Schwiegersohnes übrige Eigenschaften so schätzbar waren, und meine Tochter sich an seiner Seite je länger, je glücklicher



Helmina v. Chézy

Anonyme Kohlezeichnung — Kgl. Bibliothek, Berlin



fühlte, gingen wir über jene Verschiedenheit der Meinungen hinaus.

* * *

Das neue Jahr begann unter trüben Auspizien, und es bewährte sich auch als ein fatales in seinem Verlaufe. Meine Tochter, bereits im fünften Monate ihrer Schwangerschaft, erkrankte schwer an einer Verkältung, die eine Unterleibsentzündung nach sich zog, in welcher ihr zweimal Egel gesetzt werden mußten. Diese Krankheit, verbunden mit dem Zustand, in welchem sie sich seit fünf Monaten befand, flößte uns allen unnennbare Angst ein. Die geschickte und teilnahmsvolle Behandlung unsers Arztes und alten Freundes, des Barons von Türkheim, rettete sie diesmal, wie er sie schon mehrmal in der Ruhr und im Scharlachfieber gerettet hatte. Sie genas, konnte am neunten Tage schon auf eine Stunde aufstehen und besserte sich nun schnell. Aber die Frucht, welche sie in sich trug, fühlte doch die Rückwirkung des Sturmes, der den Körper der Mutter erschüttert hatte. Sehr leicht und glücklich wurde diese — nach unser aller Rechnung vielleicht um vierzehn Tage zu früh — von einem zwar gesunden, aber sehr kleinen und schwächlichen Knaben entbunden, der in der Taufe den Namen Theodor erhielt[300]).

Die Mutter war nicht imstande, ihn zu stillen, wohl der eigenen, zurückgebliebenen Schwäche willen. Er bekam eine Amme und versprach ein schöner Knabe zu werden, denn seine Züge waren angenehm. Noch war er aber nicht drei Monate auf der Welt, als sich ein Sturm anderer Art über uns erhob. Mein Schwiegersohn, durch amtliche Verhältnisse bestimmt, war

am Ratstische durch eine vielleicht unüberlegte, aber sehr verletzende Rede seines damaligen Chefs beleidigt worden. Er konnte sich nicht entschließen, länger in diesem Collegio zu dienen[301]) und suchte höhern Orts um eine Versetzung in ein anderes Kollegium an, die zugleich eine Beförderung wäre. — Sein Wunsch ward ihm gewährt, denn seine Verdienste waren bekannt, aber nicht so, wie wir und vielleicht auch er gewünscht hatten. Er wurde zum Appellationsrat ernannt — in Prag, und sollte im Herbste Wien verlassen und sich auf seinen neuen Posten verfügen.

Ich finde, im eigentlichen Sinn, keine Worte, um zu bezeichnen, wie diese Nachricht, welche mein Mann eines Mittags nach Hause brachte, auf mich wirkte. Ich war nicht — wie man öfters sagt — vom Donner gerührt, ich war im eigentlichen Sinn vernichtet. Mein einziges, mein mir so teures und mit Recht geliebtes Kind, die Mutter eines holden Enkels, samt diesem zu verlieren, sie aus meiner Nähe für lange, vielleicht für immer scheiden zu sehen, ohne andere verläßliche Aussicht, als hier und dort in einem oder andern Jahre einen kurzen Besuch — und das jetzt, wo ich mich erst wieder recht an sie gewöhnt, und in die süße Gewißheit, unter einem Dache mit ihr zu wohnen, hineingelebt hatte! Meinem ärgsten Feinde möchte ich die Gefühle nicht wünschen, welche die folgenden Tage und Nächte mein zerrüttetes Gemüt bestürmten. Schlaflos, unter peinlichen Träumen, verschlichen die Nächte; am Tage mahnte jeder Gegenstand, jeder Blick auf meine Tochter mich an den nahe drohenden Verlust[302]). Daß ich meine Zuflucht im Gebete zu Gott nahm, daß ich ihn um Ergebung in seine Fügungen, um Erleuchtung auf meinem nächtlich gewordenen Pfad anflehte, war wohl

natürlich. Am dritten Tage endlich ward mir in diesem Sinne Erhörung, und ich erkannte abermals, wie schon oft, die Kraft und den Nutzen des Gebetes. Es war, als riefe eine leise, aber vernehmliche Stimme in meinem Innern mir zu: Du hast deine Tochter zu sehr geliebt, hast zu sehr dein Glück auf sie gebaut, und das solltest du nicht, denn des Menschen Herz soll nie am Irdischen so fest hangen, darum entzieht dir sie Gott auf eine Weile oder auf lange.

Jetzt ward es mit einem Male Licht in meiner Seele, und die schmerzlichen Dissonanzen: warum denn diese Trennung statthaben und ich mein Kind verlieren sollte, nachdem es ohne jenes Streben ihres Mannes nach einer andern Anstellung so wohl hätte in meiner Nähe bleiben können? — lösten sich in eine ruhige, klare Schlußkadenz auf, daß das zum Besten meiner Seele sei — und wenn gleich mein Schmerz derselbige blieb, so wurde er von diesem Augenblick an ruhig und ergeben. Wie wahr empfand ich die Worte Fenelons: Tant qu'on veut le mal qu'on souffre il n'est point mal. Pourquoi en faire un vrai mal, en cessant de le vouloir[303]).

So ergab ich mich denn in den Willen Gottes, und sah mit tiefem, aber ruhigem Schmerz die Vorbereitungen zur Abreise meiner Kinder, welche im September statthaben sollte, und die Schwiegermutter ging, wie natürlich, mit ihrem Sohn ebenfalls nach Prag. Uns riefen die Badner Bäder, deren mein Mann jetzt im eigentlichen Sinn jedes Jahr bedurfte, von Wien ab, noch ehe Pelzelns Abreise erfolgen sollte. Das tat unserer armen Lotte zu weh, sich jetzt schon von den Eltern, deren alles und Liebstes sie war, trennen, und jene sobald allein zu lassen. Sie entschloß sich daher zu

einem großen Opfer; sie ließ ihren Mann samt seiner Mutter und ihrem Kinde abreisen, das unter dieser Aufsicht wohl geborgen war, und kam zu uns nach Baden, um noch ein paar Wochen mit uns zuzubringen. Wir hatten dies durchaus nicht von ihr verlangt, ja wir weigerten uns beide ernstlich, dies Opfer anzunehmen, weil sich nicht ohne Grund voraussehen ließ, daß es ihr von einigen Personen werde übel gedeutet werden; aber ihre kindliche Pietät überwand diese Rücksichten, und so blieb sie denn ein paar Wochen bei uns, die wir mit wehmütiger Freude genossen. Sie empfand schon damals, daß sie abermals werde Mutter werden, und die Unpäßlichkeiten, welche ihr der Anfang jeder Schwangerschaft verursachte, trübten ebenfalls unsere letzten Freuden.

Ein paar Bekanntschaften machten wir während dieses Aufenthaltes in Baden, die sich dann auch in Wien dauerhaft an uns anschlossen und uns manche angenehme Stunden verschafften. Es waren ein Herr v. Graffen[304]), aus Hamburg gebürtig, der hier Resident seiner Vaterstadt war, und ein Herr Hülsemann aus Hannover. Beide sehr gebildete und artige junge Männer. Graffen, bei weitem der Bedeutendere unter ihnen, hatte während des Freiheitskrieges in der hanseatischen Legion gedient, weshalb wir ihn unter uns den Hanseaten nannten, sowie er von einer Eigenheit seines Geistes, jedem Dinge aufs genaueste nachzuforschen, besonders im wissenschaftlichen Sinne, den Beinamen: Herr von Gründlich erhielt.

Wir kehrten hierauf noch mit Lotten nach Wien zurück, und es war uns eine große Beruhigung, daß zwei Schwestern ihrer Tante Pichler, der Witwe des Buchhändlers, samt dem Sohn derselben[305]), dem Kousin

Lottens, gerade damals nach Prag reisten und meine Tochter mitnahmen. So war sie doch unter Freunden und Bekannten nach ihrer ersten Trennung von uns.

Wie weh mir war, als ich mich endlich allein im Hause fand — brauch ich nicht zu schildern. Aber ein großer Trost wurde mir durch den glücklichen Zufall, daß meine teure Freundin Schlegel, als sie vernahm, daß die Wohnung in unserm Hause leer geworden, sich entschloß, dieselbe zu beziehen. Ihre Nähe, ihr Umgang, die mannigfachen Ressourcen, welche ein gebildeter Mensch in diesem Hause finden konnte, das von so vielen bedeutenden einheimischen Personen und von den meisten interessanten Fremden besucht wurde, und vor allem die Freundschaft, die herzliche Teilnahme und der fromme Sinn Dorotheens taten meinem wunden Herzen unendlich wohl, und ich konnte ihren Entschluß, zu uns zu ziehen, nur als eine, zu meinem Troste gelenkte Fügung Gottes betrachten.

* * *

Unser Leben war von nun an stiller als zuvor. Schon im Jahre 1823 hatten wir, weil Karl Kurländer und meine Tochter geheiratet und das Haus verlassen hatten, uns enger zusammengezogen und einen Teil der Wohnung an einen alten Bekannten und Freund vermietet. Nun war ich oft in dieser engern Umgebung den ganzen Tag allein, denn Pichler ging zeitlich ins Bureau, kam nur zur Essensstunde nach Hause, und verließ dies wieder nach dem Essen, um spät, oft gegen 9 Uhr erst, wiederzukehren. Obgleich ich von Kindheit an stets gern allein war, und sogar ein Bedürfnis fühlte, täglich einige Stunden völlig einsam zuzubringen, so war es mir doch eine Erholung und Freude,

jetzt recht oft — beinahe täglich — meine liebe Hausgenossin, Frau von Schlegel, zu besuchen. Am öftesten geschah dies abends, wo ich denn meistens angenehme Gesellschaft fand, wie Herrn von Klinkowström (den Vorsteher einer musterhaften Erziehungsanstalt in unserer Nähe)[306]), dessen Schwägerinnen Fräulein von Mengershausen[307]), sehr angenehme Frauenzimmer; Herrn v. Bucholtz, einen sehr gebildeten, ja gelehrten und überaus achtungswerten jungen Mann, der mit seinem Freunde Hülsemann oft kam; Frau von Doré, ehemals Fräulein Caspers[308]); Herrn Fendi[309]), den geistreichen Maler, und sonst noch mehrere, teils hiesige, teils durchreisende Gelehrte, und ausgezeichnete Menschen. Sehr oft erschien auch die Gräfin L . . a[310]), die aber, wenn sie kam, stets eher den Herrn vom Hause in seinem Schreibezimmer besuchte, was wir meist dadurch erfuhren, daß der Bediente ihre Arbeit brachte und indessen bei der guten Schlegel niederlegte, die denn, klug und taktvoll wie sie war, dies dem Anschein nach ganz gleichgültig geschehen ließ, und der Dame, wenn sie endlich zu uns herüber kam, freundlich begegnete. Diese Andeutungen mögen dazu dienen, die Stellen von Schlegels treuer und ausschließender Liebe zu seiner Frau zu beleuchten, welche sich in dem etwas exzentrischen Aufsatze „Friedrich und Dorothea von Schlegel“ finden, der bald nach dem Tode dieser unvergeßlichen Freundin in der Allgemeinen Zeitung stand[311]).

In diesem Kreise fand ich die befriedigendste Unterhaltung, sowie ich in der edlen Schlegel herzlichen Neigung zu mir, in ihrem frommen Sinn und ihrer Achtung für Häuslichkeit und stilles Walten, Nahrung für mein Herz fand. Dorothea wußte ebenso richtig

über ein neu erschienenes literarisches Produkt, wie über die Zurichtung einer Speise, über irgendeine häusliche Arbeit zu urteilen, und bei ihr tat weder die Hausfrau der Schriftstellerin (denn sie hatte früher, aber nicht unter ihrem Namen, den Roman Florentin und manches andere erscheinen lassen)[312]) noch diese jener in ihrer prosaischen, aber nützlichen, ja notwendigen Wirksamkeit Eintrag. Und alle diese schönen Eigenschaften waren durch eine warme Frömmigkeit und stille Heiterkeit eines klaren, selbstbewußten Geistes verklärt.

Wohl könnte es mir nicht einfallen, das Übermaß von Frömmigkeit, in das sich Frau von Schlegel hineinverloren hatte, und das sie den Ansichten der Ligorianer, überhaupt dem Ultramontanismus so geneigt machte, zu billigen oder wohl gar zu verteidigen; ebensowenig als manche falsche Eingebung ihres jugendlichen Herzens, die sie zu vielem Tadelnswerten verleitete. Für mich existierte Dorothea nur, seit ich sie kennen gelernt, seit 1808, und da waren jene Verirrungen vorüber, zum Teil vergessen, zum Teil vergütet durch ein musterhaftes Betragen. Doch kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß manchmal ihr ein Wort, eine Andeutung entschlüpfte, die man wohl dafür auslegen konnte, daß ihr Gewissen ihr über jene Begebenheiten noch zuweilen Vorwürfe mache und ihre zu weit getriebene Frömmigkeit, ihr Versinken im Hyperkatholizismus von diesem beunruhigten Gewissen herrühre, das darin Büßung, Trost, Ruhe gesucht[313]).

Noch eine andere freundschaftlich gesellige Erheiterung ward mir damals dadurch, daß meine älteste Jugendfreundin, Fräulein von Ravenet, die im Hause der Gräfin Esterhazy in Preßburg[314]) als Erzieherin gelebt, gerade ein Jahr, nachdem meine Tochter geheira-

tet, also im Mai 1824, nachdem sie die Erziehung ihrer Elève vollendet und diese an den Altar begleitet hatte, nun selbst ihre Hand einem Manne reichte, den sie lange gekannt und geschätzt hatte, und der ihr durch 25 Jahre eine unverbrüchliche Treue hielt. Es war Herr Schödelberger[315]), der als Schulmann, als Künstler und als Mensch sehr achtungswert, einer unserer bedeutendsten Landschaftsmaler, und im Umgang, trotz einiger Trockenheit, geistvoll und unterrichtet war. Diese werte Freundin besuchte uns öfters des Abends, wo denn mein Mann uns die neuesten Erscheinungen der schönen Literatur vorlas, bis Schödelberger kam, seine Frau abzuholen und wir mit ihm noch ein Stündchen verplauderten.

So gestaltete sich mein Leben äußerlich recht freundlich, und ich konnte diese angenehmen geselligen Verhältnisse nur mit innigem Dank gegen die Vorsicht, welche mir diese Tröstung und Erheiterung zugesendet, anerkennen. Aber dennoch blieb die tiefe Wunde, welche mir die Trennung von meinem einzigen Kinde geschlagen, offen und blutete fort, und ein Mollakkord tönte aus der Tiefe meines Herzens durch alle diese Zerstreuungen und Annehmlichkeiten durch. Ich möchte dieses Durchtönen mit der Wirkung eines Chores in Händels Oratorium Acis und Galathea vergleichen, das ich in meiner Jugend aufführen hörte, als Baron van Swieten[316]) im Verein mit Fürst Dietrichstein[317]) und Schwarzenberg[318]) mehrere Kompositionen dieses großen Meisters unter Mozarts Direktion, der die Blasinstrumente zu diesen, so höchst einfachen Kompositionen hinzugefügt hatte, dem Publikum zu genießen gab[319]). In jenem Chor nun, den die Hirten anstimmen, um Galathea über Acis Tod zu trösten, tönt



Karoline Pichlers Arbeitstasche (schwarzes Leder mit Silberbeschlag)

Linkes (C) und rechtes (P) Medaillon gemalt von B. Wigand

Inschriften:

Links: Sie flocht in diesen Kranz die zarten Blüten, — Rechts: So schmückt er würdger noch Ihr theures Haupt.

Frau Irma Warmuth-Jancsó, Wien



das Wort tot durch alle andern Melodien und Worte, die der Chor noch spricht und singt, wie ein erschütternder Grundton hindurch und macht einen unglaublichen Effekt.

Unsere Weihnachtsbescherung war, da meine Tochter nicht mehr dabei sein konnte, abgestellt worden, aber am heil. Dreikönigstag veranstaltete ich einen andern Scherz. — Es wurden zwei Torten gebacken, in jeder derselben eine Bohne verborgen, und nun die Stücke unter die Gesellschaft — von der einen den Frauen, von der andern den Herren — ausgeteilt, damit König und Königin zugleich gewählt würden. Sehr belustigend für alle war es, daß dies Los Herrn Friedrich von Schlegel und Frau von Arneth (ehemals Adamberger) traf, und nun beide ihre Rollen mit gutmütiger Laune zur Freude der Gesellschaft ausführten.

In der folgenden Fasten wurde Grillparzers Ottokar aufgeführt, als Benefize der Regisseurs[320]). Wir nahmen mit Karl Kurländer gemeinschaftlich eine Loge, und wohnten der Aufführung mit lebhaftem Anteil bei. Sehr spannend und ergreifend waren die ersten zwei Akte, wo Siege und Glücksfälle sich zu überbieten scheinen, um Ottokars Macht und Ruhm zu vergrößern. Der dritte Akt, wo der Auftritt mit dem Zelte vorgeht, dessen Zeltschnüre der boshafte Zawisch abschneidet, ließ schon etwas kälter. Im vierten Akt berührte, mich wenigstens, der Anblick des von seiner stolzen Höhe herabgeschleuderten Königs, der da unmutig, fast verzweifelnd, vor dem Tore seines Schlosses in Prag liegt, höchst unangenehm, besonders da noch seine Frau und ihr Buhle (jener Zawisch) auftreten und ihn gleichsam für das, was er getan, ausschelten. Es scheint mir dies Ausschelten des Helden

eines Stückes — mag er es übrigens verdient haben oder nicht — immer etwas, was dem Interesse, das man bisher an ihm genommen und daher auch dem Stücke Eintrag tut. Die Strafpredigt, welche Medea in dem Trauerspiele Grillparzers dem, ebenfalls am Boden liegenden Jason hält[321]) — wirkt ebenso, und in einem freilich geringeren Maße auch die Ermahnung, welche Theramenes in der Sappho dem Phaon hält[322]). Dahin gehört, meinem Gefühle nach, auch die Szene im Trauerspiele meines unvergeßlichen Freundes Collin: Mäon, wo Mäon vor seinem Oheim Odenat am Boden liegt, und dieser ihm in Zenobias Gegenwart, die der junge Held heimlich liebt, den Fuß auf den Nacken setzt[323]). Bei mir, wenn ich an Zenobias Stelle gewesen wäre, hätte eine sehr robuste Liebe dazu gehört, um bei solch einem Anblick noch auszuhalten und den schimpflich Gedemütigten noch ferner zu lieben. Doch wir kehren zum Ottokar zurück, dessen Interesse im vierten und auch im fünften Akt merklich abnahm. Dazu dauerte auch das Stück ungewöhnlich lange, und da doch fast jedermann noch den Epilog und das Erscheinen der Regisseurs erwarten wollte, wurde es elf Uhr, bis alles zu Ende war. Das Stück wurde indes doch sehr beklatscht, der Verfasser gerufen, der, wie natürlich, nicht erschien, und alles sehr beifällig aufgenommen.

In Prag erklärte man sich sehr gegen das Stück[324]). Die untergeordnete Rolle, welche der wilde, gewaltsame Ottokar, den sein Ehrgeiz und ein böses Weib rücksichtslos forttreiben, neben dem würdigen, ruhigen, weisen Rudolf spielt, das Licht, in welchem er seiner Frau und ihrem Buhlen gegenüber erscheint, endlich manche Roheiten und geringschätzige Reden, die er

sich selbst gegen seine Böhmen erlaubt, wenn er ihnen ihren Mangel an Kultur im Vergleich mit den Deutschen vorwirft — alles dies reizte und verletzte den Nationalstolz der Böhmen. Und wenn ich schon sagen muß, daß dies die Nationaleitelkeit gegenüber einem trefflichen Werke, das noch dazu ziemlich der geschichtlichen Wahrheit getreu ist, zu weit treiben heißt, wenn ich gleich selbst über diese Verletzbarkeit des böhmischen Nationalgefühls zu klagen habe — denn dies Gefühl, und nur dies war schuld, daß im Jahre 1816 mein Kaiser Ferdinand nicht aufgeführt wurde, weil die Böhmen darin als Rebellen erscheinen — so muß ich doch diesen Zug an einer Nation ehren, und von Herzen wünschen, daß meine guten Landsleute, die Österreicher, etwas von dieser Verletzbarkeit fühlten, und nicht allein geduldig, sondern sogar beifällig die Spöttereien und geringschätzigen Urteile Fremder über sich fürder nicht mehr anhören möchten.

* * *

Meine arme Tochter war mittlerweile in eben diesem Prag in einer sehr betrübenden Lage. Ihr kleiner Knabe Theodor kränkelte, und auch ihrer Schwiegermutter schien das rauhere Klima nicht zu bekommen. Auch sie fühlte sich nicht wohl, und es reifte in ihr und ihrem Sohn der Entschluß, sich lieber zu trennen. So wurde beschlossen, daß die Hofrätin nach Wien zurückkehren sollte, so wehe ihr die Trennung von ihrem Sohn tat, und dieser sie hierher geleiten werde. Der Entschluß wurde ausgeführt, freilich zu einer Zeit, die für meine arme Tochter nicht günstig war; denn ihr Kind, ihr damals einziges, war bedenklich krank, sie selbst hoch schwanger, und ihr Mann reiste in eben diesen Tagen

mit seiner Mutter fort. Ein großes Glück war es, daß derjenige Freund Pelzelns, der, selbst in Prag etabliert, ihm den Herbst zuvor die Wohnung auf der Kleinseite gemietet, zufälligerweise das Haus einer meiner Jugendfreundinnen, der Baronin Hennet[325]), gewählt hatte. Diese Frau war eine geborne Baronesse v. Born, Nichte des berühmten Mineralogen und Kousine eines andern, mir ebenfalls werten Fräuleins v. Born, des Gelehrten Tochter, die nun schon längst mir in das verhüllte Jenseits vorangegangen ist. Josefine nahm meine Tochter, wie sie mit ihrem Manne in ihr Haus zog, mit mütterlicher Zuneigung auf, und in ihrer Tochter Marie (jetzt Frau von Müller)[326]) fand Lotte eine Schwester. In dieser Fügung sah ich wieder die väterliche Waltung der Vorsicht zu unserm wahren Besten, denn in der traurigen Zeit der Trennung von ihrem Mann, am Bette des kranken Kindes, leisteten die beiden Freundinnen der Vereinsamten, was sie nur von einer Mutter und Schwester erwarten konnte.

Pelzeln war also nach Wien gekommen; er wohnte, wie sich das von selbst versteht, diese wenigen Tage bei uns, und seine Mutter, bis sich eine Wohnung für sie fand, bei einer Freundin. Kaum aber waren sie einige Tage hier, so erhielt ich einen Brief von meiner armen Tochter, die mir den bald darnach erfolgten Tod ihres Kindes meldete[327]). In dieser düstern Zeit, so allein neben dem Bette des verstorbenen einzigen Kindes, konnte nur die Hoffnung auf den nahen Ersatz — der aber nie ein vollständiger ist — ihr einigen Trost geben. Es ist auch eben kein Ersatz, denn eine Mutter hat nie zu viel Kinder, und keines bietet jemals alle die Charaktereigenschaften dar, die das Verstorbene hatte. Doch kann dieser Unterschied

bei einem zehn Monat alten Kinde zum Glück nicht bemerkt werden.

Pelzeln wünschte, daß ich zur Entbindung seiner Frau nach Prag kommen möchte, weil sie nun auch des Beistandes seiner Mutter beraubt war. Wohl verließ ich Pichlern ungern auf so lange Zeit; denn da ich, um nichts zu versäumen, doch einige Zeit vor der Entbindung dort sein mußte, konnten leicht zwei Monate vergehen, ehe ich wieder nach Wien zurückzukehren vermochte. Indessen lag mir selbst sehr viel daran, meine Tochter in einer solchen Periode nicht zu verlassen, Pichler willigte ebenfalls ein, und so rüstete ich mich denn, um gegen den 20. April in Prag einzutreffen. Von jeher war das Reisen, die Unordnung, die es mit sich bringt, der Aufenthalt in den Gasthöfen, die Voranstalten, die es nötig macht — besonders wenn die Hausmutter sich entfernen, und in den Fällen, wo niemand da ist, der ihre Pflichten übernähme, alles den Dienstleuten überlassen, folglich für jeden möglichen Fall Vorsicht treffen soll — mir sehr widerwärtig. An dem Tage vor meiner Abreise besuchte mich noch meine werte Schlegel — da lagen die Pakete, da standen die Koffer usw., und ich klagte ihr, wie ungern ich reise, wie fatal mir diese Anstalten seien. Ach! sagte sie, wie gern würde ich Ihnen das Materielle der Reiseanstalten abnehmen, wenn ich statt Ihrer fortfahren könnte! So sind die Menschen verschieden! Was den einen quält, erfreut den andern, und solche Bemerkungen müssen uns Toleranz für die Eigenheiten anderer einflößen, die recht brav, recht klug, recht liebenswürdig und doch von uns sehr verschieden sein können! Frau von Schlegel war in ihrem Leben viel gereist, in Paris, in Rom, fast in ganz Deutschland ge-

wesen; sie reiste aus Lust und sie war bei allem dem eine emsige treffliche Hausfrau.

Ich machte mich also in einem Separateilwagen mit meinem Stubenmädchen und einem Bedienten auf den Weg nach Prag und kann diese Art zu reisen nur höchlich loben. In zwei und einem halben Tage war ich in Prag und hatte jede Nacht, einmal in Budwitz und einmal in Czaslau, bequem geschlafen. Die Pünktlichkeit, mit der man in den Posthäusern bedient wird, die Willkür, die dem Reisenden doch bleibt im Vergleich mit dem Drängen und Treiben auf dem allgemeinen Eilwagen, obwohl man die Stunden der Ankunft sehr berücksichtigen muß, machen diese Reiseart sehr angenehm.

Die Witterung war nicht günstig, und obwohl in der zweiten Hälfte des April, fand ich Schnee durch ganz Mähren und am andern Tage auch in Czaslau. Das Land in Böhmen gefiel mir nicht sonderlich. Es ist meist flach, doch sehr wohlgebaut, indessen sind die Gasthöfe größtenteils unter der Mittelmäßigkeit und das Trinkwasser sehr schlecht, was für Reisende, die weder Bier noch Wein trinken, höchst unangenehm ist.

Am dritten Tage, nachdem ich in Czaslau ziemlich gut übernachtet hatte, näherte ich mich dem Ziele meiner Reise, und bald, nachdem ich die letzte Post Biechowitz hinter mir hatte, erschienen mir von weitem die Zinnen von Prag. Diese Stadt nimmt sich wirklich, von dieser Seite erblickt, sehr vorteilhaft aus; ich möchte sie eine gekrönte Stadt nennen, denn über dem Berg, der sich aus der Häusermasse der Alt- und Neustadt sowie der Kleinseite erhebt, steigen noch die Paläste des Hradschin empor und über diesen die St.-Veitskirche. Das Ganze bildet einen imposanten An-

blick, man erkennt, daß man sich einer Hauptstadt, einer Königstadt nähert, und selbst das altertümliche Aussehen so vieler Gebäude vermehrt noch das Erhebende des Eindrucks. Wunderbar ragt in Prag die alte Zeit noch überall in die neue hinein. So manches wohlerhaltene Gebäude aus den vorigen Jahrhunderten, der Pulverturm, die beiden Brückentürme, die Teinkirche, das Altstädter Rathaus usw. erregen die Erwartung in uns, irgendeinen gewappneten Ritter oder einen ehrsamen Bürger mit gefaltetem Kragen und Barett daraus hervortreten zu sehen, und so manches Haus, manches Denkmal erzählt uns eine Episode der Geschichte Böhmens, so daß eine geistreiche Frau, die Gräfin von Engl[328]), Prag eine versteinerte Geschichte genannt hat.

Meine Kinder empfingen mich mit herzlicher Liebe, und ich fand zu meiner großen Beruhigung Lotten viel gesünder und stärker als ich geglaubt. Auch meine Jugendfreundin Hennet wieder zu sehen, machte mir viele Freude, und so vergingen ein paar Tage in stillem Genuß auf dem einsamen Pfarrplatze, wo das Haus lag, in dem die Tochter wohnte. Einer Wienerin mußte es seltsam vorkommen, wenn sich manchmal wohl durch eine halbe Viertelstunde kein Vorübergehender zeigte, so daß die Schildwachen am Hause des Oberstburggrafen und gegenüber am Landschaftsgebäude die einzigen lebenden Wesen waren, die man erblickte, einige Haus- und Perlhühner ausgenommen, welche zwischen den Pflastersteinen verstreute Körnchen suchten. Ungewohnt waren mir die Stille und Einsamkeit, aber sie mißfielen mir nicht.

Ein paar Tage darauf dachte ich daran, meine Empfehlungsschreiben an die Frau Oberstburggräfin von

Kolowrat[329]) und die Fürstin von Kinsky[330]) abzugeben, die mir eben jene Gräfin Engl, eine nahe Verwandte und Freundin dieser beiden Damen, mitgegeben. Mit großer Güte und freundlicher Zuvorkommenheit wurde ich in diesen beiden Häusern aufgenommen und genoß in beiden sehr angenehme Tage. Ich hatte den Vorteil, nicht allein die Glieder dieser Familien als Menschen, welche, abgesehen von Geburt und Rang, durch die schätzbarsten persönlichen Eigenschaften ausgezeichnet waren, kennen zu lernen, sondern in ihrem Kreise auch noch die Bekanntschaft mancher andern, durch persönlichen oder literarischen Ruhm merkwürdigen Menschen zu machen. So die der beiden Grafen Kaspar und Franz von Sternberg[331]), des Grafen Buquoy mit seiner Gemahlin[332]), des Abbé Dobrowsky[333]), dessen früher in Wien gemachte Bekanntschaft ich hier erneuerte, des Professor Kapp[334]), Erziehers im fürstlich Kinskyschen Hause, eines ältern Bekannten meines verstorbenen Freundes Büel, und vor allen die der so liebens- als achtungswürdigen Gräfin Karoline Latour[335]), Prager Stiftsdame, die mir ein herzliches Wohlwollen schenkte, und mit deren Wesen ich das meinige tief zusammenklingend fühlte. Auch waren unsere Prager Bekannten so freundlich, uns beide fleißig zusammenzubringen, und wenn die eine zu einem Diner oder einer Soirée gebeten war, wurde gewöhnlich auch die andere eingeladen.

So gestaltete sich mein geselliges Leben sehr angenehm, und die Freude, bei meinen Kindern zu sein, wurde mir dadurch und durch das Besehen aller Merkwürdigkeiten der Stadt, sowie durch vielseitig gebildeten Umgang erhöht. Die schönen Geister von Prag, unser alter Freund Professor Gerle[336]), der schon



August Gerle

Lithographie von Gabriel Decker (1844) — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



früher meine Kinder öfters besucht hatte, Herr von Rittersberg[337]), der echte Dichter Ebert (später Sänger der „Wlasta")[338]), der Geschichtsforscher Palacky[339]), Hauptmann Marsano[340]) usw. kamen ebenfalls zu Pelzeln, und ihr Prager Arzt, Professor von Bischoff[341]), ein Mann, der als Mensch, Arzt und Schriftsteller ausgezeichnet ist, erfreute uns oft mit seinen Besuchen, die er als Arzt begann und als Freund fortsetzte.

Am 10. Mai endlich meldeten sich die Vorläufer der Niederkunft bei meiner Tochter, und abends um halb 9 Uhr kam glücklich ein munteres, hübsches Knäbchen auf die Welt, das am folgenden Tage den Namen August in der heiligen Taufe empfing[342]). Wir waren alle ganz glücklich und vergnügt, daß der Himmel uns den jüngsthin erlittenen Verlust nun mit Vorteil ersetzt hatte, denn das gegenwärtige Kind sah viel stärker und kräftiger aus, als Theodor bei seiner Geburt, und durch Gottes Gnade hat sich seine körperliche und geistige Natur auch demgemäß in der Folge bewährt.

Gern hätte meine Tochter dieses Kind selbst gestillt, ihr Mann und ich wünschten es sehnlich, weil ich in diesem Selbststillen den Grund künftiger Gesundheit für Mutter und Kind sah; aber die Hebamme behauptete, es sei keine Milch vorhanden, vermutlich, weil sie sich nicht die Mühe geben wollte, öftere Versuche zu machen, was freilich Zeit und Aufmerksamkeit kostet. Indessen hatte diese nicht vorhandene Milch später in einem Krankheitsanfall, den eine Unachtsamkeit eben dieser weisen Frau herbeigeführt hatte, bei meiner Tochter ein Depot auf den Fuß gemacht. Überhaupt fehlte es damals in Prag an gar manchen Bequemlichkeiten und Einrichtungen, an die wir in Wien längst gewohnt waren, und auf die ich bei anderm Anlaß

später zurückkommen werde. Unter diesen führe ich nur an, daß die Hebammen keine sogenannten Helferinnen bei sich haben, wie es in Wien Brauch ist, und daß ein glücklicher Zufall wollte, daß meine, damals aus Wien mitgebrachte Stubenmagd eine von ihrem Mann geschiedene Frau war, die meiner Tochter bei dieser Gelegenheit sehr nützliche Dienste leistete.

Während der neun Tage las ich meiner Tochter aus einem Buche vor, das dem Titel nach wohl nicht zur Unterhaltungslektüre geeignet schien, und dennoch der höchst anziehenden Darstellung und trefflichen Schreibart wegen uns sehr interessierte, nämlich aus Professor von Bischoffs „Lehre von den Fiebern"[343]). Es unterhielt Lotten sehr, die überhaupt aus allzu sorgender Zärtlichkeit für die Gesundheit der Ihrigen sich gern aus medizinischen Büchern unterrichtete. — Eine Ansicht, die mir für Gemütsruhe und ungehindertes Handeln im häuslichen Leben nicht passend scheint, und die ich und verständige Männer öfters, aber immer vergeblich, zu bekämpfen suchten.

Das berühmte Fest Johannis von Nepomuk fiel in diese neun Tage, und da die Wöchnerin sich vollkommen wohl befand, konnte ich mir erlauben, dieser Feier auf dem Hradschin beizuwohnen, wohin Gräfin Karoline Latour mich zum Frühstück gebeten hatte, mich dann in die hochgeschmückte Veitskirche, ein schönes, aber leider nur fragmentarisches Monument des Mittelalters, zum Hochamt führte, und dann in Begleitung mehrerer Personen und ihres Bruders, des Feldmarschalleutnants Grafen Latour[344]), der uns freundlich zum Führer diente, uns das ganze königliche Schloß, den Thronsaal und die übrigen Denkwürdigkeiten einer grauen Vorzeit zeigte. Auf dem Platz vor der Kirche,

vor dem Schloß bis in die Sperrgasse und noch weiter hinab, war überall reges Volksleben; Tische waren aufgeschlagen, auf denen man speiste, Buden eröffnet, wo allerlei, besonders Eßwaren, zu kaufen waren. Unter diesen spielen in Prag gedörrte und weichgesottene Pflaumen und Stücke von gebackenem Fisch nebst Wuchteln, eine Art Germ-(Hefen-)Kuchen, eine Hauptrolle und werden auf allen Straßen das ganze Jahr hindurch verkauft.

Am Abend dieses Tages, sowie an dem Vorabend der Feier war auf der Moldaubrücke ein großes Gedränge von Menschen um die Johanniskapelle, denn auf dieser Brücke hatte der gefeierte Heilige eine, wie es scheint, bei den Böhmen beliebte Todesart, die des Hinabstürzens, erlitten, und eine große sittliche Würde verklärte seinen Tod; denn er litt aus Ehrfurcht für seine Pflicht (das Geheimnis der Beicht, das er nicht zu verletzen sich entschließen wollte). Auch in der ganzen Stadt, wo eine Statue oder ein Bild des Heiligen sich befand, war er bekränzt und erleuchtet, und die Menge sang fromme Gesänge davor. Das war aber das einzige Mal, daß ich Musik auf den Gassen von Prag hörte, und auch diese Melodien hatten etwas Melancholisches[345]).

Meine Tochter hatte sich von einer Verkühlung, welche ihr eine Unvorsichtigkeit der Hebamme, wie ich oben gesagt, zugezogen, so ziemlich, aber nicht völlig erholt. Doch war sie imstande, ihr Hauswesen zu besorgen, und ich erhielt dadurch mehr Muße, mich in Prag umzusehen und alle architektonischen und historischen Denkwürdigkeiten zu betrachten. Doch will ich meine Leser mit der Beschreibung derselben, die sie viel besser und weitläufiger in meines alten Freundes Gerle Schilderung von Prag[346]) finden, nicht aufhalten.

Nur eines Besuches in der Wenceslaikapelle erlaube ich mir zu erwähnen, weil die dort befindlichen Merkwürdigkeiten nur selten und nicht allgemein zu sehen sind. Der Oberstburggraf Graf Kolowrat[347]), in dessen Hause ich so gütig aufgenommen worden war und so viele schöne Stunden genossen hatte, lud uns einmal, wie wir zu Tische bei ihm waren, die Gräfin Buquoy und ihren Gemahl, Gräfin Karoline Latour, einige Herren und auch mich ein, am nächsten Morgen uns in der Wenceslaikapelle in der Domkirche einzufinden, um die böhmischen Reichskleinodien zu sehen, die nur bei solcher Gelegenheit, wenn z. B. der Oberstburggraf, unter dessen Obhut sie sich, mit Gegensperre eines der ersten Landstände und eines Domherrn von St. Veit, befinden, Prag auf einige Zeit verlassen und sie dann zu revidieren und wieder an ihrem Platz zu verwahren hatte, zur Schau kamen. Gräfin Kolowrat, meine sehr gütige Gönnerin, nahm mich mit sich auf den Hradschin, wo sich in der benannten Kapelle bereits mehrere Böhmen und Fremde eingefunden hatten, um diese Schätze und auch die Kapelle zu betrachten. Auf einem Tische stand die echte Krone Karls IV. von reinem Gold und mit vielen, aber ganz in natürlichem Zustand, ohne Schliff und gehörige Fassung befindlichen, großen und kleinen Edelsteinen geziert, wie sie eben im 14. Jahrhundert die Goldschmiedskunst zu behandeln verstand. Ferner der Zepter, Reichsapfel, viele Reliquien, teils von einheimischen, teils auswärtigen Heiligen, welche der fromme Kaiser auf seinen Reisen gesammelt und in Prag aufbewahrt hatte. Auch die Wände der Kapelle ließ er auf goldenem Grund mit Edelsteinen auslegen, und man erzählte mir, daß dies ebenso in der Kapelle zu Karlstein, seinem Lieb-

lingsaufenthalte, der Fall sei. Nachdem die ganze Gesellschaft, unter der sich nebst andern Fremden auch russische Damen befanden, die Kleinodien besehen, bot man uns Einheimischen an, auch den Ort zu beschauen, wo die Reichskrone gewöhnlich aufbewahrt wurde. Die Fremden mußten zurückbleiben, weil jener Ort und sein Geheimnis etwas Heiliges war, das nur die Landeskinder oder österreichische Untertanen wissen durften. Wir wurden also über eine äußerst schmale und wie es mich dünkte, in der Dicke eines Pfeilers oder einer Hauptmauer angebrachte Wendeltreppe von nicht großer Höhe geführt und befanden uns, oben angelangt, in einem kleinen, geweißten, ganz ungeschmückten Gemach, wo in einer der Wände ein Schrank oder vielmehr eine Höhlung in der Mauer mit einer Türe von hartem, mit eingelegter Arbeit verziertem Holz angebracht war, auf die Art, wie man deren noch in vielen Sakristeien oder in alten Schlössern findet. Dieser Schrank, 3—4 Schuhe über dem Fußboden erhoben, war von innen mit purpurfarbenem Samt (wenn ich nicht irre) ausgeschlagen, stand aber jetzt offen, weil sich die Krone nicht darin befand. Diese verborgene, nicht leicht zu findende Treppe, dies Gemach, dessen Fenster, soviel ich mich besinne, auf lauter Dächer hinabsehen, gab mir bei dem Roman „Elisabeth von Guttenstein“[348]) die Idee zu der geheimen Treppe und dem Gemache, in welchem Franziska von Teuffenbach mit ihrem Geliebten heimliche Zusammenkünfte hat.

Sehr merkwürdig ist noch in Prag der alte Judenkirchhof nebst der alten — der ältesten — Synagoge. Ich besuchte ihn in Gesellschaft der Gräfin von Buquoy, welche, wie das oft geschieht, erst durch die

Fremde auf diese Merkwürdigkeit ihres Wohnortes aufmerksam gemacht, sich an uns und den Abbé Dobrowsky anschloß, dessen historische Gelehrsamkeit uns bei diesem Besuch sehr zu statten kam, der aber mit dem Rabbiner, der uns gleichfalls begleitete, in einen sehr heftigen und uns übrigen fast komischen Streit geriet, indem Dobrowsky dem Rabbi mehrere seinsollende geschichtliche Nachweisungen, z. B. das Grabmal einer alten Königin, nicht gelten lassen wollte, und dies alles für Fabeln oder höchstens Sagen erklärte.

Auch das Prager Theater bot mir eine sehr angenehme Zerstreuung. Unter der Leitung eines gewissen Herrn Stiepanek[349] (wenn ich diesen Namen aus dem Gedächtnisse recht schreibe) gewährte es mit Mitgliedern wie den Herren Bayer, Polawsky, Ernst, Feistmantel, Frau van der Klogen, Fräulein Pistor und ihrem Vater[350]), viele vorzügliche Darstellungen, die meine Kinder und ich, so oft, als es die Umstände erlaubten, besuchten. Das Theater selbst, der Saal, ist groß und geräumig, trug aber (wenigstens damals) den allgemeinen Charakter der Stadt Prag samt ihren Bewohnern, eine Art von Düsterheit, wozu wohl der Anblick so mancher verfallender Paläste und Kirchen, welche melancholisch auf eine glänzendere Vergangenheit hinweisen, und die Einsamkeit so mancher Straßen und Plätze besonders für jemand, der aus dem lebensfrohen Wien kommt, viel beiträgt. Hier war es einst prächtig und belebt — wir waren eine selbständige Nation, jetzt ist es anders — das scheinen uns die altertümlichen und nun häufig verlassenen und verfallenden Gebäude, das scheint uns der ernste Volkscharakter zu sagen, der sich nie in Musik oder fröhlichem Genuß auf öffentlicher Straße

oder an Spazierorten äußert, wie in Wien, wo im Sommer die Leute, im Freien sitzend, essen und trinken, fröhlich sind und Musik fast überall erschallt. Sparsam waren damals die wenigen Spaziergänge in Prag besucht, und auch dort war nicht viel für den Genuß oder die Bequemlichkeit der Gäste gesorgt. Bier und „Gugelhupf", leider mit Muskatblüte gewürzt, war das einzige, was man an solchen Orten zum Essen oder Trinken erhalten konnte, und von Kaffeehäusern oder Zuckerbäckerladen, in denen man Eis, Kaffee oder Konfituren finden und sie, im Freien sitzend, genießen konnte, keine Rede. Kaum daß man in den wenigen Zuckerbäckerladen leidliches Zuckerwerk für die Tafeln fand. Ebenso fehlte es damals (1825) an manch andern häuslichen Einrichtungen, z. B. an einem anständigen Badehause, mit den Bequemlichkeiten versehen, welche die Wieneranstalten dieser Art schon seit vielen Jahren bieten, und aus welchen man sich ein Bad konnte holen lassen. Wer zu Hause baden und das Bad nicht selbst wollte hitzen lassen, war gezwungen, das heiße Wasser aus dem nächsten Brauhause, deren zum Glück viele in Prag sind, holen, und zu Hause gießen zu lassen, wozu es jederzeit, des Hin- und Hergehens wegen, dreiviertel oder auch eine Stunde bedurfte. Ebenso hatte man, wenigstens so weit meine Erfahrung reichte, keine Idee von einer sogenannten Wärmeschachtel oder Trommel, welche in Wien selbst beschränkte Familien besitzen und die bei Wöchnerinnen, Kranken oder Badenden beinahe unentbehrlich scheint. Überhaupt bildete sich in mir bei diesem dreimonatlichen Aufenthalt in Prag sehr lebhaft die Vorstellung aus, daß der Geist sich vortrefflich in Prag befinde, aber der Körper nicht ebensowohl, denn diesem mangelte

es an vielen Genüssen und Bequemlichkeiten, an die man sich in Wien so leicht gewöhnt.

Was nun die geistigen Bedürfnisse betrifft, so war durch das Museum auf dem Hradschin, das großenteils dem Grafen Kaspar von Sternberg sein Entstehen verdankt, und eine Bibliothek, ein Naturalienkabinett und eine Gemäldegalerie in sich begreift, durch Privat- und öffentliche Sammlungen dieser Art, durch das Zusammenwirken geistreicher und gelehrter Männer und durch ihren Umgang hinreichend gesorgt, und ich kann sagen, daß ich in dieser Hinsicht in Prag volle Befriedigung fand. Bedenkt man ferner, daß alles, was hier für Wissenschaft, Kunst, Theater usw. geschieht, von den Bewohnern selbst, größtenteils von einem sehr aufgeklärten, humanen und vermöglichen Adel ausgeht, daß dieser Adel sich durch hohe Geistesbildung, durch Humanität und Feinheit des Betragens vorteilhaft vor manchen andern dieser Kaste auszeichnet, so wird man begreifen, daß Prag unstreitig große Vorzüge hat. Dennoch dünkte es mich, als würde ich mich nicht haben entschließen können, meine heitere, lebensvolle, freundliche Vaterstadt mit Prag zu vertauschen, das im ganzen, wie gesagt, einen düstern Eindruck macht und in der Seele hinterläßt.

Die Gegend um die Stadt herum ist freundlich, aber von keinem bedeutenden landschaftlichen Reiz, desto malerischer und imposanter sind die Ansichten, welche die Stadt selbst in ihrem Umkreis bietet. Majestätisch und überraschend ist der Ausblick vom Hradschin herab auf das Häusermeer, welches sich am Fuße desselben zu beiden Seiten des schönen und breiten Moldaustromes ausdehnt, der die Kleinseite und den Hradschin von der Alt- und Neustadt am jenseitigen Ufer

scheidet. Aus diesem Häusermeere ragen hier und da gotische Kirchen, Basiliken in italienischem Geschmacke, uralte Gebäude, die an das 13. Jahrhundert erinnern, das sie entstehen gesehen, und über die mit zahllosen Statuen besetzte kolossale Brücke zwischen den zwei altertümlichen Türmen am Anfang und Ende derselben wogt eine Menge Fußgänger, fahren zahlreiche Equipagen, die ganz im Geschmack des 19. Jahrhunderts, einen seltsamen Kontrast mit dem Zeitalter Karls IV. machen, das die Brücke und die Türme entstehen sah. Diese Brücke, von soliden Quadern erbaut, widerstand der Macht des Geschützes, als im Siebenjährigen Krieg der kommandierende General der Österreicher, um die Kleinseite und den Hradschin zu schützen und zu verteidigen, indes sich die Preußen bereits der Alt- und Neustadt bemächtigt hatten, die Brücke durch Kanonen zerstören lassen wollte. — Ringsherum außer der Stadt ziehen sich angenehme, begrünte Hügel hin, von fern, jenseits der Moldau, sieht man das Schloß Troja, von dem man eigentlich nicht weiß, woher es seinen, ans Altertum erinnernden Namen hat, und gerade gegenüber dem Hradschin erhebt sich der sogenannte Ziskaberg, von dem aus dieser Hussitenfeldherr einst die Stadt beängstigte und auch eroberte.

Man genießt dieser sehr schönen Ansicht über die Stadt und ihre Umgebung von mehreren Punkten des Hradschin, gewiß aber angenehmer und malerischer aus dem Garten des Fürsten Lobkowitz auf dem Lorenzberge, auf dessen Spitze das Prämonstratenserkloster Strahov steht, in einem schattigen Kastanienwäldchen, das dem weiten, hellen Gemälde gleichsam zum dunkeln Vorgrund dient, oder von der Gloriette im Graf Schönbornschen Garten gleich daneben, wo ich einen

sehr schönen Abend bei der Fürstin von Kinsky in gewähltem kleinen Kreise mit Gräfin Karoline v. Latour, deren Bruder, Schwägerin und noch einigen Personen sehr vergnügt zubrachte.

Eine ebenso schöne Ansicht bietet Prag von der gegenüber liegenden Seite, wenn man es vom Vissehrad am jenseitigen Moldauufer betrachtet. Dann erhebt sich der Hradschin mit seinen Palästen und dem altertümlichen Dom, der in seiner Bauart und dem freistehenden Bogen sehr an den Dom von Köln erinnert, uns gegenüber, die Kleinseite steigt an dem Hügel empor, und zu beiden Seiten des klaren, breiten Stromes dehnen sich die Häuser der Alt- und Neustadt, das Stift Emaus, die Maltheserkirche und viele andere merkwürdige Gebäude aus. Hier soll Libussa gehaust haben, jetzt steht eine Kirche auf dem Hügel, aber am Fuße desselben weist man noch ein kleines zerstörtes Gemach, welches das Badezimmer der königlichen Zauberin genannt wird.

Schöne Ansichten bieten sich auch von den Hügeln der Umgegend dar, zwischen denen einige Landhäuser liegen, welche den Bewohnern der Stadt zum Sommeraufenthalt dienen, die aber — wenigstens damals — nur in geringem Maße besucht wurden, denn die Prager schienen im ganzen freie Luft und Spazierengehen nicht zu ihren Bedürfnissen zu zählen, wie es denn damals wenig Spazierorte, und an denselben wenig Menschen gab. Eines dieser Landhäuser, die Bertronka genannt, das ziemlich anmutig zwischen grünen Hügeln lag, wurde in jenem Sommer von der Familie des Professors Bischoff, seiner jungen, sehr hübschen und sehr gebildeten Frau mit ihren beiden Töchtern[351]) — damals Kindern von 6—8 Jahren — bewohnt. Ein Spa-

ziergang auf einem, die Bertronka umgebenden Hügel führte zu einem Punkte, auf dem sich fast dieselbe Aussicht auf das nahgelegene Prag mit seinen drei Städten, dem Hradschin und dem Moldaustrom darbot, wie vom Hradschin herab, und noch mehr überraschte, weil man diese Fernsicht hier nicht erwartete. An einem schönen Abend, den ich dort zubrachte, machte ich die Bekanntschaft zweier merkwürdiger Frauen, der Frau Karoline von Woltmann[352]), deren Ruf als Schriftstellerin mir schon früher bekannt war, und der Frau des Professors Mikan[353]), die ihrem Manne nach Brasilien gefolgt war, ihn auf seinen Wanderungen begleitet und in allen seinen naturhistorischen Arbeiten und Studien unterstützt hatte. Es war etwas Ungewöhnliches und doch Einfaches in dem Betragen dieser Frau, die, obwohl über die Jahre der Jugend hinaus, noch Spuren ehemaliger Reize zeigte, und in den feinen, aber tiefen Zügen, in den großen, dunkeln Augen an südländische Gestalten erinnerte. Wir sprachen, wie natürlich, von ihrer Reise nach Rio Janeiro und ihren naturhistorischen Streifereien ins Binnenland in Begleitung ihres Gemahles. Ich äußerte zuletzt: eine solche Reise gemacht zu haben, sei allerdings wünschenswert, aber sie zu machen, doch mit vielen Beschwerlichkeiten verbunden. Gewiß, antwortete die interessante Frau, aber es war weder meine erste noch meine beschwerlichste Reise. Ich sah sie erstaunt an, mein Blick mochte sie gefragt haben. Ich war mit meinem ersten Manne (einem russischen Offizier), erwiderte sie, auf dem Ural. Ich gestehe, diese Antwort überraschte mich, aber sie vermehrte meine Achtung für diese Frau, welche Liebe und treue Pflicht zu solchen Opfern vermocht hatten, und stellte sie weit über alle die genialischen Frauen,

die es mit ihren Männern nicht aushalten können, fast jede geschieden leben, oder vollends dem Manne, dem sie am Altare Treue geschworen haben, mit einem andern entlaufen. Überhaupt haben mir, mit wenigen Ausnahmen, diese norddeutschen weiblichen Naturen stets mißfallen, wie es einst Mode war sie zu nennen, um schon im voraus alle Anforderungen der Pflichten, die mit den Namen von Gattin, Mutter, Hausfrau verbunden sind, zu beseitigen.

Da meine Tochter sich ziemlich von ihrem Unwohlsein erholt hatte, dachte ich nunmehr daran, einen längst entworfenen Plan auszuführen, über Teplitz und Karlsbad, das mir ganz neu war, nach Dresden zu gehen, wo mir sehr werte Freunde, Herr Generalkonsul von Krause[354]) mit seiner Familie lebten, mit welchen uns schon in Wien eine recht herzliche Freundschaft verbunden hatte, und die mich wiederholt aufgefordert, sie in Dresden oder auf ihrem schönen Landsitz Weißtropp zu besuchen. Sehr freute ich mich auf diese kleine Reise, auf Dresden, seine Kunstschätze, seine Elbegegenden und auf meine Freunde. Ich schrieb deswegen an diese, bekam sehr freundliche Antwort, es wurden Zimmer für mich bereitet, der Wagen bestellt, und alles eingerichtet, um in wenigen Tagen abzureisen. Vorher noch wollte ich, einer Einladung der Gräfin Max Althann, geborenen Gräfin Thürheim[355]), zufolge, auf ihr nahe bei Prag gelegenes Gut Swoyschitz einen kleinen Abstecher machen, und ich sah mich dort von Herr und Frau vom Hause mit so viel Güte und Freundlichkeit behandelt, daß ich diese dritthalb Tage wohl mit zu den angenehmsten der ganzen böhmischen Reise zählen darf. Gräfin Althann zeichnete sich in ihren frühern Jahren, wie sie noch in Linz lebte und ich sie

öfters bei unserer gemeinschaftlichen Freundin, Frau von Sorgenthal, und bei uns sah, ebensowohl durch höhere Geistesbildung als Schönheit aus. Einer unserer Bekannten wandte das Wort Schillers[356]): die Anmutstrahlende aus der Erwartung, auf sie an, und mit Recht. Damals in Swoyschitz, wo zwei ihrer Söhne[357]) erwachsene junge Leute waren, war wohl die Schönheit nicht mehr bedeutend, aber die Anmut und der gebildete Geist waren geblieben.

Am dritten Tag abends kehrte ich recht vergnügt nach Prag zurück und dachte nun schon an meine Reise nach Dresden. Aber was sind unsere Vorsätze und Hoffnungen? Bei Pelzeln angekommen, eilte mir der gute Schwiegersohn auf der Treppe entgegen — und meine Tochter nicht. — Schon das befremdete mich — bald aber sollte ich Trüberes hören. Sie lag zu Bette und war bedeutend krank. — Das lange verhaltene Übel, eine Folge jener Unvorsichtigkeit der Hebamme, deren ich schon früher erwähnt, und das, wie sich später klar auswies, nichts als eine Versetzung der Milch war, welche nach der Hebamme Meinung nicht vorhanden gewesen sein sollte, brach nun als ernsthafte Krankheit aus. Von einem Fortreisen nach Dresden konnte keine Rede mehr sein, ich schrieb sogleich an Krause und war froh, wenigstens nicht bereits abgereist zu sein. Ein schlimmer Umstand war es wohl, daß der Arzt und Freund meiner Kinder, Doktor Bischoff, gerade zu dieser Zeit nach Breslau zu seiner Schwägerin Westenholz war gerufen worden, die dort schwer krank lag. Indessen konnten wir mit Bischoffs Stellvertreter und Freund, dem Doktor Baër[358]), sehr wohl zufrieden sein, der die Kranke vortrefflich behandelte.

Die Krankheit war schmerzhaft und langdauernd.

— Welche bangen Tage, welche noch bängeren Nächte brachte sie uns! Wie spähte ich nach jedem Ton, nach jeder Äußerung der Kranken oder des Arztes! Wer ein einziges geliebtes Kind in Gefahr sieht, wird mich ohne weitere Auseinandersetzung verstehen.

Es war früher schon verabredet gewesen, daß Pichler in der Hälfte des Juli, wo ich von Dresden zurückgekehrt zu sein dachte, nach Prag kommen, sich eine Weile dort aufhalten und dann mit mir zurückkehren wollte. Dem Vater — der sein Kind zärtlich liebte und den in der Entfernung der Gedanke, sie bedeutend krank zu wissen, aufs Schrecklichste geängstigt haben würde, mußte — so waren Pelzeln, Lotte und ich übereingekommen — die Gefahr verborgen, und der Tochter Krankheit als etwas leicht Vorübergehendes geschildert werden. Aber der Vater war gewohnt, von ihr und mir oft und ausführliche Briefe zu erhalten. Ich konnte wohl schreiben und unsere Lage, so gut sich's tun ließ, bemänteln, aber er mußte doch die Handschrift seiner Tochter wenigstens in einigen Zeilen sehen, um glauben zu können, daß sie nicht bedeutend krank sei. Das kostete nun der Tochter bei ihrem leidenvollen Zustande eine unsägliche Anstrengung, um mit zitternder Hand einige beruhigende Zeilen zu schreiben. Aber die kindliche Liebe half ihr, die Leiden überwinden; die Briefe sahen somit ziemlich unverdächtig aus, und der Zweck dieser Aufopferung, die Beruhigung und Zufriedenheit des geliebten Vaters, war erreicht.

Indessen hatte die Krankheit ein Depot auf den Fuß gemacht, und ein Vesikator, um die Kniekehle gelegt, zog — freilich unter unsäglichen Schmerzen — eine Menge Feuchtigkeit heraus, worauf sich alle Um-

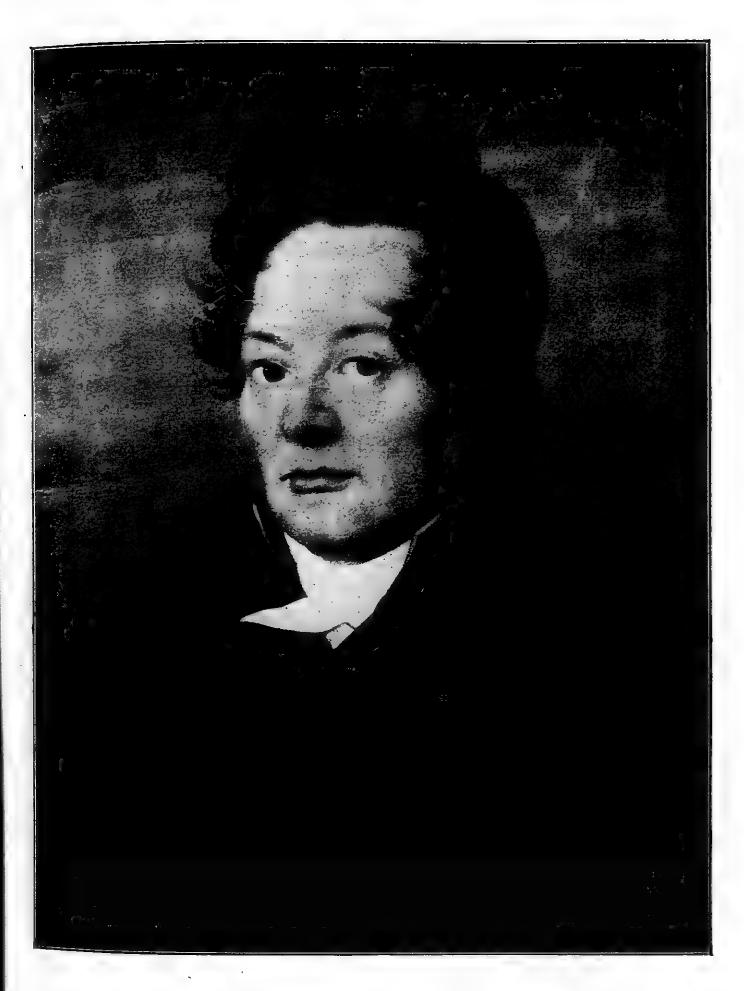
stände besserten, die Krankheit gehoben war und nur Schwäche und Zusammenziehung im Fuße übrig blieb. Die Jugendkraft wirkte mächtig mit, und Doktor Baër wünschte und hoffte mit uns allen sehr, die Tochter wenigstens in so weit herzustellen, daß sie dem ankommenden Vater ziemlich gerade entgegengehen könnte. Das gelang denn auch, obwohl nicht so ganz, wie wir gewünscht, aber sie war hergestellt, sie sah wieder wohl aus, und der Vater erfuhr nie, wie übel sie gewesen, und wie wir ihn getäuscht; denn wir wollten uns für einen möglichen künftigen Fall nicht um den Kredit bringen.

Doktor Baër hatte sich ganz zuletzt einiger homöopathischer Pülverchen bedient, denn damals war diese Heilart, obwohl in Prag sehr beliebt (so daß im schwarzen Roß eine eigene homöopathische Küche bestellt war, wo die diese Kurart Gebrauchenden zweckmäßige Speisen erhielten), dennoch im ganzen noch verpönt, und mit ungünstigen Augen, zumal von den Behörden, angesehen. Baër fand es also für nötig, seine Pülverchen geheim zu halten. — Sie wirkten zweckmäßig, obwohl nicht so bewundernswürdig, als er sich vielleicht versprochen hatte, und das alles vergrößernde Gerücht und der Parteigeist so manche Kuren dieser Art verkündet hat.

Pichler war hocherfreut, seine Tochter hergestellt und einen gesunden Enkel zu finden. Auch ihn interessierte Prag mit seinen Eigentümlichkeiten. Die ersten Tage führte ich ihn überall herum, und als er erst Weg und Stege so ziemlich kannte, unterhielt es ihn sehr, auf Entdeckungsreisen, wie er es nannte, auszugehen und sich willkürlich in irgendeinem Teil dieser großen Stadt oder vielmehr dieser vier Städte: Alt- und Neu-

stadt, Kleinseite und Judenstadt, umzusehen. Ganz überrascht und verwundert kam er aber eines Tages nach Hause, an dem seine Wanderungen ihn in die Judenstadt geführt und er diese alten, halbverfallenen Häuser, diese winkeligen Straßen und den Trödelmarkt, von allen erdenklichen Gattungen von Lumpen, zerbrochenem Geräte, alten Kleidungsstücken usw. auf den, mit allerlei Schmutz bedeckten Gassen aufgestellt sah. Lachend lösten wir zu Hause ihm das Rätsel, als er uns den Weg beschrieb, den er genommen, und er erfuhr nun, daß der Ort, der ihm so abscheulich und unheimlich vorgekommen, die Judenstadt war.

Viel reputierlicher, aber nicht weniger eigentümlich und komisch ist in Prag der gewöhnliche Trödelmarkt der Juden, welcher in der Altstadt bei der St. Galli-Kirche unter einer der Lauben oder Bogengänge gehalten wird, wie sie an vielen Häusern, besonders an älteren, hinlaufen, den Fußgängern zu großer Bequemlichkeit, aber eben nicht zum Vorteil der, dadurch stets finstern Buden und Läden, deren Fenster und Türen sich unter diesen Arkaden befinden. Auf diesem nur uneigentlich so genannten Trödelmarkt werden aber meist neue Sachen, Leinwand, Stoffe usw., auch Bücher, jedoch von diesen nur alte, verkauft. Wie man diese Hallen betritt, vernimmt man auf allen Seiten ein vielstimmiges Geschrei, indem jeder Handelsmann seine Waren anpreist und den Käufern ein ganzes Verzeichnis hersagt, von allem, was bei ihm, und nirgends so gut, so fein, so auserlesen als bei ihm zu finden ist, auch wohl die Waren vorzeigt und nicht selten den Käufer gewaltsam beim Arm faßt, um ihn in seine Bude hineinzuzerren. Mit Mühe kann man sich dieser Zudringlichkeiten erwehren; wenn man aber auch nichts zu



Andreas Eugen Pichler

Ölgemälde von K. R., 1816 — Städtisches Museum, Wien



kaufen gesonnen ist, was auch meist rätlich sein möchte, da Übervorteilung bei dieser Menschenklasse sehr gewöhnlich ist, so gibt man sich doch eine Weile dem Spaße hin und unterhält sich an dem komischen Geschrei und an dem noch komischeren Eifer, womit ein Verkäufer dem andern seine Kunden abzufischen bemüht ist. Ob das alles sich noch so verhält, wie es vor 17 Jahren war, weiß ich freilich nicht.

Diese Zudringlichkeit, dieses ungestüme Wesen habe ich an dieser Nation auch bei einer andern Gelegenheit halb mit Lachen, halb mit Unwillen bemerkt. Es war bei der Besichtigung des alten Judenfriedhofes und der uralten Synagoge. Sowie wir uns anschickten, in diese hineinzugehen, umringte uns ein ganzer Schwarm von Männern und hauptsächlich von Weibern, welche uns anbettelten, aber nicht mit mündlichen Bitten zufrieden, uns bald hier, bald dort zupften, bei den Kleidern, bei den Händen faßten und sich durchaus nicht abwehren ließen. Gräfin Buquoy, die ihre Kinder mit sich hatte, sah nicht ohne Besorgnis, wie diese meist schmutzigen Weiber die Kleinen umdrängten, sie berühren, sie liebkosen wollten, und der Bediente und Jäger mußten die Kinder in ihren Schutz nehmen und wegführen. Mir erschienen in diesem Betragen des unberufenen Schwarms, der uns umdrängte, zwei auffallende Eigenheiten in dem Charakter dieser oft verkannten, oft mißhandelten, aber auch oft mit Recht getadelten Nation: die Gier nach Geld — und die Lust, sich zuzudrängen, sich überall einzumischen und neugierig auszuforschen. Jene Gewinnsucht, die bei dem rohen Teil des Volkes sich als schmutzige Begierde nach Gold durch Bettel oder Verkauf zeigt, treibt die gebildete Klasse desselben zum Handel und Verkehr im

großen und macht sie — wie sie einst, wenigstens in Österreich, Kammerknechte der Herzoge hießen, jetzt zu Kammerknechten aller europäischen Potentaten und gibt ihnen in diesen Verhältnissen Mittel und Macht in die Hand, um in den politischen Angelegenheiten ein so gewichtiges Wort mitzusprechen, wie es Knechten doch nimmer geziemt. Nicht minder unangenehm ist jener, an so manchen Individuen dieses Volkes bemerkbare Eifer, sich in die Angelegenheiten des Nächsten zu mischen, sich um dessen Geschäfte, Neigungen, Verhältnisse usw. aufs genaueste zu erkundigen und gelegentlich mit Rat und Tat einzugreifen. Ich erinnere mich vor vielen Jahren von Klemens Brentano eine ähnliche Bemerkung gehört zu haben, die er noch dazu mit diesen Worten ausdrückte: Sie greifen einem mit dem Finger bis mitten ins Herz.

Daß es viele und sehr ehrenvolle Ausnahmen von dieser allgemein ausgesprochenen Bemerkung gibt, daß ich selbst viele höchst schätzbare Personen aus dieser Nation habe kennen und in vieljährigem, freundschaftlichem Umgange aufs Innigste würdigen gelernt, davon enthalten selbst diese Blätter manche Beweise. Im ganzen aber wird man mir nicht unrecht geben, wenn ich jene Eigenschaften als Merkmale des jüdischen Charakters im allgemeinen bezeichne, von denen freilich höhere Geistesbildung, Umgang mit feinen Menschen, eigenes Nachdenken und die Erkenntnis des Bessern die einzelnen oft und sicher befreit.

Es ist die Frage über die Judenemanzipation in unserer Zeit vielfach zur Sprache gekommen. Immer scheint es mir mißlich, diesen Punkt zu erörtern: der großen Vorliebe unserer Zeit, jede Schranke aufzuheben, jede Fessel zu lösen, zu sehr nachzugeben und einer

zahllosen Menschenklasse, die sich bisher unter einem harten Drucke befand und unter diesem manches Schädliche verübte, plötzlich alle Rechte und Freiheiten ihrer übrigen Mitbürger einzuräumen. Noch ist es ja durch allen Scharfsinn der Gelehrten nicht entschieden, ob die schlimmen Eigenschaften, welche uns an dieser Nation mißfallen, ein ihnen angebornes oder durch den harten Druck, der viele Jahrhunderte lang auf ihnen lastete, erzeugtes Übel sei; und dieser Streit gleicht dem, ob das Ei oder die Henne früher existierte. Sicher ist es, daß manche unangenehmen Züge, die die Juden an sich tragen, schon von den römischen Schriftstellern gerügt wurden; sicher ist es, daß sich in dem Evangelium Spuren davon nachweisen lassen; sicher ist es, daß ihre Religionsvorschriften, so wie sie ihnen Moses gab, um sie von der Gemeinschaft mit den, sie umwohnenden Heiden abzusondern und den Dienst eines einzigen Gottes bei ihnen zu erhalten, ihnen Feindseligkeit gegen andersdenkende Völker, und wenn es not tat, auch deren Ausrottung zur Pflicht machte. Wie manches davon mag sich in ihnen durch Tradition erhalten haben. Wie vieles ist noch durch den Druck und die Grausamkeiten, die man sich gegen diese Unglücklichen erlaubt hat, dazu gekommen und hat die Annäherung derselben zu den Christen, wenn sie sich hier und dort im Laufe der Zeit und durch deren ausgleichende Macht erzeugt, entwickeln wollte, wieder gewaltsam zerstört. Immer noch kommen sie den, sie umgebenden Völkern, Christen oder Mohamedanern, nicht freundlich, nicht brüderlich entgegen, immer noch sind diese beiden Religionsparteien geneigt, alles Üble von den Juden zu glauben und zu fürchten, und sich daher gegen diese Wehrlosen, wie die neuesten Vor-

fälle in Damaskus beweisen, alle Härten zu erlauben. Wenn sie in Europa und unter den, durch Europäer zivilisierten Ländern der andern Weltteile größere Milde und eine billige Anerkennung genießen, so ist dies nur eine Wirkung der allgemeinen Gesittung und durchaus kein durch Anordnungen oder Gesetze ausgesprochener Schutz. Es ist eine Art von Waffenstillstand, der im nächsten Augenblick durch irgendeine Aufregung, eine böswillige Laune, einen Mißverstand gebrochen werden und in einen offenbaren oder versteckten Krieg ausarten kann, wie uns vor nicht sehr langen Jahren die Hepp! Hepp-Geschichten in Frankfurt und wenn ich nicht irre auch in Berlin bewiesen haben. Selbst die zivilisierten und oft sehr hochgebildeten Juden stehen noch immer in einem ähnlichen Verhältnis, wenn auch ein Verdacht wie der zu Damaskus nicht auf sie fallen kann; aber dennoch wird sich ein gewisses Mißtrauen, eine gewisse Abneigung, solange sie uns so gegenüberstehen wie jetzt, nie ganz aus unsern Seelen verlieren; so wie auch der Jude seinen geheimen Unwillen gegen den bevorzugten Christen nie ablegen wird.

Es wäre also meiner Meinung oder vielmehr meinem Gefühle nach allerdings wünschenswert, daß die christlichen Regierungen in und auch außer Europa sich ernstlich und gutmütig mit der Verbesserung des Loses der Juden beschäftigten, daß sie daran dächten, einen gesetzlichen Zustand für sie festzustellen, der ihnen die nötigen Rechte sicherte, zugleich aber auch dies mit jener Bedächtlichkeit und Umsicht täten, daß die Rechte der übrigen Einwohner durch die Emanzipation einer Nation, in deren Religion es Vorschrift ist, die Andersglaubenden zu vertilgen oder wenigstens

zu hassen und zu übervorteilen, nicht zu sehr gekränkt würden. Bis diese Gesetze aber einmal in Europa gegeben und allgemein anerkannt werden, wollen wir hoffen, daß eben durch die alles ausgleichende Zeit und die durch sie bewirkte Gesittung dieser Periode, durch Milderung der Gesinnungen auf beiden Seiten, durch Verschmelzung und Annäherung, soweit es ohne Wechselheiraten möglich ist, vorgearbeitet werde, damit jene Emanzipation, wenn sie einmal ausgesprochen sein wird, den Juden ohne seinen völkerrechtswidrigen Haß, den Christen ohne Intoleranz und Vorurteil finden möge!

* * *

Meine Reise nach Dresden hatte, wie schon gesagt worden, unterbleiben müssen, und unterdes war auch die Zeit gekommen, daß ich an Pichlers Seite wieder nach Wien zurückkehren sollte. Wir schickten uns also an, die teuren Kinder, die geschätzten Freunde und die alte Hauptstadt Böhmens zu verlassen; doch war Pichler bedacht, mir die Rückreise angenehmer zu machen, indem wir einen andern Weg einschlugen, als den wir beide hergekommen, und so nach Schwarzenau[359]) zu unserer guten Freundin Pereira kamen, die uns eingeladen hatte, ein paar Tage bei ihr zuzubringen. Wir fuhren also nach einem schmerzlichen Abschied durch das Vissehrader Tor auf der alten Prager Straße zurück, kamen nach dem, in der Hussitengeschichte so berühmten Städtchen Tabor, und sodann über Sudomirsits, Sobieslav, durch ziemlich angenehme, waldreiche Gegenden nach Wittingau, wo wir übernachteten. — Hier ist der Boden sandig, die Vegetation nicht reich, aber das Städtchen ziemlich hübsch. Am

andern Tag setzten wir unsern Weg nach Schwarzenau fort, kamen bei Schwarzach über die böhmische Grenze und durch hügeliges, ziemlich starkbewaldetes Land nach Schrems. Hier sieht der Boden sehr unfruchtbar aus. Große, schwarze, runde Steine liegen überall oder schauen vielmehr zwischen ziemlich dünnen, magern Kornhalmen aus dem Boden hervor und geben ein unangenehmes Bild der Unfruchtbarkeit. Hinter Schrems, gegen Schwarzenau zu, erscheint der Boden ergiebiger, die schwarzen Steine verlieren sich und endlich steigt, wie man von einer kleinen Anhöhe herabfährt, das stattliche Schloß mit seinen Türmen empor. Auch dies, sowie manches andere in Österreich, das ich gesehen, mag einmal fest gewesen und verteidigt worden sein; auch hier ist wie bei vielen andern Schlössern der breite Wassergraben, der es einst umgeben und beschützt hatte, ausgetrocknet und ein recht artiger Garten an dessen Stelle angelegt worden.

Wir wurden mit großer Freundlichkeit empfangen, trafen die Tante der Baronin, Frau v. Ephraim mit ihrer Tochter, den hamburgischen Ministerresidenten, Herrn v. Graffen, und noch einige Gäste, und brachten einige recht angenehme Tage dort zu. Eine höchst ergreifende Mordgeschichte beschäftigte in dieser Zeit die Umgegend[360]). In Langenlois, einem bedeutenden Marktflecken unweit Schwarzenau, hatten sich, wie ein paar Jahre früher in Stockerau, Parteien unter den Bürgern gebildet. Es war, als rege sich der städtische Geist des Mittelalters in diesen Gemeinden und treibe sie zu eigenmächtigem Verfahren, ja zur Selbsthilfe, wenn ihnen keine Unterstützung von den Behörden wurde. Der Syndikus in Langenlois war seit mehrerer Zeit, so wie damals in Stockerau der Magistrat, ein Gegenstand

des Hasses für viele, die eine eigene Partei in diesem Duodezstaate bildeten. — Hin und her wurde gestritten, verklagt, verschwärzt, gestraft usw. Eines Tages, als der Syndikus in seinem Keller, der, wie das bei uns auf dem Lande häufig ist, außerhalb des Fleckens lag, gegangen war, dort nachgesehen, seinen Diener, der ihn begleitet, vielleicht mit dem Wein, den er abgezogen, voran nach Hause geschickt, und sich auf eine Bank unter den Bäumen, welche den Keller beschatteten, gesetzt hatte, — fiel hinter einem Zaun ein Schuß, von dem der Syndikus in den Rücken getroffen und getötet wurde. So fand man ihn — und keine Spur war zu finden, die auf den Täter hätte leiten können. Scharfe Untersuchungen wurden angestellt, mehrere verhaftet, auf denen der Verdacht feindseliger Gesinnungen gegen den Ermordeten am meisten ruhte. Die Untersuchung währte lange — einer der Verhafteten hatte sich, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, während derselben das Leben genommen. — Bekannt aber wurde, soviel mir bewußt ist, der wahre Stand der Dinge und der Grad der Schuld der Beteiligten nicht.

Doch ich kehre nach Schwarzenau zurück. Die Gegend ist meines Erachtens nach nicht schön. Hügeliges Land, meist mit dunkeln Kieferwäldern und Gebüschen bedeckt, ohne bestimmte oder bedeutende Formen, ein Ansehen von Trockenheit und Unfruchtbarkeit, ein rauhes Klima, so daß die Zwetschgen nur selten, ja manchmal sogar die Haferernten nicht reif werden — gibt dem Ganzen einen düstern Charakter. Ganz in diesem Charakter fand ich auch den Anblick der Ruinen von Krumau, einem alten Schlosse, auf einem von den dunkeln, ich möchte sagen stygischen Fluten des Kamp

umflossenen Felsen[361]). Hier soll die unglückliche Königin Margarethe, die Schwester Friedrich des Streitbaren, gelebt haben, nachdem sie früh schon Witwe des römischen Königs Heinrich von Hohenstaufen gewesen, mit dem sie seine Gefangenschaft in S. Felice geteilt, dann gezwungen, den viel jüngern Böhmenkönig Ottokar zu heiraten, und von ihm verstoßen, sich wieder auf dies Schloß zurückgezogen hatte. Zum mindesten stimmt die Wahl dieser melancholischen Gegend recht gut zu der Stimmung, in welcher sich diese unglückliche Frau befunden haben mag. Nebst dieser Ruine sind noch andere verfallene Schlösser in der Nachbarschaft, und selbst das bewohnbare und bewohnte, sehr schön eingerichtete Allentsteig trägt einen altertümlichen Charakter.

Nach Wien zurückgelangt, war auch für uns bald der Zeitpunkt des Badeaufenthalts gekommen. Wir bezogen eine schon bekannte Wohnung in Guttenbrunn, denn es lag uns daran, so ländlich zu wohnen, als sich nur immer mit dem Gebrauche der Bäder vertrug, die für Pichler der Hauptzweck dieser Reisen waren. Ich genoß nur die frische, gesunde Luft und befand mich damals stets wohl dabei. Im September besuchte uns unsere Tochter zu unserer Freude und Beruhigung auf einige Tage und bewies durch ihre Reise auf dem Eilwagen und ihr blühendes Aussehen, daß sie wieder ganz hergestellt sei, wofür wir Gott nicht genug danken konnten. Sie blieb nur wenige Tage und beeilte sich, zu ihrem Mann und Kind zurückzukehren. Aber so kurz auch dieser Besuch war, gewährte er uns Freude und Trost.

Im folgenden Winter faßte ich die Idee, einen historischen Roman zu schreiben, dessen Stoff aus der böh-

mischen Geschichte und dessen Schauplatz Prag, das ich nun ziemlich kannte, sein sollte. Es war nicht leicht, einen solchen zu finden, obwohl die böhmische Geschichte sehr reich an bedeutenden Zügen und eigentümlicher Nationalentfaltung ist. Aber diese Züge und diese Charakterentfaltung sind häufig, ja meistens sehr widerhaariger Art — oft in Opposition mit den Regenten Böhmens, von welcher Dynastie sie sein mochten, und fast immer in feindseliger Richtung gegen die deutsche Nation. Es mußte also ein Zeitpunkt ausgefunden werden, der an sich prägnant, für die Nation rühmlich und nicht in gerader Opposition mit dem deutschen oder österreichischen Interesse war, und da zeigte sich kein anderer als der, den mir Baron Hormayr, den ich bei meinen historischen Arbeiten stets um Rat fragte, schon früher bei ähnlichem Zweifel gegeben, nämlich das Ende des Dreißigjährigen Krieges, als die Schweden sich durch nächtlichen Überfall des Hradschins und der Kleinseite in Prag bemächtigt hatten und diese Plätze auch bis zum Friedensschluß 1648 inne behielten. Hier war nun die Bevölkerung von Prag ganz im Einverständnis mit den Ansichten des kaiserlichen Hofes. Die Schweden hatten längst aufgehört, selbst bei den Protestanten, noch mehr aber bei der katholischen Partei in Deutschland als Retter und Befreier zu gelten, und alle waren froh, daß sie sich wieder über die Ostsee zurückziehen sollten. In diesem Sinn konnte ich also meinen Plan vorläufig zu den Schweden in Prag entwerfen[362]. Die nähern Bestimmungen, die Lokalitätsverhältnisse hatte ich mir wohl eingeprägt, und die Herren Literatoren von Prag, besonders Professor Gerle, dann die Herren von Rittersberg, Ebert, damals ein junger Mann, der kaum

25 Jahre zählte, waren mir mit großer Freundlichkeit behilflich, Notizen zu sammeln, die auf jene Zeit Bezug hatten. Herr von Rittersberg war so gütig, mir eine lateinische Übersetzung eines böhmischen Manuskripts oder einer gedruckten Nachricht über die Verteidigung der Alt- und Neustadt durch die Studenten unter ihrem tapfern, geistreichen Anführer P. Plachy zu verschaffen, die einen dieser Studenten selbst zum Verfasser hatte, und die mir bei der Schilderung des Kampfes am Neutor sehr zu statten kam[363]).

* * *

Im Laufe des Winters 1825—26 kamen nach und nach mehrere werte Bekannte, die wir in Prag kennen gelernt und sehr ungern verlassen hatten, durch Übersiedlung hierher nach Wien. Der erste war der würdige Professor und k. k. Rat Doktor v. Bischoff, mit seiner ebenso schätzbaren als liebenswürdigen Frau. Nicht lange darnach rief eine kaiserliche Entschließung den Oberstburggrafen, Grafen von Kolowrat, als Staatsminister hierher, und wieder bald nach dieser Versetzung wurde dessen Frau Schwägerin, die Fürstin Kinsky, zur Obersthofmeisterin der Erzherzogin Sophie ernannt. So waren denn alle diese, von mir verehrten Personen jetzt in Wien einheimisch. Aber diese Nähe erwies sich nicht so befriedigend für uns, als man es auf den ersten Anblick hätte denken sollen. In Prag, in der Provinz hatten die bürgerlichen Bekannten freieren Zutritt zu ihren hochgestellten Gönnern, und obwohl ich nicht die geringste Ursache hatte noch habe, mich in den fünfzehn Jahren, seit jene Familien in Wien leben, über irgendeine Hintansetzung oder Kälte oder Hochmut in ihrem Benehmen gegen mich zu beklagen,

obgleich ich versichert bin, bei den seltenen Besuchen, die ich in jenen Häusern mache, stets als eine werte Bekannte mit Achtung und mit Freundlichkeit aufgenommen zu werden: so brachte es doch die Stellung dieser Personen und ihr Verhältnis zum Kaiserhofe mit sich, daß der ungezwungenere Umgang, wie er in Prag stattgefunden, hier nicht fortgesetzt werden konnte. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, in dieser sowie in Rücksicht meiner Stellung in der literarischen Welt gegen Schriftsteller und Rezensenten zu erwähnen, wie wenig ich mich über meine Aufnahme von seiten hochgestellter Personen wie von seite meiner Kunstgenossen zu beklagen Ursache hatte und noch habe. Im Hause des Fürsten von Lobkowitz, im Hause des verehrten Grafen Franz von Széchény, sowie im Hause meiner langjährigen, innig geachteten Freundin Gräfin von Zay wurde ich nicht bloß von den Mitgliedern dieser Familien, sondern auch von den fremden Besuchern, die oft zum höchsten Adel gehörten, nicht allein mit Achtung, sondern mit Auszeichnung behandelt. Bei Fürst Lobkowitz, wo ein sehr angenehmer Ton herrschte und man stets versichert war, geistreiche Gesellschaft zu finden, wie ich denn öfters den Marquis de Chasteler[364]), den Baron von Steigentesch und andere dort getroffen, befand ich mich mehr als einmal bei Soiréen, wo entweder Musik gemacht oder Opern gegeben wurden, im Salon der Fürstin mitten unter den Damen vom höchsten Range, und in der Nähe der kaiserlichen Prinzen, die diese Gesellschaften mit ihrer Gegenwart beehrten. Nie, ich kann es mit Wahrheit bezeugen, erfuhr ich die geringste Zurücksetzung oder wohl gar eine Demütigung, wie man sich von andern Frauen des Mittelstandes erzählte. Das

allein beobachtete ich stets genau, mich nie vorzudrängen, stets zu warten, bis ich aufgesucht oder aufgefordert wurde, einen Platz einzunehmen, den ich aber auch dann unbestritten und ungekränkt behauptete[364a]).

Ebenso bin ich mir keines Unfriedens mit andern Schriftstellern und, einige Ausfälle in obskuren und schon vergessenen Journalen von unbedeutenden Rezensenten ausgenommen, auch mit keinem Kritiker bewußt. Stets bin ich mit Höflichkeit, oft mit Achtung, manchmal mit Lobpreisungen, die mir selbst zu hoch schienen, behandelt worden, und mit vielen von unsern österreichischen Autoren bin ich persönlich wohlbekannt, mit einigen in freundschaftlichem Verhältnisse — mit keinem in Fehde. Aber ich habe auch nie in meinem Leben eine Rezension geschrieben oder drucken lassen[365]), ich habe meine Urteile über fremde Werke so schonend und mit so viel Nachsicht wie möglich ausgesprochen, nie Zwischenträgereien Gehör gegeben, nie auf eine schmähende Rezension geantwortet, und wenn in früherer Zeit einige meiner literarischen und persönlichen Freunde den Fehdehandschuh für mich aufnehmen und dem schmähenden Rezensenten antworten wollten, suchte ich dies auf alle Art zu hindern[366]) und habe mich bei dieser Verfahrungsart seit mehr als 40 Jahren stets wohl befunden und viele Beweise aufrichtiger Achtung, Teilnahme und Dankbarkeit von Personen jeden Ranges erhalten, welche mir die Versicherung gaben, in meinen Schriften Trost und Beruhigung gesucht und gefunden zu haben.

* * *

Der Winter von 1825—26 verging ziemlich gleichförmig und ziemlich angenehm, wenn ich bei der Tren-

nung von meinem einzigen Kinde dieses Wort von meiner Lage eigentlich brauchen kann. Viel trug die Nachbarschaft der trefflichen Schlegel zu meiner Aufheiterung bei. Es war nun eine Nichte ihres Mannes, Baronin Buttlar, Tochter von Schlegels Schwester, aus Dresden hierher gekommen und wohnte bei ihren Verwandten[367]). Diese, eine junge, geistvolle, unterrichtete Frau und sinnreiche Malerin, vermehrte auf sehr angenehme Art den gewählten Kreis ihrer Tante und war besonders glücklich im Erfinden und Ausführen ansprechender kleiner Familienfeste, womit wir ihrer Tante oder ihres Oheims Festtage feierten.

So kam der Frühling heran und mit ihm die beglückende Hoffnung, daß Pelzeln, zwar ohne Avancement — aber schon die Transferierung war Gewinn — nach Wien werde übersetzt werden. Die Sache blieb eine Weile unentschieden, wir schwankten zwischen Furcht und Erwartung. — Endlich trat eines Morgens zu ungewöhnlich früher Stunde Pelzelns Mutter, die verwitwete Hofrätin, ein und kündigte uns die Freudenbotschaft an, daß unsere Kinder wieder nach Wien übersiedeln werden. Nun waren wir alle beglückt und selig, und ich machte mirs zur Pflicht, mich bald darauf von einer alten Jugendbekannten, der Baronin Ott[368]), die ich öfters an einem dritten Ort traf, und auch, wiewohl selten, besuchte, bei ihrem Schwager, dem Appellationspräsidenten v. Gärtner[369]) vorstellen zu lassen, bei welchem sie seit ihrem Witwenstande wohnte, um ihm für diese große Gunst zu danken. Man sagte nämlich, er sei es eigentlich gewesen, der diese Übersetzung dadurch bewirkte, daß er dem Kaiser vorgestellt habe, wie sehr er eines so geschickten und redlichen Arbeiters, wie Pelzeln war, bedürfe. Der Kaiser

bewilligte dies Gesuch, und infolgedessen durften seine Mutter und wir hoffen, unsere Kinder wieder bei uns zu haben.

Aber vorher kam noch viel Ungünstiges. Pelzeln, dem so wie seiner Mutter und auch Lotten die Luft und Lebensweise in Prag nicht gut anschlug, wurde bedeutend krank, und infolgedessen suchte er, als er hergestellt war, Prag so bald als möglich zu verlassen. Die Anstalten zur Übersiedlung waren aber noch nicht vollendet, und so kam Pelzeln zuerst allein nach Wien, um seinen neuen Posten anzutreten. Lotte, die bereits wieder seit einigen Monaten guter Hoffnung, und dadurch mehr als die beiden ersten Male inkommodiert war, blieb zurück, um jene Vorbereitungen zu treffen, und da eben das Packen und Räumen meiner Tochter in ihrer damaligen körperlichen Lage nicht zuträglich war, so ersuchte Pelzeln, als er nach Wien kam, mich, zu ihr nach Prag zu reisen, ihr, wo es nötig war, Beistand zu leisten und sie nebst ihrem Knaben, der bereits 14 Monate zählte, wohlbehalten nach Wien zurückzuführen.

1826 Ich reiste also im Julius abermals nach Böhmen, war mit dem Separateilwagen wieder am dritten Vormittag bei meiner Tochter und freute mich sehr, Lotten und den Knaben, der früher krank gewesen war, in ziemlicher Gesundheit anzutreffen. Von meinen Prager Bekannten, bei denen ich im vergangenen Jahre so freundlich war aufgenommen worden, fand ich die meisten nicht mehr, indem einige davon übersiedelt waren, andere sich auf dem Lande befanden. Nur meine literarischen Bekannten fand ich zu Hause und empfing abermals, besonders von Professor Gerle, viele Beweise gütiger Gesinnung. Auch im Hause meiner Jugend-

freundin Baronin Hennet fand ich eine große Veränderung. Ihre Tochter, eine treue Freundin der meinigen, war Braut geworden, und zwar die eines ihr an Jahren weitüberlegenen Mannes, des Herrn Kreiskommissärs Müller, der schon erwachsene Kinder hatte; und gerade am Tage meiner Ankunft war Hochzeit[370]. Josefa, so heißt B. Hennet, war mit ihrer Toilette beschäftigt und drang sehr freundlich in mich, sie zu der Feierlichkeit zu begleiten. Ich hatte aber im strengsten Sinne kein hochzeitliches Kleid anzuziehen, denn mein Koffer sollte erst am nächsten Tage mit dem Brankardwagen kommen, und so mußte ich diesem Vergnügen entsagen, wie ich denn überhaupt die 14 Tage meines diesmaligen Aufenthaltes still mit Lotten und mit meiner Freundin Hennet zubrachte. Endlich war alles gepackt, die Frachtwägen gingen ab, und wir machten uns auf den Weg. Aber nach dem Ermessen des Arztes und nach Pelzelns Vorschriften, der mir und seiner Frau die höchste Aufmerksamkeit und Schonung zur Pflicht machte, reisten wir mit einem Landkutscher, den wir schon vom vorigen Jahr als sehr verläßlich kannten, und waren demnach vier volle Tage unterwegs, während welcher das kleine Bübchen von 14 Monaten uns Erheiterung und Spaß machte. Es war wirklich zum Verwundern, wieviel dies ganz kleine und noch der Sprache nicht mächtige Wesen von äußerlichen Eindrücken und Erscheinungen aufzufassen und auf eine ziemlich verständliche Art mitzuteilen vermochte. Sowie wir nach mehreren Jahren, als einmal die Rede auf einen Prager Spazierort kam, mit Erstaunen aus seiner Beschreibung erkannten, daß er, der damals 14 Monate zählte, als wir zuletzt mit ihm in jenem Garten gewesen, sich dessen noch wohl erinnerte.

In Stockerau kamen uns Pichler und Pelzeln zu unserer größten Freude entgegen, und so hatte uns denn Gottes Güte und Barmherzigkeit wieder vereinigt!

Die Tochter mit ihrem Kinde wohnte einstweilen bei uns und zog auch mit uns nach Baden, um der reinen Landluft zu genießen, während ihr Mann, der sich in seiner Vaterstadt wieder erholt hatte, jede Woche ein paar Tage bei seiner Mutter in ihrer Landwohnung zu Mödling zubrachte, wo wir uns dann gegenseitig besuchten.

* * *

Die Familie des Präsidenten Baron Gärtner brachte diesen Herbst auch einige Wochen in Baden zu, weil die ältere Tochter[371]), ein sehr schätzbares Frauenzimmer, eines Übels am Fuße wegen diese Bäder brauchen mußte, und ihr Vater, der das Unglück hatte, eben als er zu Besuch bei ihr war, in Baden umgeworfen und am Arm beschädigt zu werden, ebenfalls an diese Heilquelle war gewiesen worden. Wir besuchten uns gegenseitig, und von dieser Zeit an knüpften sich freundschaftliche Bande zwischen uns, besonders zwischen meiner Tochter und Luisen, dem älteren Fräulein v. Gärtner, und diese bestehen noch fortan.

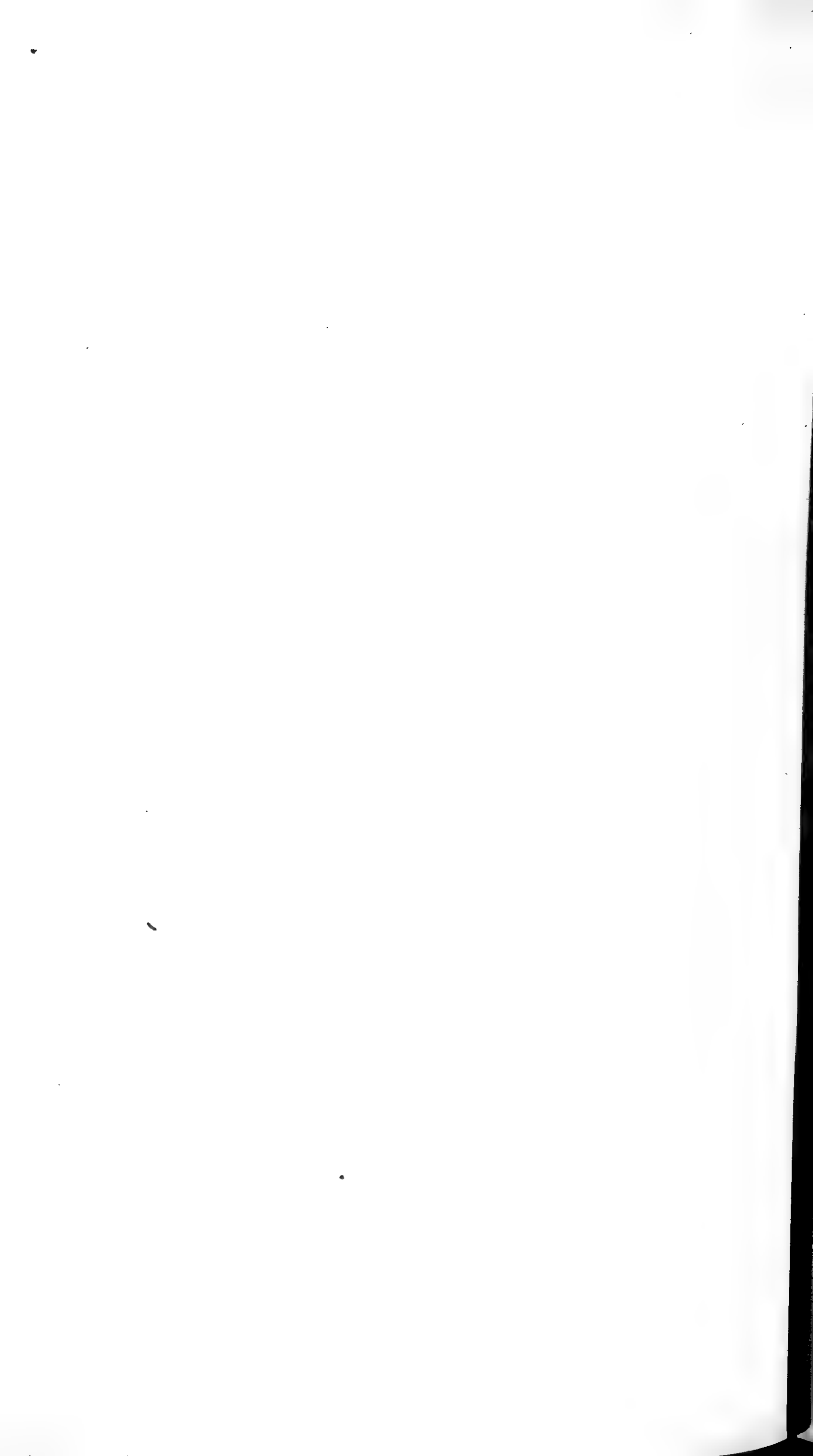
Im Herbst bezogen meine Kinder eine ziemlich angenehme Wohnung „am Hof"[372]). Bei Lotten näherte sich allmählich ihre Niederkunft. Die Reise hatte ihr nicht geschadet, aber dennoch waren nicht alle Störungen beseitigt, und als sie im Dezember eines Mädchens genas, war dies ein sehr kleines, schwächliches Kind.

Es erhielt in der Taufe den Namen Franziska von seiner Patin, der väterlichen Großmutter, und durch die unermüdliche und treue Sorgfalt der Mutter, welche



Franziska Edle von Pelzeln

Photographie — Verlagsbuchhändler Franz Pichler, Wien



es selbst stillte und dadurch vielleicht einer Wiederholung der Krankheit entging, die sie bei Augusts Geburt erlitten, gedieh das überaus zarte Kind doch zum Verwundern[373]).

* * *

Meine Schweden in Prag, zu denen ich in Prag und hier viele Vorstudien gemacht, waren erschienen, fanden eine günstige Aufnahme[374]), und ganz unvermutet auch einen gewandten und gewissenhaften Übersetzer. Schon im Jahre 1824, als meine Tochter noch in meinem Hause lebte, war ich mit einem Legationssekretär der französischen Gesandtschaft, Herrn v. Cramayel[375]), bekannt geworden, der uns zuweilen, aber selten besuchte. Als er im nächsten Frühling von hier nach Hannover versetzt wurde, erbat er sich die Erlaubnis, mir seinen Nachfolger im Dienste, den Grafen De la Grange[376]) aufführen zu können. Ich lernte also diesen jungen Franzosen, einen sehr gebildeten, schönen und doch sehr bescheidenen Mann kennen, und es fand sich, daß er ebenfalls bei Schlegel bekannt und geachtet war. So kam er nun von dieser Zeit an fleißig in unser Haus, in dem zwei ihm befreundete Familien lebten. De la Grange sprach ziemlich fertig deutsch, und dieser Umstand näherte ihn Pichlern, der sonst an dem Fremden, dem Diplomaten, dem Kavalier kein großes Behagen würde gefunden haben. So aber ward ihm möglich, sich mit demselben zu verständigen, und Graf De la Grange konnte bei näherer Bekanntschaft nur gewinnen. Er kam von da an sehr oft zu uns, er kannte die ganze neue Literatur seines und unsers Vaterlandes, war selbst Schriftsteller, und so gefällig, uns immer mit den neuesten Erscheinungen in beiden Literaturen zu ver-

sorgen und vorzüglich meinem Manne die bedeutendsten im politischen Fache zu verschaffen, an welchen mit des Grafen Erlaubnis auch unser bewährter Freund Regierungsrat Vierthaler Anteil nahm.

Nicht lange darnach, obgleich nicht in diesem Jahre, ward mir auf ganz sonderbare Art die Bekanntschaft eines zweiten jungen und sehr ausgezeichneten Diplomaten, des Freiherrn von Maltitz[377]), von der russischen Gesandtschaft. Ich stand schon längere Zeit mit unserm gefeierten Sänger der Undine, dem Freiherrn von Fouqué in brieflichem Verkehr, welcher sich, wenn ich nicht irre, bei Gelegenheit eines Geschäfts mit der Buchhandlung meiner Schwägerin durch meine nachgesuchte Vermittelung angesponnen hatte. Später hatte mir Baron Fouqué seine Gunlaugurssaga[378]) sehr ehrenvoll gewidmet, und so kam es, daß ich einige Jahre hindurch mit ihm und auch einmal mit seiner Gemahlin[379]), der Dichterin, Briefe wechselte. Fast gleichzeitig erhielt ich auch einen sehr schmeichelhaften Brief des innig und längst von mir verehrten Matthisson[380]) — und beide, Fouqué und Matthisson, machten mich auf jenen Baron A. Maltitz aufmerksam, der damals in Wien lebte, den ich aber, wie das in einer großen Stadt leicht geschieht, nie gesehen, ja nie von ihm hatte sprechen hören. Ja, Baron Fouqué schloß sogar einem Brief an mich einen an diesen Baron Maltitz bei, den ich ihm durch irgendeinen gemeinschaftlichen Bekannten zukommen lassen, und der unsere Annäherung einleiten sollte. Sonderbar dünkte mich dies Verfahren, daß ich dem Kennenzulernenden selbst den Empfehlungsbrief zusenden sollte. Indes es war eine Dichterlaune, und somit gab ich ihr nach, bat eine Freundin, in deren Haus viele Diplomaten kamen, meinen Brief

von Fouqué an den Baron von Maltitz gelangen zu machen, und hatte bald darauf das Vergnügen, die Bekanntschaft dieses sehr gebildeten und mit dem klassischen Altertum, mehr als sonst bei unsern jungen Dichtern der Fall ist, vertrauten jungen Mannes bei eben jener Freundin zu machen, den eine edle, wiewohl düstere und ernste Haltung auf den ersten Blick auszeichnete, und der bei näherer Bekanntschaft einen ebenso düstern, ernsten Geist, verbunden mit würdevoller, menschenfreundlicher Gesinnung, bewährte.

Zu diesen beiden diplomatischen Bekannten gesellte sich ein dritter, den mir ebenfalls ein entfernter, treuer Freund, Hofrat Büel, aus Zürich zusandte. Es war der schweizerische Gesandte Baron Effinger-Wildegg, ein junger Mann, durch Geistesbildung, Kenntnisse, ein feines und doch dabei gemütliches Benehmen ausgezeichnet. Diese drei jungen Männer besuchten unser Haus öfter, und fehlten selten, wenn ich abends eine kleine Gesellschaft bei mir sah, was zwar jetzt, seit meine Tochter mein Haus verlassen, viel seltener geschah. Am öftesten kam der Graf De la Grange, und ich kann wohl sagen, daß sein Verhältnis zu meinem Manne und mir nicht bloß ein salonmäßiges, daß es beinahe ein freundschaftliches war. Aber ich sollte hier wieder, wie schon oft in meinem Leben, Freundschaftsbande, in denen mir wohl geworden, durch Zeit und Umstände zerrissen sehen. Gegen den Frühling 1827 kündigte uns Graf De la Grange an, daß er eine Kurierreise nach Stuttgart oder Karlsruhe, ich weiß das nicht mehr genau, vorhabe. Mir tat es leid, denn ich war gewohnt, mich oft seines geistreichen und herzlichen Umganges zu erfreuen, doch hoffte ich, er würde nicht lange wegbleiben und sagte ihm das. Da vernahm ich aber

gar anderes: De la Grange dachte nicht daran, wiederzukommen, er war im Begriff zu heiraten, und zwar ein Frauenzimmer, das er schon seit seiner Jugend geliebt, die aber, warum? sagte er nicht, einen Grafen von Clermont Laudoeuvre geheiratet habe, dann Witwe geworden, und nun zu ihrer ersten Liebe zurückgekehrt sei. Sie war eine Caumont, aus einem sehr alten Hause, und stammte von dem, dem Blutbade der Bartholomäusnacht wunderbar entronnenen Pagen Caumont, nachher Duc de la Force ab, dessen ein Vers in der „Henriade“ erwähnt:

Et du jeune Caumont l'étonnante histoire[381])

Auf jeden Fall scheint diese Heirat eine sehr vorteilhafte für den Grafen De la Grange gewesen zu sein — was ich später aus mancher Äußerung, die dem Neide glich, entnahm, wenn die Rede darauf kam — und der König von Frankreich selbst unterzeichnete den Heiratskontrakt.

Das war alles gut und wünschenswert für den Grafen, aber wir verloren ungern den ausgezeichneten und wohlwollenden Freund. Zum Abschied gab ich ihm meine „Schweden in Prag“ mit, und er versprach, mir oft zu schreiben, was er auch treu gehalten[382]).

Schon seit längerer Zeit hatte ich diesen Roman vollendet; kleine Erzählungen beschäftigten mich zwar vorübergehend; aber es erwachte wieder der Wunsch nach einer anhaltenden Arbeit, mein Geist hatte wie Rechas Herz im Nathan:

verlernt ohn' einen herrschenden
Wunsch aller Wünsche sich zu dehnen —[383])

und so sah ich mich nach einem neuen Stoff für einen größern Roman um.

Die Bearbeitung der „Belagerung Wiens“ hatte mich mit der Geschichte der Kämpfe meiner Landsleute

gegen die Türken bekannt und vertraut gemacht, ich wählte mir daher die Befreiung Ofens vom türkischen Joch, das es durch anderthalb Jahrhunderte, von Soliman II. bis gegen Ende des siebenzehnten, getragen, zum Gegenstande. Auch hier galt es nun wieder, Vorstudien zu machen, und vor allem sich durch Autopsie von allen Lokalitäten, Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten, welche durch diese bedingt wurden, zu überzeugen. Meine Tochter war glücklich wieder in Wien an der Seite ihres trefflichen Gemahls und im Besitze zweier lieber Kinder etabliert. Pichler konnte bei ihnen Zerstreuung und Erheiterung finden, so entschloß ich mich denn, obwohl nicht ganz gern, von allen meinen Lieben mich zu trennen und zu meiner Freundin, der Gräfin Zay, nach Ungarn zu gehen, um von Bucsan aus mit dem, seit vielen Jahren mir befreundeten Grafen Johann Mailáth[384]) (dem bekannten Geschichtschreiber der „Magyaren"), bei dem ich mir überhaupt wegen dieser Arbeit Rats erholt hatte, und der aus Gefälligkeit gegen mich seine Kur in Pistyan für einige Tage unterbrechen wollte, nach Ofen zu reisen. Es wurde alles eingeleitet, ich kam nach Bucsan, wurde wie immer mit großer Freundlichkeit empfangen, fand dort — zum letzten Male — meine teure Therese (Artner) wieder und brachte einige sehr vergnügte Wochen mit diesen verehrten Freunden zu.

Acht Tage waren der Ofner Reise gewidmet. Meine Freundin Zay versah mich mit einer tüchtigen Kalesche und gab mir, was ihr gewiß ein Opfer kostete, das ich ihr innig dankte, ihren verläßlichsten Bedienten, der sie selbst überallhin begleitete, auf die Reise mit. So fuhr ich denn an einem Samstag morgens um 4 Uhr mit dem Grafen Mailáth und meinem Dienstmädchen, den

braven Michel auf dem Bock, von Bucsan ab, durch lauter weite, aber sehr fruchtbare Flächen, auf denen ringsumher sich kein Baum, keine Erdhöhe zeigte, so daß die Figur eines braunen slowakischen Hirten, der in seinem Képernek am Raine dieser Felder saß und seine Schafherde bewachte, schon von weitem in die Augen fiel.

In Szered wurden Pferde gewechselt, dann ging es rasch auf Neuhäusel zu, wo wir Mittag machten. Hier war bereits klassischer Boden für meine projektierte Arbeit, und mein Begleiter war freundlich bemüht, mir aus dem Schatze seiner historischen Kenntnisse mitzuteilen und zu erklären, was hierauf Bezug haben konnte, wie z. B. die Lage des Schlachtfeldes von Parkany[385]), wo Prinz Lothringen und der Polenkönig die Türken schlugen, das hier in der Nähe war.

Gegen Abend gelangten wir (Gräfin Zay hatte uns mehrere Relais gemacht) nach Köbelkud, wo wir eine kurze Zeit anhielten, um die Pferde Heu nehmen zu lassen, und nun ging es gegen Gran und die Donau hin. Erfreulich war mir, nach dem ermüdenden Ausblick in unabsehbare einförmige Flächen, die Ansicht der Graner Berge, die nun am Horizonte vor uns auftauchten, und an deren Fuß die majestätische Donau breit und schimmernd dahinströmt.

Schon von fern zeigten sich uns die Resultate der Tätigkeit, womit an dem erst vor kurzem begonnenen und nun schon mehr als halbvollendeten Bau der Graner Kathedrale und der Domherrenhäuser, die einen Halbzirkel um jene bilden, gearbeitet wurde. Noch war aber nichts ganz fertig, und die Kirche selbst nur bis ungefähr zwei Drittel ihrer Höhe, nämlich bis zur Kuppel, aufgebaut. Da es aber Feiertag und gegen den

Abend zu war, und wir von dem langen Fahren seit 4 Uhr morgens müde waren, versparten wir die Besichtigung dieser Riesenarbeiten auf den nächsten Morgen, wozu Graf Mailáth zufällig die Voranstalten traf.

Wir aßen und schliefen in einem recht ordentlichen Gasthof, und begaben uns des andern Morgens zeitig auf den Platz vor der Domkirche. Diese steht auf einer Erhöhung, und vor ihr im Halbkreis ziehen sich die Häuser der Domherren herum, deren jedes rückwärts einen kleinen Garten hat. Inmitten dieses Halbkreises steigt das Terrain allmählich aber bedeutend bis zur Kirche empor, und um den sie umwohnenden Domherren die beträchtliche Mühe zu ersparen, jederzeit, wenn sie sich sehen wollen, den ganzen Abhang zu umgehen, ist mitten durch denselben eine sehr hohe, geräumige Galerie angelegt, die eine bedeutende Länge hat und ihr Licht nur durch die entgegengesetzte Ausmündung empfängt, so daß es in der Mitte ziemlich dunkel ist. Schon diese großartige Arbeit setzt in Erstaunen, noch mehr aber die Betrachtung der Kirche selbst, der Dimensionen, der Ausgrabungen und Planierungen, welche begonnen werden mußten, ehe man zum Bau der Kirche schreiten konnte. Besonders merkwürdig schien mir die Versetzung einer ganzen Kapelle, der des einstmaligen Primas Bakács, der zu Matthias Corvins Zeit lebte, und diese Kapelle mit liegenden Gütern dotiert hatte. An dem Platze, wo sie damals war, konnte sie nun, vermöge des neuen Planes, nicht bleiben. Sie wurde also abgetragen (sie ist ganz mit rotem Marmor von innen bekleidet), in 15 oder 16 000 Stücke zerlöst, und dann als Seitenkapelle an die Kathedrale gefügt. Man denkt bei einem solchen Transport an Aladins Zauberpalast.

Noch merkwürdiger schienen mir die Katakomben, diese weiten, hohen, auf wunderbare Weise erleuchteten Räume, welche sich unter der Kathedrale hinziehen und bestimmt sind, teils in dem innersten Raum die sterblichen Reste der künftigen Erzbischöfe und Domherren auf 700 Jahre im voraus aufzunehmen, teils in den äußern Gewölben andern Honoratioren zur Begräbnisstätte zu dienen. Bereits ist seitdem Erzbischof Rudnay[386]), der Gründer dieses Baues, schon in demselben, ehe er vollendet wurde, zu seiner letzten Ruhestätte gelangt, und auch der noch ganz jugendkräftige Baumeister, Herr Packh[387]), den wir damals mitten in seiner Schöpfung kennen gelernt, ist — und zwar schrecklich genug, durch Mörderhand umgekommen. Ob er in jenen Katakomben bestattet ist, weiß ich nicht. Verdient hätte er es wohl!

Ich habe eben die Erleuchtung dieser Fürstengruft wunderbar genannt, und sie ist es auch. Von zwei entgegengesetzten Seiten fällt das volle Tageslicht von der Höhe herab durch Pfeiler, deren Dicke acht Klafter beträgt. Es kommt daher sehr gemildert an, und gleicht ganz der Intensität und dem Charakter nach dem des vollen Mondes. Es ist überall nicht finster und doch auch nirgends ganz hell. — Es ist eine Beleuchtung, die dem Auge wohl tut, weil sie nirgends grell ist, und doch intensiv genug, um das Lesen zu gestatten. Sonderbar ist die Bemerkung, daß an der Grenze, wo die beiden Lichtströme zusammenstoßen, auf einer kleinen antiken Ara, welche vor der, in ägyptischem Stile erbauten Pforte des innersten Raumes steht, sich eine Schattenlinie bildet, welche die beiden sich berührenden Lichtströme scheidet[388]).

Als wir alles zur Genüge und mit lebhaftem Inter-

esse besehen, kehrten wir in unsern Gasthof zurück und befanden uns bald auf der Straße nach Pest. Diese geht eine Weile recht angenehm auf und zwischen bewaldeten Hügeln. Wir machten an einem Orte, dessen Namen mir entfallen ist, Mittag. Unterwegs kamen wir auch durch ein Dorf, das den Namen Vörösvar führt und sich durch freundliche Baumpflanzungen, durch frischen Rasen und kleine Gärtchen vor den meisten ungarischen Dörfern auszeichnet. Es war auch von Deutschen angelegt, die ihre freundliche Gewohnheit hierher verpflanzten, da sonst besonders in den slowakischen Ortschaften kaum ein Baum zu sehen ist, die Häuser alle auf dem nackten Lehmboden stehen, und selbst das Gras auf den Rainen und Wegen sorgfältig vertilgt wird, was solchen Dörfern ein dürres, ödes Ansehen gibt.

Bald näherten wir uns der Hauptstadt Ungarns. Schon erblickten wir links die Wogen des Isters (denn hier heißt unsere Donau schon so und wechselt, ein zweiter Tiresias, ihr Geschlecht), während rechts uns jene Hügel und mäßige Berge begleiteten, auf deren sonnigen Abhängen, den Strahlen der Morgen- und Mittagssonne gegenüber, das rote Blut der Ofner Trauben gekeltert wird — eine freundliche Landschaft, wenn man rechts blickte, wogegen links sich die unabsehbare kahle Fläche des Rakosfeldes nicht eben malerisch zeigte. Endlich gelangten wir an die Häuser von Altofen und sahen in der Nähe ein paar sonderbare runde Gebäude mit runden Türmen und Kuppeln, die weder durch moderne architektonische Schönheit, noch durch den poetischen Reiz einer Ruine gefallen konnten. Es waren, wie ich erfuhr, die türkischen Bäder, von dieser Nation während ihrer Besitznahme von Ofen

erbaut, an den schon damals und noch jetzt besuchten Heilquellen dieses Ortes. Auch zeigte sich rechter Hand mitten in den Weingebirgen ein ebenso unförmliches, dunkles Gebäude von eben diesem Ursprunge, das Grab eines Ali Baba oder Hadschi Baba, eines mohamedanischen Heiligen oder frommen Mannes. Endlich erblickten wir auf ihrem Felsenthrone die Hauptstadt des Reiches mit ihrem Schlosse, links die breite Donau in ihrer ganzen weit ausgegossenen Wassermasse, und jenseits, ebensoweit hin in die Fläche ausgedehnt, das ganz moderne Pest.

Sowie wir über die Schiffbrücke fuhren, welche die beiden an ihren Ufern gelegenen Städte durch diese Lage und noch mehr durch die persönlichen, nationalen und geschäftlichen Verhältnisse der Einwohner zu einer Stadt zu verbinden scheint, fiel mir eine ungemeine Ähnlichkeit der Örtlichkeiten mit dem Anblicke von Prag auf, wenn man auf der schönen Moldaubrücke steht, die hier sehr zum Nachteil der ungarischen Schwester durch eine Schiffbrücke, welche jeder Winter zerstört oder wegzuschaffen zwingt, repräsentiert wird. Wie in Prag die Alt- und Neustadt auf dem flachen Ufer der Moldau, breitet sich vor dem Ankommenden Pest weithin aus, wendet man sich aber um, so erheben sich hinter uns die Berge, auf denen Ofen mit seinem Schlosse thront und sich, der Prager Kleinseite ähnlich, bis an den Fluß herabzieht, während links vom Schlosse der grünbewachsene Blocksberg mit dem Observatorium auf seiner Spitze eine Ähnlichkeit mit dem freilich viel schönern, mit Palästen und einem herrlichen Stifte (Strahov) geschmückten Lorenzberg in Prag darbietet. Überhaupt ist an Großartigkeit des Anblicks, an Schönheit, Adel und Altertum der archi-

tektonischen Zierden zwischen Prag und Ofen nebst Pest gar kein Vergleich zu ziehen. Diese zwei letzten Städte, welche erst seit ungefähr hundertundfünfzig Jahren wieder in christlichen Händen sind, können keine solchen Reste einer glänzenden Vergangenheit, noch Denkmale der Vorzeit besitzen, wie sie Prag so majestätisch zieren.

Was Ofen und noch mehr dem ganz neuen Pest in Rücksicht des architektonischen und historischen Wertes abgeht, wird für Liebhaber schöner Naturszenen fast ganz durch die lieblichen Umgebungen Ofens wett gemacht. Schöne, zum Teil bewaldete Berge ziehen sich um die Stadt her, bilden die Fortsetzung der schönen Weingebirge am Ufer des Stromes und einen lieblichen Kontrast mit der gegenüberliegenden Fläche.

Pest kam mir vor wie unsere Leopoldstadt. Auch hier lagen modern, elegant gebaute Häuser am Stromesufer auf- und abwärts, unter ihnen links ein Dianabad, fast schöner als das in Wien, auf der rechten Seite das Theater, in dem mir Graf Mailáth sogleich eine Loge verschaffte. Was den Ausdruck, die Physiognomie möchte ich sagen, von Pest betrifft, so stimmt sie mit der Wiens viel mehr als mit der Prags überein. — Alles scheint heiter, lebensfroh. Die Menschen, die einem auf der Straße begegnen, sehen fröhlich aus, an schönen Sommertagen sitzen die Leute auf den Straßen und Plätzen vor den Gast- und Kaffeehäusern, zechen und schmausen, und dazwischen tönen die aufmunternden Klänge fröhlicher Musik; kurz es ist eben ein Weinland, und das verkündet sich sogleich in allem.

Sobald wir uns im Gasthof umgekleidet hatten, führte mich mein Begleiter zu seiner Schwester, einer Gräfin Batthyány[389]), die mich sehr gütig empfing, und dann zu

der Gräfin Teleki[390]), an welche ich von ihrer Freundin Gräfin Zay empfohlen war, und bei der ich eine höchst freundschaftliche Aufnahme fand. Die Gräfin bot mir sogar ihr Haus zur Wohnung an, ich zog es aber vor, in dem Gasthofe, wo ich abgestiegen war, zu bleiben, mindestens mit meinen Leuten da zu schlafen und sie dort verköstigen zu lassen. Den Tag brachte ich aber schon von früh an bei der Gräfin Teleki zu, speiste mit ihr und ihrer Familie, und wurde von ihr bald vor-, bald nachmittags zu allen Sehenswürdigkeiten in Pest und Ofen geführt. Ich sah das Nationalmuseum, eine Stiftung des hochverehrten Grafen von Szecheny, die Jankovits'sche Sammlung, die Sternwarte usw. Vor allem aber interessierte mich die freiwillige Arbeitsanstalt in einer der Vorstädte von Pest, welche zwar durch den Frauenverein gestiftet, größtenteils aber durch die Tätigkeit der Gräfin Teleki, unter ihrer Aufsicht und durch ihre bedeutenden Unterstützungen so ausgebreitet und vielfach segenbringend geworden war. Die Abende wurden zuweilen im Theater zugebracht, wo ich schon am ersten Tag die „Markgräfin von Burgau“ aufführen gesehen, aber nicht gehört hatte[391]), denn Baron Zedlitz[392]), der Verfasser der berühmten „Totenkränze“, damals eben in Pest anwesend, den ich schon in Wien gekannt, besuchte mich in der Loge, wo sich Graf Mailáth bei mir befand, und die Herren hatten so viel Interessantes über ihre literarischen Arbeiten und Schicksale, über Zensur, Rezensenten, Theaterdirektionen, Journale usw. zu reden, daß ich lieber darauf, als auf die sehr mittelmäßige Darstellung des Stückes horchte. Das Theater selbst gefiel mir nicht. Die graue Grundfarbe, welche (wenigstens damals) das Ganze bekleidete, ohne daß die Logenreihen

durch architektonische Verzierungen oder Draperien merklich voneinander unterschieden gewesen wären, gab dem Theater ein zu einförmiges Ansehen; die Logen erschienen mir wie kleine einzelne Behältnisse oder Fächer schief in den grauen Grund hineingeschnitten, wie etwa die Abteilungen in einem Kasten zur Aufbewahrung von Naturalien. Überdies war es sehr groß — damals, wie man sagte, zu groß für die Bevölkerung, und man klagte, daß man in den vordern Logen, eben ihrer Schiefheit wegen, schlecht sehe, und in den hintern schlecht höre. Von dem letzten kann ich, wie gesagt, nicht urteilen, denn ich gab nicht Achtung, und ein andermal, als ich mit Gräfin Teleki dort war, wurde ein Stück aus der ungarischen Geschichte Ungarisch gegeben, das eben dadurch für mich eine Pantomime war, und aus dem mir daher keine Erinnerung blieb, als an einen recht hübsch ausgeführten Nationaltanz, der in dem Stücke vorkam.

In der Nacht, die auf diesen vielbewegten Tag kam, fühlte ich mich ernstlich krank, die Hitze der Jahreszeit, die Reise, das Auf- und Absteigen in dem Graner Kirchenbau, die Toiletten, die Visiten des Nachmittags, alles zusammen ward für meine Nerven zu viel. Ich war auf eine Art aufgeregt, daß ich fürchtete, eine Krankheit sei im Anzuge. In einem unruhigen, schweren Schlaf glaubte ich den Ausspruch, von wem und warum weiß ich nicht, zu hören, daß ich heut über ein halbes Jahr sterben werde. Es war der 27. Junius, folglich mein Todestag auf den Festtag eines von mir vorzüglich verehrten Heiligen, des heil. Johannes des Evangelisten, bestimmt. Als ich erwachte, erschrak ich nicht über den Traum. Meine Tochter war versorgt, mein Mann, rüstig und in seiner ganzen Kraft, blieb ja nicht

vereinsamt zurück, da er seine Kinder und Enkel hatte. So war ich ruhig, selbst wenn ich annahm, daß jener Ausspruch eine Eingebung gewesen. Auch fühlte ich mich am Morgen etwas besser, stand auf, beschloß aber den Gang durch die Stadt, den mir Graf Mailáth vorgeschlagen, um die neuen Gebäude und Anlagen zu sehen, nicht zu machen, und mich in Ruhe zu erholen. Das gelang denn auch. Das Ganze war eine Aufregung der Nerven, eine zu große Ermüdung gewesen. Stille und Ruhe gaben mir meine Kräfte wieder. Dennoch schrieb ich den Traum auf, versiegelte das Blatt und wollte so, falls die Vorhersagung eintraf, ihre Echtheit beweisen. Aber sie erfüllte sich nicht, so wenig als meine Todesahnung in meiner Jugend[393]).

Die Abende, wenn wir nicht ins Theater gingen, brachte ich im Hause der Gräfin Teleki sehr angenehm zu. Gebildete Frauen und Herren, wie Baron Zedlitz, Graf Mailáth und ein junger Offizier, Hauptmann Minarelli[394]), der damals bei dem nun verstorbenen Sohn[395]) des Erzherzogs Palatin angestellt und ein sehr gebildeter, angenehmer Gesellschafter war, fanden sich dort ein. Im Winter, wenn der Hof des Palatin hier war, beehrte die Frau Erzherzogin[396]) sehr oft diese Soireen bei Gräfin Teleki mit ihrer Gegenwart und erschien ganz zwanglos und ohne die Etikette, welche solche Frauen sonst umgibt, im Salon der Gräfin, die sie überhaupt und nach Verdienst auszeichnete, mit ihrer Handarbeit, wie jede andere Dame.

Man erzählte mir das seltsame Schicksal des Hauptmanns Minarelli, dessen ich erwähnt. Er war ein Spanier von Geburt, und bei der Einnahme von Saragossa durch die Franzosen als ein kleines, hilfloses Kind, das seine Eltern in der allgemeinen Zerstörung verloren,

von einem französischen Generale aufgenommen und erzogen worden. Wie er dann später in kaiserliche Dienste gelangt, erfuhr ich nicht; ebensowenig welche (wie es scheint) ungünstige Ereignisse ihn mehrere Jahre darnach, noch lange vor dem Tode des seiner Aufsicht übergebenen Prinzen, aus dessen Nähe entfernten. Jedenfalls war Minarelli eine bedeutende und nicht leicht zu vergessende Erscheinung.

Ein heiterer Vormittag war dazu bestimmt, die innere und äußere Lage von Ofen und seinen Umgebungen zu besehen, um nach dieser Autopsie meinen künftigen Roman zu gestalten. Graf Mailáth begleitete mich gefällig und zeigte mir alles Bemerkenswerte, das ihm seine geschichtlichen Kenntnisse angaben: das Tor, welches einst das von Stambul hieß; den Platz auf dem Walle, wo — aller Wahrscheinlichkeit nach — Abdurrahman, Pascha von Ofen[397]), den Tod fand; in der Umgebung den sogenannten Schwabenberg, wo ein Teil der deutschen Armee bei der Belagerung Posto gefaßt hatte, weiter hinunter am Strome endlich Promontorium und den Platz, wo Hamsa Beg stand usw. Nachdem wir alles besehen, und ich mich der anmutigen Aussicht in die waldigen Berge, welche Ofen von der Rückseite umgeben, erfreut hatte, schlug der Graf mir vor, nun auch den Schloßgarten des Erzherzog Palatin an dem Abhange, der sich gegen die Donau hinabzieht, zu besehen. Ich folgte dieser Aufforderung mit Vergnügen und ahnte nicht, daß es eine verabredete Sache war. Im Garten nämlich, der sehr geschmackvoll angelegt war, standen wir zu meiner großen Überraschung plötzlich vor der kleinen Erzherzogin Hermine[398]), der Tochter des Palatinus, die sich mit ihrer Erzieherin, einer Gräfin Thurn[399]), hier befand, und uns wahrschein-

lich erwartet hatte. Es war ein schönes Kind von etwa 10—11 Jahren, nur, wie es mich dünkte, waren ihre Züge für ihr Alter zu sehr formiert. Doch kam sie mir sehr liebenswürdig vor, wie sie sich mir freundlich näherte und mir einen Blumenstrauß als ein Zeichen ihrer Gewogenheit reichte. Nun ist diese liebliche Erscheinung auch schon in die Auen des himmlischen Friedens verpflanzt worden, und ein edler Bruder[400]) und trauernde Verwandte klagen ihr nach. — Es war die erste freundliche Anerkennung, die mir von einem Gliede der kaiserlichen Familie ward, sie freute mich sehr, und es war mir sehr angenehm, daß wir gleich darauf einen großen Hirschschröter im Grase entdeckten, an dem das fürstliche Kind viel Vergnügen zeigte, so daß Graf Mailáth und ich uns bemühten, ihn zu fangen und ihr ihn zu überreichen. Bald sollte ich mehrere solche Auszeichnungen erfahren.

Nachdem ich durch die gefällige Güte meiner Freunde mich über die Lage, Umgegend und manche historische Daten von Ofen und Pest genugsam unterrichtet, und einige höchst angenehme Tage daselbst zugebracht hatte, kehrte ich mit dem Grafen wieder nach Bucsan zu meiner gütigen Freundin Zay zurück[401]).

Der gewöhnliche Badneraufenthalt folgte nun während der Ferien meines Mannes nach meiner Rückkehr aus Ungarn, und Pelzeln, der seinerseits jede Woche zwei Tage bei seiner Mutter in der romantischen Schlucht der Brühl zubrachte, erlaubte seiner Frau mit den beiden Kindern einige Wochen bei uns in Baden der Landluft zu genießen, was uns sehr freute, besonders da unsere damalige Wohnung in der Pölzgasse den Vorteil einer freien, schönen Aussicht und eines eignen Gartens hatte.



Erzherzogin Sophie von Österreich

F. Schrotzberg pinx., Karl Mahlknecht sc. — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



Am Ende dieses Jahres — wenn ich nicht irre — wurde ich durch eine Sendung des Grafen De la Grange aufs angenehmste überrascht, welcher mir die Übersetzung meiner „Schweden in Prag“ schickte, die er, wie er mir schrieb, gemeinschaftlich mit seiner jungen Frau, um auch sie in der deutschen Sprache zu üben, übersetzt, und ihr in die Feder gesagt hatte[402]). Das freute mich ganz ungemein, denn diese Übersetzung war gewandt, fließend und vor allem treu, ein Vorzug, den ich den Bearbeitungen der Frau von Montolieu nicht nachrühmen kann. Ich war dem verehrten Freund sehr dafür verpflichtet, und er hatte auch ein anderes Mal die Güte, der „Befreiung von Ofen“, die ich ihm, so wie sie erschien, sandte, durch seine geschickte Feder in seinem Vaterlande Anerkennung zu verschaffen[403]).

* * *

Meine Schweden in Prag waren erschienen, und mir kamen mehrere anerkennende Urteile zu. Eine größere Auszeichnung sollte mir noch werden. Eine vieljährige Bekannte und eigentliche Jugendgespielin meiner Lotte, Fräulein v. Kirchstättern[404]), die Tochter eines geschätzten Freundes, der aber schon lange — noch einige Jahre vor meiner Mutter Tod — gestorben war, hatte — wohl vielleicht durch meine Bemühung, einen Platz bei der Fürstin Gabriele von Auersperg[405]) erlangt und sich die ganze Zufriedenheit, ja, ich kann sagen, die Freundschaft ihrer Gebieterin durch ein würdiges, pflichtmäßiges und innig anhängliches Benehmen erworben. Einige Zeit darnach war es ihr möglich, einen braven, jungen Mann, der eine kleine Beamtenstelle beim Magistrat bekleidete und mit dem sie

seit Jahren in liebendem Verhältnis gestanden, bei seinem Avancement die Hand reichen zu können. Auch hier folgte ihr die Gunst ihrer Fürstin, und als nach wenigen Jahren ein voreiliger Tod diesen Gemahl seiner Frau und zwei kleinen Kindern entriß, nahm Fürstin Gabriele wieder lebhaften Anteil an diesem Unglück. Sie erinnerte sich zu wohl, wieviel sie vor nicht sehr langen Jahren durch einen ähnlichen Verlust gelitten und wie treu damals Fräulein von Kirchstättern den Schmerz ihrer jungverwitweten Herrin geteilt hatte; und sie nahm sie als Witwe ebenfalls wieder zu sich, bis sich die Gelegenheit fand, durch ihre mächtige Fürsprache ihr den Platz einer k. k. Kammerdienerin bei der Erzherzogin Sophie zu verschaffen. In dieser Eigenschaft lebte sie nun am Hofe und hatte mir und den Meinen die alte Freundschaft, die noch von ihrem seligen Vater datierte, treulich bewahrt. Sie besuchte mich zuweilen, erzählte mir oft von ihrer hohen Frau und brachte mir einst gnädige Grüße von dieser und die freundliche Äußerung, daß sie meine Schriften gerne läse. Auf dies hin wagte ich es, durch den Obersthofmeister der Erzherzogin, Graf Széchény, den ich aus seines verehrten Vaters Haus kannte, sie überreichen zu lassen. Bald darauf ließ die Erzherzogin mich rufen[406]). — Es war das erstemal seit mehr als fünfzig Jahren, daß ich wieder die kaiserlichen Zimmer betrat, und ein sonderbarer Zufall wollte, daß es gerade dieselben waren, in welche ich noch in meiner Kindheit oft von meiner Mutter war geführt worden. Ich erkannte sogleich alles wieder bis auf das Ameublement, was nun freilich ganz anders war, als das der verwitweten Monarchin, bei der alles in einförmiges Grau gehüllt stand. Die Erzherzogin[407]) empfing mich ungemein gnädig. Im

Zimmer derselben fand ich die Kaiserin Mutter[408]), die mich ebenfalls sehr huldvoll behandelte und mir viel Gütiges über den Agathokles sagte, indem sie mich versicherte, er habe ihr in ihren trübsten Stunden manchen Trost gebracht. Ich fand, daß die Züge dieser hohen Frau sich während des geistreichen Gespräches, welches sie und ihre Schwester führten, auf eine angenehme Art belebten, und daß der weiche Klang ihrer Stimme und der Blick der schönblauen Augen der ganzen schlank und zierlich gebauten Gestalt eine besondere Anmut gaben. Überhaupt war alles, was diese beiden Frauen und wie sie es sagten, die höhere Geistesrichtung, die sich in jeder Äußerung, in jedem Urteil über Bücher, Ereignisse, Gefühle und so weiter im Laufe der Unterhaltung aussprach, ganz geeignet, um jedem Unbefangenen eine Unterredung mit ihnen, selbst ganz von ihrer hohen Stellung abgesehen, bloß als hochgebildeten Frauen, zu einem wahren Genuß zu machen. Beim Weggehen reichte mir die Erzherzogin ein höchst geschmackvolles und gerade seiner eleganten Einfachheit wegen doppelt schätzbares Album, auf dessen mit gotischer Stahlarbeit verziertem Deckel sich ein hübsches Bild des Stephansplatzes mit der altertümlichen Kirche befand, so passend gewählt als Geschenk für ein Gedicht, worin eben dieser Dom in einer für Wien verhängnisvollen Zeit eine bedeutende Rolle spielte[409]). Den Hauptwert des Geschenkes machen aber die von der eigenen, sehr zierlichen Hand der Erzherzogin eingeschriebenen Zeilen aus, welche also lauten:

„Möge der Himmel Carolinen Pichler die vielen wohlthuenden Gefühle, welche ihr „Agathokles“ in meinem Herzen erweckt hat, und den reinen Genuß,

den mir ihre übrigen Werke gewährt haben, in reichlichem Maße vergelten, das ist der Wunsch von einer ihrer wärmsten Verehrerinnen."

Sophie.

Dies Album war mir ein kostbarer Schatz. — Ich beschloß auch sogleich, es nicht als ein Stammbuch, sondern als ein Familienbuch, in das ich nur die fröhlichen oder traurigen Ereignisse unseres Hauses oder allenfalls ein dadurch veranlaßtes Gedicht eintragen wollte, zu gebrauchen.

* * *

Im nächsten Frühling entschlossen sich meine Kinder, ihre Wohnung abermals zu verändern, indem das Quartier „am Hofe" bei manchem Vorteile, z. B. der Aussicht auf den großen, schönen Platz, gar zu viele Unbequemlichkeiten, und vor allem eine so enge und steile Treppe hatte, daß man nicht ohne Besorgnis mit kleinen Kindern darüber gehen konnte. Sie wählten eine sehr angenehme Wohnung im Bürgerspital, gegenüber dem Palaste des Erzherzogs Karl, im dritten Stock[410]), die ihnen von der Seite hin den freien Ausblick über die Bastei und das Glacis bis zu dem Turm der Paulanerkirche gewährte. Sie wurde bequem und anständig zugerichtet mit Parketten, neuen Türen usw. und von ihnen noch im Laufe des Sommers bezogen. Ich hatte nur zwei Ausstellungen an dieser sonst hübschen Wohnung zu machen; daß nämlich jedes Zimmer, mochte es kleiner oder größer sein, nur ein Fenster hatte, was ihm meines Bedünkens viel von seiner Freundlichkeit benahm, und daß diese Zimmer sehr niedrig waren.

Im Herbst bezogen wir wieder unser liebes Baden, und wohnten wieder in der Pölzgasse. — Ringsherum

aber war in und außer Baden ein reges Leben; denn ein Übungslager war auf den weiten Flächen zwischen Baden, Tribuswinkel, Traiskirchen usw. aufgeschlagen; in Baden wohnten die höhern Militärpersonen, die dazu gehörten, und elegante Kaffeehäuser und Restaurationen waren in der beweglichen Zeltstadt errichtet und boten den Badnern und auch den hierherströmenden Wienern mancherlei Genüsse und Unterhaltungen. Der Eichkogel, ein kleiner Berg, der aus der Reihe der höhern, welche sich hier bis Baden und noch viel weiter hinziehen, hervortritt, wurde bestürmt und verteidigt; allerlei Scheingefechte aufgeführt, das muntere bewegte Leben dauerte eine Weile, bis plötzlich die Äquinoktialstürme mit ungeheuern Regengüssen eintraten, diese Regen nebst schwellenden Bächen das Lager unter Wasser setzten, und die Mannschaft so schnell und so gut wie möglich in die umliegenden Ortschaften verteilt werden mußte, wobei denn auf Baden auch ein hübscher Teil kam.

Mit Anfang des Oktobers kehrten wir nach Wien zurück, wo dann meine Tochter bald darauf, am Vorabend ihres eigenen Geburtstages, mit ihrem vierten Kinde, einem schönen, starken Mädchen, entbunden wurde, das sie, wie das frühere, selbst stillte, und das in der Taufe, über die ich sie hielt, den Namen ihrer Mutter, der auch der meinige und der meiner verstorbenen Mutter war, bekam, so daß er nun in die vierte Generation reichte[411]). Das ältere Mädchen war nach ihrer Patin, der väterlichen Großmutter, Franziska genannt; aber diese Großmutter, die schon lange kränkelte, flößte um diese Zeit ihrem Sohne und uns allen große Besorgnisse für ihre Gesundheit und Erhaltung ein, und Pelzeln, der sie unendlich liebte, litt sehr durch diese

Sorgen, besonders da sein Diensteifer und die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, mit der er sein Richteramt als Appellationsrat verwaltete, seine nicht sehr feste Gesundheit zu erschüttern drohten.

In diesem Jahre 1828 war es auch, daß Baron Hormayr, der damals bereits seit mehreren Jahren wieder in Wien, und im Hause seines Freundes Grafen Salm wohnte, den wahrhaft seltsamen Entschluß faßte, nach Bayern zu übersiedeln. — Hormayr, der 1809 als der erbittertste Feind von Bayern aufgetreten war, und dessen Verhalten gegen die Beamten dieser Macht in Tirol alle Anhänger Bayerns aufgebracht hatte. Schon ein oder zwei Jahre früher hatte er eine Reise nach München gemacht, und war vom Könige gnädig aufgenommen worden. Aber durch andere Personen, und hauptsächlich durch meine vieljährige Freundin und Korrespondentin Therese Huber erfuhr ich, daß die Stimmung in München ganz gegen ihn sei[412]). Dennoch setzte er seinen Plan durch, trat in bayrische Dienste und ward in München nach kurzer Zeit ebensoviel angefeindet, als in der letzten Zeit hier, und in böse Händel verwickelt. Seine Anstellung in Hannover und bald darauf in Bremen, verschiedene Erklärungen, die in der allgemeinen Zeitung erschienen, deuteten darauf hin[413]) — und so schreitet dieser Mann, den ungewöhnliche Geistesgaben, ein vorteilhaftes Äußeres und manche Gunst des Glückes und der Natur bestimmt zu haben schienen, eine glänzende und ehrenvolle Laufbahn zu durchmessen, nun in einer unbedeutenden diplomatischen Stellung dem Ende seines Lebens entgegen, von seinen Kindern, seinen frühern Freunden entfernt, nicht glücklich in seiner zweiten Ehe[414]), weder von seinem angebornen noch von dem erwählten Vaterlande ver-

mißt oder besonders geachtet! Trauriges Los, das ganz anderes verhieß, und sich so unerfreulich gestaltet hat!

Trotz aller dieser unleugbar ungünstigen Verhältnisse hat sich das, freilich sehr gelockerte Band unserer vierzigjährigen Freundschaft nicht aufgelöst. Ich bewahre Hormayrn ein dankbares Andenken, ich erinnere mich noch oft mit Vergnügen jener nun schon lange verschwundenen Zeit, wo wir uns oft sahen, wo ich mich seines geistreichen Umganges erfreute, wo sein Beispiel, sein Interesse an der Geschichte seines Vaterlandes auch mich in diese erhebende Beschäftigung einführte, wo ich für meine Zweifel und Fragen in historischen Angelegenheiten immer ein williges Ohr und bereite Lösung bei ihm fand, und wo nicht allein die unglückliche Katastrophe, welche ihn aus seiner politischen Laufbahn mitten in ihrem stolzesten Gang hinausschleuderte, sondern auch so manches häusliche Leiden, das ihn drückte, und das mir vielleicht näher als andern bekannt war, meine wärmste Teilnahme für ihn erregte. Jetzt, nachdem wir durch mehr als 14 Jahre einander nicht mehr gesehen haben und wahrscheinlich auf dieser Welt nicht mehr sehen werden, zittert noch ein schwacher Faden alter Anhänglichkeit von einem zum andern hinüber. Wir schreiben uns alle Jahre ein-, höchstens zweimal, und so spinnt sich die alte Zuneigung zwischen uns fort, lebt von der Vergangenheit und erwartet wenigstens hiernieden nichts mehr von der Zukunft[415]).

Das Jahr begann unter manchen sehr trüben Ereignissen, gleich als wollte es uns auf noch trübere vorbereiten. Herr von Schlegel, der, wie der Leser weiß, unser Hausgenosse seit fünf Jahren war, hatte im vorigen Winter schon Vorlesungen für ein gemischtes

Publikum — ich weiß nicht mehr über welchen Gegenstand, hier in Wien gehalten, und ich erinnere mich nur, daß sie philosophisch-moralischen Inhalts waren[416]), daß er uns — nämlich seiner Frau, der Gräfin L . . ka und mir, eine oder zwei derselben vorlas, daß er im Menschen drei Mächte, nämlich Körper, Seele und Geist unterschied, und daß ich von dieser Vorlesung, sowie es mir überhaupt mit den Schriften der neueren Zeit oft ergeht — nicht viel verstand. So viel indes glaubte ich zu fassen, daß diese Unterscheidung von Seele und Geist ungefähr das bezeichnen sollte, was man sonst die obern und untern Seelenvermögen genannt hatte; nämlich Vernunft, Urteilskraft, Wille usw. — und Gedächtnis, Phantasie, Begehrungsvermögen usw. Bald darauf reiste er, von seiner Nichte, jener liebenswürdigen Baronin Buttlar begleitet, die eigentlich aus Dresden stammte, nach dieser Stadt, um ebenfalls Vorlesungen zu halten. Am 29. Jänner, ich erinnere mich des Tages, der ein Freitag war, und aller ihn begleitenden Umstände noch sehr wohl, trat, während wir zu Tische waren, das Stubenmädchen herein, um uns zu melden, soeben habe Frau von Schlegel die so unerwartete als traurige Nachricht erhalten, daß ihr Gemahl plötzlich in Dresden am Schlagfluß gestorben sei[417]). Ein Geistlicher, wenn ich nicht irre, ein Redemptorist, war gekommen, sie schonend vorzubereiten und den Unglücksfall zu melden. Wir erschraken alle über diese Nachricht, wundern aber konnte ich mich nicht sehr, denn des Verstorbenen Lebensweise, der bei einer meist sitzenden und gelehrten Beschäftigung mehr Wert auf eine gute Kost legte und mehr geistige Getränke zu sich nahm, als sich mit seinen physischen und pekuniären Verhältnissen vertragen



Dorothea von Schlegel

Nach einer Zeichnung von Ph. Veit radiert von J. Eisenhardt (1881)
Stadtbibliothek, Wien



wollte (was mir die finanziellen Sorgen erklärte, über welche seine Frau oft mit mir sprach, ohne doch jener Ursache zu erwähnen), hatte ihm schon öfters Anfälle von Schwindel zugezogen, die mit Blutlässen abgeleitet werden mußten. Aber daß dieser letzte Anfall ihn im fremden Lande, fern von seinem Hause und seiner Gattin, traf, war für uns alle eine Verschärfung der bösen Kunde, und für jene eine Quelle bittern, untröstlichen Schmerzes.

Gleich nach Tische eilte ich zu ihr hinauf; ich traf die damals noch lebende Frau von Pilat[418]), Frau von Doré, Herrn von Buchholtz und noch viele andere Freunde bei ihr. Andere teilnehmende Personen sammelten sich nach und nach, und so umringte ein erschütterter, aber herzlich wohlwollender Freundeskreis die arme bedrängte Witwe, die jetzt noch ziemlich gefaßt schien, und deren tieferer Schmerz sich nach und nach erst mit dem Fortschritt der Zeit entwickelte. Eine Erscheinung, die ich wohl begreife und jeder begreifen wird, der den Gefährten langer, miteinander verlebten Jahre in einem Alter verliert, in dem zwar kein heftiges, leidenschaftliches Empfinden den ersten Eindruck einer solchen Kunde zu einem lebens- oder wenigstens gesundheitsgefährlichen Ereignis machen kann; in dem aber eben im Verlauf der Zeit immer mehrere und öfter sich wiederholende Gelegenheiten eintreten, bei welchen uns der dahingegangene Freund überall und überall aufs schmerzlichste mangelt und wir mit wehmütiger Klarheit erkennen, daß die bessere Hälfte unseres Seins mit ihm zu Grabe getragen worden ist.

Am andern Morgen war ich zeitlich wieder bei ihr. — Die Hofrätin von Müller[419]) (deren Gemahl, der durch

seine politischen Schriften bekannte Adam von Müller, früher k. k. Konsul in Leipzig, jetzt bei der Staatskanzlei angestellt und ebenfalls sehr kränkelnd war) kam mit ihren beiden Töchtern (jetzt Frauen Endlicher und von Pilat[420]), und entweder sie oder ein anderer Ankommender brachte eine zweite Nachricht plötzlichen Todes. — Die Fürstin Metternich, geborne Freiin von Leykam, war diesen Morgen im Kindbett ganz unvermutet gestorben[421]). Ich hatte die Frau in meinem Leben nicht gesehen, ihr Tod konnte mir also gleichgültig sein; jetzt, so unmittelbar nach einem Trauerfall, der in meiner nächsten Nähe eine teure Freundin so schmerzlich getroffen, erschütterte er mich und uns alle doch sehr. Die begleitenden Umstände, daß es eine junge, schöne Frau gewesen, die bei der Geburt ihres Erstlings das Leben verlor, rührten doppelt, wenn man bedachte, welche und wie heftige Entrüstung, Widerspruch und Tadel die Heirat des alternden, hochgestellten Fürsten mit dem, ihm keineswegs ebenbürtigem Fräulein ein Jahr früher in Wien erregt hatte und wie die Bemerkung, daß bei allem Tadel und schlimmer Nachrede, welche ihre Familie und die Mißheirat traf, doch auf die junge Frau selbst kein Schatten gefallen war, für den schätzbaren Charakter derselben bürgen mußte[422]). So waren denn auch wir alle tief ergriffen, und bald darauf beurlaubte sich Frau von Müller, um mit ihren Töchtern nach Hause zu ihrem Gemahl zurückzukehren. Zwei Stunden darauf kam die Nachricht, daß sie ihn sterbend — ebenfalls vom Schlag gerührt — gefunden habe[423]).

Das war zu viel in der kurzen Zeit von kaum 24 Stunden! Ich fühlte mich wie betäubt und zerdrückt von diesen, so schnell hintereinander folgenden Todes-

nachrichten, und es bedurfte ein paar Tage und der Erheiterung, die ich mir in der Stadt, im Umgang meiner Kinder und Enkel holte, um mich wieder in meine natürliche Stimmung zu versetzen.

Mit dem Frühling verließ — eine natürliche Folge dieser Veränderung — Frau von Schlegel unser Haus, weil ihr die Wohnung zu groß war, aber sie blieb in meiner Nähe, im Hause ihres schätzbaren, alten Freundes von Klinkowström, der nicht weit von uns sein, mit Recht berühmtes Erziehungsinstitut gegründet hatte[424]), und ihm mit großer Ehr- und Liebenswürdigkeit vorstand. O wie viele schöne, wohltuende Abende brachte ich schon früher, aber noch mehr seit meine Freundin da wohnte, in diesem Hause zu, in welchem den Eintretenden sogleich eine Atmosphäre des Friedens, der Stille und Rechtlichkeit umfing. Ein gewählter Kreis von Menschen versammelte sich, mehr oder minder zahlreich, daselbst, welchen hohe Geistesbildung, würdiger Sinn und Bekanntschaft mit allem Neuen in der Literatur auszeichneten. Wo sind jetzt die meisten von denen, die ich dort so oft sah und an deren Umgang ich mich erfreute? Entweder tot oder fern, fern von hier, oder in ganz andere Verhältnisse versetzt. So ist der Kreis — das liebende Gedränge zerstoben! und mit tiefer Wehmut denkt das zurückgebliebene, hochbejahrte Mitglied desselben an diesen, wie an so manchen andern geselligen Kreis, in welchem es während des langen Daseins gelebt, und mit Vergnügen gelebt hatte, und der ebenso zerstoben ist, wie der im Klinkowströmschen Hause.

Der Winter verging indessen, und ein ziemlich kühler, nasser Sommer folgte ihm. Pichler hatte sich bis jetzt immer einer guten und festen Gesundheit erfreut, und

der Umstand, daß er täglich den — freilich nicht sehr weiten — Weg von seinem Hause ins Bureau und wieder zurück zweimal zu machen hatte, stählte seine Gesundheit, machte ihn unempfindlicher gegen die Einwirkungen der Witterung und verschaffte ihm die, einem Geschäftsmanne so nötige tägliche Bewegung. Doch endlich machten die zunehmenden Jahre ihr Recht geltend, und ein Übel, das sich schon ein paarmal im geringeren Maße gemeldet, kehrte jetzt mit größerer Kraft zurück. Pichler war an einem warmen Juniustage, ziemlich leicht gekleidet, nach Tische in sein Bureau gegangen; während er dort war, brach ein heftiges Gewitter aus, und über dem Nachhausegehen mochte die stark abgekühlte Luft bei seiner leichten Kleidung verderblich auf ihn eingewirkt haben. In der Nacht befiel ihn jenes alte Übel, das er nur zu wohl kannte, und das in heftigen Krämpfen im Unterleibe bestand. Er weckte mich, ich rief den Leuten, der Arzt wurde gerufen, Umschläge und Tee gekocht und sogleich alles angewendet, was mir bei solcher Gelegenheit als nützlich bekannt war. Gegen Morgen löste sich der Krampf, und Pichler war imstande aufzustehen und seinen gewohnten Verrichtungen nachzugehen. Aber es blieb eine Reizbarkeit zurück, die, wenn nicht die äußerste Vorsicht angewendet wurde, einen Rückfall befürchten ließ. Dieser blieb auch nicht aus, obwohl er erst in der zweiten oder gar dritten Woche eintrat und war nur um so hartnäckiger und beängstigender für uns alle. Diesmal hatte der äußerst schmerzliche und lebensgefährliche Zustand vom frühen Morgen bis zur Nacht gedauert. Die Ärzte samt dem Wundarzt waren im Krankenzimmer. — Allerlei wurde versucht — nichts wollte fruchten. — Lotte war mit ihrem

Manne abends voll Angst gekommen. — Solange Pelzeln, der seine Kinder nicht ganz allein lassen wollte, dableiben konnte, besserte sich Pichlers Zustand nicht. Er kehrte also allein nach Hause, aber die Tochter beschloß, die Nacht bei mir auf dem Sofa zuzubringen — währenddessen Doktor Schiffner[425]), damals unser Hausarzt, für plötzliche Fälle so gütig war, ein paar Stunden der Nacht bei dem Kranken zu wachen, damit wir etwas schlafen konnten. — Ach, es war doch kein erquickender Schlaf! ein Hinbrüten zwischen Angst und Erwartung! Gegen den Tag zu ging ich zu dem Kranken, Schiffner nach Hause. — Noch dauerte der beängstigende Krampf. Endlich zwischen 4 und 5 Uhr morgens traten die ersten Zeichen einer Nachlassung ein — und nun besserte sich zu unser aller Freude und Trost der peinliche Zustand allmählich; aber es dauerte volle acht Tage, ehe Pichler das Bett verlassen und im Zimmer und Garten sich langsam erholen konnte.

Türkheim, der gleich am ersten Tage nebst Dr. Schiffner war gerufen worden, und jeden Morgen, wenn er von Hietzing in die Stadt fuhr, bei uns einsprach, entschied nun, daß wir so bald als möglich nach Baden gehen sollten, wo er sich von der Wirkung des Wassers viel für Pichler versprach. Dies geschah denn auch in den ersten Tagen des August, und unsere Freundin, Fräulein Henriette von Ephraim, hatte uns, wie jedes frühere Jahr, die Wohnung bestellt. Es war diesmal für uns eine neue, in der Landschaft am Josefsplatz, die uns gar sehr zuzusagen schien, indem sie innere Bequemlichkeit, ja selbst einige Eleganz mit dem Vorteile einer herrlichen Aussicht in jedem Sinne verband. Denn während mich der Ausblick auf die gegenüberliegenden Berge erfreute, fanden die meisten, welche

mich besuchten, es gar angenehm, daß alles, was ins Tal hinaus oder nach Vöslau, nach Heiligenkreuz usw. wollte, hier vorüber mußte.

Sei es nun, daß die früheren Erschütterungen, welche mein Gemüt und somit auch meinen Körper stark mitgenommen hatten, auch meine Gesundheit untergraben hatten, sei es, daß die Wohnung unmittelbar am Bach, der begreiflicherweise fast allen Brunnen dieser Gegend sein Wasser und somit einigen Schwefel mitteilt, ungünstig auf mich wirkte, oder beides zusammenkam, genug, ich kränkelte während der ganzen Zeit, welche wir daselbst zubrachten und genoß nur wenige ganz gesunde Tage. An einem derselben ward eine große Partie nach Merkenstein[426]) in unserm gesellschaftlichen Kreise verabredet, und wir dazu aufgefordert. B. Arnstein, B. Pereira, Frau von Elkan[427]), von Ephraim und die Herren, welche zu dieser Kotterie gehörten, waren dabei, nur daß zufällig diese Partie auf meinen Geburtstag fiel, genierte mich ein wenig, aber die freundliche Gesellschaft wußte auch diesen zufälligen Umstand auf eine verbindliche Art zu benutzen. In zehn oder noch mehr offenen Wagen brachen wir auf — jede Familie hatte eine oder zwei Speisen, oder Wein, Obst usw. zu dem Picknick mit sich genommen, und recht lustig flog der lange Wagenzug über die Ebene dahin, im Angesicht der nahen bewaldeten Berge und umrauscht von einem nicht gerade gelinden Wind, der indes die bleibende Heiterkeit des schönen Herbstmorgens sicherte. Von weitem erblickte ich nun einen Reiter, etwas voraus der Wagenreihe — eine auffallende Gestalt, die meine Blicke auf sich zog und meine Neugier reizte.

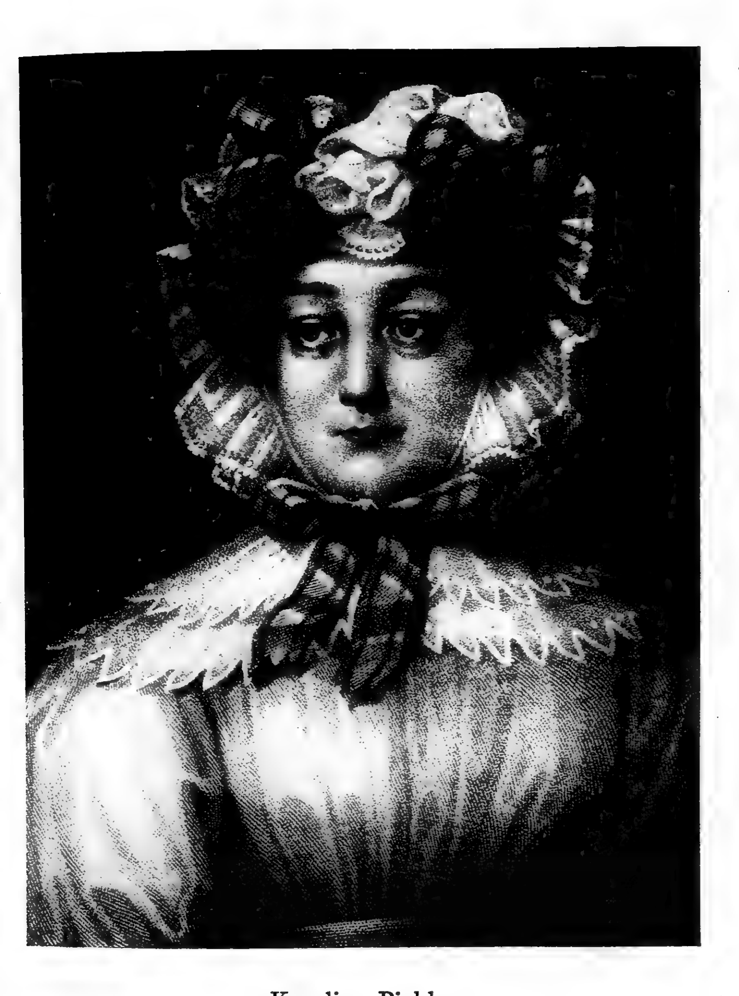
Es war ein langer, hagerer Mann, der heftige Wind, der ihm entgegenblies, schlug den dunkeln, mit

grellem Rot gefütterten Mantel wild um ihn herum, und trieb ihm die schwarzen Haare unter der kleinen polnischen Mütze aus dem bleichen Gesicht, aus dessen tiefen, aber bedeutenden Zügen ein paar lebhafte Augen unter schwarzen Augenbrauen hervorblitzten, und ein starker Schnurrbart vollendete das beinahe Unheimliche dieser Erscheinung, welche sehr an irgendeinen Helden Byrons, einen jener interessanten Verbrecher mahnte, wie der Lord sie zu schildern liebte. Lange unterhielt es mich, den Reiter zu beobachten, endlich machte eine Wendung der Straße ihm die Wagen bemerklich, er wandte sein Pferd und ritt an einen derselben heran, indem er die Damen artig grüßte. Mir war das recht, denn nun konnte ich später auf meine Frage erfahren, daß dieser unheimliche Reiter ein Graf Löwenhjelm[428]), schwedischer Gesandter an unserm Hofe war und mit zur heutigen Gesellschaft gehörte. Bei dem Mittagsessen, das, von der heitersten Herbstwitterung begünstigt und von den Bergen, in deren engem Schoß wir uns befanden, vor dem Wind geschützt, im Freien genommen wurde, ließ sich plötzlich auf einem Hügel über uns eine Harmoniemusik vernehmen, die das Vergnügen der Gesellschaft vermehrte. Nach Tische bemerkte ich allerlei Geflüster und heimlichtuenden Scherz, dessen Absicht mir und wohl vielen rätselhaft war, aber auf einmal mußte auf Befehl eines aus der Gesellschaft, diese in zwei Reihen — Frauen und Herren getrennt, wie zur Eccossaise, sich einander gegenüberstellen. — Nun trat Fräulein Ephraim hervor und las ein ebenso gemütliches als elegant stilisiertes Sonett vom Herrn Major von Weingarten, dem zierlichen Dichter, vor, das einen freundlichen Glückwunsch zu meinem Geburtstag enthielt[429]). Hierauf

wendete sich plötzlich die ganze Reihe der Herren, wie sie vor uns standen, um, und präsentierten jeder auf seinen Schultern einen großen Buchstaben, aus weißem Papier ausgeschnitten, und diese Buchstaben formierten das Vivat Caroline! Ungemein freute mich diese gütige Aufmerksamkeit, und mit stiller Genugtuung fühlte ich mich im Kreise wohlwollender Freunde. Nach Tische wurde spazieren gegangen, die Aussichten in die, hinter diesen Bergen liegende ernste Gebirgswelt bewundert, wo der Schneeberg, die Neustädter Wand und andere hohe Gipfel und Bergrücken sich majestätisch erhoben, und gegen Abend kehrte alles vergnügt nach Baden zurück.

Bei dieser Gelegenheit, wo die Rede von einer Aufmerksamkeit ist, welche mir von befreundeten gütigen Personen zuteil wurde, finde ich es nicht unpassend, einer andern, ebenfalls zarten Rücksicht zu erwähnen, welche ich von einem mir gänzlich unbekannten und noch bis jetzt nicht ermittelten Manne erhielt, der meinen späten, aber darum nicht minder warmen Dank vielleicht erst in diesen Blättern lesen kann.

Es war wohl noch einige Jahre früher — vermutlich als meine Tochter schon in Prag oder wenigstens nicht mehr bei mir lebte, weil ich nicht von ihr begleitet war — daß ich nach einer alten, mir liebgewordenen Gewohnheit an einem der Karwochentage nach Tisch in die Hofkapelle ging, um die dort ungemein schön abgehaltene Pumpermette zu hören, in welcher besonders die Responsorien am Schlusse jedes Psalms von den Sängern der Hofkapelle, ohne Begleitung der Musik, ja nicht einmal der Orgel, welche nur den ersten Akkord feierlich angibt, mit meisterlicher Intonation und tiefergreifendem Effekt gesungen werden. Die



Karoline Pichler

Leopold Pöhacker del., David Weiß sc. — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



Kapelle ist nicht groß, die Schönheit der Musik lockt viele, daher war es zum Erdrücken voll, und ich stand recht mitten im Gedränge, nicht ohne einige Unbequemlichkeit meine Semaine sainte[429a]), einen ziemlich korpulenten Band, in den Händen emporhaltend, um in der dämmernden Kirche lesen zu können. Da gewahrte ich einen jungen ungarischen Gardisten (deren sich mehrere in der Kirche befanden, ohne im Dienst zu sein), der geschäftig um sich blickte, und endlich ein paar Personen, die ganz am Ende in den nächsten Kirchenstühlen saßen, anredete, so daß ich vermutete, er suche für jemand einen Platz, der vielleicht erst kommen werde. Weiters gab ich auf die ganze Sache nicht acht, als plötzlich ein Hofbedienter mit einem Sessel sich durch das Gedränge arbeitete, ihn hinter mir niederstellte, mit der Aufforderung, mich seiner zu bedienen. Deutlich erkannte ich jetzt, daß jene freundliche Geschäftigkeit des jungen Offiziers mir gegolten hatte und widmete ihm in meinem Herzen warmen Dank, den ich ihm leider, als die Andacht vorüber war, nicht mehr zollen konnte, denn er war aus der Kirche verschwunden. Auch glaube ich kaum, daß ich ihn würde wieder erkannt haben, denn ich hatte ihn nur flüchtig angesehen und weiß mir seinen guten Willen, sein freundliches Bemühen, der unbekannten Matrone einen bequemen Sitz zu verschaffen, nur damit zu erklären, daß er mich vielleicht aus dem Zayschen Hause in Bucsan oder Ugrócz gekannt und der schriftstellernden Frau gern eine gütige Rücksicht erwiesen habe.

Von Baden zurückgekehrt, traten wieder mancherlei trübe Ereignisse ein. Therese Artner, meine innigverehrte Freundin, war schon vor mehr als zwei Jahren von Bucsan weg zu ihrer jüngsten Schwester Minna

Romano gezogen, welche mit ihrem Manne in Agram lebte und ihrer eigenen Gesundheit wegen eine Stütze in ihrem häuslichen Walten bedurfte. Diese fand sie am besten und liebsten in der ältesten Schwester, welche ja schon von Kindheit an die Pflichten der frühverstorbenen Mutter an den drei jüngern Geschwistern geübt hatte. Aber Therese litt selbst an gichtischen Übeln, und oftmalige beschwerliche Reisen von Bucsan nach Agram und von hier wieder zurück, womit sie die entgegengesetzten und doch im Grunde gleichen Wünsche ihrer Schwester Minna und ihrer Freundin Zay befriedigen wollte, hatten diese Übel nur noch mehr hervorgerufen. Bald darauf waren, während Therese sich bei ihrer Schwester befand, schnell nacheinander zwei kleine Kinder derselben gestorben[429b]), und dieser Schmerz, sowie noch manch anderer Verlust erschütterte ihre Gesundheit immer mehr. Im vergangenen Jahre 1828 hoffte sie viel von einer Reise nach Vicenza zu entfernten Anverwandten, die sie freundlich eingeladen hatten. Aber die erneuerten Fatiguen der Reise, da Theresens Vermögensumstände ihr nicht erlaubten, auf recht bequeme Art zu reisen, die Veränderung des Klimas, selbst die erhöhte Wärme, auf welche sie als ein Heilmittel gerechnet hatte, und die sich schädlich für sie erwies, endlich die Hast und vielfältige Bewegung, mit welcher ihr, nach Kenntnissen und Kunstgenüssen dürstender Geist, diese überall aufsuchte, vollendeten den Ruin ihrer Gesundheit. Ihre Bemerkungen auf dieser Reise legte die teure Freundin in einem Bericht darüber, in Form von Briefen an mich, nieder und gab mir so vor ihrem Tode aus der Ferne noch ein warmes Liebeszeichen[430]). Zurück nach Agram gekehrt, nahm ihr Leiden mit wachsender Ge-

walt überhand, und am 25. November verschied sie in den Armen ihrer Freunde, ihnen und uns allen ein unersetzlicher Verlust.

Während dieses letzten Sommers hatte auch der Zustand von Pelzelns Mutter sich bedeutend verschlimmert. Ihr Arzt verbarg ihren Angehörigen die Wahrheit nicht. — Es war eine Brustwassersucht, und ihr Sohn, der sie unendlich liebte und die letzte Zeit fast ganz bei ihr zubrachte, litt aufs schmerzlichste durch diesen drohenden Verlust, und meine Tochter litt mit ihm.

Es war am Ende des Novembers, als ich eben abends, einsam im Zimmer sitzend, einen Brief aus Agram erhielt, der mir den Tod Theresens meldete, und dies Ereignis, das ich leider schon lange als unvermeidlich vorausgesehen, nun schmerzlich verwirklicht sah. Noch sann ich tiefbetrübt darüber nach, als man mir ein Billett meiner Tochter brachte, das mir den eben erfolgten Tod ihrer Schwiegermutter anzeigte[431]). So kreuzten sich auch diesmal die Todesnachrichten wie zu Anfang dieses, durch manche Unfälle, wenigstens für uns denkwürdigen Jahres, das überdies noch durch eine furchtbar strenge Kälte, welche vom halben November bis zu Ende Februars anhielt, sich allen unvergeßlich machte, und der trübe Schluß desselben glich seinem finstern Anfang.

Während der zwei Jahre, welche nach der Erscheinung der „Wiedereroberung von Ofen“[431a]) verflossen waren, hatte meine Phantasie, die sich ohne eine bestimmte und umfassende dichterische Arbeit nicht recht behaglich fühlte, wieder einen neuen, ebenfalls aus der österreichischen Geschichte geschöpften Stoff gewählt: „Friedrich den Streitbaren“[432]), den letzten

Babenberger. Zu diesem Behuf schaffte ich mir Raumers gediegenes Werk: „Geschichte der Hohenstaufen"[433]) an, und suchte auch in andern geschichtlichen Werken, hauptsächlich aber in Hormayrs Schriften[434]), nach Notizen über diesen Fürsten. Raumers Werk war mir von großer Hilfe, wie denn überhaupt alles, was aus dem ernsten und dabei doch so milden Geiste dieses Mannes geflossen ist, in dem meinigen stets einen bereiten Widerklang fand und ich mit großer Beruhigung so oft meine, noch unklaren oder mangelhaften Ansichten von geschichtlichen Charakteren oder Zuständen aufgeklärt und vollständig entwickelt in seinen Werken erblickte; sowie seine persönliche Erscheinung, auf welche ich später kommen werde, mir und allen, die ihn bei uns sahen, sehr zusagte[435]). Doch muß ich gestehen, daß eine bei weitem lebendigere (ob auch ganz richtige, lasse ich dahingestellt sein) Gestaltung von Friedrichs Eigentümlichkeit mir aus Hormayrs Schilderung entgegentrat, als aus Raumers Werk, wo ich die zerstreuten Züge erst zusammensuchen mußte, weil natürlicherweise dieses Fürsten nur bei jenen Gelegenheiten und nur insoweit, als er in Berührungen mit den Hohenstaufen kam, erwähnt ist. Hormayr hingegen hat — fast möchte ich mir erlauben zu erraten warum? — diesen Fürsten stets mit ganz besonderem Interesse betrachtet. Er hat seine gewaltige Willenskraft bewundert, seine Irrtümer und seine sich überstürzenden Leidenschaften entschuldigt, und in dem häuslichen sowohl als öffentlichen Unglück, das Friedrich betroffen, doch stets nur die Größe des Charakters im Kampf mit einem feindlichen Geschick und das traurige Bild vereitelter Hoffnungen und gehemmter Entwürfe gesehen. Eben diese sympathetische Teilnahme, wenn

ich so sagen darf, hat denn auch Hormayrs Phantasie belebt, und die Biographie Friedrich des Streitbaren, nach meiner Ansicht, zu einer seiner lebendigsten Darstellungen erhoben, ohne daß ich jedoch zu behaupten wage, daß es auch eine der treuesten und richtigsten sei, wie denn überhaupt strengere Geschichtsforscher gegen viele seiner Arbeiten diese Einwendung machen.

Mir sagte dieser Stoff sehr zu, und ich beschäftigte mich angelegentlich damit; ja ich war, wie bei allen meinen Arbeiten, mit ganzer Seele dabei, so daß der Lauf der Begebenheiten und die Bilder der Personen mir nie aus dem Gedächtnis schwanden und ich imstande war, sowie ein freier Augenblick zwischen häuslichen Geschäften und geselligen Pflichten sich anbot, meine Arbeit fortzusetzen. Aber ich hatte Hrn. Fleischer, mit dem ich in einem langjährigen literarischen Verkehr gestanden und dessen freundliches Betragen gegen mich jede billige Rücksicht fordern konnte, eine Erzählung für die „Minerva 1831" versprochen und mußte nun daran denken, dieser Verpflichtung nachzukommen. Recht mit Mühe, kann ich sagen, riß ich mich aus dem Ideenkreise, aus den Bildern, Begebenheiten, Streben und Ringen der Epoche, in der mein größeres Werk spielte, los, um etwas ganz Verschiedenartiges vorzunehmen. Ich hatte schon seit langem den Stoff des „Turniers zu Worms" (den ich früher schon als Romanze behandelt hatte)[436] ausersehen, um ihn in einer größeren Erzählung zu bearbeiten, nun führte ich diesen Plan aus. Hatte nun wirklich das innere Widerstreben, womit mein Geist an diese Arbeit ging, darauf eingewirkt, oder war es eine von den mancherlei Freundlichkeiten, welche Herr W. Menzel[437]) im „Literaturblatt des Morgenblattes" den schriftstellernden

Frauen, die er samt und sonders haßte, und somit auch gelegentlich mir erwiesen hat, genug, er sagte in der Rezension des „Almanachs", daß die Erzählung: „Das Turnier zu Worms" zwar nicht lang, aber langweilig sei"[438]). Bei der Höflichkeit, womit sonst meine Arbeiten von den Herren Rezensenten behandelt wurden und noch werden, selbst, wenn sie etwas daran zu tadeln fanden, wogegen ich nichts einzuwenden hatte, hat mich der barsche Ton, in welchem dieser Hr. Menzel sich schon ein paarmal gegen mich vernehmen lassen[439]), wohl nicht beleidigt, denn ein Urteil über ein gedrucktes Buch steht jedem frei, aber in Verwunderung gesetzt, da ich ihm wahrlich nie einen Grund zum Mißvergnügen gegeben, er müßte mir nur das, daß ich eine Schriftstellerin bin, als ein Vergehen a priori anrechnen. Dieser Widerwille mag es auch wohl gewesen sein, welcher, verbunden mit der stets mehr überhand nehmenden Sitte unserer Literatoren, die Gesellschaft von Frauen zu vermeiden, ihn bei seiner Anwesenheit in Wien, vor einigen Jahren, bestimmt hat, mich ganz zu ignorieren, obwohl er ins Haus der B. Pereira kam, und somit eine leichte Berührung zwischen uns möglich gewesen wäre. Nachdem ich diese Erzählung geendigt und abgeschickt hatte, wandte ich mich wieder zu meinem Friedrich dem Streitbaren, aber die erste Stimmung war zum Teil verschwunden, die Wärme verflogen, ich endigte zwar meine Arbeit nach dem früher entworfenen Plane und brachte auch alle Einzelnheiten in Ausführung, welche ich schon früher, jede an ihrer Stelle, dazu bestimmt hatte; doch freute mich jetzt diese Arbeit nicht mehr halb so sehr, als wenn ich das Ganze in einem Zuge hätte fortarbeiten können und ich möchte sagen, mich nicht aus der At-

mosphäre von Ansichten, Empfindungen und Schilderungen hätte entfernen müssen, in welcher, wie ich glaube, das Werk auch viel besser beendet worden wäre.

Später, nachdem ich Herrn Korn so meisterhaft seine Rolle des zartfühlenden und seine hervorbrechende Leidenschaft mit männlicher Kraft beherrschenden Vormunds in dem Stücke Raupachs: „Vormund und Mündel"[440]), hatte spielen sehen, dachte ich daran, aus dem „Turnier zu Worms" ein Stück zu machen, und Claude de Barres Charakter und Lage schien mir ganz geeignet, auf ähnliche Art behandelt und dargestellt werden zu können. Ich teilte mir die Handlung in Akte und Szenen ein, und machte auch die Änderungen, welche mir die dramatische Vorstellung an einer Erzählung zu erfordern schien, unter andern auch die, daß der Vorsatz des Kaisers, als Gegner des französischen Ritters aufzutreten, dem Publikum nicht wie bei der Erzählung bis zum letzten Augenblick ein Geheimnis bleiben sollte, weil es sehr möglich war, daß viele Personen im Theater beim Aufschlagen des Visiers den Kaiser vielleicht nicht sogleich hätten erkennen, und folglich das Schlagende der Entdeckung nicht so allgemein wirksam hätte sein können. Im Stücke sollte der Tausch der Waffen mit Georg und das Erscheinen des Kaisers unter Georgs Namen nur den Hauptpersonen der Handlung unbekannt sein, und das Publikum bloß mit ihnen und für sie dem zweifelhaften Ausgange des Kampfes gespannt entgegen sehen. Aber ich gab auch diesen Plan auf und ließ es bei der Erzählung bewenden.

Gegen Ende des Winters brachte der Eisgang, der während der durch viertehalb Monate anhaltenden Kälte sehr stark geworden, große Bestürzung hervor. Er erfolgte in der Nacht vom letzten Februar auf den

ersten März, und richtete ungemein vielen Schaden in den, dem Strome zunächstliegenden Vorstädten Wiens und in der Umgegend an, wobei selbst Menschen zugrunde gingen, und der jetzige Kaiser, damals Kronprinz, wie ein helfender und rettender Engel in den gefährdeten Gegenden erschien. Auch die Einwohner Wiens zeigten sich hilfreich, man brachte Geld, Einrichtungs-, Kleidungsstücke usw. in solchem Überfluß zusammen, daß, wie man erzählte, manche Familie durch diese Beteilung nun besser als vorher eingerichtet und versehen war[441]).

Den nächsten Monat aber traf auch uns ein trauriges Ereignis. Das jüngste Kind meiner Tochter, das eben in der vierten Generation den Namen Karoline bei uns fortsetzen sollte, starb nach einer kurzen Krankheit von wenigen Tagen an einem Wasserkopf[442]), wie die Ärzte sagten. Am Mittwoch abends, als meine Tochter mich besuchte, hatte sich das Kind zuerst geklagt, das Übel nahm mit Riesenschritten überhand, Konvulsionen traten ein, und am Montag hatte es seine kurze Laufbahn beendigt. Es war ein schönes und für sein Alter von 18 Monaten sehr verständiges Kind. Wahr ist es, daß es nie sehr munter gewesen war, und daß der Blick seines wirklich schönen Auges oft etwas Melancholisches hatte, das mich schreckte, indem es mich den Grund des Übels ahnen ließ, der sich auch bestätigte. Bald darauf entschloß sich mein Schwiegersohn, um seiner Frau Erheiterung und den Genuß der Landluft zu verschaffen, eine Wohnung auf dem Lande zu nehmen. So lange seine Mutter lebte, pflegte er bloß im Sommer jeden Sonnabend allein zu ihr nach Mödling zu fahren, wo er dann bis Montag blieb, und seine Frau brachte den Sonntag mit den Kindern bei uns zu. Dies



Karoline Pichler

Aquarell von L. Krones (1829). — Städtisches Museum in Baden bei Wien



Jahr aber war es anders. Sein Präsident, der Baron von Gärtner, bewohnte schon seit ein paar Jahren ein sehr schönes Haus in Döbling. Außer seiner großen Wohnung war noch eine kleine in diesem Hause zu vermieten. Pelzeln nahm sie auf die freundliche Aufforderung seines Chefs, und so gestaltete sich für meine Tochter, die dieser Aufheiterung wohl bedurfte, ein angenehmer Séjour im Genuß der Landluft und im Umgang mit der sehr würdigen Familie des Barons von Gärtner.

Der strenge Winter hatte einem sehr heißen Sommer Platz gemacht, und wie in der Natur schien in der Menschen- oder eigentlich der politischen Welt während langer Ruhe sich der Gärungsstoff gehäuft und jetzt in heftiger Glut entzündet zu haben. Frankreich, stets seiner Glanzperiode unter dem Kaiserreich eingedenk und nach Art leichtsinniger Gemüter der Niederlage vergessend, die eben jene Glanzperiode herbeigeführt hatte, ertrug unwillig die Einrichtungen der Restauration und so manche, nicht Neuerungen, sondern Umkehrungen zum Alten, welche die wiedergekehrten Bourbons, besonders nach des höchstverständigen und würdigen Ludwigs XVIII. Tode, einzuführen begannen. Das war im Westen von uns. — Im Osten oder vielmehr Nordosten begann es sich ebenfalls zu regen. Das unglückliche Polen hatte (vermutlich auf französische Instigationen) den Freiheitskampf wieder aufzunehmen angefangen. Unruhen regten sich hin und wieder. Ein lebhafter Geist schien alles zu beseelen — Hoffnungen lebten auf, Versuche wurden vorbereitet. Wer dem unglücklichen Lande oder vielmehr der unglücklichen Nation wohlwollte, und die Lage der Dinge genauer betrachtete, konnte sich über diese letzten Zuckungen sterbender Freiheit nicht erfreuen. Es ging

Polen, als Land betrachtet, nicht schlimm. Unter Alexanders milder Regierung waren Straßen angelegt, Industrie ermuntert, treffliche Einrichtungen für das Wohl der untern Stände gemacht worden. Sicher waren diese besser daran als vorhin unter ihrer Pseudorepublik. Daher war der Aufstand auch nicht vom Volke ausgegangen, sondern die mächtigen Dynasten konnten die Zeit nicht vergessen, als sie oder ihre Väter große Gewalt besessen hatten, und eine billige und edle Idee nationaler Freiheit knüpfte sich an diese Erinnerungen, und strebte, ohne die Mittel, die vorhanden waren, zu berechnen, dem glänzenden Ziel errungener Selbständigkeit zu.

Plötzlich überraschte die Neuigkeit der Julirevolution die ganze Welt, und obwohl diesmal das Ganze ohne viel Blutvergießen vorübergegangen, und Karl X. eben nicht vom Throne gestürzt, sondern höflich gebeten, herabzusteigen und mit Artigkeit aus dem Lande gewiesen worden war, so konnte doch niemand mit Sicherheit voraussagen, was noch folgen würde. Der Greis La Fayette trat wieder aus der Dunkelheit des Privatlebens hervor, in welcher er als Herr und Hausvater ebenso ehrenvoll wie früher im Glanz der Öffentlichkeit gewirkt hatte, an die Spitze der Nationalgarde, und gab dem Lande ein Oberhaupt, ganz in dem Sinne seiner alten, nie verleugneten Grundsätze, was wohl nicht viele in Frankreich von sich sagen konnten. Was auch die Ewigunzufriedenen mit Recht oder Unrecht gegen Louis Philipp sagen mögen, seine Klugheit, seine Kenntnis der Menschen sowohl als der Kabinette hat bis jetzt Frankreich und somit Europa den Frieden erhalten. Sehr witzig ist eine bald nach dieser Thronveränderung erschienene Karikatur. Die bekannte Figur des Ma-

yeux steht da, in einer Hand einen Apfel, in der andern eine Birne haltend und sagt: Le diable emporte les fruits! — Adam nous a perdu par une pomme et La Fayette par une poire! Auch ist es kein geringer Beweis für die, seit 50 Jahren vorgeschrittene Zivilisation und wahre Sittigung der Menschheit, daß in Frankreich sowie in den kleinern deutschen Staaten, wo solche Reibungen entstanden waren, alles bald wieder, und durch wen? durch das Bürgertum, die National-, Kommunal- usw. Garden beruhigt worden war.

Indessen hatte der politische Schwindel doch die Köpfe ergriffen und aufgeregt. Nach seinem Standpunkte, seinen Ansichten und Absichten sah jeder etwas anders in demselben, hoffte, wünschte, fürchtete etwas anders, und die Politik hatte in den ersten Monaten nach dieser erschütternden Katastrophe so die Oberhand über alle, besonders über die friedlichen literarischen Interessen gewonnen, daß diese großenteils unbeachtet auf die Seite geschoben wurden.

Wir waren eben in Mitte dieser Wirren nach Baden gezogen, wo wir in diesem Sommer jene, mir sehr liebgewordene und schon öfters innegehabte Wohnung in der Pölzgasse bezogen, wo das Wohnhaus mitten im Garten liegt, und von allen Seiten eine köstliche freie Luft und Aussicht auf das Gebirge im Hintergrunde, auf die Weilburg und die Weinberge in der Nähe bietet. Auf die furchtbare Kälte des vergangenen Winters war ein eben so beschwerlicher heißer Sommer gefolgt. Kaum daß man abends, nachdem die Sonne schon hinunter war, einige Kühlung genoß; am wenigsten fand man sie auf dem gewöhnlichen Spaziergange der Badner, im Helenental; dort hatten die Sonnenstrahlen am längsten verweilt, und die nahen Berge und Wälder be-

hielten noch eine Weile den Dunst und die Wärme des Tales, bis endlich ungefähr 8—10 Tage nach unserer Ankunft ein heftiges Gewitter mit Regengüssen die Luft genugsam abkühlte, und nun ein angenehmes Herbstwetter eintrat.

Wieder, wie sonst jedes Jahr, versammelte sich unsere kleine Badner-Kotterie abends meist bei der Baronin Pereira, oder mit ihr bei einer der andern Freundinnen. Da wurde denn, zumal unter den Männern, nichts als politisiert, und selten drangen andere Gespräche durch. Pichler zumal fand soviel Nahrung für seinen Geist in dem, was täglich mehrere Zeitungen ihm Neues brachten, daß ich mit Ernst wachen mußte, daß er nicht des Zweckes, warum wir in Baden waren (die Bäder allein ausgenommen) ganz vergessend, darüber Spazierengehen und Bewegung in frischer Wald- und Bergluft versäume.

Vielleicht lag es in der Beschaffenheit meines letzten Romans, Friedrich des Streitbaren selbst, daß er in der literarischen Welt viel geringeren Sukzeß als meine früheren Arbeiten gefunden[443]), vielleicht aber erstickten die gar zu lebhaften, politischen Interessen, welche damals alle Geister aufregten, die Aufmerksamkeit für literarische Erscheinungen, vielleicht wirkte Beides zusammen. Das Resultat blieb ein unerfreuliches für mich, und spannte meine Lust zu künftigen Arbeiten sehr herab.

Zurück in die Stadt gekehrt, fand ich meine Tochter nicht unbedeutend krank an einem kalten Fieber, das sie in Döbling durch Erkältung sich zugezogen, und das in ihrer damaligen Lage, sie war das fünftemal in gesegneten Umständen, uns mit gerechten Besorgnissen erfüllte. Dennoch ging es, Gott sei Dank, vorüber, und sie erholte sich allmählich. Unsere häusliche Ruhe stellte

sich wieder her, und unsere häuslichen Freuden wurden bald darauf (5. Dezember) durch die glückliche Geburt eines hübschen und gesunden Mädchens erhöht, das uns die verlorene Karoline ersetzen sollte, wenn bei solcher Art von Verlust ein Ersatz denkbar ist, indem nie ein Individuum das andere vollkommen repräsentiert, und in unser aller Herzen Raum auch für diese neben der andern gewesen wäre. Auch konnten meine Tochter und ich uns nicht entschließen, das Kind, obwohl es Pelzeln seiner Frau wegen wünschte, Karoline taufen zu lassen, weil uns dies gar so wehmütig vorkam. Es wurde also Maria nach der allgemeinen Patronin unsers ganzen Geschlechts, der heiligen Jungfrau getauft[444]).

* * *

Indessen war die Revolution in dem bedauernswürdigen Polen, mit großer Lebhaftigkeit und von allgemeinem Enthusiasmus angefacht, fortgeschritten. Die Russen wurden an mehreren Orten tüchtig geschlagen, und die polnischen Patrioten erhoben ihre Häupter mit größerer Zuversicht. Unter ihnen zeigten sich Männer wie Chlopicky[445]), Mickiewicz[446]), an die nur zu denken, einem rein menschlichen Sinn wohltat; selbst jene, die von vornherein, aus den Gründen, die ich früher entwickelt, der Sache wenig Erfolg versprochen und die unglücklichen Opfer einer edlen Selbsttäuschung oder fremder Verführung im Voraus beklagt hatten, fingen nach und nach an, an ein mögliches Gelingen zu glauben, und wer sich für die gute Sache erwärmen konnte, rief sich den ebenfalls ungleichen Kampf der Schweizer, der Niederlande, endlich Nordamerikas ins Gedächtnis, und fand Bestärkung in seinem frommen Glauben. Graf Diebitsch[447]), der sich ein oder zwei Jahre vorher

durch seinen Übergang über den Balkan den Ehrennamen Zabalkansky erworben hatte, schien diesmal mit seinem Feldherrntalente gegen die Begeisterung einer Nation nicht auszureichen, und in Wien wurde über seinen Namen ein Witz gemacht, und er Sobaldkannstnicht genannt.

In mein Haus war drei Jahre früher ein Pole aus Galizien, Herr Boloz von Antoniewicz[448]), gekommen, ein Mann von sehr guter Erziehung, ein vermöglicher Edelmann und ein Jüngling von vielleicht nicht 22 Jahren, über dessen Kenntnisse und vielseitig ausgebildeten Geist ich oft erstaunte, und ihn einst so wie jenen Zögling der Ecole polytechnique, den Leutnant Raymond, fragte: Woher er denn die Zeit genommen, das alles zu lernen? Karl von Antoniewicz war auch ein zierlicher Dichter, und es ist mir noch immer komisch, daß, als er sich, ehe ich ihn gesehen, mit einem, mir sehr schmeichelhaften Gedicht bei mir ankündigte, aus welchem aber tiefe Klagen über sein Unglück durchtönten, ich ihn, mehrerer ähnlicher Erfahrungen zufolge, für einen pauvre honteux gehalten hatte, der seine Bettelei unter einer respektablen Maske anzubringen dachte. Wie war ich erstaunt und insgeheim beschämt, als nun statt des alten schnurrbärtigen, armen Polen, wie ich mir den Boloz von Antoniewicz nach seinem Briefe vorstellte, ein gebildeter und höchst eleganter junger Mann vor mir stand.

Er kam nur gelegentlich nach Wien, wohnte dann bei den P. P. Mechitaristen, und schien sich mit Literatur zu beschäftigen, obwohl er vielleicht insgeheim für sein Vaterland tätig sein mochte. Wenn er hier war, besuchte er mich oft, und schrieb mir, wenn er wieder nach Swarzowa, seiner Besitzung im Zolkiewer Kreise zurückgekehrt war, ziemlich fleißig. Ein oder zwei Jahre

darauf lernte ich durch ihn seinen Vetter Niclas Antoniewicz[449]) kennen, dessen Vater, wenn ich nicht irre, Appellationsrat in Galizien war; auch einen ziemlich artigen jungen Mann, der sich nebst seinen Studien mit Poesie beschäftigte, und aus Byrons Korsar ein Trauerspiel gemacht hatte, das einige hübsche Szenen bot. Sein Vetter hatte indes einen Sonettenkranz, leider aber für mich in polnischer Sprache gedichtet, und mit einem deutschen Sonette mir gewidmet. — Das war nun eine Art von Tantalusmahl — denn ich kann kein Polnisch; aber einige von den Herren, die unser Haus besuchten, und diese Sprache verstanden, übersetzten mir einiges, besonders nahm sich Baron Maltitz dieser Verdeutschung freundlich an, und so konnte ich doch einiges davon genießen.

Jetzt, in dem Winter von 1831 war Niclas Antoniewicz plötzlich aus Wien verschwunden, Karl war schon lange nicht mehr hier — der Krieg in Polen hatte begonnen, und ich konnte mir leicht denken, daß die beiden jungen Leute sich mochten haben hinreissen lassen, obwohl in unserm Galizien alles ruhig blieb, an dem Kampf ihrer Landsleute teilzunehmen. Und so hatte der eine, Niclas, auch getan; Karl aber war ruhig in Swarzowa geblieben. Lange erfuhr ich nichts von beiden. Nach dem Neujahr kam ein Brief von dem ersten, ganz voll Begeisterung, ganz voll schimmernden Hoffnungen. — Wie lange war es von der Vorsicht der unglücklichen Täuschung erlaubt, die irregeführten Gemüter zu blenden?

Bald warf Kaiser Nikolaus sich mit der ganzen Energie seiner gewaltigen Persönlichkeit und mit der ganzen Wucht seines despotisch konzentrierten Slaven- und Sklavenreiches auf dies bedauernswürdige Polen, zer-

drückte es unter dieser Last und verfuhr mit einer Härte und Unmenschlichkeit gegen die armen Besiegten, welche nicht die Körper der Gequälten, aber ihre Seelen bis tief ins innerste Heiligtum des Familienlebens zerriß. Wohl schmücken diesen Monarchen außerordentliche Eigenschaften, ein persönlicher Mut, eine Gegenwart des Geistes, die ihn im Augenblick der Gefahr nie verläßt; eine Unerschrockenheit, die ihm stets die klare Übersicht jeder Lage frei läßt; wohl weiß er recht schön, was gut, was menschlich, was edel ist — er handhabt es auch, so wie es nötig ist, um sich vor der Welt vorteilhaft zu zeigen, aber in seinem Innersten? Wen hat wohl der überraschende, empfindsame Besuch am Sarge unsers seligen Monarchen wirklich über die Absicht desselben getäuscht[450])?

* * *

Polen war unterdrückt, es war zermalmt, es war aus der Reihe der Nationen ausgestrichen und somit hatte der Giftkeim, den die erste Teilung in die europäische Politik gelegt — wider dessen Rechtswidrigkeit unsere Kaiserin Maria Theresia protestiert und das Übel vorahnend prophezeit hatte[451]) — seine vollständige Entwicklung erhalten. Der Oheim meines Schwiegersohnes, der berühmte Geschichtsschreiber Böhmens, M. Pelzel, hat bei jener Gelegenheit, wo nach der Schlacht auf dem weißen Berg und der Unterdrückung des protestantischen Prinzips in Böhmen, dies aufhörte, ein für sich bestehendes Reich zu sein, sich eines sehr poetischen Gleichnisses bedient, um dieses Verschwinden des böhmischen Namens zu bezeichnen. So wie die Moldau, nachdem sie sich in die Elbe ergossen hat, nicht mehr genannt und nur der Name Elbe für die gesamte Was-

sermasse gebraucht wird, so heißt es jetzt mehr, sagt der Geschichtsschreiber, die Böhmen rücken ins Feld, die Böhmen machen Frieden usw[452]). Aber wie viel preiswürdiger ist doch das Los der Böhmen und noch mehr das der Ungarn, trotz ihrer Einverleibung in den Gesamtstaat der österreichischen Monarchie, im Vergleich mit jener unglücklichen Nation, die zwei- oder dreimal, noch während ihrer Existenz als unabhängiger Staat, sich große Teile ihres Ganzen abreissen und unter fremde Herrschaft übergehen sehen mußte, bis endlich nach einem halben Jahrhundert von Schmach und Leiden, der übermächtige Nachbarstaat, der seit der sogenannten großen Katharina auf diesen Zweck hingearbeitet hatte, das Übriggebliebene eigenmächtig an sich riß und Polen somit eine Provinz desjenigen Reiches wurde, mit dem es, trotz des gemeinsamen slavischen Ursprungs in vielhundertjähriger Feindschaft gelebt hatte[450]).

Aber als wäre es an all dem Unglück, welches diese unzeitige Schilderhebung der Polen veranlaßt hatte, noch nicht genug, wurde nun durch die Russen ein neues Übel in Europa eingeschleppt, von dessen Existenz in Asien man schon seit manchem Jahre Schreckliches gehört, das aber, eben der Entfernung wegen, keinen besonderen Eindruck auf die europäische Welt gemacht hatte, und das nun die Abendländer zu ihrem Entsetzen in der Nähe sollten kennen lernen. Es war das furchtbare Rätsel, wie es Goethe nannte[453]), die asiatische Cholera. Langsam wälzte sich das zerstörende Ungetüm immer näher; die Märsche, die Gefechte machten die Mitteilung unvermeidlich, so stieg es endlich über die Karpathen herab und drang in Ungarn ein.

Ihm weit voran gingen gräßliche Kunden, und noch gräßlichere Torheiten von Aberglauben, blinder Nachahmung ungeprüfter Heilmittel, albernem Nachbeten unverstandener Maßregeln und rücksichtslosem Egoismus, der nur bedacht, das liebe Selbst vor jeder möglichen Gefahr zu schützen, zu den widersprechendsten, ja oft zu den gefährlichsten Mitteln griff, nicht weil man sie erprobt gefunden, sondern weil man gehört haben wollte, daß der oder jener, den man oft nicht kannte, sie gebraucht habe. Welche verkehrten Maßregeln wurden nicht ergriffen, welche Summen ohne genaue Prüfung der jedesmaligen Individualität, ja oft ohne den Rat eines Arztes, für Wismut, Kamillengeist, präservative Pflaster und Räucherungen verschwendet! Zweierlei Ansichten erhoben sich unter den Ärzten und im Publikum, die von der Kontagiosität und Nichtkontagiosität des Übels. Viele und berühmte Ärzte standen auf jeder Seite, die erste behielt die Oberhand — der kaiserliche Hof zog nach Schönbrunn, das ganz abgesperrt und von aller Berührung mit dem Publikum so viel wie möglich frei bleiben sollte. Gegen Ungarn wurde ein Kordon gezogen, Rastele, Quarantäneanstalten mit unsäglichen Kosten aufgerichtet — während viele und eben auch nicht beschränkte das alles für ganz nutzlos, ja für schädlich erklärten. Diese behaupteten, durch viele Erfahrungen belehrt, daß die Krankheit nicht notwendig durch Berührung wie die Pest sich mitteile, daß, wenn dies auch hier und dort so geschienen habe, weil in einem Hause oder einer Gegend mehrere Personen erkrankten, Einbildungskraft, Atmosphäre und andere noch unerforschte Einwirkungen tätig gewesen waren. Sicher war es, daß in der Atmosphäre Veränderungen vorgegangen waren, die bei auch

nur oberflächlicher Beobachtung auffallen mußten. Diese glanzlosen Sonnenuntergänge, wo das Gestirn des Tages sich gleich dem Vollmond zeigte und betrachten ließ; diese feuerroten, lange dauernden und oft den ganzen Horizont bedeckenden Abendröten, diese wunderbaren Nebel! — Hierauf wurde denn auch in Schriften und Gesprächen hingewiesen, und die allerseltsamsten Hypothesen nicht bloß aufgestellt, sondern mit den sinnreichsten Gründen zu unterstützen versucht. Die Meteorologie wurde zu Hilfe gerufen, die Geschichte, Geographie, frühere dagewesene Seuchen, besonders der sogenannte schwarze Tod vom Jahre 1349, der ebenfalls aus Asien nach Europa herübergekommen, zitiert, und endlich sogar Insektenschwärme, die sich in der Luft befinden sollten, als möglicher Ursprung der Seuche angegeben. Kurz, man erschöpfte sich in Mutmaßungen, in Hypothesen, in Überlegungen, wie die Krankheit, wenn sie Wien erreichte, am zweckmäßigsten zu behandeln sein werde. Jede Haushaltung versah sich nach den verschiedenen Ansichten der Ärzte mit Essig, Wachholderbeeren, großen Töpfen voll Asche, die im Notfall gehitzt werden sollten, und mit allerlei Arzneien, wie sie dieser oder jener nach eigenen oder fremden Erfahrungen probat gefunden hatte. Aber so wie in dem Fall der beiden feindlichen Invasionen sah man auch diesmal viele gerade die verkehrtesten Maßregeln ergreifen. — Eine bekannte Frau nahm Wismut als Präservativ, weil sie irgendwo dies Mittel anraten gehört oder davon gelesen hatte, und starb daran. — Andere gebrauchten im voraus allerlei Kuren; wieder andere verließen Wien, ja Österreich, und suchten Schutz in fernen Gegenden, besonders in Gebirgsländern, wo sie sich von der reinen Luft viel

versprachen. Hier muß ich eines freundschaftlichen Anerbietens erwähnen, welches mir von einem alten Bekannten in der Schweiz, den ich vor vielen Jahren durch unsern Freund Hofrat Büel aus Zürich als ganz jungen Mann hatte kennen lernen, von Herrn Peter, Kaufmann in Winterthur, gemacht worden war. Büel lebte damals nicht mehr, wiederholte Schlagflüsse hatten in den letzten Jahren seine körperliche und Geisteskraft geschwächt — seine Briefe waren selten — unbefriedigend geworden. Eben durch diesen Herrn Peter erfuhr ich nach einiger Zeit den Tod dieses gemeinschaftlichen treuen, verehrten Freundes; und eben von Herrn Peter, der fast jedes andere Jahr nach Wien kam und uns freundlich besuchte, erhielt ich nun in der verhängnisvollen Cholerazeit einen recht herzlichen Brief, in welchem er uns eine Zuflucht bei sich in Winterthur anbot, wenn wir der Seuche — wie so viele andere — zu entfliehen und uns in der reinen Gebirgsluft zu bergen gedächten. Ich kann sagen, daß mich dieser Antrag ungemein erfreute, und obwohl Pichlers Dienstverhältnisse uns nicht erlaubten, ihn anzunehmen, fühlten wir uns doch dem wohlwollenden Freund zu eben dem Dank verpflichtet, als wenn wir Gebrauch von seinem Anerbieten hätten machen können. Es ist gar ein erhebendes und beglückendes Gefühl, auf einen Freund in der Not zählen zu können.

Die Gefahr der Seuche kam immer näher. Bereits hatte sie in den benachbarten Komitaten von Ungarn viele Verheerungen angerichtet. Man erzählte sich von 27 000 Opfern, die sie nur allein im Neutraer Komitat geholt — und auch die mir bekannten und befreundeten Familien blieben nicht verschont. Der Gemahl meiner Freundin Zay, ein vorzüglich edler und gebil-

deter Mann, starb daran, und ihm folgte bald darauf eine ebenso schätzbare Freundin seines Hauses, die Gemahlin des Vizepräsidenten Baron Malonyay[454]).

Meine Kinder brachten auch diesen Sommer in einem Hause mit der Familie des Appellationspräsidenten v. Gärtner zu. — Pelzeln sah sich geehrt durch das Wohlwollen seines Chefs, meine Tochter fand Vergnügen an dem Umgang seiner sehr vorzüglichen Töchter, und wären nicht die Sorgen wegen der Cholera gewesen und mehrere Unpäßlichkeiten meines Schwiegersohnes, so würden sie den Sommer sehr vergnügt zugebracht haben. Aber so wie im Jahre 1813 waren auch jetzt den großen Geschicken ihre Geister vorausgegangen, und mehrere Menschen, zumal von zarterer Konstitution, fühlten vorahnend die Einflüsse des Übels, welches sich in der Atmosphäre immer weiter verbreitete. Pelzeln war überhaupt von nicht starker Natur — eine kränkliche Jugend, eine umfassende Geistesbildung, die nur von wenigen ganz ohne Schaden des körperlichen Wohlseins erlangt wird, und eine Gewissenhaftigkeit, die ihm seine Pflichten in zu strengem Licht zeigte, trieben ihn zu außerordentlichem Fleiße in seinen Arbeiten, veranlaßten ihn, manche Nacht diesen Arbeiten aufzuopfern, untergruben allmählich eine ohnedies schwächliche Konstitution, und legten den Grund zu seinem viel zu frühen Tode, der nicht lange nach der eben geschilderten Epoche eintrat.

Eben diese deutliche Erkenntnis, wie schädlich eine zu weit getriebene geistige Anstrengung für jugendliche Körper sei, veranlaßte ihn zu der Bestimmung, daß sein Sohn, ein sehr kluges und hoffnungsvolles Kind, erst nach vollendetem sechsten Jahre zum Lernen angehalten werden dürfe. Er selbst, Pelzeln, war in seiner

Jugend dieser geistigen Anstrengung beinahe unterlegen, so daß sein Vater schon den Entschluß gefaßt hatte, den Sohn, trotz seiner bedeutenden Geistesanlagen, vom Studieren aufhören zu lassen. Das war dem Sohn sehr unangenehm, und die Mutter, eine kluge, sehr selbständige Frau, nahm es auf sich, trotz des Verbots des Vaters, den Sohn insgeheim seine Studien fortsetzen zu lassen — ein Wagnis, wozu ich an ihrem Platze, so contre vent et marée nicht den Mut gehabt hätte. Der Sohn studierte also insgeheim, und trat dann vor dem erstaunten und vielleicht nicht ganz erfreuten Vater mit einem glänzenden Examen auf, wurde angestellt, und durchlief seine Bahn mit großer Auszeichnung. Aber seine körperliche Kraft war geschwächt und seine Gesundheit oft erschüttert. Erst später, im männlichen Alter, schien er sich zu erholen, und als wir ihn kennen lernten, war keine Spur von früherer Kränklichkeit vorhanden. Doch leider blieb die Anlage in der Tiefe der Natur, zeigte sich schon in Prag, und wurde wahrscheinlich durch die üble Beschaffenheit der Atmosphäre in diesem unseligen Jahre wieder aufgeregt.

Dieser Ansicht gemäß wurde in diesem Sommer bei August mit dem Kennenlernen der Buchstaben angefangen. Ich brachte ihm ein paar Schachteln mit einzeln auf kleine Kartenblättchen gedruckten Buchstaben, lehrte sie ihn kennen, wobei mich des Knaben schnelle Fassungskraft und sein glückliches Gedächtnis oft in Erstaunen setzte, und er fing an, von seiner Mutter und von mir unterrichtet, hübsch zu buchstabieren. Schon früher hatten sich jene zwei Geistesanlagen wirksam gezeigt, indem er alle Bände des Bertuchschen Bilderbuches[455]) nicht bloß durchgeschaut und sich damit unterhalten hatte — sondern jeden Gegenstand zu

nennen wußte, und sich genau alles merkte, was ihm seine Kindsfrau über diese Tiere aus dem Buche vorgelesen — und so zu unser aller Erstaunen ein überaus lebhaftes Interesse für Naturgeschichte entwickelte.

So war der Sommer zur Hälfte verflossen, die Seuche näherte sich Österreich von Osten her immer mehr und mehr — und je nachdem eine Person oder eine Familie dem System der Kontagiosität oder dem der Nichtkontagiosität anhing, sperrten sich jene ab, ließen alle Wäsche zu Hause waschen, weil sie bei gemeinsam gewaschener Wäsche Mitteilung der Krankheit besorgten, räucherten mit Chlor und andern Substanzen; desinfizierten sich und ihre Hausgenossen nach jedem notwendigen Ausgange, kurz, suchten ihr Heil in Isolierung — und änderten ihre ganze Nahrungsweise, indem sie durchaus kein Obst, kaum einiges Gemüse usw. genossen, dafür aber recht viel Fleisch, Wein usw. Andere blieben, überzeugt, daß alle jene Verwahrungsmittel unnütz, ja vielfältig schädlich seien, bei ihrer gewohnten Kost und Lebensweise, besonders da viele Ärzte ein Beharren beim Gewohnten, mit Vermeidung des anerkannt Schädlichen, wie der Gurken, geräucherten oder Schweinefleisches, empfahlen; auch ein ruhiges, furchtloses Gemüt als ein Hauptschutzmittel gegen eine Krankheit ansahen, bei der die Irritation des Nervensystems so wichtig und so gefährlich war. Aber es war für die meisten Menschen schwer, sich dies ruhige Gemüt zu bewahren, da die Zeitungen so viele Nachrichten von der Cholera, von ihren Progressen, ihren Verheerungen und von Schutzmitteln dagegen enthielten, auch noch überdies zahllose kleinere oder größere Broschüren erschienen, in welchen Ärzte oder andere wissenschaftlich Gebildete dem Publikum ihre Ansichten

mitteilten, so daß der Hauptgedanke der meisten Menschen in dieser verhängnisvollen Zeit, die Cholera, ihre Natur und Wirkung, und das Verhalten gegen sie war.

Der August war warm genug gewesen, auch die ersten Tage des Septembers blieben noch sehr angenehm. Wir bewohnten ein schon mehrmals von uns gemietetes Quartier in Guttenbrunn. Baden war ziemlich besetzt, weil unter den vielen, bei dem Anlaß der Cholera verbreiteten Meinungen sich auch diese fand, daß man in der Nähe dieser Heilquellen vor den Einflüssen der Seuche sicherer sein könnte. Da fiel plötzlich, im Gefolge eines mehrtägigen Regens und Sturmes — wie es in der Nähe des Äquinoktiums oft geschieht — eine empfindliche Kälte ein, und nun war die Losung zu dem allgemeinen Unglück gegeben. In einer kalten Nacht ließ sich aus dem regnerischen Dunkel das Ungetüm auf die Stadt Wien, und zunächst auf das Schottenviertel herab. Eine große Anzahl von Menschen erkrankte plötzlich in dieser Gegend. Die Cholera war da[456])! Ärzte und Priester, welche man berief, wußten nicht, zu wem sie am ersten eilen sollten. Die Wägen der ersten, die Glöcklein der letzten, welche die Sterbesakramente zu den Kranken trugen, die Leichenbesorger, welche nach den Sanitätsvorschriften nicht genug eilen konnten, die Toten fortzuschaffen, und aus Furcht vor Ansteckung vielleicht manchen kaum Erkalteten aus den Armen der Seinigen rissen, kreuzten sich auf den Straßen. — Schrecken, Bestürzung, Jammer herrschten in der sonst so lebensfrohen Hauptstadt, und in diesem Schrecken und Schmerz vergrößerte die Phantasie die, an sich schon großen Übel noch um ein beträchtliches. Jeden Abend wurden uns in Baden neue Todesfälle von bekannten oder ausgezeichneten Personen erzählt, von

denen viele, ja oft die meisten nicht wahr, und wovon die Nachricht nur durch Mißverständnis oder aus bösem Willen verbreitet worden war. Jeden Tag sollten sich neue schreckliche Erscheinungen gezeigt haben — so z. B. alle Vögel die innere Stadt verlassen und sich aufs Glacis geflüchtet haben usw. Das Auffallendste für mich, was mir oft Stoff zu psychologischen Bemerkungen gab, war dies: daß gerade die lebenslustigsten, leichtsinnigsten Personen, die elegantesten und durch Erziehung und Bildung sonst von jedem Aberglauben, oft auch vom echten religiösen Glauben Entferntesten, solche Ammengeschichten, die schon den Stempel der Unglaublichkeit an der Stirn trugen, am ersten auffaßten und am gläubigsten nacherzählten.

Zunächst nach diesen folgten an Todesfurcht und Zagen die Reichen, die Lebemänner, diejenigen, die bloß genießend, selten nützend, allein für sich standen, und wohl füglich sagen konnten: morte me, morto tutto il mondo. Ein solcher war ein Handelsmann in Wien, der sich beim Ausbruch der Seuche ganz absperrte, mit der größten Vorsicht jede Berührung mit der Außenwelt vermied, seine Kost ganz nach den Vorschriften, welche damals häufig von Ärzten publiziert wurden, einrichtete, und eines der ersten Opfer der Cholera ward[457]). Andere zogen sich durch Vermeidung aller vegetabilischen Nahrung und durch zu vielen Genuß von Fleisch und Wein Schlagflüsse zu. So starben viele, welche, wenn sie nicht eine so törichte Liebe zum Leben getrieben hätte, das Albernste zu versuchen, das Gefährlichste zu unternehmen, nur um den Atem eines vielleicht mühseligen Lebens innerhalb seiner Bande zu erhalten, noch lange auf Erden hätten wallen können. Wohl konnte auf sie angewendet werden, was Schlegel

in einem seiner Trauerspiele von einem Könige sagt: „Aus Furcht zu sterben, ist er gar gestorben[458])!“

Man konnte mit ziemlicher Sicherheit berechnen, daß, je ruhiger und furchtloser jemand die Sache betrachtete, je weniger (wie es auch vernünftige Ärzte rieten) er sich von seiner gewohnten Lebensweise und Kost entfernte, und, wie schon oben gesagt worden, nur die längst als ungesund bekannten Speisen vermied, je weniger dem Übel Macht über diesen Menschen gegeben wurde. Dies hatte ich dreimal, denn so oft grassierte die Seuche in Wien und Österreich, Gelegenheit zu beobachten, und indem ich mich nebst meinen nächsten Liebsten nach diesen Ansichten verhielt, blieben wir auch mit Gottes Beistand verschont von diesem Übel. Aber ich sah und erfuhr auch aus öffentlichen Blättern, wo die Zahl der von der Seuche Ergriffenen sowie der daran Verstorbenen angegeben, und das Verhältnis dieser Personen zu der ganzen Bevölkerung berechnet war, daß doch kaum der hundert- oder hundertundfünfzigste Mensch erkrankte, von diesen wieder viele genasen, und überhaupt die Masse der Hingerafften nicht so groß gewesen war. So dachte ich, daß ich ja nicht gerade dieser Hundert- oder Hundertundfünfzigste sein müßte; ferner, daß nicht durchaus alle Erkrankten sterben müßten; endlich, daß man bei einem Alter von sechzig Jahren sich jedenfalls den Tod gegenwärtig halten müsse, daß dieser, wenn er durch die Seuche beschleunigt würde, „fürs künftige Sterben abgerechnet werde“, endlich, daß, wie schmerzhaft auch die Choleraleiden sein mochten, nach dem, was man davon erzählte, sie doch im Vergleich mit andern langwierigen Krankheitszuständen nur kurz währten, und so fand ich denn keine Ursache, mich so sehr davor zu fürchten. Viel-

mehr blieben wir, Pichler und ich, ganz ruhig und befanden uns ziemlich wohl dabei, während so manches uns befreundete Haus hart mitgenommen wurde und nicht selten mehrere Personen in einer Familie der Seuche unterlagen.

Viel mochten die, damals noch ganz unklaren und darum oft verkehrten Ansichten von der wahren, noch bis jetzt nicht ganz ermittelten Natur dieser Seuche zu den vielen Sterbefällen beitragen. Niemand kannte das Übel aus frühern Erfahrungen. Kein Arzt hatte es bis jetzt in Deutschland behandelt. Hypothesen und luftige Systeme wurden in Unzahl erbaut, das Verfahren danach eingerichtet, und viele starben wegen dieser Unkenntnis an verkehrter Behandlung. Einer unserer ausgezeichnetsten Ärzte sagte mir im folgenden Jahre, als die Cholera wieder erschien: „Hätte ich voriges Jahr gewußt, was ich jetzt weiß, so wäre mir mancher Kranke nicht gestorben.“ So wurde denn im zweiten Jahre vieles als schädlich erkannt, was früher vorgeschrieben und allgemein angenommen worden war. Was mußten die ängstlichen Charaktere nicht durch das Absperrungssystem leiden, wie schrecklich marterte man die Kranken mit Bürsten und Frottieren, verschärfte dadurch ganz umsonst die ohnehin schweren Leiden derselben, und erhöhte durch solche grauenhafte Apparate und Methoden die Angst der noch nicht Angesteckten um ein großes!

Unter allen diesen Befürchtungen, Schrecken und Trauer kam die Zeit des Herbstes, und wir kehrten nach Wien zurück, wo wir denn freilich manchen Bekannten nicht mehr und manche befreundete Familie in tiefer Trauer über geliebte Verstorbene fanden. Meine Kinder traf ich, Gottlob, bis auf Pelzeln selbst,

sehr wohl. Dieser aber hatte, wie schon erwähnt, den ganzen Sommer über sich nicht ganz gesund gefühlt, und war es auch im Anfang des Oktobers nicht. Dafür überraschte mich sein Knabe mit einer völlig ausgebildeten Fertigkeit im Lesen nicht bloß der deutschen, sondern auch lateinischen Druckschrift, worin er unter Anleitung seiner Mutter unglaubliche Fortschritte gemacht, und einen Beweis für die Ansicht, welche auch die seines Vaters war, geliefert hatte, daß man bei der Methode, die Kinder sich ihrer ersten Lebensjahre ungestört erfreuen zu lassen, und mit dem Lernen später anzufangen, nichts versäumt, indem das entwickeltere Kind leichter begreift und behält, was es zu lernen hat. Auch sammelt ein gutbegabtes Kind seine Kenntnisse ja nicht bloß aus Lehrbüchern und eigentlichem Unterricht, im Hause gebildeter Eltern lernt es aus jedem Gespräch, aus jedem Buch, das man ihm zur Unterhaltung gibt, aus jedem Spiel, womit man es erheitert. —

Der Winter, welcher auf diesen Herbst folgte, war sehr trüb. Wahrscheinlich hatte dieselbe Beschaffenheit der Luft, welche die Erscheinungen der Cholera hervorgebracht, und beinahe auf jeden Menschen, hier stärker, dort schwächer gewirkt hatte, auch auf den ohnehin schwächlichen und reizbaren Organismus meines Schwiegersohnes schädlich gewirkt. Wie denn auch das ältere Mädchen von einer Art von Cholera lange nachdem diese in Wien aufgehört hatte, ergriffen, aber glücklich wieder hergestellt wurde. Den ganzen Sommer über hatte Pelzeln gekränkelt, bald rheumatische, bald nervöse Affektionen gehabt, und so dauerte dieser Zustand, auch nachdem die Seuche sich schon größtenteils entfernt und nach anderen Gegenden gewendet hatte, zu meiner Tochter großer Sorge fort. Hämorr-

hoidalleiden, wie sie bei Geschäftsmännern, die viel zu sitzen und ihren Geist anzustrengen bemüßigt sind, nur zu häufig vorkommen, zeigten sich. Seine Kräfte sanken sichtbar. Ums neue Jahr herum mußte er sich zu Bette legen. Wohl stand er zuweilen wieder auf, ging oder fuhr auf die nahe Bastei spazieren, aber die Unheilbarkeit des Übels, das in ihm wucherte, wurde seinen Umgebungen und seinen Ärzten immer deutlicher. Er selbst litt die großen Schmerzen, welche mit seiner Krankheit verbunden waren, mit wahrhaft stoischer Kraft und christlicher Geduld, welche ihm nie die Klarheit des Geistes und die dankbare Empfänglichkeit für die Beweise von Liebe, Anhänglichkeit und Treue benahm, die er von seinen Freunden, seinen Umgebungen, am meisten aber von seiner Frau erhielt, die ihn mit beispielloser Liebe und Aufopferung pflegte, und kaum ihrer Dienerschaft die untergeordneten Leistungen überließ. Wie sehr und dringend ich sowohl als ihre Freundinnen sie ermahnten, beschworen, eine Krankenwärterin anzunehmen, teils um sie am Tage zu überheben, teils ihr des Nachts einige Ruhe zu vermitteln — alle unsere Bemühungen scheiterten an ihrem festen Willen und der Vorstellung, daß niemand ihrem Gemahle die nötige Pflege so gut und so zu seiner Zufriedenheit leisten würde, als sie selbst, und an ihrer unendlichen Liebe zu ihm, die ihr jedes Opfer, selbst das ihrer Jugendkraft, ihrer Gesundheit, ihres so nötigen Schlafes leicht machte. So leistete sie ihm allein fast alles, wessen er bedurfte, durch drittehalb Monate, und erregte in uns allen große Besorgnisse für ihre eigene Gesundheit. Am 23. März 1832 machte endlich ein sanfter Tod seinen Leiden, aber auch zu unser aller Schmerz einer sehr glücklichen Ehe ein Ende, und meine

Tochter blieb als Witwe mit drei unversorgten Kindern zurück, wovon das älteste sieben, das jüngste anderthalb Jahre alt war[459]).

Es wurde unter uns sogleich beschlossen, daß die Tochter mit den Kindern alsbald ihre Wohnung in der Stadt aufgeben und zu uns in die Alservorstadt ziehen sollte. Es fiel nicht schwer, ihr Quartier bald zu vermieten, und sie indessen, wenngleich etwas enge, in dem unsrigen für den Sommer mit unterzubringen. Eine gemeinsame werte Bekannte hatte die, an die unsrige stoßende Wohnung seit drei Jahren inne, sie war freundlich und zartsinnig genug, um einzusehen, daß wir derselben bedürfen werden, und kündete sie deshalb selbst auf. So war denn dieser Verlegenheit auch abgeholfen.

Wie der Gemütsstand meiner armen Tochter war, ist wohl unnötig zu schildern. Aber sie faßte sich und beherrschte ihren unsäglichen Schmerz aus Liebe zu ihren Kindern und zu uns. Eine sehr ernste, ich möchte sagen heilige Ansicht von ihren Pflichten bildete sich nun in ihrem Geiste. Die Kinder erschienen ihr nicht sowohl als ihr Eigentum, an welches sie als Mutter wenigstens das halbe Recht hatte; sie betrachtete sie bloß als das Vermächtnis des über alles geliebten Gatten und daher als ein anvertrautes kostbares Pfand, von dessen guter Verwaltung sie dem Geliebten einst Rechenschaft und Verantwortung schuldig sei. Dies machte ihr die Pflege der Kinder zu einer noch heiligeren, aber auch noch ängstlicher überwachten und erfüllten Pflicht, und erzeugte manche Erörterungen zwischen ihr und uns, ihren Eltern, weil wir über diesen hochwichtigen Punkt ihre Ansicht wenigstens nicht so uneingeschränkt teilen, und daher manche Maßregel,

die uns zu ängstlich schien, nicht billigen konnten. Jetzt, da ich dieses schreibe, sind die Kinder mehr als halberwachsen, der Sohn hat bereits die Gymnasialstudien mit großer Auszeichnung und Anerkennung vollendet[460]; die Mädchen treten ins jungfräuliche Alter, sie sind herzlich gut, geistvoll, unterrichtet (obwohl sich ihr Kunstdilettantismus auf Klavierspielen und Tanzen bisher beschränkt), vor allem aber sind alle drei wahrhaft fromm, wohlgebildet und gesund. Sie haben jedoch sehr reizbare Konstitutionen, und obwohl nur der Knabe ernsthaft krank gewesen ist, so zeigen sich doch an allen die Folgen dieser Reizbarkeit bei vielen Gelegenheiten. Es bleibt aber problematisch, ob diese Anlage bei den Kindern eines kränklichen, früh verstorbenen Vaters, sich selbst überlassen, sich ebenso ausgebildet hätte, oder nicht gerade durch die allzu sorgsame Bewachung noch mehr entwickelt worden sei?

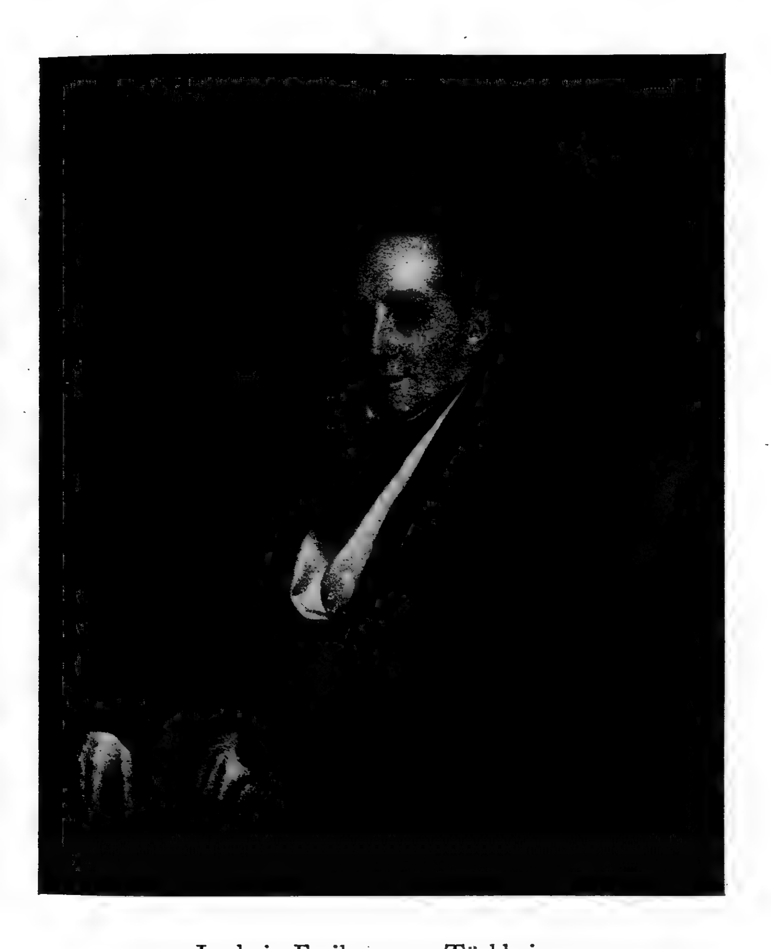
* * *

Gegen den Herbst dieses Jahres zeigten sich abermals die Vorboten der furchtbaren Seuche, aber man rüstete sich, von den früheren Erfahrungen belehrt und gewitzigt, nicht mehr mit so großer Angst und mit so mannigfachen und unpassenden Waffen und Schutzmitteln dagegen als voriges Jahr. Die Absperrungs- und Desinfektionsmaßregeln der Furchtsamen unterblieben, man sah die Seuche als das, was sie war, als eine bittere Schickung, vielleicht eine Züchtigung, die Gott über die Menschheit gesandt, an; man ergab sich darein, man litt wohl, aber man litt mit mehr Ruhe, und, weil die Übertreibungen der Furcht und Selbsthilfe aufhörten, weit weniger als im vorigen Jahr. Als ein Beweis dieser größern Ruhe war es wohl anzusehen, daß

die Versammlung der Naturforscher, welche im vergangenen Jahr wegen der Annäherung der Seuche in Wien, wie es früher bestimmt gewesen war, nicht abgehalten wurde, nun ohne Anstand stattfand und zahlreich besucht wurde.

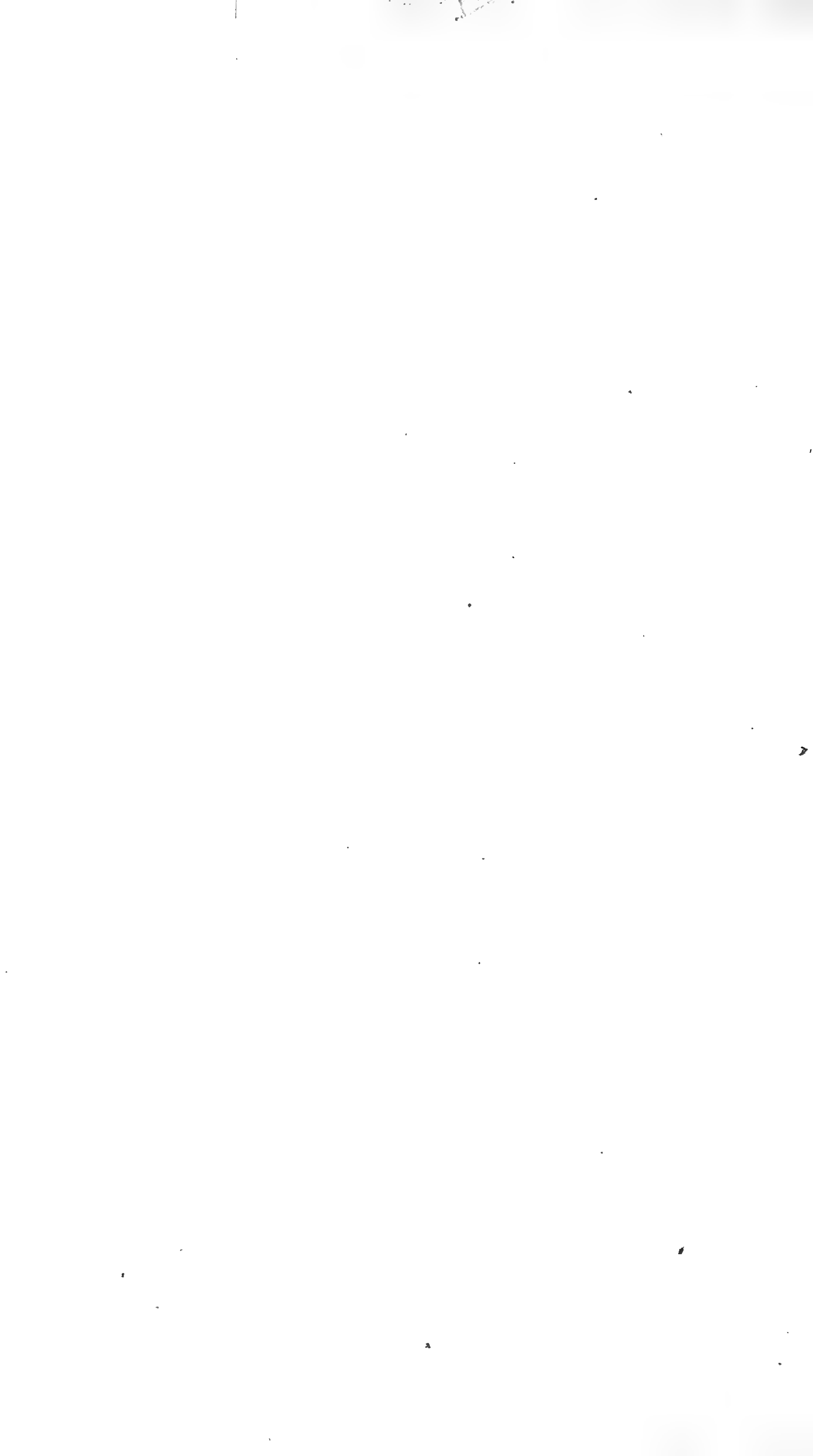
Wir waren damals samt Tochter und Enkeln auch wieder nach Baden gezogen und wohnten in derselben Wohnung am Josefsplatz, die wir im Jahre 1829 nach Pichlers schwerer Krankheit innegehabt hatten, und in der ich fast die ganze Zeit mich nie recht wohl befand, aber die Ursache dieses Übelbefindens in den Nachwirkungen jenes traurigen Ereignisses suchte. Dies Jahr herrschte nun die Cholera in Baden, und sie ergriff mich, zwar nicht mit ihrer ganzen Macht, aber Baron Türkheim, der zu meiner großen Beruhigung seine Ferien in Baden fast zugleich mit uns zubrachte, nannte mein Übel eine Cholerine, und es war teils schmerzhaft, teils abspannend und nervenangreifend genug, um für eine solche Abart der mächtigen Seuche zu gelten. Durch mehr als acht Tage lag ich zu Bette, und eine große Reizbarkeit sowie eine anhaltende Schwäche bewährten sich noch lange, nachdem das Übel vorüber war, als das echte Gefolge der Cholera.

Damals erkrankten und starben viele Menschen in Baden an dieser Seuche, und auch hier machte sich die Bemerkung ihrer rätselhaften Natur geltend; indem einerseits die in manchen Häusern oder Häuserbezirken überaus häufig vorkommenden Sterbefälle auf Kontagion schließen machten, und andererseits Beispiele genug vorlagen, wo die treueste Pflege, die stete und unbeschränkte Berührung der Kranken, ihren Umgebungen nicht den mindesten Krankheitsstoff mitteilte. Auch in diesem Jahre, obwohl jene übermäßigen Ängstlich-



Ludwig Freiherr von Türkheim

Lithographie von Jos. Kriehuber (1841) — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



keiten und unüberdachten, ich möchte sagen knechtischen Nachahmungen von anderer Leute Verfahren nicht mehr so häufig und so heftig auftraten, gab es doch gewisse Mittel und Mittelchen, die eins dem andern anriet, und auch hier und da ein Beispiel für deren Nützlichkeit anführen konnte, und die dann eifrig nachgebraucht wurden. Ich muß gestehen, daß während dieser zwei Jahre sich mir die Vorstellung sehr bestimmt aufdrängte, daß der Mensch nicht bloß ein geselliges, sondern auch ein instinktmäßig nachahmendes Geschöpf ist, und daß dieser Nachahmungstrieb so wie die geheimnisvollen und noch unenträtselten Triebe und Wirkungen der Sympathie aus weisen Absichten vom Schöpfer in die menschliche Brust gelegt worden sind, um an ihren feinen Fäden die Menschen auf die wenigst gewaltsamste und doch ausgiebigste Art zur Kultur, zu Kenntnissen und zur Sittigung zu führen. Seitdem habe ich noch viel über diese Erscheinungen des Nachahmungstriebes und die oft unwiderstehliche Kraft der Sympathie nachgedacht, und wenn es meine Zeit und Stimmung erlauben, will ich diese Gedanken einst niederschreiben[461]).

Damals herrschten besonders zwei Mittel, und wurden häufig empfohlen und gebraucht: ein gewisses Pflaster, von dem in den Apotheken trotz allen Fleißes nicht genug für den ungeheuren Bedarf verfertigt und gestrichen werden konnte, und dann ein Anhängsel, aus einem Kupfer- und einem Zinkblättchen zusammengelötet, das man auf der bloßen Brust tragen sollte. Vor dem Pflaster, das auf den Magen gelegt wurde, fühlte ich einige Scheu, weil mir dessen Bestandteile unbekannt waren, aber jene Blättchen, die mir galvanischer Art zu sein schienen, verschaffte ich mir, und gab sie

auch meinen Hausgenossen zu tragen, da sie mir ein sonst sehr geschickter Arzt geraten hatte. Bei dem Pflaster rechtfertigte sich meine Furcht bald dadurch, daß mehrere Personen entzündliche Übel im Magen oder Unterleib bekamen, aber auch die Blättchen schaffte unser Freund und Arzt B. Türkheim sogleich ab, als ich sie ihm zeigte, indem er äußerte, daß die natürliche Feuchtigkeit der Ausdünstung bald das Kupfer angreifen und Grünspan entwickeln würde; die Blättchen wurden weggeworfen, und mit ihnen der letzte Rest der Verwahrungs- und Furchtsamkeitsmittel gegen die Cholera.

* * *

Während dies Ungetüm die Bevölkerung von Wien mit seiner Umgegend und Baden noch in seinen unsichtbaren Krallen hielt, zeigten sich eben wie im vergangenen Jahr, nur mit weniger Intensität, auffallende Erscheinungen am Himmel, vorzüglich abends. Weitverbreitete, flammend helle Röten, deren eine einst so spät nach Sonnenuntergang und so stark zu sehen war, daß einige sie für ein Nordlicht, andere für eine Feuersbrunst, für einen Waldbrand hielten, bis sich aus Himmelsgegend und spätern Nachrichten die Nichtigkeit dieser Vermutungen nachwiesen.

Allmählich ließen alle diese Symptome nach, und ein anderes Ereignis beschäftigte in Wien und Baden die Gemüter: die schon im vorigen Jahr angekündigte Versammlung der Naturforscher, welche in der literarischen, aber auch in der geselligen, eleganten und uneleganten Welt Epoche machte. Aber nicht bloß Naturforscher und Ärzte hatten sich in den Katalog der Versammelten einschreiben lassen. Man fand die Namen

von Geschichtforschern, Geographen, Dichtern, kurz von vielen Literatoren, die nicht unmittelbar jenem Fache angehörten, in dem Verzeichnis, wunderte sich auch wohl darüber, und dachte zuletzt, daß jedermann, der sich einer höhern Bildung erfreuen konnte, sich doch auch gern an dem Umgang mit ausgezeichneten Geistern unserer und fremder Länder, und mitunter auch an den Festen und Genüssen, die ihnen in Wien mit wahrhaft kaiserlicher Munifizenz bereitet wurden, erfreuen mochte[462]).

Auch bei dieser — wie leider bei schon so mancher Gelegenheit — begegnet die Erinnerung den Schatten verschwundener Freunde—wie bei Young den Geistern geschiedener Freuden (the ghosts of my departed joys[463]). — Die Koryphäen, die Repräsentanten der österreichischen Naturkundigen: Jacquin und Littrow[464]), welche damals an der Spitze dieser Versammlung standen, ihre Zusammenkünfte, ihre gemeinschaftlichen Arbeiten, ihre Ergötzlichkeiten regelten — sind seitdem — es ist freilich schon eine Reihe von Jahren darüber hingeschwunden — in die bessere Welt gegangen, und der Erinnerung an jene fröhlichen, lebhaften Tage im September 1832 mischt sich ein wehmütiges Gefühl bei.

Am 23. September sollten die Naturkundigen — die fremden Gäste sowohl als die Einheimischen, die sich unter allerlei Titeln an sie schlossen, nach Baden kommen, um dort die Gegend, die Heilquellen, und was von geschichtlichen Notizen über diesen Ort existierte, den schon die Römer gekannt, und Aquae comagenae genannt hatten, kennen zu lernen. Von unserm Kaiserhofe wurde eine hinreichende Anzahl größerer und kleinerer Eilwagen ihnen zur Verfügung gestellt, und in Baden erwarteten Einwohner und Badegäste, Ärzte und

Nichtärzte sie mit Neugier. Im Redoutensaal war ihnen ein stattliches Diner bereitet, an dem auch die Bewohner Badens, zu 2 fl. C. M. die Person, Anteil nehmen konnten, und alles harrte ihrer Ankunft, welche uns zwischen 11 und 12 Uhr verheißen war. Es war die Zeit des Hochamts, und in der sehr altertümlichen Pfarrkirche eine Menge Menschen zur Andacht versammelt, während draußen auf dem Platz, in den Straßen vor der Stadt, überall, wo der Wagenzug vorbeikommen mußte, eine noch viel größere Menge sich herumtrieb. Die Messe war beinahe zu Ende, als auf einmal das herannahende Rollen vieler Wagen sich hören ließ — und ein Geflüster: Sie sind's! sie kommen! sich murmelnd unter den Anwesenden verbreitete. — Nun lief alles aus der Kirche — wo zum Glück schon das letzte Evangelium gelesen wurde, und es erschien der endlose Zug von Wagen, in welchen man nebst vielen gänzlich Unbekannten, doch auch einige befreundete Wiener erblickte.

Auch die Zuseher eilten nach Hause — man kleidete sich um, man dachte daran, den berühmten Gästen bei ihren Spaziergängen durch Baden zu begegnen. Wirklich machten sie auch, von den Badeärzten bewillkommt und begleitet, die Runde bei den Bädern, prüften deren mineralischen Gehalt, hörten Reden an, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, und begaben sich dann nach der Weilburg, um dem Erzherzog Karl ihre Aufwartung zu machen, der sie mit seiner gewohnten Güte aufnahm. Wir wohnten damals am Josefsplatze und sahen dann die Herren in einer langen Reihe paarweise in schwarzen Fracks vorüberdefilieren; es sah bald aus wie die Begleitung eines stattlichen Leichenzuges[465]).

Mittlerweile hatte Baron Jacquin, der um meinen Aufenthalt in Baden wußte, und mit dem ich seit meiner Kindheit bekannt war[466]), obwohl wir uns, wie das in einer großen Stadt leicht geschieht, oft lange nicht sahen, zu uns geschickt, und meinen Mann und mich zum Diner einladen lassen. Pichler mochte nicht gehen, ihn genierte das; daher ersuchte ich die Baronin Doblhof[467]), mich gütigst abzuholen, und unter ihrem Schirme als Herrschaft von Weikersdorf und eine der ersten Notabilitäten von Baden zum Diner in der Redoute mitzunehmen. Das geschah denn auch, und wir traten ein in den sehr großen Saal, in welchem seiner Breite nach vier lange Tafeln gedeckt waren, an denen bereits viele Mitglieder der Versammlung Platz genommen hatten. Frau v. Doblhof führte mich zu meinem alten Jugendbekannten Baron Jacquin, der mich sehr freundlich begrüßte, und mir einen Platz an einer andern Tafel anwies, wo ich zu meinem Vergnügen mehrere Bekannte, B. Hammer, Graf Ferdinand Colloredo[468]), Dr. Jäger[469]), Pastor Lumnitzer[470]), den ich in Bucsan gesehen hatte, und noch andere traf, mit denen mich der Augenblick bekannt machte.

Die Tafel war gut, sehr reichlich, aber wie es denn bei so vielen Gästen nicht anders möglich war, nicht eben sehr elegant. Das vorzüglichste war die vergnügte Stimmung der Gäste. Man war sehr fröhlich, selbst zuweilen laut, doch stets innerhalb den Grenzen des feinsten Anstandes. Es wurden Gesundheiten ausgebracht, auf den k. k. Hof, die Versammlung, manche einzelne Gäste — sogar meiner Wenigkeit ward gedacht, was mich vor so vielen Menschen in nicht geringe Verlegenheit setzte. Endlich erhob sich Graf F. Colloredo und brachte dem „Sieger von Aspern und

seinem Sänger" einen Toast aus, in den alles jubelnd einstimmte, und nur ich bemerkte still in meinem Herzen, daß der 23. September Körners Geburtstag war. Während wir noch saßen, wurden mir die Prof. Dr. Froriep[471]) aus Weimar, Burdach[472]) aus Königsberg, Harleß[473]) aus Bonn und Zeune[474]) aus Berlin vorgestellt, und es freute mich sehr, solche ausgezeichnete Menschen persönlich kennen zu lernen. Mit Froriep dauerte das Gespräch am längsten und lebhaftesten, denn unsere Erinnerungen begegneten sich in dem Buchhändler Bertuch (Sohn) in Weimar, den ich in der Kongreßzeit in Wien kennen und schätzen gelernt hatte, und der, so viel ich weiß, mit Froriep verwandt ist. Professor Harleß aber sprach mir von meiner Freundin der Gräfin Zay, deren schöne Kenntnisse in der Arzneikunde er rühmend anerkannte, und mir auch versprach, ihr ein Buch zu senden, worin sie nebst andern Frauen, welche sich um die Naturwissenschaft verdient gemacht, angeführt war. Das Buch erhielt ich auch später und übergab es meiner Freundin.

Professor Burdach, mit dem ich indes nur während der Bewegung, die nach dem Aufstehen von der Tafel entstand, wo ich an B. Jacquins Arme mit den übrigen in einen andern Saal geführt wurde, um den Kaffee zu nehmen, flüchtige Worte gesprochen, war mir darum wichtig, weil er es war, der in dieser Versammlung, und wohl schon früher, eine alte Hypothese, durch Klopfen an der Brust sich von dem Zustand der Lungen zu überzeugen, wieder ans Licht gezogen und zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht hatte. Diese Hypothese aber war in meiner Kindheit und ersten Jugend von einem hiesigen, übrigens ganz unbedeutenden Arzt, Dr. Auenbrugger[475]), zuerst vor-

gebracht, damals aber von Ärzten und Laien als eine unhaltbare Chimäre verlacht worden. Und siehe da! Nach mehr als einem Jahrhundert kommt unser alter Landsmann aus dem Staube der Vergessenheit zu medizinischen Ehren, und das Horchrohr spielt seitdem in der Hand unserer Ärzte eine bedeutende Rolle. Mir aber (es braucht sich niemand an meiner Ansicht zu ärgern, denn ich verstehe nichts von der Sache und urteile bloß nach dem gesunden Menschenverstand) erscheint die Sache noch stets, wie jenen gescheiten Männern vor 50 und 60 Jahren, als eine Charlatanerie.

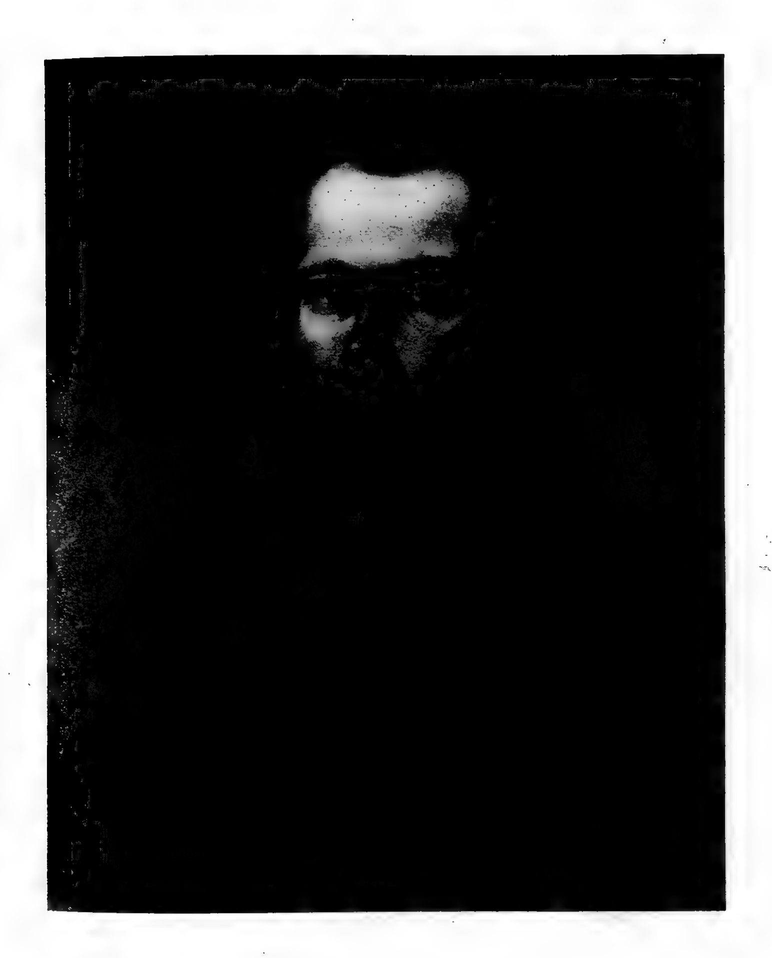
Abends kehrten die fremden Gäste in demselben langen Wagenzuge, wie sie gekommen waren, unter Fackelschein wieder nach Wien zurück, und der gute Großvater Pichler machte sich die einzige Freude, die ihm der heutige glänzende Tag in Baden gewährte, und führte seine Enkel auf den Platz hinter der Redoute, wo die Wagen standen, um die Fremden abfahren zu sehen. Es war schon ziemlich dämmerig geworden, und die Sonne schon eine Weile verschwunden. Nachdem unsere Lieben wiedergekehrt waren, gingen wir, Pichler und ich, nach der in Baden eingeführten Sitte, zu Pereira, wo viele, die heute den Zug gesehen, oder beim Diner gewesen, gegenwärtig waren, und sich nun die Freuden oder andere Ereignisse des Tages mitteilten. Ich erzählte Frau v. Pereira von dem Toast, der unserm lieben Körner an seinem Geburtstage war gebracht worden, und sie bemerkte, daß wohl außer mir und ihr niemand sonst an Körners Geburtstag gedacht haben werde — desto herzlicher war gewiß unsere Erinnerung. Mit Verwunderung aber vernahm ich diesen Abend, daß ich mit manchem der hier Gegenwärtigen heute Mittags nicht bloß in einem Saale, sondern

an einer Tafel gespeiset, aber der Länge des Tisches und der vielen Gäste wegen meiner guten Bekannten gar nicht gewahr geworden war.

Einige Tage nach diesem Fest in Baden ließ der Hof den Naturforschern ein glänzendes Fest in Laxenburg bereiten. Unter reichgeschmückten, mit Blumen gezierten Zelten waren die Tafeln gedeckt; Fürst Metternich präsidierte an der vorzüglichsten derselben, und machte die Honneurs des Tages mit ebenso viel Würde als Anmut, wie man erzählte. Die Bewirtung war kaiserlich, und die Kutscher, welche die Gäste nach Laxenburg und wieder zurück brachten, machten den Wiener Witz, daß sie die Geleerten (Gelehrten) hinaus, und die Gefüllten wieder zurück gebracht hätten. Häufig auch wurden diese vom Volke, aus Unverstand, statt Naturforscher Naturmenschen genannt[476]).

Wie wir nach Wien zurückkehrten, fanden wir noch einige derselben, die sich verspätet hatten, so den Professor Zeune, Herausgeber des Nibelungenliedes und Direktor der Blindenanstalt in Berlin, der unter der Rubrik eines Geographen sich der Versammlung angeschlossen hatte. Er war ein genauer Bekannter unsers vieljährigen Freundes, des Herrn O. Regierungsrates Streckfuß, und schon als solcher uns herzlich willkommen. Ich mußte ihm auch alle Erinnerungen an diesen, die sich noch in unserem Hause erhalten hatten, aufweisen, und er saß gern an den Stellen, wo jener, wie wir ihm sagten, zu sitzen gepflegt hatte. — So feierten wir das Andenken des längst Entrissenen in wehmütiger Freude.

Die Cholera hatte sich indessen auch aus Wien verloren. Meine Gesundheit war vollkommen hergestellt, und der Winter versprach, sich angenehm zu gestalten.



Ludwig August Frankl

Gemälde von Karl Rahl (1855)
Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a. M.



Schon früher hatte Kurländer (Franz) uns mit einem jungen Italiener, dem Dr. B. Bolza[477]), bekannt gemacht, der sich mit Literatur überhaupt und besonders mit Sprachforschung beschäftigte. Wie viele schöne Geister in Wien war auch er ein Beamter der Hofkammer, und es ist wirklich sonderbar, daß das Finanzfach sich so leicht mit den Musen verbinden lassen soll, da es doch etwas so Trockenes und gar Prosaisches an sich hat.

Dr. Bolza zeigte sich auch als Dichter bei verschiedenen Anlässen, aber es scheint, daß sein eigentliches Fach die Philologie ist, auch war er mit aller neuern Literatur und vor allem mit der Literatur seines Vaterlandes wohl bekannt, wodurch ich die sehr willkommene Gelegenheit erhielt, ebenfalls die besten neuesten Erscheinungen dieses Landes kennen zu lernen. Einige Zeit nachher fing ein junger Dichter, der in jene früher bemerkte Reihe der „Ärzte und Poeten" gehörte, Dr. Frankl[478]) an, in Wien einiges Aufsehen zu machen. Er war zuerst mit seinem Habsburg-Liede aufgetreten, worin er die merkwürdigsten Episoden aus der Geschichte dieses Regentenhauses in sehr zierlichen Versen besang. Die Gedichte waren unstreitig recht hübsch — nur schienen sie mir, so viel ich nämlich davon gehört hatte, jenes warmen Hauches, jenes innerlichen Lebensgefühles zu entbehren, das z. B. Collins Landwehr-Lieder, Körners oder Schenkendorfs patriotische Dichtungen beseelt. Bei näherer Bekanntschaft mit dem Dichter zeigte sich auch wohl hier und da die Ursache dieser kälteren Ruhe, indem seine Ansichten als Israelit und als Anhänger der modernen Philosophie, sowie überhaupt der modernen Lebensauffassung, sich mit einem warmen Durchdrungensein von echt österreichischer Gesinnung und einem, unsern heiligsten Gefühlen gläu-

bigen Sichhingeben nicht wohl vertrugen. Sein Kolumbus und mehrere kleinere Gedichte, die er seitdem herausgegeben hat, und unter welchen sich auch die „Sagen aus dem Morgenlande“, welche er so gütig war, mir zu widmen, befinden, vor allem aber sein, bis jetzt noch nicht vollendetes Heldengedicht: „Juan d'Austria“, scheinen mir viel gelungenere Arbeiten. Bei B. Hammer, bei uns und in mehreren Häusern unserer Bekannten eingeführt, wurde er bald heimisch in unserm Kreise und wohl war nicht leicht in einer von diesen Familien ein kleines Fest, eine feierlichere Versammlung, wozu Frankl nicht wäre gebeten worden. Oft auch trug er durch das Vorlesen seiner eigenen oder auch fremder Gedichte die eigentlichen Kosten einer solchen Versammlung, unterhielt und erheiterte sie durch seine Talente.

Im Sommer zogen wir wieder nach Baden, wo nach dem Tode des vorigen Badearztes, des geschickten und wohlverdienten Dr. Beck[479]), ein ganz junger Mann, Dr. Habel[480]), dessen Stelle erhalten hatte. Eine Krankheit meiner Köchin, die sich durchaus nur von diesem behandeln lassen wollte — ein Wunsch, dem ich bei meinen Leuten mich nie widersetzen mochte, weil das Vertrauen eine Frucht der eigenen Überzeugung ist, wogegen sich keine Autorität geltend machen darf — verschaffte uns dieses Arztes nähere Bekanntschaft, und ich fand nachher vielfältig Gelegenheit, mich dieser zufälligen Veranlassung zu erfreuen. Habel wurde bald einheimisch in unserm Hause sowohl als in dem Kreise unserer Badener Sozietät. Sein gebildeter Geist, seine Bekanntschaft mit der neuen Literatur in unserer und den fremden Sprachen, sein feines Betragen, und ein herzliches Entgegenkommen machte ihn bald uns allen

wert, und fügte zu den Annehmlichkeiten, die uns der Badener Aufenthalt jährlich gewährte, auch noch das Vergnügen und die Beruhigung, diesen schätzbaren Freund und geschickten Arzt dort zu finden, was besonders in der letzten Beziehung um der Kinder willen sehr vielen Wert hatte, wie sich in ein paar Jahren später erprobte.

Im Winter dieses Jahres, in dem mein häusliches Leben übrigens so wie das öffentliche still und gewöhnlich, ohne merkwürdige Ereignisse verfloß, war eine sehr interessante Fremde, Mrs. Jameson[481]), in Wien eingetroffen, welche durch ihre Schriften: „Shakespeares Weibliche Charaktere", „Memoiren berühmter weiblicher Souveräne" und andere Werke sich einen bedeutenden Namen in der europäischen Literatur bereits erworben hatte. Ich lernte sie im Hause des amerikanischen Konsuls, Herrn Schwarz[482]), kennen, dessen Bekanntschaft ich selbst ein oder zwei Jahre früher bei Dr. von Bischoff gemacht hatte. Mrs. Jameson war nicht mehr ganz jung — sie mochte in den Dreißigen stehen; ihre Züge waren nicht eigentlich schön zu nennen, ihr Wuchs eher zu klein und zu voll; — dennoch gaben ein blendend weißer Teint, ein Ausdruck von unverkennbarer Güte und Milde, der, verbunden mit einem lebhaften Geiste, aus ihren Augen, ihren Mienen, ihrem ganzen Wesen sprach, ihrer Gestalt so viel Anziehendes, daß man sie mit Recht für eine hübsche Frau erklären konnte. Als ich sie das erstemal sah, erhoben ein Anzug von schwarzem Samt, eine einfache Perlenschnur um den blendend weißen Nacken, ein niedliches Blondenhäubchen auf den, etwas zu stark blonden Locken noch die natürliche Wohlgestalt, und wenn man sie sprechen, wenn man sie mit ebenso viel Bescheidenheit als Kenntnis,

mit ebenso viel Geist als Milde sich äußern hörte, mußte man sie lieb gewinnen, und das war auch der Fall beinahe mit allen Personen, die hier in nähere Beziehungen zu ihr kamen.

Sie war in Begleitung einer Freundin, der Schwiegertochter des hochberühmten Goethe[483]), die selbst eine sehr geistreiche und beachtenswerte Frau war, nach Wien gekommen. Mrs. Jameson hatte in Weimar bei Frau v. Goethe gelebt, sie waren miteinander hierher gereist und wohnten zusammen.

Im Äußern kamen mir diese zwei Frauen sehr verschieden vor. Frau v. Goethe mochte älter sein als ihre Freundin, ihre Gestalt war durchaus nicht angenehm, obwohl ihre Züge geistvoll, ihr Gespräch lebhaft und bedeutend waren, und ihre Beziehungen zu ihrem berühmten Schwiegervater, die Erziehung, welche sie genossen, ihr Aufenthalt in Weimar usw. ihren Geist vielseitig ausgebildet hatten. Dieser Vorzüge war sie sich sehr wohl bewußt, sie suchte sie geltend zu machen und von Männern bemerkt zu werden, was ihr auch ziemlich gelang. In meinen Augen aber gewann neben dieser Frau, die sich viel zu auffallend und zu jugendlich für ihre Gestalt kleidete, ihre jüngere Freundin unendlich durch ihren einfachen aber passenden Anzug und durch ihr anspruchsloses Benehmen.

Mrs. Jameson besuchte mich öfters und ich sie. — Nur daß sie in mir ferneren Vorstädten (Leopoldstadt, hinter dem Theresiano)[484]) wohnte, hinderte mich, sie so oft zu sehen, als ich wohl wünschte. Auch daß wir beide nur in einem uns fremden Idiom, im französischen nämlich, uns unsere Gedanken mitteilen konnten — da Mrs. Jameson Deutsch verstand, aber nicht sprach, und ich ebenso Englisch las, aber es nicht sprechen konnte

— stand oft störend wie eine Scheidewand zwischen unsern Geistern. Nie fühlt man wohl drückender, wie wenig ausreichend eine solche Bekanntschaft mit einer fremden Sprache ist, die wohl für den gesellschaftlichen, oberflächlichen Verkehr genügt, als wenn man dann über tiefergehende Ideen, über innerliche Zustände oder Vorgänge sprechen und gern von einer verwandten Seele verstanden sein möchte. Dies hätten wir nun beide gewünscht und beide fühlten wir uns durch den Mangel an Geläufigkeit in dem uns fremden Sprachmedium gehemmt. Alles, was ich an Mrs. Jameson bemerken und beurteilen konnte, flößte mir Achtung für ihren Charakter ein, die kindliche Liebe für ihren Vater[484a]), die hingebende Freundschaft für Frau von Goethe, der sie in ihrem vielfältigen Kranksein treulich beistand und sie liebevoll pflegte; endlich der Geist, der aus ihren Schriften sprach, und der nur Menschenfreundlichkeit, Milde, versöhnende Güte atmete, so z. B. aus ihren „weiblichen Charakteren Shakespeares“[485]), wo sie sogar an Lady Macbeth noch einen milden Zug fand, und die Untaten, welche sie beging, mit einer zu leidenschaftlichen Liebe für ihren Gemahl entschuldigte, dessen ungemessenen Ehrgeiz sie kannte und zu befriedigen beflissen war.

In einem andern ihrer Werke: „Über die weiblichen Souveräne“[486]), fand ich so viele mir zusagende und ganz mir aus der Seele geschriebene Ansichten und Urteile, daß ich im Innersten mich dieser Übereinstimmung freute. Bei ihr lernte ich auch einen unserer jetzigen ausgezeichneten Dichter kennen. Ich war zu ihr und Frau v. Goethe gebeten, um ein neues Stück Herrn von Bauernfelds, „Fortunat[487])“, von ihm lesen zu hören, was denn auch mit vielem und nicht bloß höflichem Bei-

fall geschah. Es hatte wirklich bedeutende Schönheiten, ich erkannte diese gewiß von Herzen; im ganzen aber war der Eindruck nicht sehr tief, vermutlich weil das Märchenhafte des Jnhalts, indem das reinmenschliche Interesse sich durch die zauberhafte Einwirkung höherer, unberechenbarer Motive verflüchtigt, mich abkühlte. Übrigens fand ich es seinem Gange und tiefern Sinn nach sehr ähnlich Grillparzers Stücke: „Der Traum ein Leben[488])", das nicht lange vorher zuerst auf der Bühne erschienen, aber, wie man sagte, eine ältere Arbeit des Verfassers noch aus der Zeit seiner Sappho war. Das Grillparzersche Stück hatte viel Aufsehen gemacht und allgemeinen Beifall gefunden, weit größern als alles, was dieser Dichter seit der „Sappho" und dann wieder nach diesem „Traum" noch zur Aufführung hatte bringen lassen, und so ist die Vermutung wohl nicht unbegründet, daß es noch ein Produkt aus seiner jugendfrischen Periode sei, als er mit Jünglingsmute zu Italien sprach, das er bereisen wollte:

und schaff' in stolzer Ruh',
Was jung soll sein, wie ich es bin,
Und alt soll werden wie du![489])

Die Ähnlichkeiten, welche ich zwischen dem „Traum ein Leben" und dem „Fortunat" fand[490]), sind folgende:

In jedem Stücke tritt ein sehr junger Mensch auf, dem es ungestüm in der Brust kocht, den die Mauern seines Vaterhauses beengen, der sich hinaussehnt ins Leben, in die weite Welt, um zu wirken, zu schaffen, auch wohl zu zerstören. Beide lieben bereits, und beiden genügt diese Liebe nicht, füllt die Leere in ihrer Seele nicht aus. Rustan wird durch ein übernatürliches Mittel in den Schlaf gewiegt, in dessen Traum er sein

Leben fortsetzt. Fortunat tritt zwar ganz natürlicherweise in die Dienste eines Herzogs, der durch Famagosta reist, aber erhält bald darauf den Zauberbeutel und Zauberhut, die ihn zu übernatürlichen Dingen befähigen. Beide Jünglinge kommen an Höfe großer Herren, beide werden Kriegshelden, beide dürfen um Fürstentöchter werben. Aber das Blatt wendet sich, die stolzen Hoffnungen zerrinnen, die Jünglinge erkennen deren Trug und Nichtigkeit; Rustan erwacht körperlich aus dem Traum, der bisher ihm sein Leben vorspiegelte, und findet sich mit Vergnügen in der väterlichen Hütte, an der Seite seines Mädchens wieder. — Fortunat, nachdem er seine Zauberschätze verloren, kehrt freiwillig, von seinem Pagen begleitet, in welchem er (etwas unwahrscheinlicherweise) sein ihm folgendes Mädchen nicht erkannt hat, nach Famagosta zurück und ist froh, im Vaterhause zu sein.

Mir schien diese Übereinstimmung so auffallend, daß ich mich damals und auch jetzt noch wundern muß, mit dieser Ansicht so ziemlich allein gestanden zu haben, obwohl jene Personen, denen ich sie mitteilte, mir, gleichsam überrascht, beipflichteten. Wohl mag der Umstand dazu beigetragen haben, daß das Stück nur ein einziges Mal, und das mit Unglück, war aufgeführt worden, und also vielen unbekannt geblieben war.

Nach der Vorlesung wurde von der Aufführung gesprochen. Es ergab sich, daß das Hoftheater Schwierigkeiten mache, weil dieser „Fortunat" gleichsam eine Zauberkomödie sei, und Graf Czernin[491]) schon aus ähnlicher Rücksicht beim „Traum ein Leben" Anstände gemacht habe. Bauernfeld beabsichtigte daher, ihn dem Josefstädter Theater zu übergeben. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, das sei so gut als

ein Kindesmord, denn sein Stück werde dort gewiß schlecht gegeben werden. Er aber behauptete das Gegenteil, ja, war davon überzeugt, und so machte niemand mehr einen Einwurf. Das Stück aber ward nicht lange darnach eben auf dem Josefstädter Theater gegeben und mißfiel[492]), wozu wohl die Kabalen des berühmten oder berüchtigten Saphirs[493]) das meiste beigetragen haben mochten, der mit seiner Partei im Theater erschien und gegen dessen böswilligen Vorsatz das laute Applaudieren einiger Freunde des Autors (Graf Mailáth, Grillparzer, Baron Zedlitz)[494]), die sich in einer Loge befanden, einen grellen Gegensatz bildete, ja vielleicht eben durch den Widerspruch jenen rohen Lärm noch mehr hervorrief. Kurz, das Stück ward richtig „ermordet", wie ich es dem Autor vorausgesagt hatte.

Nicht lange darnach ließ er sich durch Frankl bei uns aufführen[495]), und mir schien aus manchem kleinen Umstande, daß er mich das vorige Mal bei Frau von Goethe und Mrs. Jameson gar nicht gekannt oder meinen Namen nicht gehört hatte.

Der Sommer, welcher auf diesen Winter folgte, brachte uns eine unerträgliche Hitze, die denn, wie ich das öfter und aus sehr begreiflichen Ursachen in heißen Sommern erlebt hatte, Anlaß zu vielen Feuersbrünsten gab. Wir waren wieder in Baden und wohnten in der schon genannten Wohnung am Josefsplatze, als man uns eines Abends (ich glaube es war der Frauentag Maria Geburt, im September) meldete, man sehe gegen Süden zu den Schein eines großen Feuers, der sich immer mehr ausbreitete. Bald erfuhren wir auch, daß dies Unglück die bedauernswerte Neustadt (die allzeit treue) getroffen hatte. Allerlei schreckliche Kunden

von dieser Feuersbrunst gelangten nach Baden, von wo viele Menschen nach dem, nur ein paar Stunden entfernten Neustadt eilten, teils um ihre Neugierde zu befriedigen, teils aus bessern Beweggründen, um etwa Verwandten und Freunden in solcher Not beizuspringen oder zu retten. Nur zu bald erfuhr man, daß viele Menschen dabei das Leben verloren hatten; der Feiertag hatte viele veranlaßt, sich ohne Sorge weit vom Hause zu entfernen, die mit der Ernte des Jahres gefüllten Scheuern außerhalb der Stadt wurden von der Flamme ereilt, und diese war von einem sich erhebenden starken Wind wieder gegen die Stadt zurückgetrieben worden. Es war ein Tag des Jammers und Schreckens für Neustadt, aber auch für die Umgegend und ganz Österreich. Mildtätig und hilfreich suchte dies nachher den verunglückten und verarmten Landsleuten durch bedeutende Spenden und Unterstützungen zu Hilfe zu kommen. Sehr lange, vielleicht zwei oder mehrere Jahre darnach, soll ein Bauernknecht, der lange an körperlichen Leiden und Gemütskrankheit in Neustadt gesiecht, auf seinem Totenbette sich angeklagt haben, durch sträfliche Nachlässigkeit beim Tabakschmauchen die erste Ursache dieses entsetzlichen Unglücks gewesen zu sein[496]).

Fürwahr, wenn man zusammenrechnen könnte, wie viel Unheil und Brandschaden durchs Tabakrauchen entstanden, wie großen Verlust der feinere Ton, die geistreiche Mitteilung und die gesellige Sitte erlitten, wie schädlich endlich das Verschlucken des Tabakdampfes und das oftmalige Ausspucken der Gesundheit junger Leute geworden, so würde sich leicht eine Summe von Übeln und wirklichem Nachteil ergeben, gegen welches man doch das egoistische und halb gedankenlose Vergnügen, das der Tabakraucher in seiner Dampf-

wolke und dem Hinaufwirbeln der Rauchsäulen findet, nicht geltend machen könnte.

Dies Tabakrauchen und die rasende Liebe dafür, welche sich unter dem Szepter der Mode jetzt bis beinahe in das kindische Alter des männlichen Geschlechtes erstreckt, ist es denn auch, was die stets mehr zunehmende Trennung der beiden Geschlechter im geselligen wie im häuslichen Leben begünstigt, ja notwendig macht. Mit der Pfeife im Munde kann man doch nicht in Gesellschaft anständiger Frauen erscheinen, von der Pfeife will man sich aber nicht trennen, so trennt man sich von den Frauen, überläßt diese sich selbst, und in ihren Haremssozietäten aller Nichtigkeit, Frivolität und Klatschhaftigkeit, die in solcher Einseitigkeit unvermeidlich sind, und ergibt sich mit gleichgesinnten Freunden aller Ungeniertheit, Roheit, mitunter Grobheit, welche ebenso unabtrennbar von burschikosem Leben sind.

Noch aber wäre gegen eine solche Absonderung der Geschlechter, welche uns in die mittelalterliche, ja in die antike Welt zurückzuführen scheint, nichts oder wenigstens nicht viel einzuwenden, wenn der große Gewinn eines wirklichen Erstarkens des männlichen Charakters im allgemeinen davon zu hoffen wäre; wenn diese Tabaksorgien zu einer heiterern Ansicht des Lebens, zu kräftigen Entschlüssen, vor allem zu mutiger Bekämpfung eigner und fremder Leidenschaften, zu der Kraft, für einen höheren Zweck zu entbehren und zu opfern, führen würden. Aber ich frage meine Zeitgenossen und Zeitgenossinnen, ob diese Zerrissenheit, diese allgemeinen und ewigen Klagelieder, diese Unzufriedenheit mit sich und der Welt, diese innerlichen Zerwürfnisse uns ein kräftiges Erheben des Männer-

geschlechtes andeuten? Ob nicht gerade diese Sehnsucht nach Bequemlichkeit, nach ungestörtem und recht raffiniertem Genuß körperlicher Erquickung, guten Essens, Trinkens und andern Komforts, auf ein eigentliches Erschlaffen der Kraft deute? Ob nicht das unselige Geschwätz von der Emanzipation der Frauen, dieser schrecklichsten Abirrung vom Pfade der Natur, recht eigentlich dahin weise, daß die Frauen an der Seite solcher verweichlichter Männer, die nur zu klagen, aber nichts zu bessern wissen, sich nicht an ihrem Platz (nämlich dem untergeordneten) finden, und daher den erschlafften Händen ihrer kommoden Ehehälften den Kommandostab entwinden möchten, und dies auch für leicht halten müssen? Frau von Staël, diese doch wahrlich nicht allzu weibliche Frau, ruft, von einem richtigen Naturgefühl überwältigt, in ihrer „Corinna" einmal aus[497]): Il avait pour elle les soins protecteurs, qui font le plus doux bien de l'homme à la femme. — Ne faut-il pas pardonner aux coeurs des femmes les regrets déchirants qui s'attachent à ces jours où elles étoient aimées, où à tous les momens elles se sentoient soutenues et protégées? Das war ein Naturschrei, den ihr besseres Gefühl dieser femme supérieure vielleicht gegen ihren Willen entriß. Und ich möchte alle meine ältern oder jüngern Schwestern fragen können, ob sie sich in dem natürlichen Verhältnisse von Abhängigkeit und Unterordnung (nicht Erniedrigung und sklavischem Gehorsam) gegen ihre Männer nicht glücklich fühlen und an keine Emanzipation denken würden, wenn die Männer es verstünden, recht eigentlich Männer zu sein?

Sehr natürlich knüpft sich an diese Betrachtungen die Beobachtung, daß, ganz entgegen den früheren

Gewohnheiten der Geselligkeit in Wien, jetzt die Männer, und besonders die höher gebildeten, alle gemischten Gesellschaften fliehen. Es ist, als litten sie alle an der „Salonscheue“, wie an einer geistigen Wasserscheue! — Auch suchen sie die Einwirkung der Salons auf die Geister als etwas Verflachendes und Erschlaffendes darzustellen, und wohl mag das, was man jetzt „Salonleben“ nennt, solche Wirkung hervorbringen[498]). — Ich besuche die Salons seit Jahren nicht mehr; früher aber wirkten die Gesellschaften, die Soiréen hier und auch in Paris nicht so, nicht erschlaffend, nicht abspannend. Gebildete Frauen, geistreiche und gelehrte Männer, vielgereiste Fremde, Künstler usw. versammelten sich in denselben. In lebhaften Gesprächen über interessante Gegenstände berührten sich die Geister, Witzfunken sprühten, energische oder eigentümliche Ansichten wurden geäußert, fanden Teilnahme oder Widerspruch. Es war ein lebendiges Aufeinanderwirken der Geister, das oft Gedanken entwickelte oder Gesichtspunkte aufstellte, welche neu und merkwürdig erschienen, Gedichte wurden gelesen, die neuesten Erscheinungen in der Literatur besprochen, Kunstwerke vorgezeigt, zuweilen Musik gemacht. So waren die Abendunterhaltungen vor 20, 30 Jahren in Wien, so mußten sie nach dem, was wir durch Journale, durch Frau von Staël, durch ihre Zeitgenossen wissen, nur vielleicht in größerem Stil, in Paris gewesen sein, wenn diese Frau von ihrem Salon nach der Restauration sagen konnte: Qu'il avoit été comme un hôpital pour les blessés de toutes les parties[499]).

Jetzt freilich ist das vielleicht sogar in Paris anders geworden. — Aber ich bin der Meinung, daß jenes Absonderungssystem, dem wenigstens bei uns — haupt-

sächlich das Tabakrauchen zum Grund liegt, den meisten Einfluß auf die Gestaltung der Gesellschaften und somit auf den gesellschaftlichen Ton und besonders auf die Sitten und das Benehmen der jüngeren Männer hat, welches alles seit ungefähr zwanzig Jahren wenigstens nicht besser oder feiner geworden ist, als es früher war.

Vieles mag zu dieser Flachheit in dem Ton der gemischten Gesellschaften und zu diesem Bequemlichkeitssystem die zahllose Menge der öffentlichen Orte, Kaffeehäuser, Gasthäuser, Reunionen, Gärten usw. beigetragen haben, die sich jetzt in und um Wien überall aufgetan, und wo auch Frauen aus den bessern Ständen, ohne die Sitte zu verletzen, erscheinen können, was ehemals nicht war und nicht für möglich gehalten worden wäre. Bequemer ist es nun freilich, sich in einen Gasthof oder ein Kaffeehaus hinzusetzen, für sein Geld zu zehren, niemand eine Verbindlichkeit schuldig zu werden und sich um niemand zu kümmern, wegen niemand genieren zu müssen. Ob aber nicht auch durch ein solches Isolement viele zarte Fäden feinerer Rücksicht, verbindlicher Höflichkeit zerrissen, ob nicht selbst die Ökonomie unter diesen so oft wiederkehrenden Ausgaben an öffentlichen Orten leiden werde, das wäre immer einer Betrachtung wert?

Ich kehre zur Erzählung zurück. Etwa um diese Zeit, ich erinnere mich nicht genau, wann es eigentlich war, brachte ein Herr, der mir bis dahin unbekannt gewesen war, meinem Manne einen Brief von Hofrat Reinbeck aus Stuttgart an mich, den eigentlich der damals berühmt gewordene Dichter Niembsch von Strehlenau, der unter seiner pseudonymen Bezeichnung Lenau sich bereits einen großen und wohlverdienten

Namen in der deutschen Poesie erworben hatte, bringen hätte sollen. Er war von Stuttgart gekommen, Hofrat Reinbeck, ein vieljähriger literarischer Bekannter von uns, der im Jahre 1811 in Wien und viel bei uns gewesen war[500]), hatte Lenau den Brief übergeben, um sich mittelst desselben bei uns einzuführen[501]). Aber auch Lenau gehört — und vielleicht mehr noch wie andre — zu den Literatoren, die durchaus jeden Umgang fliehen und sich unter ähnlichen, oft etwas unfeinen Kameraden am wohlsten, weil am ungeniertesten fühlen. Einer von dieser Gesellschaft soll sogar geäußert haben, daß es ihm schon zuwider sei, an einem Tische zu essen, auf den ein Tischtuch gebreitet wäre, weil er am liebsten am unbedeckten Tische im Bierhaus speisen möchte. Daher ließ sich Herr von Niembsch bei uns mit Unwohlsein entschuldigen, obwohl ich recht gut wußte, daß er alle Tage im Kaffeehause zu sehen war und ich mußte Hofrat Reinbeck antworten, daß ich seinen Freund nicht kennen gelernt, weil — er eben zu den modernen Dichtern voll Misanthropie und Unglück gehört[502]).

Lange Zeit darnach kam er jedoch, abermals mit einem Briefe von Reinbeck, der ihm vielleicht ins Gewissen mochte geredet haben, und ich gestehe, daß seine Persönlichkeit ihn gar wohl berechtigen könnte, sich mit Vorteil in der Welt zu zeigen. Seine Gestalt erinnerte mich lebhaft an die unsers verehrten Tieck, wie er damals aussah, als er 1808 zuerst mit seiner Schwester Bernardi in Wien erschien, wo er denn ungefähr in demselben Alter wie Lenau jetzt stehen mochte[502]).

Ein bescheidenes, mildes und anständiges Benehmen, das eine edlere Natur voraussetzen ließ, erhöhte und

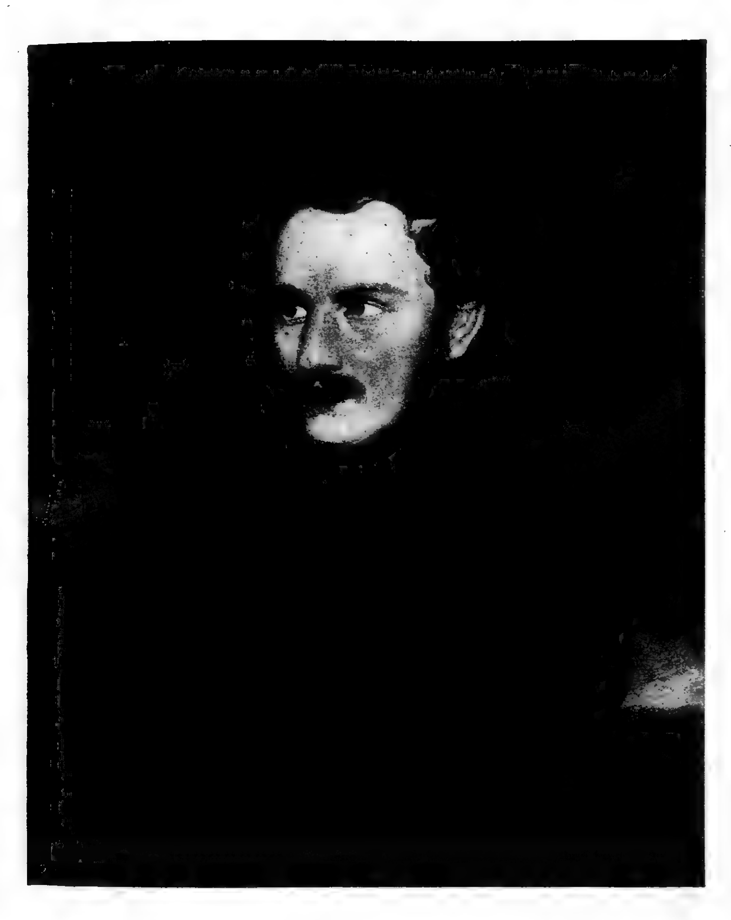
verlängerte den angenehmen Eindruck der Erscheinung und ließ uns um so mehr die starre Zurückgezogenheit bedauern, in welcher sich der Dichter von jeder Annäherung hielt. Mit Frankl und Bauernfeld baten wir ihn später einmal zu Tische. Er kam, — war sehr artig, aber meist still und überließ den beiden andern das Wort — das war das letzte Mal, wo ich die beiden Herren Lenau und Bauernfeld in meinem Hause sah, und ich gestehe, ich war viel zu stolz, um durch eine nochmalige Einladung ein Verlangen nach ihrem Umgang zu zeigen, das sie nicht nach dem meinigen fühlten[503]). Überhaupt habe ich es in meinem Leben mit alten und vorzüglich mit neuen Bekanntschaften so gehalten, daß ich ein Benehmen gegen mich, welches man nicht anders beobachtet haben würde, wenn man einen alten Umgang auf höfliche Art hätte abbrechen oder einen neuen nicht näher an sich kommen lassen wollen, stets für dies nahm und mein Betragen danach einrichtete, indem ich voraussetzte, daß, wenn ich geirrt und jene Personen wirklich Vergnügen an meinem Umgang oder in meinem Hause finden würden, sie schon annähernde Schritte machen würden[502]).

In diesem Jahre war ich mit einem längeren Roman, „Elisabeth von Guttenstein" beschäftigt[504]). Der Leser wird in dem Anfang dieser Blätter bemerkt haben, in welch heiliger Erinnerung und ehrfurchtsvollem Andenken die Kaiserin Maria Theresia, welcher meine Mutter ihre ganze Erziehung, Ausbildung und nachmalige günstige Lage verdankte, in unserm ganzen Hause lebte, und wie tief diese Empfindungen auch in meinem Herzen Wurzel gefaßt. Es war mir nun eine ebenso angenehme als würdige Beschäftigung, die Thronbesteigung dieser großen Regentin, die unglücksvollen

Umstände, die sie damals umdrängten, die Gefahren, mit denen sie zu kämpfen hatte, diesen für Österreich so wichtigen Zeitpunkt zum Hintergrund eines geschichtlichen Romans zu machen, und denselben mit allen Äußerlichkeiten in Sitte, Kulturstufe, Lebensweise usw. jener Zeit zu umkleiden, in der ich zwar nicht selbst gelebt, die aber teils noch mit einzelnen Zügen in meine eigene Kindheit hineingeleuchtet hatte und teils von meinen Eltern und bejahrten Verwandten und Bekannten mir geschildert und wohl noch selbst in ihrer eignen Persönlichkeit repräsentiert wurde. So z. B. die Art des geselligen Umganges, die starke Einwirkung der französischen Bildung und Literatur, der ersten Morgenstrahlen der deutschen, die Manie des Goldmachens usw.

Der Roman wurde ziemlich günstig rezensiert[505]), aber, wie ich zu fühlen glaubte, ziemlich kalt aufgenommen. Es war auch meine letzte Arbeit dieser Art, denn die Zeitbilder, welche vier oder fünf Jahre darnach erschienen, sind durchaus nicht als Roman, als poetisches Erzeugnis, sondern lediglich als Sittenschilderung meiner Vaterstadt in den Jahren 1770 und 1780, dann dreißig Jahre später zwischen 1800 und 1810 und endlich wieder nach einem ähnlichen Zeitraum zwischen 1830 und 1840 zu betrachten und zu beurteilen[506]).

Nach dem neuen Jahre, das heißt ungefähr in der Hälfte des Februars, ward mir wieder die Ehre, dieses Werk: „Elisabeth von Guttenstein“, Ihrer Majestät der Kaiserin und der Frau Erzherzogin Sophie überreichen zu dürfen. Ich wurde huldreich aufgenommen, fand die beiden erlauchten Schwestern beisammen in den Zimmern der jungen Prinzen, wo diese einen ganz militärischen Apparat, Schilderhäuser, Gewehre, Trom-



Nikolaus Lenau

George Mayer nach Karl Rahl — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



meln usw. zum Spielzeug hatten, und die Kaiserin sich zu ihnen am Boden niedersetzte, um mit ihnen zu spielen. Da äußerte denn auch sie die Grundsätze, welche bis in die neuere Zeit von jedem erfahrenen Erzieher aufgestellt wurden, daß nämlich pünktlicher Gehorsam ein Haupterfordernis sei, auf welches man bei den Kindern dringen müsse. Jetzt aber scheint dieser Grundsatz, wie so vieles andere, als veraltet betrachtet und beiseite geschoben zu werden, indem man vielfach die Ansicht aussprechen hört: ein Kind, besonders ein Knabe, der gehorsam sei, könne keine Energie des Charakters haben, und sehr oft sieht, wie die Eltern sich in der Widerspenstigkeit ihrer Kinder sogar mit einigem Stolze gefallen.

Aber nur zu oft nimmt man bei Söhnen Ungezogenheit für Kraft und schmähliches Nachgeben an augenblickliche Gelüste für Unabhängigkeit des Charakters. Überhaupt aber scheinen mir, soweit ich es bei den sehr kurzen und seltenen Gelegenheiten zu beurteilen imstande war, die Methode und vorzüglich die Ansichten über die Erziehung im kaiserlichen Hause, das des Erzherzogs Karl mit inbegriffen, ebenso verständig als zweckmäßig. Nur selten habe ich ein kleines Kind von nicht drei vollen Jahren gesehen, das so zutraulich mit ganz Fremden, so herzig und so zugleich entwickelt geschienen hätte, wie die, leider nur zu bald verstorbene Erzherzogin Maria Anna Pia[507]), die ich in dem Zimmer ihrer Mutter fand, als ich im Jahre 1838 eine Audienz bei derselben hatte.

Nicht lange nach jenem Tage, an dem ich den obenerwähnten Roman überreicht hatte, erkrankte, zur größten Bestürzung der Stadt und des Landes, unser väterlicher Monarch auf so ernsthafte Weise, daß das Le-

bensgefährliche sogleich erkannt und gefürchtet wurde. Jeden Tag klangen die Nachrichten bedenklicher. Viel wurde von der christlich heitern Fassung des Kaisers, von dem rührenden Schmerz seiner Umgebungen, besonders von den Äußerungen tiefer kindlicher Liebe des Kronprinzen erzählt. Andere Ärzte wurden noch nebst den gewöhnlichen Leibärzten berufen; — alles erwies sich als erfolglos. — Ein Leben voll moralischer Leiden, schmerzlicher Verluste, Selbstüberwindungen (gewiß der aufreibendste Kampf des menschlichen Herzens) und Resignationen hatte bei einem von Jugend an zarten Körperbau, trotz einer musterhaften Mäßigkeit und eines höchstgeregelten Lebens, dennoch die Kräfte des Monarchen erschöpft, ohnedies scheint Longävität kein Erbteil des lotharingisch-habsburgischen Stammes gewesen zu sein, indem nur wenige Glieder desselben das 60. Jahr erreichten. — Eine allgemeine Entzündung, wie man die Todeskrankheit des Monarchen nannte, machte in der Nacht vom 1. auf den 2. März 1835 seinem Leben ein Ende, nachdem er eben auch am 1. März vor 43 Jahren den Thron seines Vaters bestiegen hatte.

Jedermann erinnert sich gewiß dieser Epoche noch lebhaft; — doch in unserm öffentlichen Leben ging keine bedeutende Veränderung vor. Der neue Herrscher schien mit kindlicher Pietät alles, was sein Vater und wie er es getan, festhalten und als Norm seines eigenen Wirkens und Handels befolgen zu wollen; so blieb alles ziemlich wie es gewesen, und das Privatleben gestaltete sich nach gewohnter Weise. Nur der Zeitgeist und manche, wie es anfangs schien, unbedeutende Veränderung im täglichen Verkehr brachten nach und nach bedeutendere Umwälzungen in der geselligen Lebensweise hervor und auseinanderfallend, wie so

manches, was früher in unsern Begriffen und Gemütern fest und kompakt aneinandergehalten hatte, zersplitterten sich die verschiedenen Kreise der Bevölkerung. — Nicht bloß durch den Unterschied in Aristokratie der Geburt oder des Geldes, im Gegensatze mit dem bürgerlichen Leben, nein, selbst in Mitte der stillen Häuslichkeit erzeugten die veränderten Amtsstunden in Kanzleien und Comptoiren, die neuen Einrichtungen bei der Aufgabe der Briefe, endlich selbst die Abfahrts- und Ankunftsstunden der Eilwagen und Dampfboote, eine ganz veränderte Einteilung des Tages. Hierzu kam noch, daß viele ältere Einrichtungen, z. B. die Stunden für Schulen und Kollegien, sowie fürs Theater, beinahe dieselben blieben, und so kam eine Vielgestaltigkeit und Unbestimmtheit in den Tageslauf, die zwar keine wesentlichen Nachteile, aber doch viel unangenehme Störungen erzeugten. Es wurden die Eßstunden außerordentlich ungleich, und von 1 bis 6 und selbst halb 7 Uhr konnte man in verschiedenen Häusern die Familie bei Tische finden. Dies späte Tafeln machte die Déjeunés à la fourchette notwendig, indem man nicht leicht von 8 oder 9 Uhr morgens bis 5 oder 6 Uhr abends aushalten konnte, ohne etwas zu sich zu nehmen, und so erzeugten sich eine Menge Differenzen und Kollisionen. In einigen Häusern ließ man die Dienstboten vor der Herrschaft essen, weil es sonst zu spät geworden wäre, in den Häusern alter Art aßen sie nach derselben. Für die studierende Jugend mußte bei der grellen Verschiedenheit zwischen der altmodischen Schul- und Theaterzeit und den modernen Eßstunden wieder eine andere Einrichtung getroffen werden, und so irrt das alles noch, wie mir scheint, ziemlich chaotisch durcheinander, bis im Ver-

lauf mehrerer Jahre die Unterschiede aufhören, die alten Gewohnheiten nach und nach ganz verschwinden und die neue Gestaltung des geselligen Lebens überall durchgreifen und allgemein herrschen wird. Daß Menschen, die drei Viertel oder sieben Achtel ihres Lebens auf die alte Weise zugebracht, sich in diese Zustände und Gewohnheiten hineingelebt haben und mit ihnen gleichsam eins geworden sind, sich nur mit Mühe und widerstrebend in das Neue fügen und es überall unbequem finden müssen, ist wohl auch natürlich, und so wird es ihnen billigerweise nicht übelgenommen werden, wenn sie in der Unruhe und Geschäftigkeit dieses neuen Aufbaues rings um sie her wenigstens darauf hoffen, daß sie diese Neuerungen nicht mehr lange werden mitzumachen haben.

* * *

Zwischen den Jahren 1833 und 1835, wie ich glaube, war es, daß ich bei einer sehr werten Freundin Fräulein v. Isenflamm[508]) den als Dichter, Schauspieler und Mensch gleich interessanten Raimund[509]) kennen lernte. Fräulein Isenflamm, die Schwester der Frau von Piquot und eine treue, warme Freundin unsers verehrten Freundes Streckfuß in Berlin, war auch, wie das leider ältern Menschen öfters geschieht, von ihrem ganzen Hause allein übrig geblieben. Marie, das treffliche Mädchen, ihre Nichte, war schon im Jahre 1822 am Nervenfieber gestorben, ihr Bruder Karl[510]) folgte ihr ein Vierteljahr darauf, und die armen Eltern blieben kinderlos zurück. Aber bei dem ersten Erscheinen der Cholera im Herbst 1831 starb der Vater Piquot und ein halbes Jahr darauf seine Frau, Theresens Schwester — und es stand vielleicht nicht zwei Jahre an, so raffte

die Grippe, die dazumal sehr bösartig war, den Bruder derselben, Herrn von Isenflamm[511]) weg, mit dem die Schwester seit langem zusammen gelebt und gewohnt hatte. Die Arme blieb einsam zurück, das bedeutende Vermögen, das durch so viele Todesfälle an sie gelangt war, konnte sie nicht recht erfreuen, sie kränkelte immer und nur der Umgang mit einem vieljährigen Freund, Herrn Schonner[512]), der schon während ihres Bruders Leben mit ihnen zusammen gewohnt hatte, war noch das einzige Band, das sie an die fremdgewordene Welt knüpfte.

In ihrem Hause lernte ich denn Herrn Raimund, der Schonners alter Freund war, kennen, und sowohl Pichler als ich fühlten uns von seiner Persönlichkeit sehr angezogen. Seine Gestalt erinnerte an Grillparzer, und schon dieser eine Umstand sprach bei uns zu Raimunds Vorteil. Im Verlauf der Unterhaltung aber offenbarte sich ein so tiefes und anspruchsloses Gemüt, eine so herzliche, einfache Weise sich auszudrücken, daß er meinem Manne und mir Achtung und Wohlwollen einflößte, und wir nur im stillen bedauerten, daß bei ihm ebensowenig als bei Grillparzer auf einen bleibenden freundschaftlichen Verkehr zu hoffen war; denn diese beiden ausgezeichneten Menschen glichen sich, wie in schönen geistigen Anlagen und einer seltenen Gemütstiefe, auch an trüber hypochondrischer Laune, welche sie jeden Umgang fliehen machte.

Später sahen wir Raimund bei Fräulein Isenflamm noch ein paarmal, einmal besuchte er auch uns, speiste bei uns mit Frankl und schien ungemein viel Freude an den Kindern meiner Tochter zu finden, die denn auch ihrerseits sich kindlich freimütig mit ihm unterhielten. Als er in der Josefstadt Gastrollen spielte,

erhielten wir durch seine Vermittlung ein paarmal Logen, die sonst schwer zu bekommen waren, und als er als Valentin (im Verschwender) erschien und unsere Kinder dem berühmten Mann, der so freundlich mit ihnen gewesen war, zuklatschten, blickte er herauf und lächelte ihnen gütig zu, worüber sie sehr erfreut waren.

Im Sommer 1835 brachten wir wieder die beiden Monate August und September in Baden und zwar wieder im Hause bei der Landschaft zu; aber wieder, wie fast jedesmal, wenn wir in dieser Gegend, in der Nähe des Baches wohnten, fühlte ich eine unangenehme Einwirkung der Luft oder des Trinkwassers, ich weiß es nicht — auf meine Gesundheit. Ich litt wieder im Unterleibe und mußte mich im Essen und Trinken und auch vor Verkühlung sehr in acht nehmen. Doch waren Pichler, die Tochter und die Kinder recht wohl, und wir kehrten vergnügt von Baden in die Stadt zurück. Kaum aber waren wir acht oder zehn Tage in der Stadt, so wurden wir durch ein Ereignis erschreckt, das an und für sich schon sehr beunruhigend, uns mit noch bangeren Ahnungen für die Zukunft erfüllte. Pichler stand eines Morgens, wie es schien, wohl und gesund auf, ging in sein Zimmer, um sich anzukleiden, kam dann wieder zu mir herüber, die ich noch im Bette lag, und erzählte mir mit ganz heiterer Miene, daß ihn heute Nacht ein Schlagfluß getroffen habe. — Ich erschrak, wie natürlich; da ich Pichler aber so heiter und kräftig wie sonst vor mir stehen sah, hielt ich es für Scherz, aber für unerlaubten, und sagte es ihm auch, daß dies Frevel sei. — Er aber versicherte mich dessen noch einmal, und nun glaubte ich auch ein kleines Hemmnis in seiner Aussprache zu bemerken. Sehr bestürzt drang ich in ihn, zu Hause zu bleiben und den

Arzt rufen zu lassen. — Er aber ließ sich nicht abhalten und ging in sein Bureau. Sobald er das Haus verlassen, schrieb ich an unsern Arzt und Freund B. Türkheim, der zum Glück noch zu Hause war, und mit seiner gewohnten Güte erhörte er sogleich meine Bitte, eilte zu Pichler ins Bureau, fand ihn aufgeregt, mit starkem Andrang des Blutes gegen den Kopf, und bewog ihn, sogleich nach Hause zu fahren und nach seiner Angabe, die er ihm schriftlich mitgab, sich behandeln zu lassen. So wurden ihm denn im Nacken Egel gesetzt, Sinapismen, Fußbäder usw. gebraucht, und in der Tat hatte sich in wenigen Tagen der Andrang des Blutes gelegt, die übrigen furchtbaren Symptome waren verschwunden, und wir atmeten wieder freier. Doch blieb in unser aller Herzen eine große Besorgnis wegen möglicher Wiederkehr dieses Übels zurück, das sich nur zu gern wiederholt, und leider sollten wir — wenn auch erst zwei Jahre nach diesem Anfall — unsere Sorge nur zu wohl begründet finden! —

Ein vieljähriger Freund in Prag, Herr Gerle, schickte uns diesen Winter einen sehr jungen Mann, dessen er sich mit lebhaftem Interesse annahm, Herrn Uffo Horn[513]), mit einem Briefe zu. Der Jüngling schien Geist und ein hübsches Talent zur Dichtkunst zu haben, auch war sein Äußeres empfehlend. Aber schon im ersten Gespräch sah ich das junge Deutschland und den Tatendurst der Studentenwelt aus jedem Worte hervorgucken, so daß ich mich nicht entbrechen konnte, ihm zu sagen: Tatenlust und Eifer für das, was ihr gut schiene, möchte die Jugend wohl haben und gelegentlich auch beweisen; frei aber und bloß nach ihrer Willkür handeln zu dürfen, könnte sie doch wohl nicht fordern, weil es ihr bei allen Talenten doch

noch an Erfahrung mangle. Er nahm das freundlich hin, kam auch noch öfters zu uns und schrieb für den Telegraphen (ein Journal, das damals entstand, aber nach 18 Monaten wieder zu Grabe ging)[514]) einige artige Aufsätze, in deren einem er meiner mit mehr Lob, als mir gerade angenehm war, gedachte, weil dies oft nur Unwillen bei andern erregt[515]). Später ließ er ein Stück: „Die Vormundschaft", das er mit Gerle gemeinschaftlich gedichtet hatte, mit ziemlichem Beifall aufführen[516]), schloß sich eng an Herrn Saphir an, was ich ihm ebenfalls widerriet, kam in Händel mit der Zensur und Polizei; verlor sich aus unserer und unserer Bekannten Nähe, und verschwand endlich auch aus Wien. Nach einiger Zeit kam er in Hamburg bei Gutzkow wieder zum Vorschein, und spielt nun wahrscheinlich seine Rolle unter den sogenannten jungen Deutschen oder deutschen Jungen — einer Menschenart, die für mich etwas so Widerwärtiges hat, daß ich mich nie, auch nur von fern damit befreunden konnte. Ihr ganzes Streben, sobald es aus dem Kreis der Burschenschaft in die Wirklichkeit, ins Staatsleben treten wollte, oder wie im Hambacher Fest und in ähnlichen Explosionen wirklich ins Leben getreten war, kam mir stets wie eine bedauernswerte Verblendung vor, vermöge welcher sich Knaben und unerfahrene Jünglinge Männer zu sein dünken; das, was sie nicht zu übersehen imstande sind, nicht allein zu beurteilen, sondern zu verändern, zu bessern sich anmaßen, und darum, weil sie bei der Juliusrevolution in Paris durch Pflastersteinaufreißen und mutiges Kämpfen mitgewirkt haben, sich einbilden, die Revolution gemacht, geleitet, vollendet zu haben, und in Deutschland dasselbe tun möchten.

Der Winter von 1835—1836 verging im ganzen ziemlich ruhig, was das äußere Leben betraf, aber es schien, als ob aus einer Zusammenstimmung verschiedener unbekannter Ursachen der Tod durch den Verlust vieler werten Freunde sich mir in diesem Jahr auffallend nähern, und mich auf einen noch herbern Todesfall, der nicht mehr lange ausbleiben sollte, vorbereiten wollte. Im Mai starb nach langem Krankenlager und vielen Leiden die Baronin von Richler, eine Frau, mit der ich mehr als 30 Jahre in engem Freundschaftsbunde, und durch einige Zeit selbst in einem Hause gelebt, sie fast täglich gesehen und mich ihres geist- und gemütsvollen Umgangs stets erfreut hatte, obwohl unsere Sinnesart wenig Ähnlichkeit hatte, und die meisten Dinge, so wie hauptsächlich die Erscheinungen in der neueren Literatur uns beide auf ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Weise berührten. Ihre Geistesbildung war zwar in der nämlichen Epoche (denn wir waren gleichaltrig), aber auf ganz verschiedenem Wege bewirkt worden. In Heidelberg von mittelmäßig begüterten Eltern geboren und still, ohne vielen Unterricht, bloß für Häuslichkeit erzogen, aber mit einem lebhaften Geiste und warmem Gefühl fürs Schöne begabt, waren es zuerst Romane und Gedichte, welche den Funken höherer Bildung in ihre Seele warfen. Lafontaines Gefühlswelt ging zuerst wie eine Sonne in ihrem und ihrer Schwestern Gemüte auf; Matthisson, Salis, später Goethe, Schiller und andere nahmen Platz in dem erhellten Raume, aber sie alle erschienen mehr oder minder in dem Reflex des Lafontaineschen Lichtes, sowie die Welt überhaupt; und wir übrigen pflegten oft im Scherz zu sagen, daß bei Frau von Richler und ihren Schwestern nur die

Handlungen, Empfindungen, Gesinnungen als zulässig und gesetzmäßig betrachtet würden, welche mit Lafontaines Romanen übereinstimmten. Von Goethes Werken ging ihnen nichts über Werther und Tasso. — Don Karlos stand in ihrer Meinung viel höher als Wallenstein oder Tell — und das Unnatürliche oder Geisterhafte störte sie nur wenig, während sie irgend eine wahre Naturäußerung, z. B. im Götz von Berlichingen oder in Wallensteins Lager beleidigte. Von der bezauberten Rose von Schulze, die übrigens in der Welt ein sehr ephemeres Dasein hatte[516a]), waren sie auch bezaubert und die Schuld erfreute sich ihres ungemessensten Beifalls. Hingegen war es ihnen nicht möglich, an der Poesie der Psalmen das geringste Interesse zu fassen, und irgend ein ungewöhnlicher, echt orientalischer Ausdruck schreckte sie auf immer zurück, so wie sie auch Öhlenschlägers Werken durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnten, eben weil einige grellere Worte darin vorkommen.

Aller dieser Dissonanzen ungeachtet, achteten und liebten wir einander herzlich, unsere Gesinnungen und Grundsätze begegneten sich einander nicht im Lafontaineschen, sondern im Lichte tüchtiger Menschheit, und so stand unsere gegenseitige Achtung und Freundschaft fest durch mehr als 30 Jahre. Gemeinschaftlich getragene Sorgen und Leiden, sowie gemeinsam genossene Freuden verbanden uns stets inniger, und es war ein wahrer Verlust für mich, als Frau v. Richler starb; aber es war ja nur der Anfang einer ununterbrochenen Kette ähnlicher Fälle. Schon seit einiger Zeit fühlte mein Schwager Kurländer (Franz) zunehmende Beschwerden eines Übels, das er sich selbst nicht erklären konnte oder wollte, das uns übrigen

aber zu unserer großen Besorgnis apoplektische Symptome zu haben schien. Zuweilen konnte er sich nicht mehr auf das besinnen, was er kurz zuvor getan oder gewollt hatte, zuweilen versagten ihm die Worte, um auszudrücken, was er beabsichtigte, und das Alltäglichste fiel ihm nicht ein. Beim Spiel, das er mit ebenso großem Eifer als Glück als seine Lieblingsbeschäftigung trieb[517]), und das ihm — auf eine sonst ganz ungewöhnliche Weise den Zutritt in den Häusern der Großen und des höchsten Adels öffnete — verließ ihn manchmal die Besinnung, und er spielte so töricht, daß ihn seine Mitspielenden ermahnen mußten. Uns allen kamen diese Zustände bedenklich vor, wir baten und beschworen ihn, seinen Arzt zu befragen, aber der gute — dem Weltverkehr und den Zerstreuungen zu sehr ergebene Freund konnte sich nicht entschließen, vielleicht, ja wahrscheinlicherweise einen Ausspruch zu vernehmen, der ihn zum Zuhausebleiben, zum Zurückziehen, zu einer stillen Lebensweise verdammt haben würde, und so dauerten jene bedenklichen Symptome fort, und nahmen vielleicht durch die, eben um diese Zeit wieder ausbrechende Cholera einen bedenklicheren Charakter an. Denn das ist eine, sich jedem aufdringende Beobachtung, daß in den Epochen, wann diese Krankheit herrscht, in der Atmosphäre eine auffallende Veränderung vorgehen müsse, wovon schon die dichten, sonst in dieser Jahreszeit ungewöhnlichen Nebel, die bald ganz strahlenlosen und bald mit dem höchsten und dauerndsten Krokusgelb gefärbten Sonnenuntergänge Zeugenschaft geben. Bald brach die Seuche mit Macht aus, und hatte wieder, wie schon die beiden ersten Male, gewisse Gegenden zu ihrem eigentlichen Herde aus-

ersehen. Zu unserm Unglück war es diesmal die Alservorstadt, und in dieser eigentlich der Umkreis des Platzes und Brunnens, wodurch denn auch wir mit in den verhängnisvollen Kreis gezogen wurden. Wirklich erkrankte zuerst eine sehr würdige Familienmutter, welche zu gleicher Zeit Vorsteherin einer Mädchenschule in unserm Hause war. Ihr folgten in kurzen Zwischenräumen ihre drei erwachsenen Kinder; das kleine Kind einer andern Mietspartei, und endlich eine hochbejahrte Frau, die, eine langjährige Freundin meiner verstorbenen Mutter, seit 24 Jahren bei uns gewohnt hatte. Es war eine schauderhafte Zeit damals. Kaum verging eine halbe Stunde, daß man nicht die Glöckchen des Chorknaben klingeln hörte, der den Priester mit den Sterbesakramenten zu irgend einem Kranken begleitete, oder daß in den Nachmittagsstunden ein Leichenzug durch die Straßen ging. — Später wurden, um das Entsetzen der übrigen Bewohner nicht zu vermehren, das Läuten auf der Gasse eingestellt und die Toten ohne Begleitung fortgebracht. Kein Tag verging, wo man nicht von dem Todesfall eines Bekannten in der Nachbarschaft hörte, die der vielen Unbekannten gar nicht zu rechnen. Bei uns allein hatte die Seuche sechs Opfer in einem Hause geholt. In einem andern gegenüber waren ihrer neun gestorben. Zwei sonderbare Bemerkungen hatte ich Gelegenheit zu machen, und ich denke, es wird nicht ganz überflüssig sein, wenn ich sie mitteile.

Alle sechs Personen, welche in kurzer Frist bei uns starben[518]), wohnten auf einem Flügel des Hauses, und bedienten sich — nach der Bauart unsers Hauses, desselben heimlichen Gemaches in den beiden Stockwerken. Wir selbst und die Bewohner des rechten

Flügels hatten einen andern solchen Ort, und auf dieser Seite erkrankte niemand. — Auch hatte ich gleich von Anfang, als mir dieser Umstand aufgefallen war, meinen Leuten eingeschärft, sich niemals jenes Bedürfnisses wegen auf den linken Flügel zu begeben, und wir blieben alle gesund, obwohl sich hier und dort eine Neigung zur Diarrhöe gezeigt hatte.

Die zweite Bemerkung ist folgende: So lange die Cholera wütete, war es warm und trocken gewesen. An jenem Sonntag nachmittag, als unsere alte 90jährige Mitbewohnerin beerdigt werden sollte, brach um dieselbe Stunde ein heftiges Gewitter aus, mit Donner, Blitzen und Regen. Die Luft wurde merklich abgekühlt, und das zweite Kind jener Mietpartei, die schon eines an dieser Seuche verloren hatte und dessen Tod man stündlich erwartete, erholte sich gegen Mitternacht, bedurfte der Arznei, die man auf den äußersten Fall bereitet hatte, nicht mehr, besserte sich allmählich, genas endlich, und die Seuche ließ von diesem Tag an nach. Mich dünkt, diese beiden Bemerkungen zeigen wohl, wie oft durch Mangel an Beobachtung oder unvermeidliche Bedingungen die Seuche sich verbreiten kann und wie viel Einfluß die Luftbeschaffenheit darauf hat.

Allmählich reinigte sich die Luft, und gleichzeitig besserte sich die Gesundheit der Bewohner Wiens. Auf der Wieden war die Ansteckung ebenfalls sehr stark gewesen, und ich glaube, es wäre nicht unnützlich, einzelne Data über die Lokalitäten und deren Beschaffenheit, wo sich die Seuche am frühesten oder am stärksten gezeigt (wie z. B. im Jahre 1831 im Schottenviertel in der Stadt), über die Witterung, die Lufttemperatur usw. zu sammeln, und hieraus wenigstens

allgemeinere Beobachtungen und Ergebnisse zu notieren, die vielleicht doch einmal zu einigen Aufschlüssen über das furchtbare Rätsel führen könnten, an dessen tausend Schlössern die Natur- und Arzneikunde vergeblich seit beinahe dreißig Jahren in allen Weltteilen herumklimpert, ohne auch nur eines öffnen zu können.

Unser kränklicher Freund Kurländer war nun ernstlich und sehr bedenklich krank geworden. Eine Art Schlagfluß rührte ihn an einem warmen Juliusnachmittag, als er eben im Begriff stand, mit dem Dr. Bolza, mit welchem er schon früher eine Reise nach Paris und London gemacht, spazieren zu fahren. Von dem Augenblicke an ging sein Übel rasch vorwärts — und — sei es Delikatesse, sei es Abneigung gewesen, sich vor seinen Freundinnen in dem Zustand seiner Hülflosigkeit sehen zu lassen — weder ich noch seine Schwägerin (Maly Schlechtern), noch selbst seine alte Freundin Gräfin Fekete[519]) wurden vorgelassen, und ich mußte mich begnügen, mich manchmal im Vorzimmer bei den Freunden, die ihn fleißig besuchten, wie z. B. eben jenem Dr. Bolza, nach seinem Befinden genauer zu erkundigen. Dr. Bolza erwies ihm wirklich kindliche Treue, und pflegte seiner Tag und Nacht, was Kurländer auch in seinem Testamente dankbar anerkannte[520]).

Indessen während der letzten Hälfte des Julius und dem ganzen Augustmonat wechselte sein Zustand zwischen besser und schlimmer. — Es war die Rede vom Ausfahren, von nach Baden gehen, um die Trinkkur zu gebrauchen, wir hofften; — plötzlich verschwand der lichte Hoffnungsschimmer wieder, und wir mußten das Schlimmste fürchten.

Wir waren indes, unserer Gewohnheit gemäß, nach Baden gezogen, und wohnten im Mayerschen Hause in Guttenbrunn, wo wir schon oft gewohnt hatten, und woselbst ich mich, das Cholerajahr 1831 ausgenommen, stets recht wohl befunden hatte. Auch diesmal würde mir der Aufenthalt gedeihlich und angenehm gewesen sein, wenn nicht so manche trübe Vorfälle vorausgegangen wären und ihn begleitet hätten. Kurländers Krankheit bekümmerte uns alle, der Tod der B. Richler hatte mir sehr leid getan, es war eben wieder eine Gestalt aus der lieben Vergangenheit, in der ich so manche Freude genossen, so manchen Aufschwung des Geistes, so manchen Schmerz, so manche begeisternde Erhebung gefühlt, und deren Einwirkungen in dem trauten Freundeskreise, wozu die Richler gehörte, ausgebebt hatten. Auch Kurländer gehörte zu diesem Kreise, wir hatten vieles, Böses und Gutes, miteinander verlebt, wir hatten uns gegenseitig handeln gesehen, und unsere gegenseitige Achtung war dadurch — ich darf es wohl sagen — gewachsen. Nun war die eine geschieden, des andern Scheiden stand mir nahe bevor, und eben um diese Zeit erschreckte uns alle in Baden die Kunde von dem unglücklichen — und verfehlten Selbstmordsversuche des Schauspielers Raimund, der durch sein poetisches Talent, durch seine mimische Kunst einen europäischen Ruf mit Recht erworben hatte, und mit ebensoviel Recht um seiner Persönlichkeit, seines einfachen, wohlwollenden Charakters wegen allgemein geschätzt wurde. Nicht weit von Baden, auf seiner kleinen Besitzung zu Pernitz, in einem der lieblichen Täler des Schneeberges wohnend, wo er durch Wohltaten und Gutmütigkeit sich viele dankbare Herzen verpflichtet hatte, hatte er das

Unglück, eben wie er im Begriff stand, eine Reise nach Maria-Zell anzutreten, von einem Hunde gebissen zu werden, dessen Gesundheitszustand verdächtig war. Ein Mensch von kühlerer — von gefesselter Phantasie würde in diesem Augenblicke die Abreise aufgegeben, den Hund einsperren und genau beobachten lassen haben. Aber der Dichter fuhr nach Maria-Zell, — ließ den Hund zu Hause, und erfuhr bei seiner Rückkehr in Pottenstein, noch ehe er Pernitz erreichte, daß der Hund, der während der Zeit noch ein paar andere gebissen hatte, erschossen worden war. — Nun hatte des unglücklichen Dichters Phantasie volle Freiheit, sich allen Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten einer verzweiflungsvollen Todesart zu überlassen — und — er faßte den furchtbaren Entschluß, allem diesen grauenhaften Elend durch Selbstmord zu entgehen.

Zu seiner Entschuldigung, ja ich möchte sagen zur Rechtfertigung und rührenden Ansicht dieses Entschlusses, will ich hier beifügen, was ich einige Monate nach Raimunds Tode von meiner Freundin, Fräulein Therese von Isenflamm, über ihn erzählen hörte. Raimund hatte (so erzählte Therese) von jeher eine entsetzliche Furcht vor dem Zustand der Wasserscheu gehabt, und mehr als einmal hatte er geäußert, daß man einen Menschen, der das Unglück gehabt hätte, von einem wütenden Hunde gebissen zu werden, auf der Stelle erschießen sollte, um andere Menschen vor ähnlichem Schicksale zu bewahren. Und nun traf den Unglücklichen gerade dies Los, vor dem er so sehr gebebt! Es ist mir also mehr als wahrscheinlich, daß der Unglückliche eine heilige Pflicht zu erfüllen wähnte, wenn er in sich selbst einen Gegenstand der Gefahr und des Verderbens für andere aus der Welt schaffte.



Ferdinand Raimund

Photographie nach einem Gemälde von Frank
k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



War die Pistole, womit er sich in den Mund geschossen, schlecht geladen; — zitterte des Selbstmörders Hand, indem sie den furchtbaren Entschluß ausführen sollte? — in schrecklicher Verirrung blieb die Kugel oben in der Hirnschale stecken, und namenlose Leiden des zerrissenen Körpers wie des denkenden, selbstbewußten Geistes mochten nun für den Unglücklichen beginnen, bis nach drei entsetzlichen Tagen der letzte Augenblick, endlich von Gott gesandt, diesen Qualen ein Ende machte[521]). Die näheren Umstände dieser grauenvollen Geschichte erfuhren wir sehr zuverlässig durch Dr. Rollett[522]), den man sogleich nach Pottenstein zu dem Unglücklichen gerufen, und der ihn dann wieder besucht hatte. Auch brachte Rollett ein Blättchen Papier mit herüber von Pottenstein, auf welches Raimund nach der entsetzlichen Tat und wie er sich wahrscheinlicherweise seines Zustandes deutlich bewußt geworden war, mit Mühe die Worte gekritzelt hatte: Gott anbeten![523]) — Mich dünkt, diese zwei Worte, in dieser Lage geschrieben, machen die schönste Schutzschrift für den, von Phantasie und Angst betäubten Selbstmörder aus, und werden, vereint mit so manchem Zuge seiner Gutmütigkeit, auch vor Gottes Thron, der Herzen und Nieren durchforscht — vor dem Thron des barmherzigen, liebenden Vaters aller, seine Sache am besten geführt haben. Und in ihnen fand ich auch eine Bestätigung meiner Ansicht von den Beweggründen, die den Verstorbenen zu der entsetzlichen Tat bestimmt hatten. Nach seinem Tode erhob sich noch ein hitziger Streit zwischen seiner zurückgelassenen Familie und unserm Dr. Rollett, der sich bei der Sektion des Verstorbenen der Hirnschale, in welcher die plattgedrückte Kugel noch stak, be-

mächtigt hatte und sie im Interesse der Wissenschaft, wie er sich in seiner Antwort an die Behörde ausdrückte, in seinem Museum aufbewahren wollte. Was endlich entschieden und ob die Hirnschale zurückgegeben worden, weiß ich nicht[524]).

Abermals aber fand ich hier bei des armen Raimunds Tode bestätigt, was ich oft im Laufe meines Lebens beobachtet hatte, daß nämlich, nicht eben allen, aber vielen Menschen am Ende ihres Lebens der Himmel gerade das Leiden, die Sorgen und Entbehrungen zusendet, vor denen sie sich von jeher am meisten gefürchtet hatten. Und ich fand die Bekräftigung einer Ansicht Fénélons in dieser Erfahrung, der sagt:

Souvent ce que nous offrons à Dieu n'est point ce qu'il veut le plus de nous. Ce qu'il veut le plus, c'est ce que nous voulons le moins lui donner, et que nous craignons qu'il ne nous demande. C'est cet Isaac, fils unique, bien aimé, qu'il veut qu'on immole sans compassion[525]). — O wie oft habe ich diesen harten, aber wahren Ausspruch an vielen bewährt gefunden, denen Gottes Ratschluß gerade jenen Stand der Dinge oder jenes körperliche Leiden zusendet, das ihnen von jeher das Schwerste zu ertragen geschienen hatte. Es war eben cet Isaac ce fils bien aimé, der rücksichtslos geopfert werden mußte.

Kurländers letzte Stunden waren indes auch gekommen. Zwar hatte man ihm, wie oben gesagt worden, Hoffnung auf Besserung gemacht, ja, es war sogar eine Weile die Rede davon gewesen, daß er mit Bolza nach Baden kommen sollte; aber wahrscheinlich war dies nur zu seiner Beruhigung gesagt worden, oder es war eine plötzliche Verschlimmerung eingetreten — kurz, er starb am 6. September und hinterließ ein

Testament, in welchem er fast alle seine Freunde und Verwandten mit größern oder kleinern Andenken in Effekten oder in Geld bedachte, und so seiner Sitten Freundlichkeit dadurch bestätigte[526]). Wirklich weiß ich wenig Menschen, die im Gewühl der großen Welt, unter lauter nichtigen Beschäftigungen, in Berührung mit so verschiedenartigen, meist hohlen, zerstreuungssüchtigen, überreichen, überstolzen, übermütigen Leuten, wie sie die haute volée und die Geldaristokratie häufig darbieten — (ohne daß ich diese Schilderung auf diese beiden Klassen ohne Ausnahme ausdehnen möchte, unter denen ich selbst viele Verehrungswerte kenne), so viel reinmenschliche Gefühle, so vielen Sinn für einfache Freuden, für Familienbande usw. bewahrt hätten, als unser unvergeßlicher Freund Kurländer. Trotz eines, in lauter Zerstreuungen hingebrachten Lebens war er davon nicht blasiert worden; jede neue Erscheinung, jede einfache Freude, sowie jede geräuschvolle Unterhaltung fand Anklang in seinem Herzen, er gab sich ihnen offen hin, und beobachtete nur mit einer Sorgfalt, von der ich nicht weiß, ob ich sie mehr seinem guten Herzen oder seiner Klugheit und Welterfahrung beimessen soll, jede Regel der Schicklichkeit, jede Rücksicht, jede Schonung gegen andere, so daß er ja niemals etwas tadelnd erwähnte, was in einem der vielen Häuser vorging, mit denen er in Beziehung stand, nie eine noch unverbürgte Neuigkeit verbreitete, keiner lieblosen Auslegung sein Gehör lieh und so bis an seinen Tod mitten im Gewühl der Welt das Kleinod seines bessern Ichs treu und fleckenlos erhielt. Uns allen, mit denen alte Freundschaft von Kindheit auf und später Verwandtschaftsbande ihn verbanden, bewahrte er diese Zuneigung bis an

seinen Tod, hinterließ Pichlern und meinen Enkeln ein kleines Legat in Geld, mir ein Etui mit Silberbestecken, und verordnete noch überdies, daß Herrn Korn, dem Hofschauspieler, einem vieljährigen Freund und Bekannten von uns allen, und mir jedem 500 fl. C. M. übergeben werden sollten, um Arme damit zu bedenken. Er dachte überhaupt sehr menschenfreundlich, und noch während seines Lebens waren viele Wohltaten von ihm durch meine Hände an verschämte Arme gelangt. So geschah es auch mit den 500 fl., aber es gab manche lächerliche und manche ärgerliche Auftritte, viel unbescheidenen Überlauf und manche Erfahrung tiefen Elends, bis diese Summe nach bestem Wissen und gehöriger Würdigung der Dürftigen verteilt war[527]).

So war denn dieser Freund auch von uns geschieden, der durch mehr als 40 Jahre ein treuer Teilnehmer all unserer Leiden und Freuden gewesen war, von dem wir mit Sicherheit wußten, daß alles, was uns begegnete, antwortende Empfindungen in seiner treuen Brust wecken würde, der unsere kleinen häuslichen Feste froh mit uns beging, nie eines, und wenn es des kleinsten Kindes Geburtsfest war, versäumte, manche glänzende Einladung dahinten ließ, um nicht bei unserer häuslichen Freude zu fehlen, und sich durch kleine Geschenke, Aufmerksamkeiten und stets heitere Gefälligkeit Allen lieb und wert machte. Wer kann, wer soll uns einen solchen Freund ersetzen? — und zumal in höhern Jahren, wenn das Herz durch manche bittere Erfahrung scheu oder kalt gemacht, sich nur schwer an spätere Bekannte anzuschließen vermag.

Im November desselben Jahres befiel mich ein langes, und wenn auch nicht schmerzhaftes oder bedenk-

liches, doch auf jeden Fall ein sehr unangenehmes Übelbefinden. Meine Nerven waren angegriffen; — Türkheim und Dr. Seeburger[528]), unser nachbarlicher Arzt, zu dem wir immer zuerst unsere Zuflucht zu nehmen pflegten, weil der ältere Freund weiter entfernt von uns wohnte, gaben mir allerlei Arzneien, rieten mir, auszugehen, mich in der Luft zu bewegen; — es wollte nichts anschlagen, und wenn ich auch, einige Tage ausgenommen, die ich im Bette zubringen mußte, wohl nicht eigentlich krank war, fühlte ich doch, daß meine Gesundheit erschüttert worden, und allerlei störende Symptome und Empfindungen eingetreten waren. Eines Morgens, nachdem mir den Tag zuvor — zum erstenmal in meinem langen Leben — eine Blutentleerung, und zwar durch Egel, war gemacht worden, die auf meine Nerven beunruhigend und doch auch abspannend wirkte — erzählte mir B. Türkheim ohne alle Vorbereitung, daß in der vergangenen Nacht die alte Gräfin Chorinsky, die Witwe des Kammerpräsidenten, am Schlagfluß gestorben sei[529]). Er wußte wohl nicht, und konnte es wahrscheinlich nicht wissen, daß wir Jugendfreundinnen, daß sie mir, obwohl unsere Lebensverhältnisse und Bahnen sehr divergierend gewesen, noch immer lieb und wert geblieben, wie ich sie denn wirklich noch den Sommer vorher, wo sie auf kurze Zeit zu Baden im Sauerhofe gewohnt, oft gesehen und gesprochen hatte. Wie ein elektrischer Schlag, der uns auf einmal in allen Gelenken lähmend trifft, — so erschütterte mich diese Kunde von dem so wenig geahnten Tode meiner Jugendfreundin, die ich erst ein paar Wochen vorher gesund und wohl gesehen und heiter verlassen hatte. Vielleicht trug der krankhafte Zustand, in welchem ich mich damals be-

fand, viel bei, ein Ereignis, das mich jederzeit betrübt haben würde, jetzt so erschütternd zu machen. Ich fühlte, wie meine Kraft gebrochen war, ich wollte in die Stadt gehen, — denn Türkheim drang immer auf Bewegung in freier Luft, — aber auf die Freiung gelangt, mußte ich in einen Wagen steigen und nach Hause fahren, denn meine Füße trugen mich nicht mehr, und dieser Zustand von Schwäche und Reizbarkeit dauerte mit wechselndem Besser- und Schlimmerbefinden gegen drei Monate.

Sophiens Tod (so hieß Gräfin Chorinsky) hatte heftig, wie schon gesagt, auf mich gewirkt; — unsere Jugend, alle trüben und frohen Ereignisse in jener und den nachfolgenden Lebensperioden — traten wieder hell vor meine Phantasie. Ihres verstorbenen Gemahls Bild, dieses vortrefflichen, in jeder Beziehung achtungswürdigen Mannes, stellte sich mir lebhaft dar, mit ihm alle jene jugendlichen Verhältnisse zwischen ihm, meinem Manne und meinem Bruder, deren Freund und Bruder er gewesen —, und eine tiefe Wehmut ergriff mich. Ich dichtete eine Strophe, die so hieß:

So bist du tot — und bist dahin gegangen,
Wo schon so viele deiner Lieben sind;
Wo Eltern, Schwestern, Brüder dich empfangen,
Und manches teure heißbeweinte Kind.
Und der Gemahl, die Liebe deiner Jugend —

Weiter kam ich nicht, und selbst diese kleine Anstrengung wurde mir zu einer erschöpfenden Aufregung, so wie sie aus einer eben solchen Aufregung entstanden war.

Endlich beruhigte sich auch dieser Sturm wieder, und allmählich besserte sich mein krankhafter Zustand im ganzen, ich fühlte meine Kräfte wiederkehren; aber ebenso bestimmt fühlte ich auch, daß ich mich

nicht mehr wie vorher auf meine Gesundheit verlassen könne, daß ich mich vor manchem, was ich sonst getan, gewagt hatte, in acht nehmen, und manche Vorsichtsmaßregel, die ich sonst als überflüssig, trotz meiner Jahre, hatte betrachten können, jetzt und künftig noch mehr beobachten werde müssen. Mit einem Worte: die Jugend und selbst das kräftige Alter war von dem Schwesterlein fein[530]) geschieden, und das höhere Alter mit seinen Beobachtungen, diätetischen Vorschriften und unzureichenden Kräften, die jeden Augenblick uns einen Dienst versagen und an unsere hohen Jahre erinnern, war nun auch für mich gekommen. Noch aber mußte ich Gott danken, daß die Veränderung so gemach, ohne große Erschütterung geschehen, und mir für ein stilleres Leben und Walten genugsame Heiterkeit und mit ihr die Ruhe gelassen hatte, dem Lebensende, das sich nun allmählich immer mehr zu nähern schien, und auf das jeder Verlust eines befreundeten Wesens mich mahnend hinwies, mit Ergebenheit, wo nicht mit frohem Gefühl entgegen zu sehen. Wer war mir nicht schon aller vorangegangen? Wie viel treue, liebende, heißbeweinte, mich ganz verstehende Seelen waren schon dort versammelt, wohin ich nun auch bald zu gehen überzeugt war und wo diese auch mich liebreich empfangen sollten? Dies ist eine sehr natürliche Betrachtung, die sehr geeignet ist, uns das Weggehen aus dieser Welt zu versüßen und die doch von so wenigen beherzigt wird.

Das Jahr 1836 war nun mit allen seinen trüben und einigen heitern Stunden vorübergegangen. Es hatte aber, ich möchte sagen, als Bodensatz aller Sorgen, Bitterkeiten und Schmerzen, die es mir gebracht, noch eine gar trübe Spur in meinem Innern zurückgelassen,

die mein Gemüt auf eine, vielleicht noch drückendere Weise belästigte, da ich zu niemanden um Hilfe oder auch nur Beruhigung mich wenden konnte, und das Übel, so wie es in mir von sich selbst entstanden war, nun auch bloß innerlich und bloß auch von mir selbst geheilt werden konnte.

Schon in meinen frühern Jahren, als ich kaum zwanzig Jahre oder wenig darüber zählte, hatten, wie sich der Leser dieser Blätter vielleicht noch erinnert, die Schriften mehrerer Franzosen und einiger Deutschen in jener sehr irreligiösen Zeit, die man die aufgeklärte nannte, einen ebenso mächtigen als verderblichen Eindruck auf mein Gemüt gemacht[531]). Mein Gefühl war aufs tiefste verletzt, als die Gegenstände meiner bisherigen, kindlich frommen Verehrung nach und nach unter dem kalten, zersetzenden Licht allzukühner Forschungen zu schwanken anfingen und mir zu entschwinden drohten. So gewiß es ist, daß die Religion Sache des Glaubens, folglich des Gemüts ist, so wenig sich auf diesem Felde mit Beweisen und mathematischen Sicherheiten streiten läßt, um so gefährlicher sind solche Gesinnungen, Bücher, Gespräche für junge Gemüter, die das Täuschende vom Wahren, das Flüchtighingespiegelte vom Bleibenden nicht zu unterscheiden, und die tiefe Wahrheit des Satzes, den ich irgendwo gelesen, nicht zu erkennen vermögen, „daß das Resultat und der Eindruck des großen Ganzen um uns her Glaube an Gott ist, und der Zweifel nur aus einem sublimierten Teilchen aufsteigt“. Es ist daher ein Unglück, daß solche Bücher geschrieben worden sind und noch geschrieben werden, und es ist Pflicht jedes Erziehers, wie ich glaube, die ihm anvertrauten jungen Seelen von diesem Gifte so fern als möglich zu halten,

bis ihr Verstand reif genug ist, um durch die Nebel einer blendenden Sophistik den echten Kern der Wahrheit dennoch zu erkennen und an ihm festzuhalten. Wie oft mußte und muß ich noch eines Epigramms von Pfeffel — wenn ich nicht irre — gedenken, das unter der Regierung Kaiser Josefs II. in einem Journale erschienen, und so lautete:

Hans Affe steckt' einst einen Wald
Von Zedern nachts in Brand,
Und freute sich ganz ungemein,
Als er's so helle fand!
Seht, Brüder, seht, was ich vermag,
Ich — ich verwandle Nacht in Tag!

Die Brüder kamen allzumal,
Bewunderten den Glanz,
Und alle fingen an zu schrein:
Hoch lebe Bruder Hans!
Hans Affe ist des Nachruhms wert,
Er hat die Gegend aufgeklärt![532])

Wie viele Zedernwälder frommen Glaubens, der Ruhe im Leben und des Trostes im Tode sind auf die ebengesagte Weise durch die sogenannte Aufklärung niedergebrannt worden! und derjenige, der sich einmal aus diesem Brand gerettet, wird doch, wie im Evangelium steht, immer wie einer sein, der dem Feuer mit Not entkommen ist[533]). Jene freudige Zuversicht, jene Sicherheit des für Wahrhaltens, die keinen Zweifel zuläßt, die nur durch Lehre und Beispiel eingeflößt und mit steter Wachsamkeit in jungen Seelen erhalten wird, ist für ihn doch schon erschüttert. Sehr weise und zweckmäßig gibt Hufeland den Eltern, vorzüglich den Müttern, den Rat, die religiösen Gefühle, Begriffe und Lehren so fest in die Seelen der Kinder zu pflanzen, daß sie sie gleich angebornen Ideen nie mehr abschütteln oder sich rauben lassen können[534]).

Ich selbst sollte in späten Jahren noch einmal diese bittere Erfahrung machen. Es war im Winter 1836 bis 1837, als durch die vielen pantheistischen Ideen, welche so häufig in den Schriften unserer jetzigen Philosophen und selbst der Dichter unserer Zeit gelehrt werden, zwar mein Glaube an einen persönlichen und selbständigen Gott nicht erschüttert wurde, der, von der Natur verschieden, das Schicksal der Welt nach seinen unveränderlichen Gesetzen lenkt und mit väterlicher Liebe überwacht; aber über die Beschaffenheit unserer Seelen, über die Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode stieg doch dann und wann ein beunruhigender Zweifel auf, den ich, unerfahren in den eigentlichen Tiefen der Philosophie und Metaphysik, nicht in jedem Moment aufzulösen, und die irrenden Gedanken in die rechte Bahn zu weisen vermochte. Vielleicht konnte ich es auch in jener Periode weniger, weil meine Nerven durch die Kränklichkeit, die mich nun schon drei Monate gefangen hielt, angegriffen und aufgeregt waren, so daß jedes strenge Denken mich ermüdete. So schlich denn die trübe Zeit hin, trüb durch krankhafte Gefühle, durch die Erinnerungen an so manchen schmerzlichen Verlust, den ich im verflossenen Jahr erlitten, und trüb durch die unfreundlichste Witterung des ganzen Jahres, da im Dezember und Jänner die strenge Kälte mich an jedem Ausgang hinderte.

* * *

Ein Beichtvater ist nach meiner Ansicht für jedermann, der auf dem Wege des Heils weiterschreiten will, eine sehr wichtige Person, und zu wünschen wäre es, daß er — der Arzt der Seele — so wie der des Kör-

pers zu den nähern Bekannten, ja zu den Freunden des Hauses gehöre. Im alltäglichen Leben, bei gewöhnlichen Ereignissen, bei der Mahlzeit, bei angenehmen oder unangenehmen Vorfällen könnten diese beiden ihre Beobachtungen unvermerkt anstellen, um nicht erst dann, wenn ein moralisches oder physisches Übel ausbricht, im Beichtstuhl oder am Krankenbett davon unterrichtet werden zu müssen. Dann hätte der körperlich oder geistig Leidende nicht vonnöten, seine Krankheitsgeschichte zu erzählen und auf alle Symptome aufmerksam zu machen. Der Arzt hätte dann vielleicht schon längst den ersten Keim des Übels sich entfalten gesehen, ihm durch guten Rat entgegenzuwirken gesucht, und wenn dies nicht gefruchtet, sich doch imstand gesehen, das ausgebrochene Übel mit Kraft und vollkommener Kenntnis zu bekämpfen. Aber leider ist dieses wünschenswerte Verhältnis selten anzutreffen, und solcher geistiger wie leiblicher Ärzte, deren unfehlbare Diagnose auf den ersten Blick die Natur des Übels und die Hilfsmittel dagegen erkennt, gibt es wenige. Mein unvergeßlicher P. Marcellian war ein solcher psychischer Arzt. Nach seinem Tode wählte ich dazu unsern damaligen Pfarrer P. Konstantin aus dem Minoritenorden, einen sehr frommen, sehr verständigen Mann, der auch meine Tochter getraut hatte, aber leider im Jahre 1831 als eines der ersten Opfer der Cholera gefallen war, und wenn er auch dem tiefgelehrten und gründlichen Menschenkenner Marcellian nicht gleich kam, verstand er es doch gut, meine geistigen Angelegenheiten zu leiten[535]). Nach P. Konstantins Verlust versuchte ich es mit einigen sehr renomierten Beichtvätern in der Stadt, die man mir vorschlug. Aber teils die Entfernung derselben von mei-

ner Wohnung, die mir den nüchternen Besuch am Morgen beschwerlich machte, teils ihre Art, sich zu benehmen, sagten mir nicht zu, und so wählte ich endlich auf den Rat einer sehr verständigen Frau in unserer Nachbarschaft abermals einen Geistlichen aus unserer Pfarre, einen zwar noch ziemlich jungen, aber wohlunterrichteten, frommen Mann, dessen anständiges Betragen ihn sehr empfahl. Ihm hatte ich schon vor einiger Zeit die, von jenen pantheistischen Ansichten erregten, beunruhigenden Zweifel vertraut, er hatte mir recht verständige, aber allgemeine Ratschläge gegeben, weil er mich eben nicht so genau kannte, als ich es bei dem geistlichen Arzte für notwendig halte. Diese Ratschläge waren, wie gesagt, allgemein, daher für jeden Fall passend, aber für keinen einzelnen ganz auslangend, und so mußte ich meine innere Unruhe fort dulden, bis ich, nach dem Gebrauch, den ich seit der Lesung der Philothée von François de Sales[536]) angenommen hatte, alle Monate einmal, sofern es die Umstände gestatteten, zur Beicht und zum Tische des Herrn zu gehen, bei milder gewordener Witterung und gebesserter Gesundheit es vermöchte, dieser Gewohnheit zu folgen. Sobald dies geschehen konnte, führte ich es aus. Ich verrichtete meine Beichte mit aller möglichen Sammlung, empfing ebenso das heilige Abendmahl, und — (mag auch ein Spötter über dies Geständnis lächeln, ich weiß doch, daß wahrhaft fromme Seelen es glauben und sich daran erbauen werden) — und fühlte mich gleich darauf durch eine selige Ruhe erquickt. Nie — einzelne Augenblicke im Freien, in einer schönen Gegend zuweilen ausgenommen — hatte ich vor dieser Beichte eine so bestimmte Empfindung von der Gegenwart, der Nähe Gottes

gehabt, die mich wohltätig erhebend, selbst körperlich — möchte ich sagen — beseligend umfing. Dieses Gefühl kam mir von nun an, wenn ich still und gesammelt in meinem Zimmer beten konnte, oder auch einsam mich im Freien befand, oft wieder, und zuweilen dünkte es mich auch, in meinem Innern eine Stimme deutlich zu hören, deren Worte mir, je nachdem meine augenblickliche Lage war, Trost, Rat, Beruhigung, Kraft zusprachen. Natürlicherweise sprach ich mit niemanden davon, denn solche Erfahrungen werden in der Mitteilung leicht mißverstanden und dadurch entheiligt. Wenn aber der, der sie gemacht, schon längst in einer bessern Welt ist und seine Worte nicht so leicht mißdeutet werden können, möge er sie späteren Lesern zum Trost und Frommen hinterlassen.

Fénélon sagt über eine solche begnadigte Stimmung sehr schön, indem er vom Reiche Gottes in uns spricht[537]:

Heureux qui a des yeux pour voir ce royaume. La chair et le sang n'en on point. La sagesse de l'homme animal est aveugle lá-dessus, et veut l'être. Ce que Dieu fait intérieurement lui est un songe. Pour voir les merveilles de ce royaume intérieure, il faut renaître, et pour renaître il faut mourir.

Bei meiner nächsten Beichte erzählte ich dem Geistlichen die erwünschte Veränderung, welche ohne mein Zutun durch Gottes Gnade sich seit der letzten Kommunion in mir entwickelt hatte. Er hörte mich mit Aufmerksamkeit und froher Teilnahme an, und gab mir eine Antwort, die mich tief im Innersten ergriff. „Unstreitig", sagte er, „ist Ihnen wegen dieser Veränderung Glück zu wünschen. Solche Wirkungen der Gnade sind wohl zuweilen freies Geschenk der Gottheit,

zuweilen aber auch Vorbereitung und Befähigung, um ein kommendes großes Unglück besser zu ertragen." Ich war tief bewegt. Die Möglichkeit, welche er in Aussicht stellte, erhob sich düster vor meinem Geiste, ich konnte nicht erraten, was es sein würde, das Gott über mich schicken wollte, und da ich mich des freien Gnadengeschenkes in demütigem Gefühl meiner vielen Schwächen nicht würdig glaubte, so war mir die andere Alternative — das kommende Unglück — das bei weitem wahrscheinlichere. Aber eben diese selig fromme Stimmung, die mich seit einigen Wochen beglückte, gab mir Unterwerfung, und in dieser Unterwerfung die Kraft, das, was Gott, mein liebender, mich segensvoll umgebender Vater schicken würde, geduldig zu erwarten und zu ertragen.

Von jetzt an sann ich oft über solche Gegenstände nach. Das Gebet und seine Erhörung, die sich oft in wunderbarer Schnelligkeit folgen, öfters aber durch lange Zeiten der Prüfung getrennt sind; die verschiedenen Stufen der religiösen Erkenntnisse bei verschiedenen Völkerschaften und in verschiedenen Zeitperioden; — die Allgemeinheit der Gotteserkenntnis bei den zahllosen und oft unbegreiflichen Nuancierungen dieser Begriffe unter den Völkern alter und neuer Zeit, wie Geschichte, Geographie und Reisebeschreibungen sie uns schildern, machten sehr oft den Vorwurf meines Nachdenkens und Grübelns aus. Besonders beschäftigte mich der Gedanke von der Allgegenwart Gottes, von seiner Bewußtnahme der unzähligen Bitten, Seufzer und Zumutungen, welche in jedem Augenblick, in allen den zahllosen Weltkörpern (denn es läßt sich seine Gegenwart und Fürsorge doch nicht mit vernünftiger Wahrscheinlichkeit auf unsern

kleinen Erdball, diesen Punkt im Unermeßlichen, einschränken) an ihn gerichtet werden. Wenn ich so dies alles durchdachte und allerlei Möglichkeiten aussann, blieb ich doch zuletzt mit dem Gefühle der höheren Wahrscheinlichkeit, Bibelgewißheit und passenden Auslegung bei der Idee stehen, daß unsere Gebete in dem Maße Erhörung verdienen und dieselbe auch erhalten würden, als unsere Gedanken und Empfindungen sich inniger und höher zu Gott erhöben, je mehr wir dem Ausspruch des Erlösers in seinen Abschiedsreden gemäß, wie das Rebschoß sein würden, das fest am Rebstock haftet, nur von ihm Leben und Nahrung empfängt, wenn es aber getrennt ist, verwelkt und stirbt[538]). So müßten unsere Seelen mit Christo vereinigt sein, und in diese Stimmung unmittelbarer Nähe und festen Haftens an dem Erlöser müßten wir uns versetzen, wenn unser Gebet fruchtbringend sein, wenn es erhört zu werden hoffen dürfe.

Die Frucht dieses langen und aufrichtigen Forschens war ein Aufsatz, den — seit den sechs Jahren, als er geschrieben worden ist — niemand gesehen und gelesen hat, weil ich für ihn nirgends — am allerwenigsten in einem unserer, so vielen Frivolitäten gewidmeten Journale — einen passenden Platz wußte; von dem ich aber glaube, daß er mancher wahrhaft frommen und kindlichen Seele zum Troste dienen könne. Daher möge er, um so mehr, als diese Blätter aller Wahrscheinlichkeit nach erst nach meinem nicht mehr fernen Tode erscheinen werden, hier stehen:

Das Gebet und seine Erhörung.

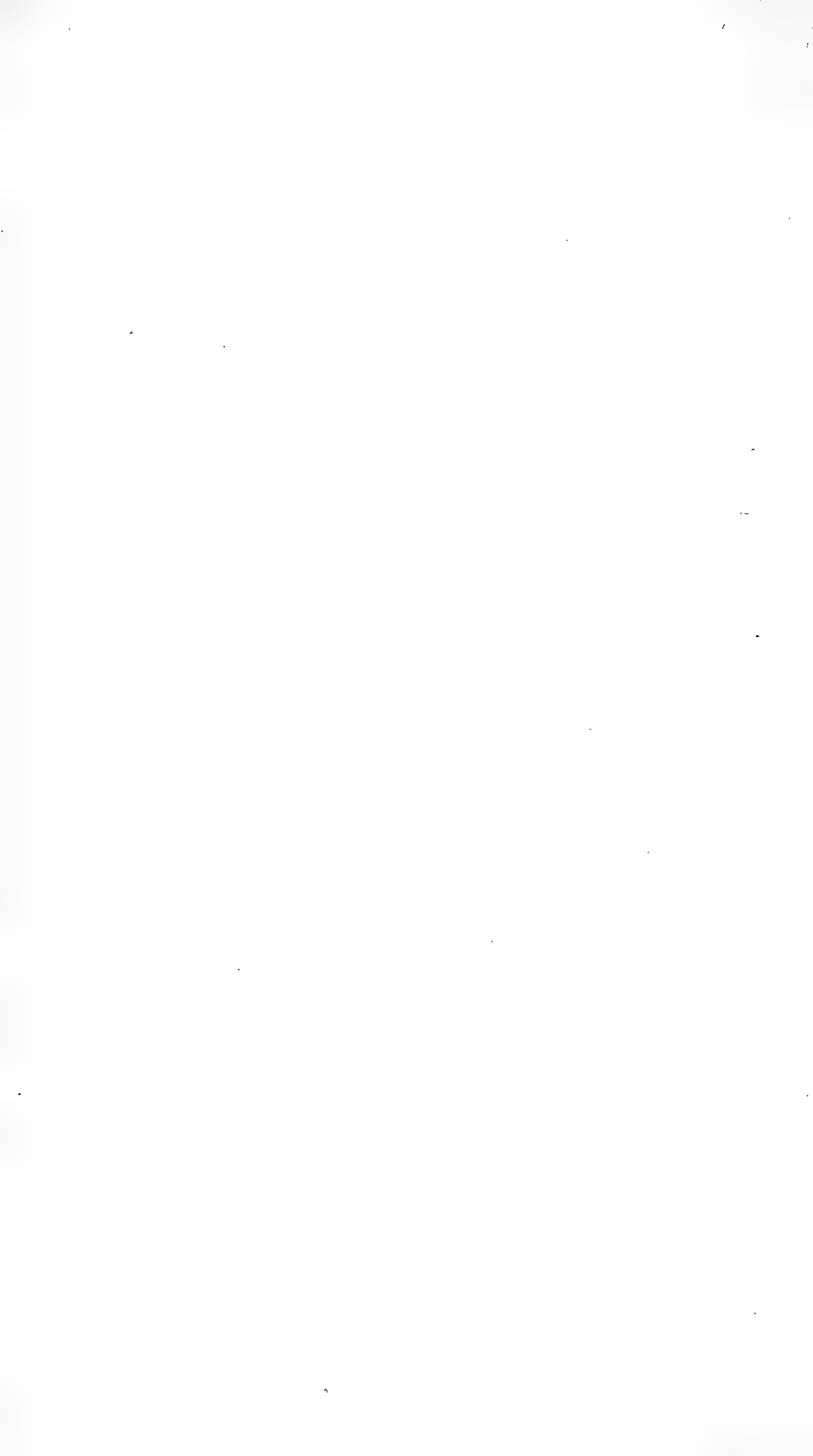
Wie unter allen Völkern des Erdbodens, zu jeder Zeitperiode und bei jedem Kulturgrade (einige dumpf- und stumpfsinnige Menschenherden, die unglück-

lichen Feuerländer vielleicht, aber auch nur vielleicht, ausgenommen) Spuren von religiösen Begriffen angetroffen worden sind, welche nur, eben nach dem Kulturstande, mehr oder minder entwickelt waren, so hat auch jedes Volk die Vorstellung von einem Verhältnis oder Zusammenhang mit dem, deutlicher oder undeutlicher gedachten göttlichen oder wenigstens übermenschlichen Wesen, das es verehrte, in sich getragen, und auf mannigfache Art angeschaut und ausgebildet. Daher die Spuren der Opfer bis in die dunkelste Ferne der alten Geschichte; die Opfer Kains und Abels, das Opfer Abrahams, Melchisedechs usw. — endlich die weitverbreiteten Opfer des Polytheismus auf dem ganzen, durch die Geschichte bekannten Erdenrunde, welche bald in Früchten oder anderen Erzeugnissen des Pflanzenreiches, bald und am häufigsten aus Tieren verschiedener Art bestanden, ja, nicht selten — selbst bei den Verehrern des einzigen Gottes, sich bis zu Menschenopfern verirrten, wovon eben das beschlossene, obgleich nicht vollzogene Opfer Abrahams ein Beleg ist, und anzeigt, daß die Idee, Menschen zu opfern, den Erzvätern nicht ganz fremd war, und sie wenigstens gewohnt sein mußten, Beispiele davon unter den umwohnenden Völkerschaften zu sehen.

Diese Opfer, was sollten sie anders, als — einerseits die Abhängigkeit und Nichtigkeit des Menschen im Verhältnis zu jenen unbegriffenen und mächtigen Wesen dartun — andererseits diese, durch einen sehr naheliegenden Anthropomorphismus gleich Königen, Fürsten, Gewaltigen der Erde dem Bittenden günstig stimmen und zur Erfüllung der Wünsche der Opfernden vermögen? Bei diesen Opferhandlungen wurden denn auch Bitten vorgetragen, und der Bittende mußte

Beginn der ersten Seite der Originalhandschrift der „Denkwürdigkeiten“

Stadtbibliothek, Wien



in seinem Sinne überzeugt sein, daß die Gottheit ihn höre, und wahrscheinlich erhöre; daß sie gnädig auf sein Opfer blicke, kurz eine wirksame Notiz von ihm und seinem Tun nehme. Daß dies das Götzenbild, wenn eins auf dem Altar des Opfernden stand, an sich und aus sich nicht vermöge, — das hat wohl wenigstens die klügere Menge der Polytheisten eingesehen. Sie haben nicht bloß vernunftgemäß geschlossen, sondern wohl gewußt, daß jener Stein, jenes Stück Metall oder Holz, welches eine geschickte oder ungeschickte Hand zu einem Götzenbild geformt, nicht wirklich die mächtige Gottheit selbst, sondern nur eine Repräsentation derselben sei, eine Nachhilfe für des Menschen Erinnerung, um sich das unsichtbare Wesen leichter als gegenwärtig vorzustellen, um sich mit der demütigen Bitte an den sichtbaren Stellvertreter desselben zu wenden. Solche Verirrungen und Mißgriffe, wenn der, in seinen Hoffnungen getäuschte Bittsteller seinen Unmut an dem Bilde, als an einem der Gewährung mächtigen Wesen, auszulassen wagte, werden wohl zur selben Zeit mannigfach vorgefallen sein, und ereignen sich noch jetzt — leider nicht bei Götzendienern allein! — Aber sie können nicht zum Maßstabe der Erkenntnis und des Glaubens für den Polytheismus alter und neuer Zeit dienen. Vielmehr zeigt sich in allen Schriften, welche aus diesen Religionen hervorgegangen sind, sie mögen nun aus dem klassischen oder orientalischen Altertum stammen, daß die Menschen an selbstbestehende, mächtige, göttliche Wesen geglaubt, welche sie sich bald mehr, bald minder menschenähnlich gedacht, an Wesen, welche der Schönheitssinn der Griechen in verherrlichter Menschengestalt darstellte; die der Hindu in frommer Erhebung

zum Unbegreiflichen mit so vielen Köpfen, Armen und Attributen ausstattete, als sein grübelnder Geist von den Eigenschaften der Gottheit zu fassen und darzustellen vermochte, wobei freilich die Schönheit des Gebildes nicht in Betracht kam. Ebenso die übrigen Völker nach ihrer Art. — Nur der Israelit allein — das einzige Volk der alten Welt, bei dem die Vorsicht, die Vorstellung eines einzigen Gottes zu erwecken und diese in ihm festzuhalten und zu bewahren, beschlossen hatte — dieses Volk allein hatte keine Bilder, ja es wagte kaum den Namen seines höchsten Wesens auszusprechen; aber es erkannte allein unter allen, tief und innig, von Gott selbst belehrt, sein richtiges Verhältnis zu ihm: seine Abhängigkeit, aber auch den Schutz und die väterliche, wunderbare Leitung, welche es durch unmittelbare Offenbarungen oder durch die Belehrungen von Gott erweckter Männer erhalten.

Alle diese Völker nun in alter und neuer Zeit kommen mehr oder minder deutlich darin überein:

1. Daß ein mächtiges, wo nicht allmächtiges Wesen vorhanden sei, von welchem die Welt und die Menschen, die in ihr leben, hervorgebracht worden sind.

2. Daß dies noch immer in selbstbewußter Kraft an dieser seiner Schöpfung, an den Menschen und ihren Schicksalen teil nehme.

3. Daß man durch Bitten (Gebete) sich an dies Wesen wenden dürfe, müsse, um die Erfüllung seiner Wünsche zu erhalten, und auch wohl Gaben darbringen solle, um entweder das gütige sich geneigt zu machen oder das erzürnte zu versöhnen.

4. Daß dies höchste Wesen die Tugend belohne und das Laster bestrafe, zuweilen schon in diesem Le-

ben, sicher aber nach dem Tode in einem andern, das sich jede Religion auf eigne Weise gestaltete.

Demnach muß in jeder dieser Religionen auch der Begriff enthalten gewesen sein, oder sich in ihnen herausgebildet haben, daß das göttliche Wesen unsere Gebete hören könne und müsse, um sie zu erhören; daß, da diese Gebete meistens leise, wohl gar bloß innerlich ausgesprochen wurden, die Gottheit von dem, was in der Seele des Beters vorgeht, unterrichtet, daß sie folglich allwissend und allgegenwärtig sein müsse. Wenn gleich der krasse Anthropomorphismus der römischen und griechischen Götterlehre, indem er auf einer Seite dem Schönheitssinn schmeichelt, auf der andern die Götter zum Menschen herabzieht und ihnen die Schwächen und Vergehungen der Menschen zumutet, die Gottheit nur um Weniges über die Menschheit stellte, so haben doch auch Griechen und Römer ihre Gebete an, ihre Lobgesänge auf die Götter gehabt, mit denen sie dieselben bei festlichen Gelegenheiten feierten, und wovon sich in ihren Schriftstellern genug Überreste finden. Freilich stehen diese Lobgesänge, so viel dichterisches Verdienst sie auch besitzen, tief unter der erhabenen Poesie der Psalmen, — ebenso tief, als der Begriff von ihren ehebrecherischen, diebischen, trunkenen Göttern unter dem Bilde steht, das Moses, die Propheten und Psalmisten von dem wahren Gott in sich trugen und dem Volke verkündeten.

Daß Griechen und Römer auch das stille, das Herzensgebet, kannten, verbürgt nebst vielen andern, die Stelle bei Seneca:

Sic vive cum hominibus, tamquam Deus videat, sic loquere cum Deo tamquam homines audiant; näm-

lich, daß man nichts Unrechtes, andern oder sich Verderbliches von Gott erbitten solle[539]).

Seneca hegt überhaupt sehr würdige, wenn auch für uns Christen, die Gott ihren Vater nennen dürfen und sollen, zu stolze, spröde Begriffe. Er sagt einmal, daß jenes Wesen, welches alles hervorgebracht hat, auch seiner Welt unveränderliche Gesetze gegeben hat, denen es selbst unterworfen ist.

Semel jussit, semper paret.[540])

Ähnlicher Stellen trifft man genug bei andern römischen Schriftstellern, bei Cicero, Plinius, Livius usw. an. Alle beweisen, daß die gebildeteren, klügeren Alten an ein fortwährendes Verhältnis des Geschöpfs zum Schöpfer, und hauptsächlich daran geglaubt haben, daß die Gottheit von unsern Bedürfnissen Notiz nehme und durch Opfer und Gebete für unsere Wünsche günstig gestimmt werden könne.

Da nun die Allgemeinheit dieses Dafürhaltens: daß nämlich die Gottheit unsere Bitten jederzeit vernehme, wir mögen uns befinden, wo wir wollen, ja wir mögen unseren Gebeten Worte geben, oder sie nur in der Stille unsers Herzens, „wo der Geist", wie Paulus sagt, „mit unaussprechlichen Seufzern für uns bittet*)", bilden, so folgt, wie mich dünkt, notwendig daraus, daß unsere Seelen — auf welche Weise? bleibt uns verborgen — in einem stetigen und innigen Verhältnis zu dem höchsten, allmächtigen, allwissenden und allgegenwärtigen Wesen sind, und gleichsam im Zusammenhange mit ihm stehen. St. Paulus sagt in der Apostelgeschichte Kap. 17: In ihm leben, weben und sind wir, wir sind seines Geschlechts. Ebenso erstreckt

*) Paulus an die Römer. V. 26. Kap. 8.

sich diese Allgegenwart, Allwissenheit und Allerhaltung auf die ganze Natur, und wird passend durch solche Sprüche ausgedrückt: daß ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dache fällt, daß die Haare unsers Hauptes gezählt sind, daß Gottes Odem alles erhält, und die Kreatur erschrickt und zu Staub wird, wenn er sein Angesicht abwendet, daß die Berge rauchen, wenn er sie anrührt, daß der junge Löwe seine Kost von Gott fordert[541]) usw. Am öftesten, am erhabensten und wahrsten ausgedrückt finden sich solche Begriffe in den Schriften des Volkes Gottes, welchem er auch die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, wie sie Herder nennt[542]), anvertraut hat. Aber auch in Profanschriftstellern und in heidnischen Religionsbüchern, wie z. B. im Zendavesta der Parsen sind solche schöne und erhabene Stellen zu finden. — Alles Beweise von den überall verbreiteten, von Gott selbst in die Geister der Menschen gelegten oder einst den ersten Geschlechtern geoffenbarten Wahrheiten.

Wir nähern uns, nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen, Erfahrungen und geschichtlichen Notizen, die wohl niemand in Abrede stellen wird, dem eigentlichen Zielpunkte dieser Betrachtung, dem Gebete und seiner Erhörung. Wenn die Allgemeinheit des Gebetes und des Glaubens an seinen Erfolg erwiesen ist, so sucht der menschliche Geist, vermöge seines angebornen Hanges zur Erforschung der Wahrheit, dann auch die Weise wohl nicht zu ergründen, aber zu ahnen, auf welche er sich in den Augenblicken frommer Erhebung seinem Schöpfer wirklich nähern und hoffen kann, sein Gebet, wenn es würdig und den Ratschlüssen Gottes gemäß ist, erhört zu sehen. Hier fallen uns nun, wenn wir in dieser Richtung mit Aufrichtigkeit und

Ernst forschen, zuerst einige Bemerkungen in die Augen, an welchen wir vielleicht oft achtlos vorüber gegangen sind, die aber nach meiner Meinung sehr passende Hinweisungen auf diese Wahrheiten enthalten.

Wir finden nämlich zuerst in der jüdischen sowohl als in der auf sie gepflanzten christlichen Religion, als denjenigen, in welchen sich die reinsten Wahrheiten dieser Art geoffenbart haben, den Begriff der Liebe Gottes, sowohl seiner väterlichen für uns, als der kindlichen, die wir zu ihm haben sollen. Soweit mir die übrigen Religionen alter und neuer Zeit bekannt sind, findet sich diese Vorstellung vom höchsten Wesen in keiner von ihnen. Es ist die höchste Blüte der Offenbarungen Gottes, das herrlichste Vorrecht der Menschheit, und in ihm ist ihr Adel und ihre angeborne Würde aufs deutlichste und erhabendste ausgedrückt. Dasjenige Wesen, aus dem, durch das, in dem nicht nur wir Menschen, unser Erdball, sondern alle im ganzen Raum der Schöpfung zerstreuten Welten, alle Sonnensysteme mit ihren uns unbekannten Myriaden von Bewohnern ihren Ursprung und ihr Fortbestehen haben, dieses Wesen, welches allmächtig, allgegenwärtig, allwissend, ewig und unveränderlich ist, hat uns Würmern im Erdenstaube nicht bloß erlaubt, es hat uns befohlen, es zu lieben; es fordert unsere Liebe, es läßt sich Vater von uns nennen, und nennt sich in bezug auf uns selbst so.

Das erste Gebot, welches er im Dekalog den Menschen unmittelbar gab, enthält diesen Begriff: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus ganzem Gemüte, aus ganzem Herzen und aus allen deinen Kräften. Es ist hier nicht die Rede von einzelnen Erhebungen der Seele zu Gott. Nein! Unser ganzes Wesen,

all unsere Kräfte müssen, solange unser Dasein währt, ihm gehören, mit ihm sich einigen, in Liebe an ihm hangen, wir müssen eins mit ihm sein. Dasselbe und Ähnliches sagte der Erlöser seinen Jüngern in jener feierlichen Abschiedsstunde, wo er das letztemal vor seinem nahen Tode mit ihnen beisammen war: Ihr sollt eins sein mit mir, wie ich eins mit dem Vater bin[543]). Er bedient sich des Gleichnisses von der Rebe und dem Schößling, der nur lebt, solange er an der Rebe haftet, aber verdorren muß, sobald er abgeschnitten wird[544]). Er sagt ihnen später: Ich bin bei euch heute und alle Tage bis ans Ende der Welt[545]). Er sagt ferner: Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen[546]).

Alles dies sind Andeutungen, und mehr als Andeutungen, es sind Aussprüche, welche uns klar sagen: daß zwischen der Gottheit und unsern Seelen ein bleibender, reeller, wirklicher Zusammenhang besteht, und daß Stellen, wie jene vom Rebschößling, nicht bloß auf die Pflicht, uns in unserer Handlungsweise nicht von Gottes Vorschriften zu entfernen, sondern als auf eine wesentliche Verbindung hindeutend, zu verstehen sind. Wie dieser Zusammenhang bestehe, können wir nicht erraten, nicht einmal vermuten, aber so viel können wir glauben, daß ein brünstiges, herzinniges Gebet uns der Gottheit in solchen Augenblicken näher bringe, daß wir uns gleichsam in ihren Bereich stellen, daß die sonst lockere Verbindung sich fester gestalte, und daß wir die Wirkungen derselben in unserm Innersten spüren. Dann fallen die Schlacken irdischer Begehrlichkeiten, Bedürfnisse und Leidenschaften von unsern gereinigten Seelen ab, und diese kehren für kurze Zeit in den Zustand ursprünglicher Einheit mit Gott zurück. Leider

sind diese Stimmungen ebenso kurz als selten; indessen sie sind da, und ihre Einwirkungen erstrecken sich, selbst wenn sie vorübergegangen sind und den Eindrücken des gewöhnlichen Lebens Platz gemacht haben, auf viele folgende Stunden, wo ein stiller Frieden, eine beglückende Heiterkeit in unsern Seelen herrscht. Wir fühlen uns dann eins mit dem höchsten Wesen, und der Heiland ist bei uns, unter uns, darauf können wir uns verlassen, weil er selbst es gesagt hat.

Sehr natürlich hat die Kirche darum bei den meisten ihrer Gebete eine Anrufung Gottes vor allen Bitten angeordnet, damit der Mensch durch eine lebhafte und anhaltende Erhebung des Gemütes sich gleichsam von der Erde entferne und in unmittelbarer Gegenwart Gottes fühle. So beginnt die Kirche viele Gebete mit der Formel: Herr! merk auf meine Hilfe, eile, Herr, mir beizustehen; so beginnt das erhabenste und zugleich einfachste aller Gebete mit den Worten: „Vater unser! der du bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Name, zukomme uns dein Reich!“ hierauf folgen erst die eigentlichen Bitten. Wir sollen uns nämlich die Gegenwart Gottes lebhat vorstellen, ihn in unserer Nähe, uns hörend, auf uns merkend, denken; wir sollen diese Gedanken kräftig festhalten, dann werden wir fühlen, daß Gott um uns, bei uns, in uns ist, wie die heilige Theresia ihm im Innersten ihres Herzens eine Kapelle errichtete, in welcher sie ihn stets fand, wenn sie ihn suchte, ihm ihre Anliegen vortrug, und gewiß meistens erhört ward, weil dies erhabene, geläuterte Gemüt gewiß nur um wirklich Heilsames bat.

Vielleicht wird mancher Leser dieser Blätter diese Ansichten Mystizismus nennen. Ich selbst habe nur unbestimmte Begriffe von dem, was man so zu nennen

pflegt, und glaube, daß in dieser Unwissenheit die beste Verteidigung gegen jene Anschuldigung, wenn es eine sein soll, zu finden sei. Was ich deutlich, mit klarem Bewußtsein, und mit dem Vorbedacht, mich von keiner Illusion hinreißen zu lassen, erfahren und empfunden habe, muß doch wohl ein natürliches und gewöhnliches Ereignis sein, das aber nur deswegen selten angetroffen wird, weil es selten beachtet wird, weil die Menschen, wenn sie beten, großenteils zerstreut, ohne innere Sammlung, ohne lebhafte Empfindung von der Gegenwart Gottes sind. Und so sage ich, daß ein wahrer Beter das Bewußtsein dieser Gegenwart klar und unwidersprechlich haben, und sich dessen mit einer innerlichen Zufriedenheit, welche kein anderer irdischer Zustand zu geben vermag, erfreuen wird.

Gott ist überall, er ist um uns, er ist in allen Räumen der Erde, in allen Räumen der Gestirne; er hält und trägt jedes Leben, daß es nicht, wenn er sein Angesicht abwendet, wie der 104. Psalm sagt, in Staub zerfalle. Er ist in jedem geschaffenen Ding, und folglich auch in uns, und hier ist es eigentlich, wo wir seine Gegenwart am heiligsten und innigsten erfahren und spüren sollten. Wenn wir also zu ihm beten wollen, müssen wir, wie oben gesagt worden, unser Gemüt anregen, wir müssen uns Gottes Gegenwart lebhaft vorstellen, uns gleichsam in seiner Nähe fühlen, fühlen, daß wir mit ihm vereinigt, daß wir das Rebschoß sind, das noch an der Rebe selbst haftet. Dann werden wir andächtig beten, und dann dürfen wir auch hoffen, erhört zu werden, wenn wir, wie jener weise Heide sagt, so gebetet haben, daß uns die Menschen hören durften, nämlich ganz den Pflichten des Christentums gemäß[547]).

Was die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer solchen geheimnisvollen, aber von allen wahren Betern deutlich empfundenen Vereinigung der menschlichen Seele mit dem höchsten Wesen betrifft, so wird es in unsern Tagen, wo die wunderbaren Erscheinungen des Magnetismus uns An- und Aussichten in der Seelenerfahrungskunde eröffnet haben, die weit jenseits alles dessen liegen, was man noch vor 70, 80 Jahren für möglich hielt, und die doch wahrlich von zu vielen und zu glaubwürdigen Menschen bestätigt sind, um, wie manche es möchten, ganz ins Reich der Träume verwiesen zu werden, — es wird, sage ich, in unsern Tagen wohl nicht befremdend erscheinen, wenn ein alles umfassender Zusammenhang in der Geisterwelt angenommen wird; wenn wir es wagen, zu glauben, daß das höchste Wesen, dem wir und alle Geister ihren Ursprung danken, das selbst Geist, unbegreiflich, aber allmächtig, allwissend und allgegenwärtig ist, mit in diesen Zusammenhang gehöre, ja, daß dieser Zusammenhang eigentlich von ihm ausgehe und mittelst desselben alles umfaßt, was nur Schöpfung heißt. Er hat uns ja einen, nicht aus der Acht zu lassenden Wink darüber in dem Gebote gegeben, daß wir hier auf Erden für einander beten, die Seelen der Verstorbenen in unser Gebet einschließen und hoffen sollen, daß unsere vorangegangenen Mitbrüder ebenfalls vor Gottes Thron für uns beten, damit ein allgemeines geistiges Band die Gemeinschaft der Heiligen auf dieser Erde, im Himmel und unter der Erde umfasse. So laßt uns denn mit innerlicher Erhebung, mit frommem Glauben zu Gott dem Allgegenwärtigen beten, und sicher darauf rechnen, daß dies Gebet Erhörung finden werde — so, daß wir entweder den Gegenstand unserer Bitte er-

reichen oder, falls dies Erreichen für jetzt nicht in den Plan der göttlichen Ratschlüsse passen sollte, doch sicher eine Erhebung, Beruhigung und Läuterung unsers Innern erfahren, welche uns zu bessern, folgsamern und folglich glücklichern Kindern Gottes machen wird[548]).

* * *

Das Neujahr 1837 war vorüber. Im vergangenen hatte ich, wie diese Blätter zeigen, viel Unangenehmes erlebt, werte Freunde durch den Tod verloren, und hätte sogar bald meinen innern Frieden durch unselige philosophische Spekulationen eingebüßt, wenn Gottes Gnade mich nicht gerettet hätte. Ich hatte also alle Ursache, mit trübem Blick auf dasselbe zurückzusehen, aber es sollte sich bald so gestalten, als ob das kommende Jahr noch viel Schlimmeres bringen würde — und so kam es denn auch!

Die Cholera hatte sich zwar aus unserm Umkreis entfernt, aber das zweite minder bösartige, aber nicht minder lästige Übel, das uns nun schon nebst der Cholera ein paarmal besucht hatte, die Grippe, zeigte sich wieder, und viele meiner Bekannten litten daran. Mich hatte es diesmal verschont, aber meine Tochter wurde davon befallen, und die Krankheit gestaltete sich so bedenklich, daß durch einige Tage der Arzt fürchtete, es könne in einen Typhus ausarten. Ich lasse jeden Menschen urteilen, wie mir bei diesem Ausspruch, der mein einziges Kind, die Mutter dreier unversorgter Waisen, in Lebensgefahr erklärte, zumute war! Ich sah das Unglück immer näher und näher heranschreiten, und mir blieben keine Waffen dagegen, als Ergebung und Standhaftigkeit. Die Vorsicht fügte es väterlich anders. Dr. Seeburger hatte richtig ge-

sehen, aber auch ein passendes Mittel gefunden. Durch eine Reaktion im Magen, mittelst Ipecacuanha, wurde dem Übel eine andere Richtung gegeben, es folgten Erbrechungen, und die Krankheit war gehoben. Zu unserer unaussprechlichen Freude besserte sich die Kranke schnell, nur warf auch diesmal, wie im Jahre 1825 zu Prag, der Krankheitsstoff sich auf den Fuß, erregte Geschwulst und Schmerzen und hinderte die Genesende noch längere Zeit im Gehen.

Doch auch diese furchtbare Periode ging vorüber, wir freuten uns der teuren erhaltenen Tochter, da erkrankte, nur damit die Kette von Unannehmlichkeiten und Sorgen, die seit einiger Zeit mein Leben beschwerte, nicht abreiße, eine mir sehr werte Freundin, Frau von Neumann, deren diese Blätter in Verbindung mit dem Zayschen Hause öfters Erwähnung gemacht haben, bedeutend an eben der unseligen Grippe. Marianne (so hieß Frau von Neumann) war seit mehreren Jahren Witwe und lebte in sehr knappen Umständen, die bei ihren hohen Jahren und zunehmender Kränklichkeit ihr Leben sehr unangenehm machten. Sie hatte ihren Gemahl, einen angesehenen Gardeoffizier, der ein sehr würdiger, aber in Rücksicht der Geistesbildung ihr durchaus nicht ebenbürtiger Mann war, nicht bloß treu und innig geliebt, sie hatte sich mit all ihrem Verstande und ihren ausgezeichneten Kenntnissen ihm willig untergeordnet; ein Betragen, das bei dieser Frau, deren Charakter von Natur eher heftig und bestimmt war, doppelt schätzbar erscheinen mußte. Sie war es auch, deren häusliches Verhältnis nebst dem meinigen der unglücklichen Luise Brachmann, als sie viele Jahre früher nach Wien gekommen und durch mich mit Mariannen bekannt geworden war, soviel Erstaunen

verursachte, daß man nämlich eine Schriftstellerin, eine Dichterin sein, und doch in einem sehr glücklichen häuslichen Verhältnisse mit einem sonst verehrungswürdigen, aber nicht eben dichterischen oder genialen Manne leben könne. Das hatte Luise Mühe zu glauben, und Pichler, den sie öfters sah und sprach, weil sie während ihres Aufenthaltes in Wien viel bei uns war, erschien ihr immer als etwas Wunderbares. Ich weiß aber nicht, ob das Wunderbare für sie darin lag, daß eine Dichterin sich recht wohl und glücklich an der Seite eines geistreichen, gebildeten Geschäftsmannes fühlen könne, oder daß der Geschäftsmann sich nicht als Gemahl einer Schriftstellerin höchst unglücklich finden müsse? Fast schien es mir, als wäre es diese letztere Ansicht, was dem herzensguten, aber verschrobenen Mädchen so unglaublich bei uns und somit auch bei Mariannen vorkam.

Diesen schätzbaren Mann hatte Marianne, wie gesagt, vor einigen Jahren verloren[549]), und in ihrer beschränkten Lage, so ganz vereinsamt, kränklich, von der lebenslustigen und lebensvollen Welt durch diese Umstände, noch mehr aber durch den rasch fortschreitenden Gang des Zeitgeistes geschieden, kam sie sich selbst, wie sie es noch in einem recht hübschen Gedicht ausdrückte: wie ein abgeschiedener Geist vor, der entfremdet und verstummt die jetzige Welt anstaunt, in der er sich so wenig heimisch fühlt. Einigermaßen erkannte ich schon damals die Wahrheit dieser Anschauung, bald sollte ich durch einen gleichen Verlust die volle bittere Erkenntnis erhalten, daß man wie ein abgeschiedener Geist sich mitten unter Anderslebenden, Andersdenkenden, Andersfühlenden finden könne.

In ihrer Krankheit, welche eine Folge der Grippe und sehr bedeutend war, besuchte ich Mariannen zuweilen, was aber durch die große Entfernung (sie wohnte in der Marokkanergasse neben dem Rennweg) mir sehr erschwert wurde. Einmal sprach sie sehr ernst, aber zugleich heiter und ruhig von ihrem wahrscheinlich nicht fernen Tode, und trug mir mancherlei auf, was sie in diesem Falle gern von mir getan wissen wollte; von Schriften, die ich übernehmen sollte usw. Auch erzählte sie mir mit ebensoviel Klarheit als Umständlichkeit, trotz ihres leidenden Zustandes, eine Anekdote aus ihrem frühern Leben, wo es ihr gelungen war, durch Geistesgegenwart, Klugheit und genaue Kenntnis der französischen Sprache, während der zweiten Invasion 1809 ihren Mann und seine Kameraden von dem strengen Spruche, als französische Kriegsgefangene betrachtet und daher nach Frankreich abgeführt zu werden, zu erretten. Die Erzählung war lang, Marianne war bedeutend dadurch angeregt, und ich trachtete, soviel ich vermochte, sie zu beruhigen.

Ihr körperliches Befinden schien mir nicht bedenklich, und ich verließ sie voll guter Hoffnung, sie nächstens außer dem Bette zu finden. Zu meinem großen Schrecken wurde ich 6—8 Tage darnach eines Morgens mit der Nachricht geweckt, daß Frau von Neumann plötzlich sehr schlecht geworden sei, und ich eilen müsse, wenn ich sie noch sehen wollte.

Ich war ungemein über diese Nachricht erschrocken, um so mehr, als ich, meinen Beobachtungen bei meinem letzten Besuche zufolge, sie bereits auf dem Wege der Besserung glaubte. Sogleich fuhr ich hinüber zu ihr, aber der erste Blick auf ihre ganz veränderten Züge zeigte mir, daß hier der letzte Augenblick nahe sei. —

Wirklich hatte ich, die ich schon öfters bei Sterbenden gewesen, eine solche bis zur Unkenntlichkeit gehende Veränderung der Physiognomie noch nie gesehen. Doch verbarg ich meine peinliche Überraschung, und da Marianne mit jener Seelenkraft, die sie schon in vielen Lagen ihres Lebens gezeigt, sich auch jetzt ermannte, und ruhig mit mir über ganz gleichgültige Dinge, wie z. B. über den Roman: Marco Visconti[550]) sprach, von dem sie behauptete, daß sowohl die Anstrengung, welche ihr die, ihr nicht ganz geläufige italienische Sprache als auch der ergreifende Inhalt verursacht, wohl schuld an der Verschlimmerung ihres Zustandes sein möchte, wagte ich es nicht, meine Besorgnisse zu äußern, weil ich sie, die mir mit ihrer Lage nicht ganz bekannt schien, nicht erschrecken wollte. Beim Fortgehen indessen schien es mir doch, als sagte der Druck ihrer Hand und ihr Blick: es ist ein Abschied fürs Leben! Und so war es auch; um 1 Uhr ungefähr verließ ich sie, um 8 Uhr abends war sie verschieden. Ihr sowohl als unserm guten Kurländer habe ich in kleinen Aufsätzen, welche im „Telegraphen", wenn ich nicht irre, abgedruckt wurden, ein herzliches Lebewohl nachgerufen[551]); — möchte ich sagen dürfen: Ein baldiges Wiedersehen! nicht mit ihnen allein, sondern mit so vielen, die ich früher und später so schmerzlich, so unersetzlich verloren!

Der Sommer dieses Jahres brachte unstetes, kühles Wetter, und erst gegen Anfang des Augusts wurde es warm, dann aber auch sehr heiß, und während dieser warmen Tage fand unsere Abreise nach Baden statt.

* * *

Hier beginnt nun die traurigste Epoche meines Lebens, eine Zeit der Prüfung, des Leidens, wie sie

keine frühere Periode brachte und hoffentlich keine spätere bringen wird.

Pichler fühlte sich, sowie die Hitze eintrat und zunahm, nicht so wohl, und hauptsächlich nicht so heiter und gleichmütig als sonst. Er wollte es nicht Wort haben, wenn man ihn darüber befragte. Er behauptete, gesund und ganz so wie sonst zu sein und wir, die ihn zunächst umgaben, fanden doch eine große Veränderung in seiner Laune, in seinem ganzen Benehmen. Dessen ungeachtet nahm er freundlich an allem teil, was uns anging, und beschäftigte sich, wie schon früher, sehr ernstlich, sehr angelegentlich mit seines Enkels Studien, der nun schon in die Gymnasialklassen eingetreten war, für den er mit unverdrossener Mühe Lehrer gesucht, die Studien überwacht, bei jeder Prüfung zugegen gewesen war und, besonders während der Ferien, den Knaben, der gute Fortschritte machte, mitunter selbst unterrichtet hatte. So geschah es auch dies Jahr, und Pichler hing, wie wir alle, mit großer Liebe an dem hoffnungsvollen Kinde, das damals zwölf Jahre alt war.

Sehr angenehm war uns allen die gleichzeitige Anwesenheit unsers vieljährigen, treuen und schätzbaren Freundes, des Regierungsrates von Perger[552]), mit dem ich in meiner frühern Jugend schon bekannt gewesen, und der uns allen seit dieser Zeit, das heißt seit einem halben Jahrhundert, in Freud und Leid treu zur Seite gestanden hatte. Daß er und Pichler seit vielen Jahren Kollegen waren, verband uns noch fester, und so verbreitete denn Pergers fast jedes Jahr mit uns gleichzeitige Anwesenheit in Baden viel Angenehmes über diesen Aufenthalt. Seit ein paar Jahren traf es sich auch, daß ein anderer Jugendbekannter, Baron Jac-



Jos. Freih. v. Jacquin

Lithographie von F. Lieder — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



quin, Baden zu gleicher Zeit mit uns besuchte[553]). Seit der Naturforschergesellschaft waren wir einander wieder genähert worden, und auch in dem unglücklichen Jahr 1837 waren die Jacquinschen in Baden und wohnten sehr nahe von uns im Sauerhofe, wir wieder in der Landschaft. Ich habe schon erwähnt, daß Pichlers Stimmung und Befinden uns verändert vorkam, obgleich sich eigentlich nichts namhaft machen ließ, was ihm fehlte. Er selbst schob es auf die damals sehr drückende Hitze, und wir hätten es alle gern geglaubt, wenn nicht die Veränderung gar zu auffallend gewesen wäre. Er, der sonst mit einer wahrhaft stoischen Gleichgültigkeit sein Ameublement, sein Bette, seine häuslichen Bedürfnisse und Umgebungen betrachtet hatte, fand jetzt auf einmal fast an allem etwas auszusetzen, bald war ihm sein Bette zu niedrig, bald ein Sessel zu hoch, eine Decke zu warm, ein Kleidungsstück zu kühl usw. Wir alle fühlten uns beunruhigt und geängstigt durch diese Reizbarkeit an dem sonst so ruhigen, ja, ich darf sagen, weisen Manne, der stets jedem Dinge, belebt oder unbelebt, seine richtige Stelle und Würdigung anzuweisen gewohnt war. So dauerte unsere Besorgnis einige Tage fort, solange nämlich die Hitze währte. Wie es aber in unserm Klima so oft geschieht, mit einem heftigen Wind trat plötzliche Kühle ein; wir gingen nach Tische in den Sauerhofgarten, weil es zu einem weiten Gang zu stürmisch war, und hier mag wohl der erste Grund zu der nachfolgenden Verkühlung gelegt worden sein. Bald darauf fühlte sich Pichler von Schmerzen im Unterleibe und den damit verbundenen Unbequemlichkeiten belästigt, aber noch war keine Rede von einem eigentlichen Kranksein. Wir gingen in den Mittagsstunden spazieren, und ich brachte,

so wie jedes Jahr, wenn Jacquin in unserer Nähe wohnte, zuweilen mit meinem Enkel, der große Freude an der Naturkunde hatte, einen Abend in diesem Kreise zu, wo mikroskopische Versuche usw. uns, und besonders den Knaben, sehr ergötzten, und unser alter Freund Perger, eben auch ein ehemaliger Schulkamerad von Baron Jacquin, dann auch nie fehlte.

Pichlers Zustand verschlimmerte sich nicht, wir hofften, es sollte glücklich vorübergehen, und ich nahm eine Einladung der Baronin Doblhof an, den Abend bei ihr in Weikersdorf zuzubringen. In der Mittagsstunde besuchte uns B. Jacquin, und hielt sich etwas länger auf, um mein Fernrohr von Plößl, das ich ihm zeigte, zu richten. Kaum war er fort, als Pichler, dessen Schweigsamkeit und gespannte Haltung mir schon während Jacquins Anwesenheit aufgefallen war, die erschreckende Kunde mitteilt, daß ihn sein altes Übel, jener furchtbare Krampf im Unterleibe, befallen habe. Das war also die Lösung aller dieser beunruhigenden Erscheinungen in Pichlers Befinden und Benehmen seit ungefähr vierzehn Tagen. Das alte, so sehr gefürchtete Übel hatte sich wieder eingestellt, nachdem es seit acht Jahren verschwunden und jede Gefahr beseitigt geschienen hatte! Vermutlich waren alle früheren Erscheinungen nur Vorbereitungen dazu gewesen, die wir leider nicht zu deuten und ihnen zuvorzukommen verstanden, sondern das Übel nur für eine gewöhnliche Erkältung gehalten hatten.

Es war am 30. August, einer Mittwoche; — ach, alles steht mir noch so hell und schmerzlich vor dem Geiste! Es versteht sich, daß Pichler sich sogleich zu Bette legte; warme Umschläge und alles, was früher für solche Fälle war verordnet worden, gebraucht, und

nach Dr. Habel geschickt wurde. Ängstlich harrten wir seines Ausspruchs, er lautete nicht so schlimm, als ich gefürchtet. Es war wohl ein Krampf eingetreten, aber er war nicht so heftig als sonst, und erregte deswegen auch keine so großen Besorgnisse. Vier bis fünf Tage währte das so, da erkrankte plötzlich der Sohn meiner Tochter, und zwar auf eine Art, die ernstliche Befürchtungen einflößte. Nun waren unsere Sorgen geteilt und mithin verdoppelt. Bei Pichler ging das Übel einen stillern Gang, bei August hingegen schien es sich mit jedem Tag zu steigern, und der gute Großvater, der den Knaben zärtlich liebte, der, wie schon gesagt worden, den regsten Anteil an seinen Studien, seiner Geistesentwicklung nahm, fühlte eine nachteilige Einwirkung von der Sorge für den geliebten Enkel in seinem eignen Leiden; obwohl wir ihm mit großer Vorsicht und nicht geringer Mühe den bedeutendsten Teil unserer Befürchtungen verbargen. Jetzt trat bei August ein heftiges Nasenbluten ein, und als ich eines Nachmittags von einem kleinen Spaziergang mit den beiden Mädchen, des Kranken Schwestern, zurückkam, fand ich diesen in seinen Gesichtszügen so verändert, so entstellt, möchte ich sagen, daß mich eine unsägliche Angst ergriff. Wirklich stieg die Gefahr auch mit jedem Tage. Dr. Habel verlangte, daß noch ein Arzt beigezogen würde, und da wir alles seiner Einsicht überließen, auf welche wir mit Recht großes Vertrauen setzten, so brachte er uns Herrn Dr. Wolff[554]), Leibarzt des Erzherzogs Karl, der sich damals in Baden befand, und beide untersuchten nun die beiden Kranken, Pichler und den Knaben. Ihr Ausspruch lautete sehr entmutigend. Pichlers Zustand behaupteten sie nicht ergründen und daher nichts Entscheidendes vornehmen

zu können, weil er sich diesmal wie die früheren Male standhaft jeder chirurgischen Untersuchung, wobei Instrumente anzuwenden notwendig gewesen wäre, widersetzte, und dies durchaus nicht zugeben zu wollen erklärte. Beide Ärzte wußten daher nichts Bestimmtes zu verordnen, und nur Palliative konnten angewendet werden. Bei August war die Entscheidung noch angstvoller. — Dr. Wolff erklärte die Krankheit geradezu für ein Nervenfieber, und mir, nach so vielen Erfahrungen, welche ich seit Jahren gemacht, klang dieser Spruch wie ein Todesurteil. — Es war mir, als sei der hoffnungsvolle, liebenswürdige Knabe bereits verloren. Dr. Wolff sah meinen Schrecken, er suchte mich freundlich und teilnehmend zu beruhigen. Glauben Sie denn, daß wir kein Nervenfieber kurieren können? fragte er mich mit gütigem Ton. Ach, mir war eine solche Kur immer wie ein Glückswurf vorgekommen, nie aber wie ein Erfolg, auf den man mit einiger Wahrscheinlichkeit zählen konnte. Zugleich empfahlen uns die beiden Ärzte, den Knaben am folgenden Tage beichten und versehen zu lassen. Mit dieser Gewißheit, mit diesem tödlichen Bewußtsein im Herzen, mußten wir, die Tochter und ich, zum Vater zurückkehren, und ihm von dem, was die Ärzte ausgesprochen, was auf morgen beschlossen war, alles verhehlen, was ihn zu sehr beunruhigen konnte; denn beunruhigt war der liebende, seinen Kindern und besonders dem vielversprechenden Knaben anhängliche Vater und Großvater ohnedies durch das, was ihm bei einem innigen Zusammenleben in einer Haushaltung zu verbergen unmöglich war; und ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß die Sorge um dies geliebte Kind viel beitrug, Pichlers Krankheit zu vermehren und die Katastrophe zu beschleunigen.

Nach Dr. Habels Wunsch, der sich in dieser traurigen Periode als ebenso geschickter Arzt wie als teilnehmender Freund erwies, wurde nach Wien zu Baron Türkheim und Dr. Seeburger geschickt, um ihre Meinung in diesem wichtigen Fall zu vernehmen. Der erste war von Wien abwesend, Dr. Seeburger kam den folgenden Tag abends nach Baden, nachdem morgens die heilige Zeremonie in größter Stille, damit der Großvater nichts davon erfahre, vollzogen worden war, wobei der Knabe mit großer Anstrengung, aber vollkommener Fassung seine Andacht zu unser aller Erbauung verrichtet hatte. Diese Fassung war umsomehr als eine Kraftäußerung seines Willens zu bewundern, da er vorher und darnach in Phantasien gelegen, und nachdem die Zeremonie vorüber war, geäußert hatte, daß er nun etwas Großes überstanden habe.

Dr. Seeburger untersuchte beide Kranke. Bei Pichler lautete sein Ausspruch ungewiß über den Stand der Krankheit wie der des Dr. Wolff. — So viel aber konnte ich wohl aus allem entnehmen, daß der Zustand höchst bedenklich sei, und ich von dieser Seite viel zu fürchten habe. Über August aber sprachen sich beim Weggehen beide Doktoren so entschieden ungünstig aus, daß Seeburger uns mit dem leidigen Trost verließ: Solange das Leben währt, bleibe ja noch immer Hoffnung. Beim Souper aber, das sie in demselben Hause, wo wir wohnten, bei Graf Csaky[555]) einnahmen, erklärten sie vor den Bedienten, durch die wir es nach einiger Zeit erfuhren, ganz unumwunden, daß der Knabe noch diese Nacht sterben werde.

Aber Gott, unser aller Vater, hatte unsern Schmerz gnädig angesehen und uns nicht ganz zu vernichten beschlossen. Auf eine Arznei, welche Habel verordnet

hatte, schlief August in der Nacht einige Zeit, am andern Tage brach der Friesel aus. Er wurde auf Habels Befehl, nicht ohne Anstrengung und unter treuer, eigenhändiger Mitwirkung seines gütigen Arztes, in ein laues Bad gebracht, dann warm zugedeckt ins Bette gelegt, mit dem Bedeuten, sich nicht zu regen, keinen Arm oder Fuß aus der Decke zu strecken; — und der zwölfjährige Knabe, der sich jetzt übrigens völlig bewußt war, gehorchte mit der Folgsamkeit eines Kindes und der Willenskraft eines Mannes. Auch erntete er, und durch ihn wir, die schöne Frucht dieser Anstrengung; denn sein Zustand fing an, sich, wiewohl langsam, zu bessern.

Aber noch war die Gefahr nicht beseitigt, und obwohl wir zu hoffen anfangen durften, hielt uns Dr. Habel immer noch mit zweifelhaften Äußerungen viele Tage in ängstlicher Ungewißheit.

Auch mein geliebter Pichler erfreute sich noch der bessern Nachrichten von dem teuern Enkel, aber in seinem eignen Zustande wollte durchaus keine günstigere Wendung eintreten. Er selbst bemerkte dies wohl, und sah, vielleicht klarer, als er aus Schonung für Frau und Tochter zu erkennen geben wollte, das Bedenkliche seiner Lage nur zu wohl ein. Denn sein Geist behielt durch diese ganze Zeit vollkommene Herrschaft über sein Krankheitsgefühl, und Lesen, Vorlesenhören, ja selbst Geschäftsarbeiten füllten die Stunden des Tages. Täglich bekam er ein Paket mit Kanzleischriften zum Bearbeiten oder Unterzeichnen, nebst Zeitungen aus Wien; Rottecks Geschichte[556]) las ich ihm vor, und wenn unser Freund Perger kam, arbeitete er oft mit ihm in seinen Kanzleiangelegenheiten. So ging es vom 11. an, an dem August gebeichtet hatte, bis

zum 16., einem Samstag, meinem letzten ganz glücklichen Tag auf dieser Erde, dem letzten einer einundvierzigjährigen Ehe! Gott hatte mich lange dies seltene Glück genießen lassen. — Ich darf wohl trauern, aber nicht murren, daß er es mir endlich entzog.

Pichler war den Tag über leidend, aber wenigstens nicht sichtbar schlimmer wie schon seit drei Wochen, und ganz klar und kräftig im Geiste. Abends, als ich allein bei ihm war, weiß Gott, welches Vorgefühl ihn aufgeregt haben mochte! rief er mich zu sich, und fing nun an mit dem liebevollsten Tone, aber auch mit einer so ruhigen Fassung von seinem möglich nahen Tode und den Anstalten und Maßregeln, welche für mich und die Kinder in diesem Falle nötig sein würden, zu sprechen, als beträfe es einen ganz fremden Menschen. Und je mehr ich den wahrhaft christlichen Weisen in dem Manne verehren mußte, der so mit seinem Weibe von dem eignen Tode sprach, je schmerzlicher und angstvoller preßte mir der Gedanke an den, möglich sehr nahen Verlust eines solchen Lebensgefährten das Herz zusammen. Doch faßte ich mich und bemühte mich, indem ich diese ganze Rede nur als eine im voraus zu nehmende, wohlüberlegte Maßregel für einen einst eintretenden Fall zu betrachten schien, ihm in diesem Sinn zu antworten, und ihn auch mit den Maßregeln bekannt zu machen, die ich selbst für meinen Todesfall bereits genommen. So sprachen wir ernst, aber ruhig über unser beiderseitig wahrscheinlich baldiges Lebensende, bis Freund Perger eintrat und ich den Herren den Tisch mit den Amtspapieren usw. zurechtrückte, worauf sie ihre Geschäftsarbeit gemeinschaftlich begannen.

Ich bin mit Vorbedacht etwas weitläufiger, als vielleicht gerade nötig war, um anschaulich zu machen:

erstens, welch ein herrliches Gemüt Pichler besaß, und dann, wie wenig ich darauf vorbereitet war, ihn, der wohl bedenklich, aber durchaus nicht lebensgefährlich krank schien, so schnell und plötzlich zu verlieren.

Unsere Wohnung in Baden war geräumig und hübsch, auch wohl mit Öfen und Vorfenstern versehen, wir waren also, selbst wenn die Krankheiten unserer Lieben uns tief in den Herbst hier halten sollten, von dieser Seite ohne Sorge. Aber wir wünschten die beiden Mädchen aus der Nähe des schwer und ansteckend kranken Bruders zu entfernen und hatten hierzu keinen Raum. — Da ergab sich aus dem Übel selbst die Abhilfe. Bei August wurden Umschläge von aromatischen Kräutern und Bisampulver für nötig erachtet. Alles dies, aber besonders der Bisam, verbreitete einen heftigen Geruch im Hause, und da der Bisamgeruch vielen Personen unleidlich, ja schädlich ist, so suchte ein Fräulein, das die Wohnung neben uns hatte, sich eine andere, und verließ das Haus. Wir bedauerten die Ungelegenheit, welche ihr dies verursachen mußte, von Herzen; machten ihr auch unsere besten Entschuldigungen, freuten uns aber sehr, durch diesen Zufall ein Zimmer für die Mädchen und eine Küche im ersten Stock zu erhalten, weil unsere bisherige im Erdgeschoß, und daher bei zwei gefährlich Kranken höchst unbequem zu benützen war. Wenn alles gesund ist, mag es in einem größern Haushalt sein Angenehmes mit sich bringen, die Küche etwas weiter von sich zu haben, in kleineren Familien aber, besonders bei Kranken, tritt die Unbequemlichkeit einer so gelegenen Küche gar sehr hervor, und wir hatten auch deshalb gleich im Anfang von Pichlers Kranksein eine Wärterin genommen, um die Dienstboten zu unterstützen.



Marie Edle von Pelzeln

Photographie — Verlagsbuchhändler Franz Pichler, Wien



Schon seitdem die Wärterin angenommen war, schlief ich nicht mehr in Pichlers Zimmer, sondern dicht daneben im Tafelsaale, und an der andern Seite hatten jetzt die beiden Mädchen ihr Schlafgemach. Pichler brauchte jede Nacht drei- bis viermal fremde Hilfe, die sein Zustand unumgänglich nötig machte, und ich durfte seit meiner letzten Krankheit im vorhergegangenen Winter nicht nachts das Bett verlassen, wenn ich nicht völlig angekleidet war. Das machte nun meine Anwesenheit im Krankenzimmer überflüssig, ja hindernd, und Pichler fühlte sich erleichtert, wenn er sich bewußt war, seine alternde Lebensgefährtin nicht so oft im Schlafe stören zu müssen; zudem konnten wir uns auf die Wärterin vollkommen verlassen. Meine Nächte waren daher, bis auf die bangen Stunden, die meine Sorge für zwei geliebte Kranke mich wach erhielt, ziemlich ruhig.

In der Nacht jenes Samstags, an dem Pichler das unvergeßliche Gespräch mit mir geführt hatte, hörte ich ihn noch mit ganz natürlicher Stimme und klarer Besinnung mit seiner Wärterin und dem Bedienten sprechen und ihnen Befehle erteilen, weil er am nächsten Sonntag einen Besuch aus Wien erwartete. Dann schlief er wieder ein, und ich ebenfalls. — Um halb 7 Uhr morgens wurde heftig an meiner Türe gepocht, und ich hörte auch rufen. So schnell als möglich kleidete ich mich an, eilte in Pichlers Zimmer und fand ihn, ohne Bewußtsein, vom Schlage gerührt, sterbend.

Wozu soll ich meine Empfindungen, die furchtbare Erschütterung erwähnen oder beschreiben, die dieser Anblick mir verursachte? Wer Gefühl für Leiden solcher Art hat, wird mich auch ohne Schilderung be-

greifen und es sich selbst sagen; wer dies Gefühl nicht in sich trägt, dem kann es nicht begreiflich gemacht werden.

Um Arzt und Geistlichen wurde augenblicklich geschickt. — Sie kamen zu spät. Er war verschieden, und der Gefährte meines ganzen Lebens hatte mich verlassen[557])! Alles, was ich damals deutlich empfand, war der heiße Wunsch: Er möchte mich mit sich nehmen, er möchte mich nicht ohne ihn in dieser Welt zurücklassen!

Gott hatte es anders beschlossen. Ich durfte nicht mit ihm zugleich die Reise nach jenen Auen des Friedens antreten, ich sollte mich unter mannigfachen Sorgen, Trübseligkeiten und viel drückendern Lebensbedingungen, der Vater im Himmel weiß wie lange? hier auf Erden herumtreiben, wo mir zwar in meiner Tochter und ihren drei Kindern viele Freuden erblühen, wo ich aber doch Pichlers Liebe, seinen Schutz, seinen Rat, seine nie fehlende Teilnahme, seine höchstverständige, auf lange Erfahrung gestützte und von dem mildesten, menschenfreundlichsten Sinne geleitete Belehrung und Zurechtweisung fürder aufs schmerzlichste entbehren muß. Wohl kann ich seitdem den Vers auf mich anwenden, den ich späterhin auf einem Kupferstiche fand, wo eine Nonne, im Kreuzgang stehend, über einen Gottesacker in eine blühende Landschaft hinausblickend, sagt:

Alles knospt und treibt und blühet,
Aber meine Welt ist tot.

Diese Worte ergriffen mich tief, wie ich sie das erstemal las, und ich kann wohl sagen, daß ich sie seitdem im stillen zu meiner Devise gemacht. Und es war ja nicht Pichler allein, welcher aus meiner Welt geschie-

den war. Die Leser dieser Blätter haben, besonders in den letzten Jahren, so viele schnell aufeinander folgende Todesfälle mir werter Personen in denselben aufgezeichnet gefunden, daß sie leicht zu der Überzeugung gelangt sein werden, meine Welt, d. i. die Menschen, die mit mir gelebt, die meine Jugend, mein reiferes Alter gesehen, die so manches ernste, so manches trübe, so manches heitere Ereignis mit mir erlebt, die einerlei oder wenigstens eine ähnliche Geistesrichtung und Geistesbildung mit mir gehabt, die folglich meine Ansichten teilten, und mir gleichgestimmt in Leid und Freud, im Urteil über Menschen und Dinge, im Geschmack an Literatur und Kunst usw. entgegenkamen, diese Menschen waren nicht mehr da. Eine neue Welt hatte sich, besonders seit 1830, um uns herum gestaltet, das kennt und fühlt jedermann, und der gewaltige Umschwung, den alle Lebensbedingungen genommen haben, wird in Rede und Schrift überall abgehandelt. Diese Umstaltungen dringen bis ins Innerste des Haushalts, wirken auf die Erziehung der Kinder, auf die Stellung der Eltern gegen diese, auf die Stellung der Herrschaft gegen das Gesinde, verändern den Tageslauf und die Stundeneinteilung, kurz, sehr betagte Menschen sollen gleichsam einen neuen Lebenslauf lernen. Wohl hat schon vor 2000 Jahren der römische Dichter den Alten als laudator temporis acti, se puero, censor, castigatorque minorum geschildert[558]), und ich will gern zugestehen, daß meine Jahre einigen Teil an diesem Fremdfühlen in der jetzigen Welt haben mögen; aber ich weiß doch recht gut, daß weder mein Vater, der im Jahre 1798 mit 68 Jahren, noch meine Mutter, welche 1815 mit 75 Jahren starben, einen andern wesentlichen Unterschied in der Lebensweise, in der Denkart ihrer

Umgebungen gefunden haben, als den der notwendige Gegensatz der Jugend und des Alters hervorbringt. Meine Mutter führte bis an ihren Tod ein ziemlich gleichförmiges Leben und erlebte in dem Benehmen und den Gesinnungen der jüngern Welt nichts Befremdendes, nichts, was ihr sehr verschieden von ihrer eigenen Jugend vorkommen konnte. So war es nicht bei mir und bei allen jenen, welche mit mir tief in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hineinlebten, das die Welt in politischen, literarischen und soziellen Begriffen ganz verwandelt hat.

In bezug auf alle diese gewaltigen Veränderungen kann man es der, damals beinahe 70jährigen Matrone wohl nicht verdenken, wenn sie nach dem Verlust des treuen, geliebten Lebensgefährten, mit dem sie 41 Jahre Hand in Hand gewandelt, sich mehr als sonst eine Witwe in früherer Zeit vereinsamt fühlte. Hierzu trat noch das Individuelle, Beschwerliche unserer häuslichen Lage. Nicht an meinem gewöhnlichen Wohnort, nicht imstande, mir alle Erleichterungen, Bedürfnisse, Auskünfte usw. zu verschaffen, welche bei einer solchen Katastrophe jeder Familie unumgänglich notwendig werden, mußten alle die vielen schmerzlichen und peinlichen Geschäfte mit viel größerer Mühe getan werden, und alle lasteten nun auf mir allein; denn meine Tochter durfte und wollte ich in diesen Tagen nicht mit neuen Sorgen und Kümmernissen beladen. Ihres Sohnes Krankheit hatte sich zwar ein wenig besser gestaltet, dennoch schwebte der Tod mit breiten Flügeln noch über des Kindes Haupte, und die Mutter war unentbehrlich an seinem Krankenlager. Sie schlief durch viele Nächte beinahe gar nicht. — Wenn sie in mein Zimmer kam, und einige Augenblicke ruhte,

fielen ihr die Augen beinahe gewaltsam zu, ihre Erschöpfung war sichtbar. Ich mußte noch für ihre Gesundheit zittern, und so konnte und wollte ich keine Hilfe von ihr erwarten. Alle die anstrengenden und innerlich aufregenden Besorgungen, wie sie bei geliebten Toten nötig sind, lagen daher mir allein ob. Wohl besuchte uns Fräul. Luise von Gärtner sogleich, und übernahm gütig die Anstalten für unsere Traueranzüge, B. Lago[559]) unterstützte mich bei manchen schriftlichen Abfassungen, am meisten aber leistete uns Freund Perger, der damals zu unserm Glücke in Baden war, und der nicht diesmal allein, sondern jederzeit, wenn es trüb am Horizonte unsers Hauses oder eines andern seiner Freunde aussah, sogleich erschien, und Trost, Rat, Hilfe brachte, sofern es in seiner Macht stand. Er besuchte uns, er stand uns mit Rat und Tat bei und suchte später so viel zu unserer Aufheiterung beizutragen, als er konnte und wir zu empfangen fähig waren. Ich konnte es diesem treuen Freunde, der seinem Kollegen leider nach einem halben Jahre in die Ewigkeit folgte, während seines Lebens nicht genug danken, was er bei frühern Gelegenheiten und namentlich in dieser schweren Periode für mich und die Meinen getan. Mein Dank und mein treues Andenken folgt ihm in jene bessere Welt.

Am 19. September war die Beerdigung. Mehrere Freunde und Freundinnen, vor allem viele Kollegen und durch Dienstverhältnisse Pichlern befreundete Männer kamen aus Wien dazu heraus. Der Leichenzug war feierlich und ansehnlich, und die Teilnahme, welche die Bewohner Badens dem Verstorbenen und auch uns zollten, bewies, daß sie sich dankbar des vielen Guten erinnerten, welches ihnen durch Pichlers Ver-

mittlung zugeflossen war; auch sagte eine unserer Bekannten, welche die Verdienste kannte, die der Verklärte sich um Baden erworben: er sei in seinem Lande gestorben.

Er war nun tot; seine Gestalt aus unserer Mitte, aus der Welt verschwunden. Nirgends konnten wir ihr mehr begegnen, sie nirgends finden als in unsern Herzen. Seine liebevolle Sorge für uns, sein Trost, sein verständiger Rat, die Beruhigung, die für mich darin lag, mit jeder Angelegenheit, jedem Geschäft zu ihm flüchten und einer redlichen verständigen Auskunft oder Belehrung aus seinem Munde sicher sein zu können; dieses so wohltätige Verhältnis hatte nun aufgehört, und wir fühlten uns sehr verlassen; um so mehr, als Augusts Zustand noch immer bedenklich blieb, und der Arzt durchaus die Gefahr noch nicht für beseitigt erklären wollte. Eine große Erleichterung war es uns in dieser Epoche, daß er den Mädchen den freien Zutritt zu ihrem kranken Bruder erlaubte, nachdem sie durch einige Wochen getrennt gewesen, und uns aus dieser Trennung manche Beschwerlichkeiten erwachsen waren. Aber nun trat eine neue Sorge ein. Die Mädchen wußten natürlicherweise um den Tod des Großvaters, dem Knaben war er aus begreiflichen Ursachen verborgen geblieben, und es kam nun darauf an, ihn in dieser für ihn heilsamen Unwissenheit zu lassen. Die Dienstboten waren verläßlich, wir konnten hoffen, daß sie das Geheimnis vor dem Knaben bewahren würden. Aber die Schwestern? Zwei Kinder von 10 und 6 Jahren, die eine Sache, welche sie so nahe betraf, welche sozusagen in ihr ganzes kindliches und häusliches Leben verwebt war, mit keinem Worte berühren, ja, wenn der Bruder die Rede auf den Großpapa bringen würde,

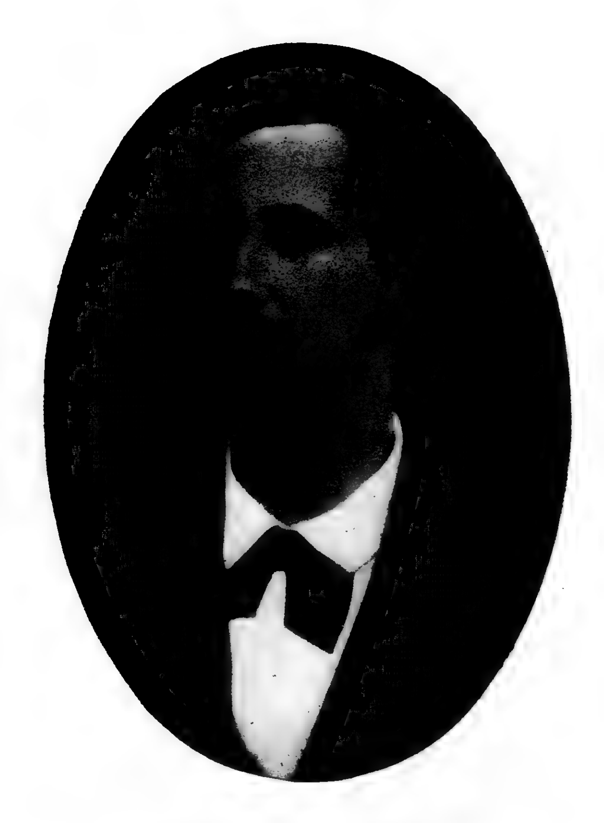
sich in Wort und Tat so geschickt benehmen sollten, daß der Kranke keinen Verdacht schöpfen konnte? Das war eine schwierige Aufgabe, die uns mit großer Angst wegen des schädlichen Einflusses erfüllte, den ein unvorsichtiges Wort auf den noch sehr schwachen Kranken, der seinen Großvater herzlich liebte, haben könnte. Wir selbst beobachteten die Vorsicht, so oft wir ins Krankenzimmer traten, die Trauerkleider, welche wir außer dem Hause trugen, abzulegen.

Aber die guten, herzlieben Kinder waren von ihrer Mutter so verständig erzogen, und hatten selbst so viel Einsicht, daß es ihnen nicht schwer ward, Gewalt über ihre Zunge auszuüben, und während 4—5 Wochen, solange nämlich unser Aufenthalt in Baden Augusts wegen währte, der sich nur langsam erholte und dessen Krankheit allerlei wechselnde Symptome zeigte, mit keinem Blick, keinem Worte zu verraten, daß sein Großvater, um den er so oft fragte, und sich damit beschäftigte, wie denn der noch stets kranke und so große, schwere Papa in den Wagen und nach Wien geschafft werden würde? nicht mehr lebte. Wenn man bedenkt, wie schwer es oft Erwachsenen fällt, sich in solchen Fällen nie zu verraten, so muß man die Kinder bewundern, welchen die Liebe zum Bruder und der Gehorsam gegen die Mutter eine solche Herrschaft über sich selbst gab.

Nach und nach kehrten die wenigen Bekannten, welche den Aufenthalt in Baden noch mit uns teilten, nach Wien zurück, und es wurde immer stiller um uns. Nur unser treuer Perger hielt bei uns aus und besuchte uns täglich, brachte unter andern den Kindern die „Flinserln“ von Seidl mit und veranlaßte sie, einiges davon auswendig zu lernen, was die Kinder allerliebst

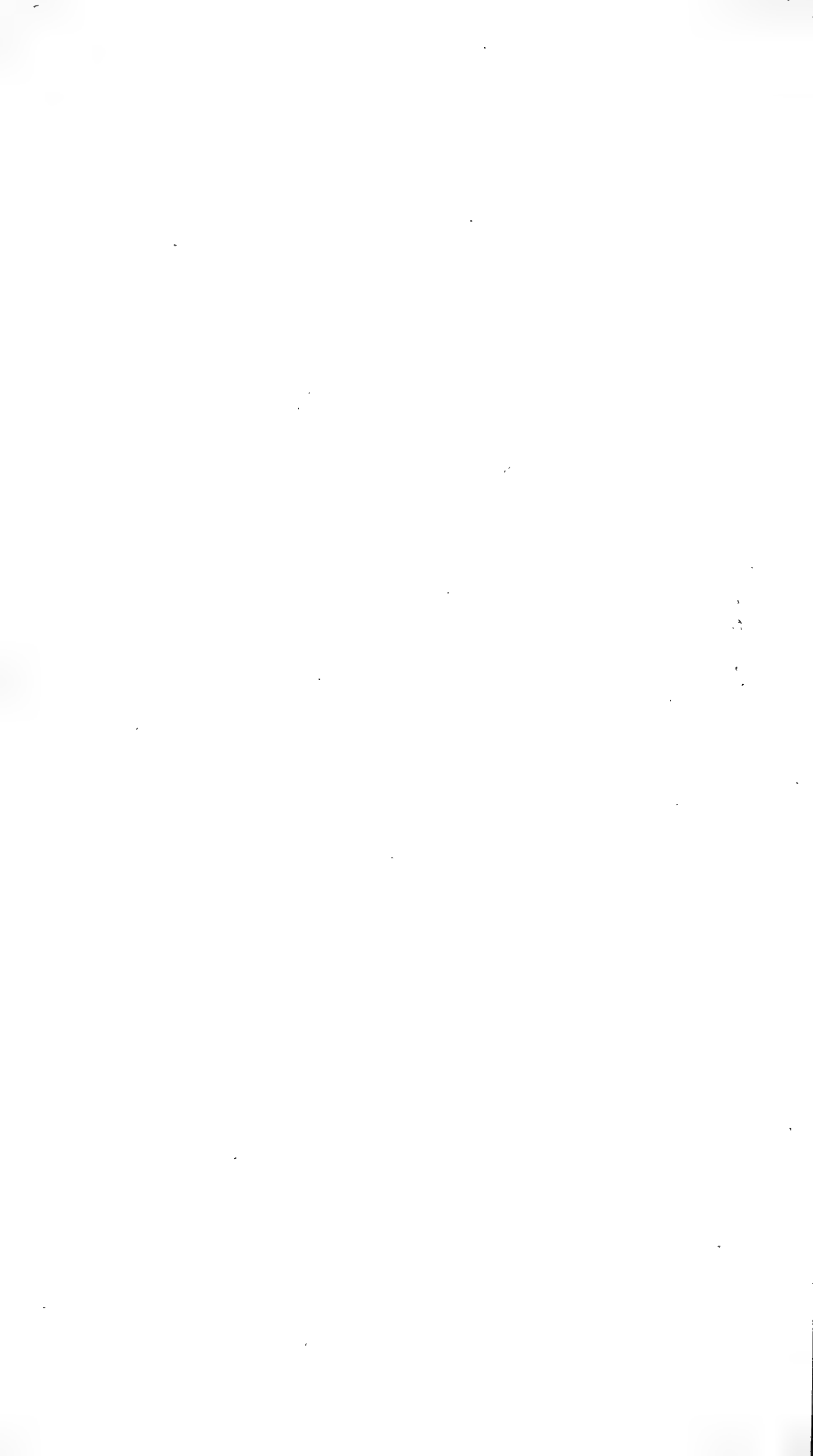
rezitierten, so z. B. Fanny: den Laundler und alle drei zusammen eine Szene, wo zwei Bauern vor dem Amtmann erscheinen, und sich so albern benehmen, daß ihnen der Amtmann rät, beim nächsten Jahrmarkt sich Verstand zu kaufen[560]). Auch hatte diese, die überhaupt Anlage zur Poesie zeigte, eine Art kleiner Komödie geschrieben, die Bezug auf ein unter ihnen gewöhnliches Spiel hatte, und die die beiden Mädchen ebenfalls mit Lebendigkeit und Sinn vortrugen. Das waren nun die einzigen lichten Punkte in unserer trüben Einsamkeit, außer einigen freundlichen Besuchen, die freilich im Oktober in dem menschenleer gewordenen Baden immer seltener wurden. Bald war die Gräfin Csaky[561]), die ich vor einigen Jahren in Wien kennen gelernt und zuweilen besucht hatte, die einzige Bekannte, welche für uns in Baden existierte und diese Frau, mit der ich früher keinen genaueren Umgang hatte, erwies uns nun in unserer traurigen Lage manche Gefälligkeit, für die ich ihr ewig dankbar sein werde. Sie besuchte uns, sie setzte sich an Augusts Bette, brachte ihm Spielzeug, spielte mit ihm, versorgte ihn mit Backwerk, das sie für ihn von Wien kommen ließ, und zeigte dadurch, daß sie in ihrem schönen Herzen durch eignes Unglück (sie hatte von 4 oder 5 Kindern nur einen Sohn übrig behalten)[562]) mit dem anderer, wenn sie auch nicht unter ihre nächsten Freunde gehörten, Teilnahme zu fühlen gelernt habe. Auch Dr. Habel, unser Arzt, erwies sich dem guten und geistvollen Knaben gefällig. Er blieb oft lange an seinem Bette und unterhielt sich mit ihm über dessen Lieblingsfach, die Naturkunde.

Ganz besonders traurig, ja schaurig möchte ich sagen, war es meiner Tochter und mir abends in dem großen Tafelzimmer, einer Art Saal, wo wir sonst in behag-



August Edler von Pelzeln

Photographie — k. u. k. Kustos Franz Friedrich Kohl, Wien



licher Vereinigung mit den Unsrigen und einigen Freunden, nicht dies Jahr allein, sondern auch in früheren so oft gesessen und uns mit Plaudern, Spielen, Lesen unterhalten hatten. — Nun war das Haupt des Hauses tot, der einzige Sohn meiner Tochter kaum noch dem Schrecken des Todes entronnen; die Schwestern waren bei ihm, die Dienstleute ebenfalls dort oder anderwärts beschäftigt. Wenn wir beide Verlassene so in der Dämmerung das weite Gemach, das ein paar auf den Tisch gestellte Kerzen kaum zu erhellen vermochten, an den langen Herbstabenden durchschritten, o wie einsam, von aller Freude geschieden, dünkten wir uns! Es war eine sehr trübe, vielleicht die trübste Epoche meines langen Lebens.

Aber es geht auf dieser Erde alles vorüber, das Beste wie das Schlimmste. Nichts hat Halt, nichts Bestand. So waren einundvierzig glückliche Jahre, welchen es zwar an düstern Stunden, Tagen, Wochen nicht gefehlt, vorübergegangen, so hatten wir die Schreckenstage von Pichlers Tode und Augusts großer Gefahr überstanden, und so entschwanden denn auch die düstern Tage des Oktobermonats, und der Zeitpunkt, daß wir den Schauplatz so vieler Leidensszenen verlassen und nach Wien zurückkehren sollten, war mit Ende dieses Monats gekommen.

Erst in Wien, wohin ihn an der Seite seiner Mutter sein Arzt und unser gütiger Freund Dr. Habel begleitete, erfuhr der Knabe, daß sein Großvater bereits seit sechs Wochen tot war. Es erschütterte ihn sehr; — aber die mildernde Kraft, die selbst in der bloßen Vorstellung dieses längeren Zwischenraumes lag, die Schwäche, welche des kaum Hergestellten Empfindungen und Gedanken noch gleichsam mit einem

Schleier umhüllte, und endlich die jugendliche Beweglichkeit nahmen dem Eindruck, wie schmerzlich er auch war, seine schadenbringende Macht. Auch dieser gefürchtete Moment ging vorüber. August erholte sich allmählich; seine Jugendkraft, seine Gesundheit, seine geistige Tätigkeit erreichten nicht allein wieder den Grad, den sie vor der Krankheit hatten, sie entwickelten sich vermehrt, kräftiger, dauernder als zuvor. — Er ward vom Knaben zum hochaufschießenden, blühenden Jünglinge, der sich durch seine Tüchtigkeit die Liebe seiner Kameraden, das Wohlwollen seiner Lehrer, die Achtung aller erwirbt, die mit ihm genauer bekannt sind.

Er also und seine beiden Schwestern machten von nun an die einzige Freude und Erheiterung meines Lebens aus. Wir zogen uns von vielen frühern Bekanntschaften zurück, vermieteten, weil große Einschränkungen gebieterisch notwendig gemacht worden waren, die Hälfte unserer Wohnung, dankten von fünf Dienstboten drei ab, und suchten nun unserm vereinsamten Leben durch die Kinder Gehalt und Zufriedenheit zu geben.

Gedichtet im eigentlichen Sinne habe ich nichts mehr. Herausgegeben aber einen Band: Zerstreute Blätter, nämlich kleine Aufsätze, Betrachtungen, Bemerkungen über allerlei Vorfälle des Tages, bei dem Verlust teurer Freunde usw., welche längst geschrieben oder auch wohl hier und dort in Zeitschriften erschienen waren[563]). Später wurde ich durch ein zufälliges Ereignis auf die Idee der Zeitbilder gebracht. Wir erhielten nämlich zum Ansehen für die Kinder verschiedene neuere und ältere Kupferstiche, und unter den letzteren die einst wohlbekannten Cris de Vienne[564]) — Darstellungen von Personen aus den untern Ständen,

welche allerlei auf den Gassen zum Verkauf ausrufen oder ihre Tätigkeit öffentlich feilbieten. Der Anblick dieser Gestalten, dieser Trachten rief mir die Erinnerungen meiner Jugend zurück. Ich sprach darüber mit Herrn von Graffen, dessen in diesen Blättern schon erwähnt wurde, und der sich gerade gegenwärtig befand. Er faßte den Gedanken auf, die Zeit, in der diese Blätter gezeichnet und herausgegeben wurden, im Gegensatze zu der jetzigen zu schildern. Er glaubte, ich könnte dies wohl unternehmen, da ich mich jener Perioden noch lebhaft erinnere. Dieser Vorschlag gefiel mir; aber nicht so wollte ich ihn ausführen, wie ihn wohl Herr von Graffen gemeint haben mochte, der eine Art von Memoiren dabei im Sinne hatte und vermutlich glaubte, ich sollte in eigner Person erzählen, wie es damals gewesen, wie es in meiner Eltern, in meiner Freunde Haus zugegangen usw. Das aber war den gegenwärtigen Blättern vorbehalten; ich zog es daher vor, eine Familiengeschichte zu fingieren, worin drei verschiedene Generationen nach und nach auftreten und als Repräsentanten der Sitten, Ansichten, Denk- und Handlungsweisen nicht bloß das Zeitalter der Kaiserin Maria Theresia, sondern auch die Periode von ihrem Tode bis zu Ende des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts und endlich unsere jetzige Welt charakterisieren sollten. Dichtung kann ich dieses Werk nicht nennen; es waren zusammengetragene Beobachtungen, Erinnerungen, Schilderungen wirklich erlebter Schicksale, persönlich gekannter Menschen. Die Zeiten und ihre Gestalt waren die Hauptsache, der Roman nur der Einkleidung wegen da, und es war mir stets unlieb, wenn, falls die Rede auf dies letzte Erzeugnis meiner Feder kam, davon als von einem Roman gesprochen

wurde[565]). Aber Romane sind jetzt so entschieden die Lieblingslektüre aller halb- und ganzmüssigen Menschen, daß dieser Charakter an einem Unterhaltungsbuche zuerst aufgesucht und eifrig festgehalten wird. Er ist auch leichter zu erfassen, dahingegen das Tiefercharakteristische, das Gepräge, welches Begebenheiten, Ansichten, die Kulturstufe usw. einer Zeitperiode und den in derselben lebenden Menschen aufdrücken, von den meisten gar nicht beachtet und daher auch nicht gewürdigt wird. Die Erzählung, das, was geschieht, ist ihnen die Hauptsache.

Dies also ist und wird aller Wahrscheinlichkeit nach mein letztes Werk bleiben[565a]). Ich fühle sehr bestimmt die Abnahme geistiger Lebensfrische und geistiger Kraft. Mein Gedächtnis, so getreu in Aufbewahrung alter Erinnerungen aus meiner Jugend, ja aus meiner Kindheit, verläßt mich jetzt zuweilen in Beziehungen auf die jüngste Vergangenheit, und ich habe von hochbetagten Menschen öfters dieselbe Klage äußern gehört. Ein alter General, den ich kannte, nannte das sein junges und altes Gedächtnis — und während sich ihm das junge treu bewährte, wenn es sich um Szenen aus seinem Jünglings- und Mannesalter handelte, konnte er sich oft der Vorfälle der letzten Tage nicht entsinnen. Es ist also dieses eine sehr gewöhnliche Erscheinung, ebenso wie die Abnahme der Gesichtsschärfe und des feinen Gehörs, und gehört so häufig mit zu den Beschwerden der höhern Jahre, daß derjenige, der sich darüber beklagen wollte, die Antwort verdiente, die ein alter, aber noch sehr lebenslustiger Mann einem gab, der sich über die Unannehmlichkeiten des hohen Alters beklagte: „Wer nicht alt werden will, muß sich jung erschießen lassen.“ In dieser Überzeugung er-

trage ich denn mit Gottes Hilfe, so geduldig als ich kann, die Abnahme meines Gehörs, die mich schon seit vielen Jahren von einer meiner liebsten Unterhaltungen, dem Genuß des Theaters, und sehr oft auch von aller Teilnahme am gesellschaftlichen Gespräch ausschließt, wenn dies nicht unmittelbar an mich gerichtet und mit lauter Stimme geführt wird. Gar manche Entbehrung, gar manche trübe Stunde sind die unausbleiblichen Folgen dieser Altersgebrechen, sind es um so mehr, als eben auch das Alter und die fortschreitende Abnahme der körperlichen Kräfte mich an so vielem hindert, was ich sonst und noch vor wenigen Jahren unternehmen konnte, wie an weiteren Spaziergängen, öfteren Besuchen meiner Bekannten in der Stadt usw. Dazu kommt noch die veränderte Richtung des geselligen Tones, der Tagesordnung und der Denk- und Lebensweise der jüngeren Generation überhaupt.

Vor Zeiten versammelte man sich gegen 7 Uhr abends, die Frauen saßen am runden Tisch mit ihren Handarbeiten, die Herren saßen dazwischen oder daneben, und ein allgemeines Gespräch, dem der Herren meist höhere Geistesbildung einen bedeutenden Inhalt gab, während die lebhafteren Gefühle der Frauen ihm Frische und Wechsel erteilten, vereinigte die ganze Gesellschaft. Sehr gebildete, ja gelehrte Männer verschmähten es nicht, in diesen Kreisen oft und gern zu erscheinen, und solcher Kreise gab es im höheren Mittelstande viele. Meine Wohnung z. B. in der Vorstadt, die seit mehr als vierzig Jahren dieselbe ist, schien, nicht bloß in früherer Zeit oder solange mir die hübsche Tochter noch im Hause lebte, sondern viel später, bis zur Julirevolution, welche in unser ganzes politisches

und soziales Leben einen gewaltigen Umschwung gebracht hat, nie so entlegen und schwer zu erreichen, wie man es jetzt findet und oft zur Entschuldigung des langen Wegbleibens sagt. Viele und bedeutende, einheimische sowohl als fremde gebildete Männer, Gelehrte, Künstler kamen oft zu mir, und ich traf diese und ihnen ähnliche auch in den Häusern meiner Freundinnen. Jetzt ist das alles anders geworden. Nicht bloß die elegante Welt, auch viele aus der gebildeten Mittelklasse haben eine veränderte Tagesordnung angenommen. Von 2 bis 6 Uhr nachmittags wird in den verschiedenen Familien verschiedentlich zu Mittag gegessen, und es gehört große Aufmerksamkeit dazu, um sich die Stunden, wo man in diesem oder jenem Hause zu Tische geht, wenn man Besuch dort machen will, zu merken. Eine Visitenrunde in mehreren Häusern, wie man sie sonst nach Tische oft zu machen pflegte, läßt sich nun kaum ausführen, weil man in dieser Familie eben zu Tische geht, in einer andern schon speist, in der dritten oder vierten die Damen noch an der Toilette findet, um sich zum Diner anzukleiden. Eine Folge dieses späten und ungleichen Tafelns ist dann auch die Gewohnheit, die Nachmittagsvisiten auf den eigentlichen Abend zu verschieben, auf jene Zeit zwischen 6—9 Uhr, welche sonst der Geselligkeit, einem ruhigen und heitern Beisammensein gewidmet war. Nun ist dies die Zeit des Kommens und Gehens, wo jede Stunde der Kreis aus andern Mitgliedern besteht, wo nur flüchtige Gespräche über die Tagesneuigkeiten, Witterung usw. mit jedem Ankommenden und daher sehr oft Wiederholungen stattfinden. Erst später, um die Stunde ungefähr, wo man sich sonst zurückzuziehen und nach Hause zu gehen gewohnt war,

tritt der bunte Schwarm vergnügungsmüder, von Theater, von zahllosen Besuchen, von unbedeutenden und ewig wechselnden Gesprächen übersättigter Gäste ein, und es ist nicht zu wundern, wenn dann die Unterhaltung gerade so schal, das ganze Benehmen gerade so frivol, ungenügend und seinen wenigen Gehalt von Äußerlichkeiten, von Gemälden, Statuetten oder andern Colifichets, die in den Zimmern zur Schau gestellt sind, entlehnend, ausfüllt, wie es gemeiniglich ist[566]). Diese Gehaltlosigkeit ist es, welche den Namen Salon in der literarischen Welt so in Verruf gebracht hat, daß die geistreicheren Männer, die tüchtigeren Köpfe einen Ekel davor bekommen haben und lieber auf der Treppe umkehren, als einen solchen Salon betreten wollen. Hierzu kommt noch das stets mehr überhandnehmende Tabakrauchen[567]), ohne welches der größte Teil der Männer jetzt nicht mehr leben und das er doch in Gegenwart der Frauen oder in dem unseligen Salon nicht verüben kann; sowie die zahllosen Kaffee- und Gasthäuser mit allen Raffinements des Luxus und Komforts versehen, welche diesen Tabakrauchern die angenehmsten Möglichkeiten darbieten, diesem Gelüst nachzuhängen und zugleich allen Rücksichten von Höflichkeit und Verbindlichkeit ledig zu sein, denn im Gast- und Kaffeehaus zehrt man für sein Geld und geniert sich wegen niemand. Ob die feinere Sitte, ob das Familienleben, ob Sparsamkeit und Ordnungsliebe dabei gewinnen? Das mögen gelehrte Herren, Statistiker, Pädagogen usw. entscheiden[568]).

Genug! Für mich geht aus dem allen hervor, daß die jetzige Welt sich auf eine solche Art aus der vorigen entwickelt hat, daß sie nicht mehr für mich oder ich eigentlich nicht mehr für sie passe. Hinter ihrem

raschen Vorwärtseilen auf einer ganz neuen Bahn muß das langsame Alter zurückbleiben, und mit unangenehmer Überraschung gewahrt es nach dem Verlauf weniger Jahre den ungeheuern Abstand zwischen Einst und Jetzt, — wie alles ringsumher, vom Kleinsten bis zum Größten, sich anders, ja meist ganz entgegengesetzt gestaltet hat, so daß keine frühere Angewöhnung, keine Ansicht von Leben und Literatur, keine Vorliebe oder Ungunst, keine Geschmacksrichtung von ehemals mehr in der Gegenwart rechte Geltung finden kann, und die letzten 10 bis 12 Jahre hierin einen größeren Umschwung erzeugt haben, als sonst 50 oder 60 Jahre nicht bewirkten. Jeder, der jetzt sein 50. oder 60. Lebensjahr zurückgelegt hat, muß das einsehen und zugestehen. Wer redet jetzt noch von Wieland, Herder, Klopstock[568a])? was ist aus der hohen Verehrung geworden, die die gebildete Welt noch vor 20 Jahren für das klassische Altertum hatte? was aus dem kindlichen Vertrauen in die Aussprüche bewährter Autoritäten überhaupt, und was ersetzt die Beruhigung, die man einst daraus schöpfte? usw. Nein, es ist gewiß, das Vergangene, das, was vor 20 bis 30 und noch mehr, was vor 50 bis 60 Jahren in Literatur, Lebensweise, Ansicht, Gewohnheit usw. gegolten hatte, wird mit siegender Gewalt hinausgedrückt aus der Gegenwart, und eine neue Ära beginnt, deren Einfluß sich vom Kleinsten bis zum Größten fühlbar macht.

So weiche denn das Vergangene, und was dieser Vergangenheit angehört, dem Impuls, den die Jetztzeit mit so entschiedener Macht gibt, ziehe sich von der fremdgewordenen Welt zurück; — und wohl! den altgewordenen Personen, die, sowie ich, durch Gottes Güte ein schönes, beglückendes Asyl in ihrem Hause



Karoline Pichler

Jos. Kriehuber pinx., Thomas Benedetti sc.
k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien



durch Kinder und Kindeskinder finden. Nur hier hören die unangenehmen Berührungen der stiefgewordenen Welt auf, und selbst hier muß das Alter sich bescheiden und zugeben lernen, da auch die es zunächst Umringenden ebenfalls dem Neuen, dem Fortschreitenden angehören und angehören müssen.



NACHWORT



Bis hierher reichen die autobiographischen „Denkwürdigkeiten“ der Verfasserin; was zur Vervollständigung derselben über ihre letzten Lebensjahre noch hinzugefügt werden muß, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen.

Vor allem verdient erwähnt zu werden, daß sie, trotz der Bürde ihrer Jahre, mit wahrer Aufopferung den größten Teil ihrer Zeit der Erziehung ihrer Enkel widmete, ja selbst noch ihnen in Sprachen, Geschichte, Musik usw. Unterricht erteilte; und — was noch mehr als dies alles wert war — durch ihr eigenes Beispiel als Muster strenger Pflichterfüllung in jeder Hinsicht vorleuchtete.

Natürlich nahm in so vorgerücktem Alter ihre literarische Produktivität ab; doch schrieb — außer diesen „Denkwürdigkeiten“, die großenteils erst nach dem Tode ihres Gatten niedergeschrieben wurden — und veröffentlichte sie noch selbst die, unter dem Titel: „Zeitbilder“ erschienenen Wiener Sittengemälde, denen sie einige „kleine Aufsätze“ beifügte (Wien 1839—1841, 2 Bände), und übergab noch kurz vor ihrem Tode eine „Neue Folge zerstreuter Blätter“ (Wien 1843, I. Bd.)[569]) dem Drucke.

Auch nahm sie fortwährend an den neuen Erscheinungen in der Literatur den lebhaftesten Anteil, so daß z. B. Dr. Frankl, der sie vorzugsweise mit derlei Novitäten versah, über hundert Briefe von ihrer Hand besitzt[570]), worin sie ihm ihre Ansichten und Urteile über die zugesandte Lektüre mitteilt*).

*) Einige davon hat er bereits in seinen „Sonntags-Blättern“ bekannt gemacht.

Freilich konnte sie, deren Bildung einer ganz anderen Richtung angehörte und die schon Mühe hatte, mit der sogenannten romantischen Schule sich zu verständigen, noch weniger in die moderne Denk- und Schreibweise sich finden und mit der, auch in der geistigen Welt wie mit Dampfkraft vorschreitenden Entwicklung, den Emanzipationstheorien, sozialen Umgestaltungen und den, alles wieder in Frage stellenden Spekulationen der jüngsten Philosophie und Dialektik sich befreunden. Mit dem Kontraste und dem Mißverständnis wuchsen natürlich auch ihre Mißstimmung und Abneigung gegen die umgestaltende Hast der Jetztwelt, und sie zog sich immer mehr in den engen Kreis ihrer nächsten Umgebung, ihrer Familie und einiger treu gebliebenen Freunde zurück.

Dazu kam noch eine immer mehr zunehmende Kränklichkeit. Ihre Kräfte sowie ihre Gesundheit sanken leider mit jedem Jahre mehr, und nach manchen ängstenden Unterleibsleiden stellten sich sogar apoplektische Anfälle ein. Zwar gelang es mehrmals, diese augenblickliche Gefahr abzuwenden; aber eine gänzliche Erschöpfung, welche die Ärzte Altersschwäche nannten, verhinderte ihre Erholung und machte ihrem Leben am 9. Juli 1843 zum Schmerz ihrer Angehörigen und ihrer Freunde ein Ende. Sie starb, wie sie gelebt, mit der Ergebung und dem Vertrauen eines frommen, gläubigen Gemütes[571]).

Ein einfaches, aber von der dankbaren Liebe ihrer Hinterlassenen geweihtes Grabdenkmal bezeichnet die Stelle, wo ihre sterbliche Hülle auf dem „großen Währinger Kirchhofe“ ruhet[572]).

Was auch immer die unbestechliche Nachwelt für ein Endurteil über Karoline Pichler als Schriftstel-

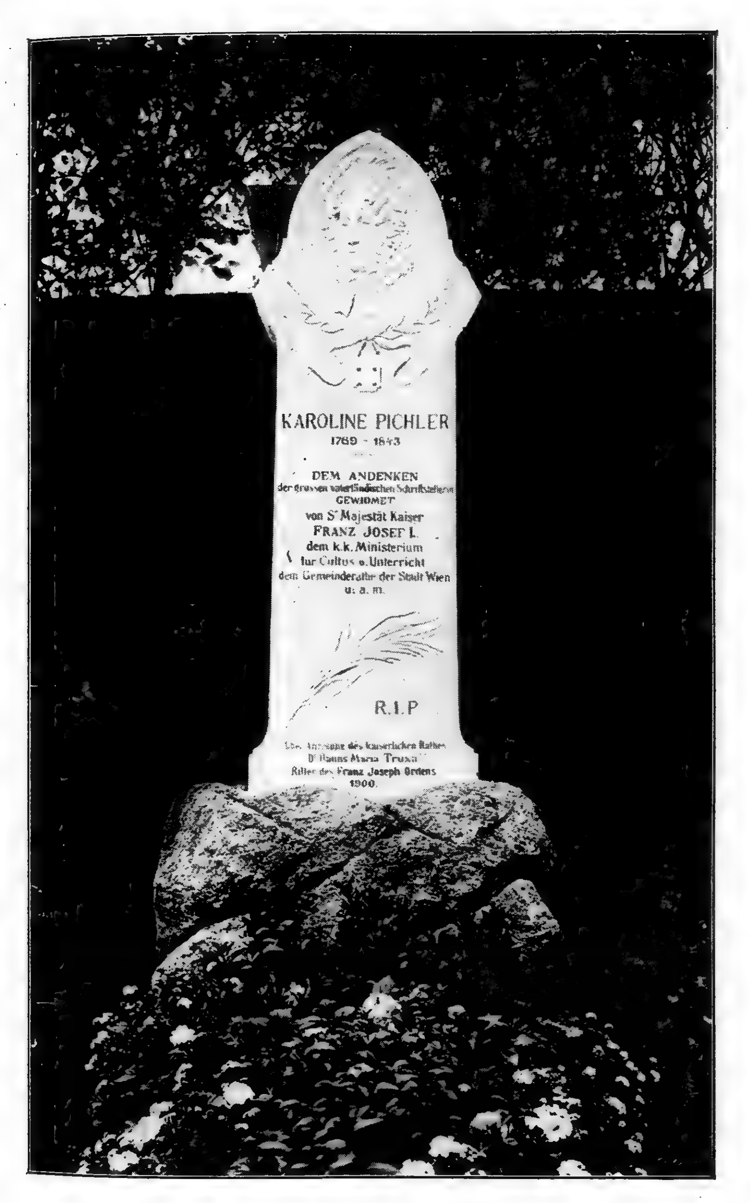
lerin feststellen mag, das über ihren rein menschlichen Wert, wie es die ihr näherstehenden Zeitgenossen mit einstimmiger Anerkennung ausgesprochen haben, kann sie nur bestätigen.

Sie war im vollsten Sinne des Wortes ein deutsches Weib[573]; einfach-natürlich, tiefgemütlich, klar und wahr und stets eingedenk, daß, wie die Bestimmung des Mannes in der Bildung und Entwicklung der gesellschaftlich-staatlichen Verhältnisse, die Lebensaufgabe des Weibes in der Erhaltung und Veredlung der Familienbande und der häuslich-geselligen Zustände besteht.

Kurz sie hatte — was den geistreich-blendenden, genial-überschwenglichen, den „großen begabten Naturen" unserer Tage nur oft zu sehr fehlt — Gesinnungsreinheit, Willenskraft und Charakterstärke.

Daher hat sie sich auch in diesen „Denkwürdigkeiten" nicht bloß in der sorgfältigen Toilette der Schriftstellerin oder in dem Salonkostüme der berühmten Frau, sondern auch in dem schmucklosen Hauskleide der Familienmutter, ja selbst im Bußgewande der reuigen Christin zeigen wollen, und auch hier galt ihr, wie in ihrem ganzen Leben, dessen treues Spiegelbild diese „Denkwürdigkeiten" eben nur sein sollten, Wahrheit über alles[574].

Ferd. Wolf[575].



Denkmal am Ehrengrab (Zentralfriedhof, Wien)

Bildhauerarbeit von Alois Düll
Photographie — k. k. Universitäts-Bibliothek, Wien



ÜBERBLICK MEINES LEBENS

(1819)



Hundertmal schon ist das Leben einer Wanderschaft, einer Pilgerfahrt verglichen, und dieser Vergleich mit poetischerem oder unpoetischerem Sinn ausgeführt worden. Ohne ihn in seine kleinen Teile zu verfolgen, möchte ich jetzt nur bei diesem einzigen Berührungspunkt stehen bleiben, daß der Mensch wie der Wanderer gern manchmal, bald aus Müdigkeit, bald aus Besonnenheit und stillem Vergnügen, auf seinem Wege inne halten, rückwärts blicken, die durchlaufene Bahn noch einmal in seinen Gedanken betrachten und überdenken mag, was er bisher erfahren, geleistet, gelitten, genossen, und wie es in und um ihn stehe, in dem Augenblick, wo die vergangene Zeit lebendig vor das Auge seines Geistes tritt, und er eine Art von Rekapitulation derselben zu halten im Begriffe steht.

Gar wohl scheint ein solcher vergleichender Überblick sich dann zu schicken, wenn eine bedeutende Zeitperiode eben abgelaufen und ein ernstes Stufenjahr erstiegen ist. So eines dünkt mich nun vor vielen das fünfzigste Lebensjahr zu sein, das ja auch in den Büchern Moses schon als Hall- oder Jubeljahr zu einem solchen Aufenthaltspunkte und zur Rückkehr aller Dinge in ihre alten Verhältnisse bestimmt war. Mit innigem Vergnügen blickt die Matrone zurück auf die Zeit, wo sie als Mädchen, als Jungfrau, als junges Weib durch Gottes Segen sich so manches Guten erfreut, feiert mit Wehmut die Erinnerung an so viele vorausgegangene oder entfernte Lieben, und dankt der Vorsicht auch für die trüben Stunden, welche das größten-

teils heitere Gemälde ihres Lebens mehr erhoben als verdunkelten.

Was sie als Mädchen, als Tochter, als Gattin und Mutter gewesen und erfahren, kann eigentlich nur für den nächsten Kreis ihrer Freunde und Angehörigen Wert haben; aber wie sich ihr Geist ausgebildet, wie sie das geworden, als was sie dem lesenden Publikum bekannt ist, könnte für die Welt doch einiges Interesse haben, und so mögen diese Blätter, die in etwas veränderter Gestalt vor ein paar Jahren geschrieben, und in einer größeren Sammlung von Lebensbeschreibungen deutscher Schriftstellerinnen (Morgenblatt im Februar 1821) zu erscheinen bestimmt waren, hier auch in der, wahrscheinlich letzten Ausgabe ihrer Schriften, einen geziemenden Platz finden.

* * *

Der Mensch ist zur Geselligkeit geboren. Nur im Umgange und Verkehr mit andern Menschen kann er jenen Grad von Ausbildung erhalten, zu welchem ihn die Vorsicht bestimmt, und den zu erreichen, sie ihm nebst andern Fähigkeiten, welche ihn über das Tier erheben, auch das Organ der Sprache gegeben hat, worin vielleicht der Grund seiner hohen Perfektibilität liegt. Also nur unter Menschen und durch Menschen wird jeder, was er werden kann und soll, und es ist eine Betrachtung, die uns Erstaunen und Wehmut einflößen könnte, wenn wir bei scharfem Nachdenken über uns selbst, die Macht des guten oder bösen Beispiels, des Unterrichts, der geselligen Verhältnisse usw., beherzigen wollten, die von unserer ersten Kindheit an auf uns gewirkt, und das Wesen aus uns gemacht haben, welches wir nun zu unserer Beruhigung oder — Beschämung geworden sind.

So hat sich auch an der Bildung meines Gemütes Erziehung, Beispiel, Umgang allmächtig erwiesen, und ich mag wohl sagen, daß ich den größten Teil dessen, was ich bin, die Richtung meines Geistes, was ich gelernt, geleistet, einer überaus sorgfältigen Erziehung, dem Beispiel verehrungswürdiger Eltern und dem Umgange mit schätzbaren, gebildeten Menschen verdanke, denen unser Haus von meiner zartesten Kindheit an zum Sammelplatz gedient hat.

Mein mütterlicher Großvater war Protestant und Offizier bei einem österreichischen Regiment, und hatte seine einzige Tochter, nach dem Verluste seiner Frau, mit beispielloser Geduld und Liebe bis in ihr fünftes Jahr erzogen. Er starb in Wien, wo sein Regiment sich damals befand, und das ganz verwaiste, im fremden Lande verlassene Kind kam durch eine sonderbare Fügung Gottes in die Hände der großen Kaiserin Maria Theresia, wurde von ihr angenommen und am Hofe katholisch und sorgfältig zu ihrem persönlichen Dienste erzogen. Diesen trat meine Mutter auch bereits in ihrem dreizehnten Jahre an und versah ihn mit großer Pünktlichkeit und Einsicht, sowohl als Vorleserin, als in Rücksicht des Putztisches, der ihrer Sorge größtenteils anvertraut war, zur Zufriedenheit ihrer erlauchten Gebieterin durch viele Jahre, bis mein Vater ihr seine Hand bot, der sich ihr weniger durch eine schimmernde Außenseite, als durch eine unendliche Herzensgüte, gründlichen Verstand und ausgebreitete Geschäftskenntnisse schätzens- und liebenswert machte. Diese Verbindung brachte auch ihn seiner Monarchin näher, seine Verdienste wurden von ihr erkannt, sie beehrte ihn mit ihrem vorzüglichen Vertrauen und erhob ihn zur Würde eines Hofrats und geheimen Referendarius,

welcher damals, vor mehr als vierzig Jahren, von bedeutendem Einflusse war.

Dieser Posten, sein eigenes Vermögen, seine Achtung für höhere Bildung, sein Geschmack an Musik und geselliger Unterhaltung, endlich meiner Mutter lebhafter, nach Kenntnissen dürstender Geist, sammelte bald gebildete Menschen aus allen Ständen und Verhältnissen um meine Eltern. Ihre Zirkel waren glänzend, Höhere und Gleiche, Einheimische und Fremde drängten sich um sie. Jeder fand nach seiner Art in vielfachen Bekanntschaften, in geselligen Unterhaltungen, im Zusammentreffen mit bedeutenden Menschen seine Rechnung. Die meisten einheimischen, viele fremde durchreisende Gelehrte, unter denen ich vorzüglich den Freiherrn von Nicolay[576]) aus Petersburg und den sehr liebenswürdigen Georg Forster — den Weltumsegler — nennen muß, weil diese meinen Eltern durch Freundschaft näher standen, besuchten unser Haus, wozu der Umstand später noch beitrug, daß mein Vater zweimal das Referat über das Schul- und Studienwesen führte, und daher in offizielle Berührungen mit mehreren Professoren und Literatoren kam.

Ich wurde im Herbste des Jahres 1769 geboren. Meine Kindheit und erste Jugend verfloß unter den gedachten Umgebungen, neben einem Bruder, der um drei Jahre jünger war als ich, nachdem drei andere Geschwister, vor und nach uns geboren, ins Grab gesunken waren. Fast die meisten berühmten Männer aus jener Periode des aufsprossenden Geistes in Österreich, geweckt durch den Funken, der aus Kaiser Josefs Genius in dasselbe fiel, kann ich als sehr fleißige Besucher oder wenigstens als bessere Bekannte unseres Hauses nennen. Sonnenfels, dem sein Vaterland unendlich mehr verpflichtet

ist, als es vielleicht erkennt, Denis, Abbate Metastasio, Mastalier, Haschka, Alxinger, Abbate Maffei, dessen mathematisches Genie größtenteils die österreichische Artillerie auf den bedeutenden Punkt erhoben hat, den sie jetzt behauptet, Freiherr von Jacquin Vater und Sohn die Professoren Well, Wolstein[577]), Eckhel, Dr. Stoll, Ratschky, Leon, Blumauer, Hofstäter[578]), die Freiherren von Sperges und van Swieten gehörten unter die öfteren oder seltneren Erscheinungen im Abendzirkel oder am Tische meiner Eltern. Heiteres geistreiches Gespräch, literarische und politische Neuigkeiten, alles, was im Gebiete der Künste, besonders der Musik, wozu mein Vater mich vorzüglich anhielt, die aber bei mir nie zur Liebhaberei wurde, Neues erschien, ward bei uns gezeigt, gelesen, oder doch besprochen. Und wenn wir gleich als Kinder und heranwachsende junge Leute, zur Bescheidenheit erzogen, uns nie einfallen ließen, mit zu reden, so hörten wir doch zu, wenn Kluge Kluges sprachen, und mancher Samen fiel in die jungen Gemüter.

Als mein Bruder beim Hofmeister Latein zu lernen anfing, hießen meine Eltern mich auch diese Stunden besuchen, und besonders suchte Herr Haschka, der damals in unserm Hause wohnte, mir Liebe für diese Sprache einzuflößen. Sie zog mich auch bald an, und ich fing an, ihre Schönheit und Kraft zu ahnen. Nun lasen Haschka und Alxinger die Klassiker mit sorgfältiger Wahl und belehrenden Bemerkungen mit mir, sie führten mich, da ich schon früher einige kindische Versuche im Dichten gemacht hatte, in die Grundsätze der schönen Wissenschaften ein, sie lehrten mich deutsche und ausländische Dichter begreifen, wie ich denn überhaupt diesen treuen Freunden meiner Eltern,

und Herrn von Leon, jetzt Kustos an der k.k. Bibliothek, den größten Teil meiner Anleitung zur Ästhetik verdanke. In der Religion, Geschichte und Naturgeschichte war der verstorbene Herr Bischof von Linz, Josef Gall, einer unserer verdientesten Geistlichen, noch als Katechet an der Normalschule mein Lehrer, und auch die übrigen Freunde, wie Doktor Stoll, Abbate Maffei, Professor Mastalier gaben sich gütig mit der heranwachsenden Tochter ihrer Freunde ab und pflanzten manchen Keim in den empfänglichen Grund meines Gemüts.

Unter allem, was ich zu lesen bekam, zog mich nichts so sehr an, als geistliche und Hirtengedichte. Geßners Idyllen, sein Tod Abels, Miltons verlornes Paradies, die Noachide und später die Messiade wirkten mit großer Gewalt auf mich. Die letzte habe ich seit meinem zwanzigsten Jahre fast alljährlich durchgelesen; denn von allen Schriftstellern aus der frühern Periode unserer Literatur haben Klopstock und Herder den tiefsten Eindruck auf mich gemacht, und, wenn ich so sagen darf, die Richtung meines Geistes bestimmt.

Mit Vergnügen erinnere ich mich aber noch jetzt, nach mehr als dreißig Jahren, lebhaft des Abends, wo zuerst bei uns eine Idylle von Vossens Louise, das Fest im Walde, in der ersten, aber vielleicht frischeren Jugendgestalt, wie sie dem Geiste des Verfassers entsproßt war, vorgelesen ward. Das war meine Welt; dies heitere, in sich selbst beruhende, still abgeschlossene, von Armut wie von Überfluß entfernte und durch religiösen Sinn geheiligte Leben einer frommen Familie auf dem Lande! Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen (ein zu bald, über manchem weniger Guten vergessener Roman) bildete diese Ideen weiter in mir



Hofraum des Pichlerschen Wohnhauses in der Alservorstadt

Kreidezeichnung von Hrdlicka, 1895 — Stadtbibliothek, Wien



aus und die Frau eines Landpfarrers, wie Pastor Groß in jenem Roman oder wie Arnold Ludwig Blum in der Louise, zu werden, war das Ideal menschlicher Glückseligkeit für mich, als ich vierzehn oder fünfzehn Jahr alt war, und scheint mir noch jetzt ein höchst wünschenswerter Zustand.

Unterdessen ging aber auch der Unterricht in ernsteren Gegenständen vorwärts. Nebst dem Latein lernte ich die lebenden Sprachen, Französisch, Italienisch und Englisch, um ihre besten Schriftsteller lesen und genießen zu können. Zur Belustigung und zur Übung eines trefflichen Gedächtnisses, das die Natur mir gegeben, lernte ich jeden Tag etwas auswendig, und noch jetzt könnte ich viele aus Gellerts Fabeln und geistlichen Liedern, sowie aus Bürgers und Stolbergs Romanzen hersagen, welche ich mit meinem Bruder, als ein ziemlich wildes Mädchen, dem es an weiblichen Spielgefährten gebrach, bald rezitierte, bald mimisch darstellte.

Aber die Jahre der Kindheit und ersten Jugend waren vorüber. Ich trat in die Welt und in den Kreis weiblicher Pflichten ein. Meine Mutter, die über der Bildung des Geistes die viel nötigere zur Häuslichkeit nicht vergessen hatte, hielt mich streng hierzu an, lehrte mich diese lieben und als die erste und wichtigste Bestimmung des Weibes betrachten, und bewahrte auf diese Weise meinen Charakter vor mancher falschen Richtung. Doch gönnte sie es mir gern, mich in Mußestunden mit Lesen, Dichten und Musik zu beschäftigen. Diese letztere wurde in unserm Hause, nach dem Wunsche meines Vaters, viel getrieben, der große Mozart, obwohl nicht mein Lehrmeister, schenkte mir manche Stunde, ich hatte oft Gelegenheit, ihn spielen zu hören

und mich nach seiner Anweisung zu vervollkommnen. Aber die größte Lust gewährte es mir, mich im Reiche der Phantasie zu ergehen, und Idyllen nach den Vorbildern, die ich vor mir hatte, erst im Geßnerschen, dann im Vossischen Ton zu versuchen. Mitunter dichtete ich auch Lieder, Balladen, übersetzte aus fremden Sprachen, und wurde endlich durch meine Liebe zu ländlicher Stille und meine Aufmerksamkeit auf die Pflanzenwelt und die Natur um mich her dahin geleitet, eine Art Verhältnis zwischen der physischen und moralischen Welt, und gemeinschaftliche Gesetze, die in beiden walteten, zu bemerken und in Betrachtungen auszudrücken. So entstanden die Gleichnisse, welche ich, aber bloß im Manuskript, meiner liebsten und ältesten Jugendfreundin, Fräulein Josefa von Ravenet, zueignete, mit der mich seit mehr als dreißig Jahren ein festes Band der Freundschaft, so wie eine völlig gleiche Gesinnung verbindet.

Mein Bruder, einer der besten Menschen, die ich je gekannt, ein warmer Freund alles Guten und Wahren, hatte sich um diese Zeit (in den Jahren 1791—1792) mit einigen Jünglingen seines Alters, mit denen er in Geschäfts- und geselligen Beziehungen stand, und wovon die meisten, welche nicht ein allzufrüher Tod, wie den guten Bruder selbst, hingerissen, jetzt bedeutende Staatsämter bekleiden, zu einer literarischen Gesellschaft verbunden, deren Zweck es war, sich für ihre künftige Bestimmung als Staatsbeamte und überhaupt zu veredelten Menschen auszubilden. Sie schrieben kleine Aufsätze über philosophische oder politische Gegenstände, lasen sie sich gegenseitig vor, beurteilten sie schriftlich, und verbanden so in ihren freundschaftlichen Zusammenkünften heitern Genuß mit wissen-

schaftlichen Zwecken. Mich reizte diese Beschäftigung; ohne meinen Namen zu unterzeichnen, ohne persönlich in jenen Gesellschaften zu erscheinen, übergab ich meinem Bruder auch Aufsätze über jene aufgegebenen Gegenstände, die nicht außer meiner Sphäre lagen, und unterwarf mich der strengen Kritik der Mitglieder. Dieser Übung im richtigen Auffassen, Beleuchten und Entwickeln der Begriffe, in grammatikalischer Strenge der Sprache und zierlicher Reinheit des Stils verdanke ich einen großen Teil meiner schriftstellerischen Ausbildung; aber ich verdankte diesem Vereine edler, junger Männer noch mehr, die nähere Bekanntschaft mit meinem Gemahl. Auch er war einer der Jugendfreunde meines Bruders und ein Mitglied jener Gesellschaft. Ich lernte in seinen Aufsätzen seinen richtigen Verstand, sein feines Gefühl, seine tiefe Glut für alles Gute, für das Wohl seines Vaterlandes und der Menschheit kennen und schätzen. Unsere Herzen begegneten sich in mancher gleichen Empfindung, in mancher übereinstimmenden Ansicht auf eine überraschende Art in unsern Aufsätzen. Wir fingen an, uns zu lieben, meinen Eltern war diese werdende Neigung kein Geheimnis, sie sahen sie wachsen und segneten sie, und ich ward im Mai des Jahres 1796 sein glückliches, noch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, von ihm zärtlich geliebtes Weib. Anderthalb Jahre darauf erfreute uns die Geburt eines wohlgebildeten Mädchens, die aber unser einziges Kind blieb. Einige Monate nach ihrer Erscheinung verehelichte sich mein Bruder mit einer meiner Jugendgespielinnen, und kurz darauf starb unser guter Vater, nachdem er mehrere Monate gekränkelt hatte, im Junius 1798. Nun blieben wir zwei jungen Paare bei meiner Mutter, und machten nur eine Haus-

haltung aus, in einem bequemen Hause einer anmutigen Vorstadt, das in seinem geräumigen Garten und einer der ländlichen sich nähernden Lebensweise mir eine entfernte Verwirklichung meines Jugendwunsches bot, und das wir noch bewohnen, da meines Mannes Geschäfte, als Regierungsrat, ihm nicht erlauben, den Sommer ganz auf dem Lande zuzubringen.

Nicht im Äußern meiner Verhältnisse, aber in meinem Leben als Dichterin begann nach meiner Verheiratung eine neue Periode. Mein Mann hatte so viele Freude an meinen kleinen Versuchen, daß er mich überredete, die Gleichnisse, welche er unter meinen Papieren gefunden und mit Interesse gelesen hatte, zu überarbeiten und herauszugeben, weil er dafür hielt, daß dies Buch, besonders jungen Personen meines Geschlechtes, nützlich werden könnte. Ich erschrak vor diesem Gedanken. Außer einigen Kleinigkeiten hier und da in Almanachen war nie etwas von mir gedruckt erschienen, und diese hatten nur geringe Ansprüche gemacht. Nun aber sollte ich mit einer gewissen Anmaßung auftreten, ein eignes Bändchen unter meinem Namen erscheinen lassen, mich in die Reihe der Autoren stellen! Es schien mir unmöglich; und nur nach langer Prüfung, und nachdem ich das Manuskript dem Urteil einiger würdigen Gelehrten und vertrauten Freunde unterworfen und ihre aufmunternde Beistimmung erhalten hatte, erschien es zuerst im Jahre 1800. Es ward besser aufgenommen, als ich gedacht hatte. Klopstock selbst, mit welchem meine Mutter, so wie mit Lavater[579]), früher in einem Briefwechsel gestanden, der nur ihrer schwachen Augen willen aufgegeben wurde, schrieb nach langer Unterbrechung über diese Gleichnisse einen sehr freundschaftlichen Brief an sie, und freute

sich dieser Erscheinung[580]). Ebenso erhielt ich einige Jahre später vom Freiherrn von Nicolay sehr ehrenvolle Briefe und das Geschenk eines seiner Werke, da er sich mit Vergnügen bei Erscheinung meiner Arbeiten der Frau erinnerte, welche er während seiner Anwesenheit in Wien 1782 als Kind oft gesehen hatte.

Dieser günstige Erfolg erweckte in mir die Lust, mich an etwas anderem zu versuchen und einen kleinen Roman zu schreiben. Ein Traum (wie denn überhaupt viele meiner Erzählungen ihren Ursprung aus irgend einer kleinen Veranlassung, Anekdote — Traum — Bild — herleiten) gab mir die Jdee zum Olivier, der zuerst aus Scheu in einem Almanach unter fremdem Namen erschien und unter dieser Hülle in demselben Blatte arg mitgenommen wurde, in welchem er zwei Jahre darauf, als er mit meinem Namen einzeln abgedruckt wurde, viel Lob erhielt[581]). Ich führe dies nur beiher an, um zu zeigen, was ich mit Grund von jeher von Rezensionen, wie sie gewöhnlich sind, hielt, und zu halten Ursache hatte, obwohl ich für meine Person mich nicht über diese Herren zu beklagen habe, die größtenteils sehr artig mit mir verfuhren.

Nach einem größeren Plan, aus heitern und trüben Erinnerungen meiner Jugend, aus manchen Charakterzügen und Gestalten, welche mir vorgekommen waren, mit jener Abänderung, welche die poetische Idealisierung zur Pflicht macht, entstand im Jahre 1803 Leonore. Ihr folgte, weil mein Mann es wünschte, und weil seine Freude an meinen Arbeiten mich hauptsächlich dazu antrieb, bald ein Bändchen der Idyllen, die ich meistens lange vor meiner Verheiratung gedichtet. Bald darauf erschien Ruth, die ich in einem sehr angenehm zugebrachten Winter zugleich mit Herrn Karl

Streckfuß (bekannt durch frühere Werke, und jetzt durch seine meisterhafte Übersetzung des Ariost), der damals in unserm Kreise lebte und eine Zierde desselben war, und gleichsam zur Wette mit ihm dichtete.

Um diese Zeit, im Jahre 1804, verlor ich meinen edlen Bruder nach einer langen, sehr schmerzhaften Krankheit, nachdem auch ihm ein paar Jahre früher seine sehr geliebte Frau der Tod entrissen und die Wunden, welche jener Verlust schlug, nie ganz geheilt worden waren.

Der Name, welchen mir jene Arbeiten verschafften, und die Neigung meiner Mutter, welche auch die meinige war, gebildete Menschen um uns zu versammeln, hatten mittlerweile einen neuen Kreis sehr schätzbarer Männer um uns gezogen. Baron von Hormayr, Hofrat von Collin und sein Bruder, Regierungsrat von Ridler, Herr Direktor Vierthaler, Freiherr von Türkheim, Hofrat von Hammer, Direktor Füger, Herr Streckfuß, dessen ich schon erwähnte, und andere, sowohl hiesige, als fremde Gelehrte, oder sonst sehr gebildete Menschen schlossen sich bald durch gesellige, oder auch freundschaftliche Bande an uns. Baron von Hormayr führte mich in das, von mir bisher nicht genug beachtete Gebiet der Geschichte ein, er lehrte mich mein Vaterland mit ganz andern Blicken betrachten, er veranlaßte mich, sowie mehrere seiner Freunde, uns vorzüglich mit der Geschichte Österreichs zu beschäftigen und die Gegenstände unserer Arbeiten aus derselben zu wählen. So entstanden meine meisten Romanzen[582]) und manche Erzählungen, und so wurzelte auch die Liebe zu meinem Geburtslande, dessen schönste Epoche unter Maria Theresia und Josef II. mit der goldnen Zeit meiner Jugend zusammenfiel, und zu

dem Fürstenhause, dessen hohe, schöne Gestalten in ihrer herablassenden Milde mir aus früher Kindheit vorschwebten, wo ich mit meiner Mutter oft nach Hofe gekommen war, tief in meiner Seele.

Noch während der Lebzeit meines Bruders, und oft an seinem Schmerzenslager, um ihn zu zerstreuen, hatte ich Gibbons Geschichte vom Verfall des römischen Reiches gelesen, und war von den kalten Ansichten, den schneidenden Urteilen des sonst sehr geistreichen Verfassers über unsere christliche Religion tief verletzt worden. Der Wunsch, eine Geschichte zu erfinden, in welcher durch die Anordnung der Begebenheiten und die Richtung des ganzen die Wahrheit ans Licht gestellt würde, welche eine unparteiische Betrachtung der Geschichte uns lehrt, daß nämlich das Christentum höchst wohltätig und beglückend auf die Veredlung der Menschheit gewirkt hat, gab die Veranlassung zum Agathokles. Ich arbeitete über zwei Jahre daran und er erschien 1808.

Das folgende Jahr 1809 war zu stürmisch für mein Vaterland, und daher zu schmerzlich für mich, als daß es irgend etwas von Bedeutung hätte in mir hervorbringen sollen. Aber im Winter 1810, nachdem jene Unglücksstürme vertobt hatten und wir den traurigen Zustand unsers Vaterlandes mit Wehmut betrachten konnten, regte jene allgemeine elegische Stimmung auch mich an, und ich schrieb die Grafen von Hohenberg, deren Elemente aus der Geschichte, den Gegenden und Sagen Österreichs zusammengesetzt sind, und die die Ansichten jener Zeit und ihre düstern Schatten durch den Ton, der in ihnen herrscht, beurkunden.

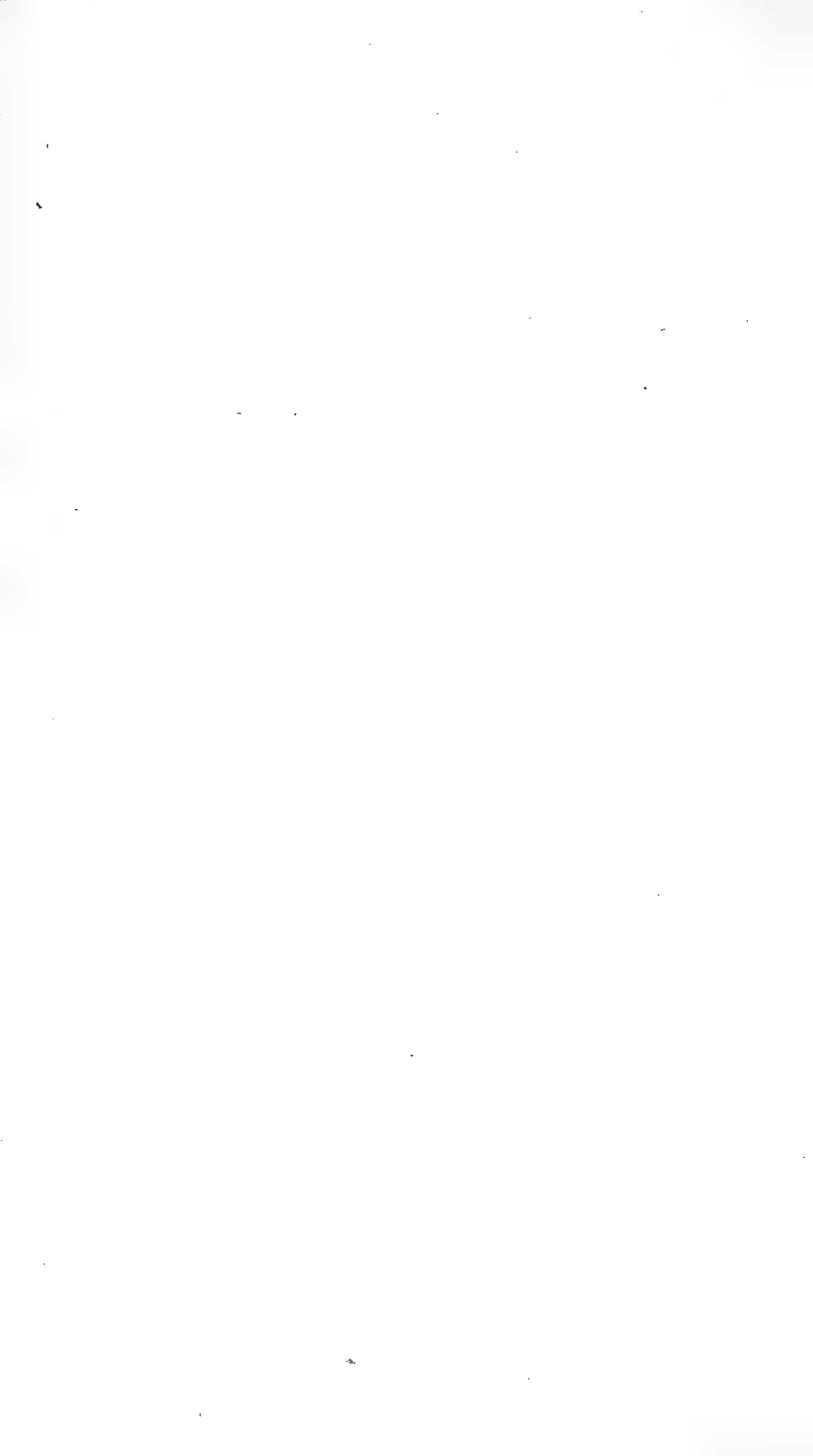
Schon lange hatte mein Mann gewünscht, daß ich einmal etwas Dramatisches zu schreiben versuchen

sollte. Mir schien diese Form die schwierigste; dennoch überwand der Wunsch, ihm Freude zu machen, meine Furcht, und ich arbeitete fast ein Jahr lang an dem Trauerspiel Germanicus, dessen Fehler ich jetzt sehr wohl einsehe und weiß, was ihm gebricht, um theatralischen Wert zu haben. Mit der größten Vorsicht und unter dem strengsten Geheimnis wurde es der Direktion überreicht, und im Dezember 1812 im k. k. Burgtheater aufgeführt. Der zwar nicht rauschende, aber darum unparteiische Beifall, den es dennoch erhielt, munterte mich auf, auf dieser Bahn fortzuschreiten, und so begann ich im verhängnisvollen Sommer von 1813 das Trauerspiel: Heinrich von Hohenstauffen. O, wie viel heiße Tränen flossen dem Schicksal Deutschlands und meines Vaterlandes während der Beschäftigung mit den ersten vier Akten! Die Nachricht von dem Siege bei Kulm richtete zuerst den gesunkenen Geist wieder auf, und ich endigte den fünften Akt im Vorgefühl des Triumphs. Diesem Stücke ward eine Ehre und Aufnahme, deren sich nicht leicht ein anderes erfreuen konnte; denn die Direktion war so gütig, es zur Benefizvorstellung für die in der Leipziger Schlacht verwundeten Krieger, drei Tage nach der Ankunft des Kuriers, während ganz Wien im Taumel der Freude schwamm und halb Europa in unsern Jubel einstimmte, mit großer Feierlichkeit aufführen zu lassen. Die vollständige Erleuchtung des Schauspielhauses, das Bild des Monarchen, welches während des Prologs auf dem Theater stand, die Anwesenheit des ganzen übrigen Hofes, das Lied: Gott erhalte den Kaiser, das unter dem ungestümsten Vivatrufen abgesungen wurde, alles stimmte die Gemüter im voraus günstig, das Stück wurde mit lautem Beifall aufgenom-



Wohnhaus der Pichler in der Alservorstadt

Photographie, 1910 — Städtisches Museum, Wien



men, jede, einer Deutung fähige Stelle aufgefaßt, und so konnte ich wohl sagen: die mit Tränen säeten, werden mit Frohlocken ernten[582]).

Eine günstige Verkettung der Umstände brachte mich auch in freundliche Verhältnisse mit den meisten und vorzüglichsten Schriftstellerinnen meines Vaterlandes. Frau von Bacsányi, mehr und früher unter ihrem Familiennamen Fräulein von Baumberg bekannt, war in meiner Jugend eine meiner liebsten Gefährtinnen; ihre nachmaligen Schicksale führten uns auseinander. Späterhin lernte ich Frau von Weissenthurn, Freiin Maria von Zay, Frau von Neumann und Fräulein Therese von Artner, in der literarischen Welt bekannt unter dem Namen Theone, kennen und achten, und mit der letzten verband mich eine wunderbare Übereinstimmung der Gemüter zu einer innigen Freundschaft. In allen diesen Frauen lebte jene Achtung für echte Weiblichkeit, Häuslichkeit und Ordnung, welche allein, nach meinem Gefühl, weiblicher Schriftstellerei ihren wahren Wert und den Freibrief gibt, unter welchem sie sich, ohne gerechten Tadel zu fürchten, der Welt zeigen darf.

Noch hatte bis zum Jahre 1815 der gütige Himmel meiner trefflichen Mutter das lange, ehrenvolle Leben in ziemlich heitern Schicksalen gefristet, bis sie, die die Stürme des Vaterlandes mitgetragen, auch seine Rettung und seinen erneuerten Glanz wieder gesehen. Sie starb im Jänner des obengenannten Jahres, bei übrigens vollkommener Gesundheit, und im Besitz aller ihrer reichen geistigen Kräfte, geachtet und verehrt von allen, die sie gekannt, ganz so, wie sie es oft gewünscht, an einem Schlagfluß, mitten in dem regen, freudigen Leben, welches der Kongreß zu Wien verbreitete, dessen man-

cherlei Annehmlichkeiten durch interessante Bekanntschaften und lebhafte Geistesanregungen sie noch in ungestörter Heiterkeit genossen hatte.

Seitdem habe ich manche Erzählung, einige dramatische Arbeiten, und bei geselligen und öffentlichen Veranlassungen manches kleine Gedicht gemacht, und die Sammlung meiner Arbeiten ist in vierundzwanzig Bänden erschienen. Meine letzte größere Arbeit bis jetzt, und wahrscheinlich wohl für mein Leben, welches sich schon jenem Alter naht, wo man sich freiwillig ein Ziel stecken soll, um sich nicht selbst zu überleben, war der Roman in vier Bänden: Frauenwürde, in welchem ich manche Beobachtung und Erfahrung meines ziemlich langen Lebens ebenfalls mit Veränderungen niedergelegt habe, welche Klugheit und poetische Behandlung unerläßlich machten. Möchte er das Gute stiften, welches ich dabei beabsichtigt, und, indem ich ihn durch die zweite Hälfte des Mottos aus Schillers Braut von Messina: Der Übel größtes aber ist die Schuld, gleichsam zum Gegenstück des Agathokles bestimmt habe, auf dem die erste Hälfte jenes Spruches steht, — mir auch so viele Freude und Beruhigung, wie dieser gewähren, aus welchem manches leidende Gemüt, wie mir zu oft schriftlich und mündlich versichert worden ist, als daß ich es bloß für Schmeichelei halten sollte, Trost, manches zweifelnde Ruhe geschöpft hat, und manches gute Herz mir in der Ferne gewonnen ward![583])

ANMERKUNGEN



[1]) Pichler, S. W., [2] XX, (Wien 1822), S. 5ff.: Heinrich von Hohenstauffen, König der Deutschen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Über die Hohenstaufen in deutschen Dramen vgl. man Werner Deetjen (Immermanns „Kaiser Friedrich der Zweite". Ein Beitrag zur Geschichte der Hohenstaufendramen. Berlin 1901. S. 1ff.), der das Stück der Pichler ebenfalls streift (S. 5, Anm. 2). Die Anregung zur Hohenstaufendramatik ging damals von August Wilhelm Schlegels Vorlesungen aus (Sämmtliche Werke. [2] VI, [Leipzig 1846], S. 434). — Karoline Pichler kam 1831 in ihrem Romane „Friedrich der Streitbare" noch einmal auf die Hohenstaufenzeit zurück (vgl. oben S. 259ff., 262f., 268 und unten Anm. 432, 443).

[2]) Ludwig Wothe (1790—1869) kam 1811 ans Hofburgtheater. Er war als Liebhaber engagiert, vertauschte aber dieses, ihm nicht zusagende Fach bald und trat in komischen Rollen auf. Unter Laube 1850 pensioniert, verbrachte er seine letzten Tage als menschenscheuer Sonderling. Vgl. Wurzbach, LVIII, S. 130f.; Eisenberg, S. 1149f.; Teuber-Weilen, II, 2, 2, S. 283.

[3]) Vgl. I, S. 432 mit Anm. 742.

[4]) Abgedruckt: Pichler, S. W. [2] XX, S. 7f.: „Der Herr der Heerscharn hat uns Sieg verliehn". Die Gesinnung des Hohenstaufen Heinrich läßt sie darin in Kaiser Franz wieder aufleben, der Deutschland Ruh und Recht brachte, wofür ihm die Enkel noch dankbar sein werden. Der Prolog endet mit den Worten: Laßt uns im Weihgesang die Hände falten, Gott möge unsern Kaiser uns erhalten. — Zuerst erschien dieser Prolog als Einzeldruck und wurde im Theater verteilt (Der Sammler, V, [Wien 1813], S. 704), dann in: Bäuerles Theater-Zeitung, VI, (Wien 1813), S. 507f., wo auch berichtet wird, daß er mit großem Beifall aufgenommen und von Frau von Weißenthurn ergreifend und herzlich deklamiert wurde, was auch „Der Sammler" (V, S. 704) bestätigt. Der Einzeldruck ist im Besitze des Herrn Max von Portheim in Wien; hier der genaue Titel: „Prolog zu Heinrich von Hohenstauffen, König der Deutschen, von Caroline Pichler geb. von Greiner. Bey der zum Vortheile der verwundeten Oesterreichischen Krieger gegebenen Vorstellung dieses Trauerspiels auf dem K. K. Hoftheater nächst der Burg vorgetragen von Mad. Weißenthurn den 27. Oct. 1813. Wien 1813. Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauser. 2 Bl. 8°."

Nach Bäuerles Theater-Zeitung, VI, S. 508 wurde zuerst der Prolog gesprochen und dann erst die Volkshymne von der Gesellschaft der k. k. Hofoperisten angestimmt, was von den Anwesenden mit Jubel aufgenommen wurde. Das Gleiche bezeugt: Der Sammler, V, S. 704.

[5]) Friedrich Roose (1767—1818), durch Kotzebue 1798 dem Burgtheater gewonnen, spielte muntere Liebhaber, Naturburschen, komische Bediente u. a. Er war äußerst beliebt beim Publikum. Vgl. Wurzbach, XXVI, S. 338; Wlassack, S. 106; Eisenberg, S. 846; Teuber-Weilen II, 2, 2, S. 279.

[6]) Innocenz Fürst Odescalchi (1778—1833), Grand von Spanien und k. k. Geheimer Rat (vgl. Oettinger, Moniteur des dates, IV, [1867], S. 71), Metternichs Schwager (Aus den Tagebüchern des Grafen Prokesch von Osten, 1830—1834. Hg. von Anton Grafen Prokesch von Osten. Wien 1909. S. 195), war ein eifriger Theaterbesucher (vgl. Jos. Schreyvogels Tagebücher. Hg. von K. Glossy. II, [Berlin 1903], S. 199) und in den Jahren 1818—1821 Vizepräsident der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien (Perger-Hirschfeld, Geschichte der k. k. Gesellschaft der Musikfreunde. I. [Wien 1912], S. 278), der Karoline Pichler als ausübendes Mitglied angehörte (oben S. 24).

[7]) II. Aufzug, 6. Auftritt: Pichler, S. W. [2] XX. S. 48ff.

[8]) Josef Koberwein (1774—1857), gehörte seit 1796 dem Burgtheater an, wo er zuerst Liebhaber und Naturburschen, später Heldenliebhaber und Heldenväter gab. Er war ein trefflicher Schauspieler. Vgl. Wurzbach, XII, S. 175f.; Eisenberg, S. 520; Wlassack, S. 106; Teuber-Weilen II, 2, 2, S. 275. — 1825 wurde zu seinem Benefize Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende" im Burgtheater gegeben, welcher Vorstellung die Pichler beiwohnte (oben S. 185f. mit Anm. 320).

[9]) II. Aufzug, 7. Auftritt: Pichler, S. W., [2] XX, S. 54ff.

[10]) Maximilian Korn (1782—1854), seit 1802 dem Burgtheater angehörig, ein hervorragender Darsteller im Lustspielfache, während er in der Tragödie weniger leistete (vgl. Wurzbach XII, S. 458ff.; Eisenberg, S. 531ff.; Wlassack, S. 106f.; Teuber-Weilen II, 2, 2, S. 275). Er war ein näherer Bekannter der Pichler und verkehrte in ihrem Hause, wo er sich an der Leseprobe ihres Stückes „Ferdinand II." beteiligte (oben S. 85f.). Er wurde gemeinsam mit der Pichler im Testamente Franz von Kurländers mit einer Mission betraut (oben S. 332). Sein Spiel in Raupachs „Vormund und Mündel" wird von K. Pichler besonders hervorgehoben (oben S. 263), die auch 1825 einer seiner Benefizevorstellungen beiwohnte (oben S. 185f. mit Anm. 320).

[11]) III. Aufzug, 4. Auftritt: Pichler, S. W. [2] XX, S. 73ff.

[12]) Vgl. I, S. 387, Anm. 655.

[13]) Franz Josef Maximilian Ferdinand Reichsfürst von Lobkowitz (1772—1816) war bereits im Jänner 1807 in der Direktion der neuen „Theater-Unternehmungs-Gesellschaft", die den Betrieb des Hofburgtheaters übernahm. Im August 1812 wurde er an Stelle des Grafen Ferdinand Palffy Hoftheaterdirektor, doch bereits im Mai 1813 wurde sein Vermögen administriert und er trat von der Leitung zurück (Wurzbach, Lex. XV, S. 345ff.; Wlassack, S. 103 und 112; Teuber-Weilen II, 2, 2, S. 276; Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben. Hg. von René van Rhyn, I. [München 1913], S. 137f.). Er hatte Körner vielfach gefördert (I, S. 391). Karoline Pichler verkehrte zu jener Zeit viel in dessen Haus (vgl. I, S. 401, II, S. 219), wo große Konzerte stattfanden (vgl. die Beschreibung eines solchen im Mai 1811 durch Georg Reinbeck, Reise-Plaudereien. I. [Stuttgart 1837], S. 100ff.), und unterhielt mit dessen Gattin Karoline (unten Anm. 212) und der Tochter Gabriele (Prinzessin Auersperg; unten Anm. 405) freundschaftliche Beziehungen.

[14]) Die Erstaufführung des „Heinrich von Hohenstauffen" fand am 27. Oktober 1813 statt (Teuber-Weilen II, 2, 1, S. 190). Das Stück wurde bis zum 3. Jänner 1818 siebenundzwanzigmal gespielt (Repertoire des deutschen Schauspiels in Wien. Hds. 40, 428 Jc der Wiener Stadtbibliothek, S. 82). Am kgl. Theater in Berlin erlebte es nur zwei Aufführungen (27. und 29. Mai 1814), vgl. C. Schäffer und C. Hartmann, Die königlichen Theater in Berlin, Berlin 1886, S. 41. Ob es am großherzoglichen Hof- und Nationaltheater in Mannheim, dessen Bibliothek ein handschriftliches Exemplar dieses Stückes besitzt (Friedrich Walter, Archiv und Bibliothek des Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 1779 bis 1839. II, [Leipzig 1899], S. 28), zur Aufführung gelangte, ist ungewiß.

[15]) Eine ausführliche Anzeige von S. E. (Bäuerles Theater-Zeitung, VI, [Wien 1813], S. 507ff., 511f.) äußert sich sehr lobend; sie rühmt die Charakterzeichnung und die Sprache und meint, daß durch dieses Trauerspiel „unsere höhere dramatische Literatur einen neuen Zuwachs am Schönen erhalten" habe. Doch bemängelt sie auch einiges; so das Zurücktreten der Person Kaiser Friedrichs II. und die Nebenepisode mit Manfred und Margarethe. Die Darstellung wird ebenfalls gelobt; besonders Koberwein als Friedrich II. (seine Erzählung des Traumes „war ein Meisterstück der Deklamation"), Roose als Manfred und Korn als König Heinrich werden hervorgehoben. Das Publikum bezeigte seinen Dank für das Werk durch wiederholtes und langandauerndes Rufen des Namens der Pichler. — Eine zweite, ebenfalls sehr ausführliche Anzeige enthält

„Der Sammler" (V, [Wien 1813], S. 704, 708, 712). Diese bemängelt die Gestalt Manfreds, den Zwist zwischen Heinrich und seiner Frau und das Liebesverhältnis zwischen Friedrich dem Streitbaren und dem Bürgermädchen. Sonst wird die Behandlung lieblich und zart, die Einkleidung glücklich genannt, während die Darstellung als unzulänglich abgewiesen wird, denn nur Wothe war am richtigen Platz. — Dem wohltätigen Zwecke konnten zu handen des Feldmarschalls Schwarzenberg 7837 Fl. 25 Kr. W. W. zugeführt werden, denn soviel betrug das Reinerträgnis der Vorstellung (Wiener-Zeitung, 1813, Nr. 149, S. 732). — Am 19. August 1817 kam das Stück mit einer teilweisen Neubesetzung am Burgtheater zur Aufführung, worüber die „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" (II, 2, [Wien 1817], S. 177) berichtet, hervorhebend, daß die Brunhilde der Dlle. Luise Weber ungenügend und der Rudolf von Habsburg des Herrn Wothe eine von dessen besten Rollen sei. — August Graf von Platen-Hallermünde, der das Drama am 12. Jänner 1816 in München sah, notierte in sein Tagebuch (Tagebücher. Hg. von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler, I, [Stuttgart 1896], S. 401), daß zwar an dem Stück nichts auszusetzen sei, doch spreche die Kraft des Genies nicht daraus, auch schade das starke Hervortreten des Reimes; einzelnes gefiel Platen sehr, so der Traum Kaiser Friedrichs und Heinrichs Beschreibung der Uneinigkeit unter den Deutschen. Platens Meinung geht schließlich dahin, daß das Stück seiner patriotischen Tendenz wegen nur so lange bühnenfähig sein werde, als die Deutschen einig seien.

[16]) Friedrich August I. von Sachsen (geb. 1750, Regent 1763 bis 1827), seit 1806 König und Mitglied des Rheinbunds, weigerte sich, als die Verbündeten 1813 in Sachsen einrückten, von Napoleon abzufallen. Er blieb ihm treu, wurde daher nach der Schlacht von Leipzig kriegsgefangen und verlor für seine Treue beim Wiener Kongreß einen großen Teil seiner Lande an Preußen.

[17]) In der Schlacht bei Hanau (30. und 31. Oktober 1813) siegte aber nicht Wrede über die Franzosen, sondern diese über Wrede und machten sich damit den Weg zum Rhein frei. Pichler irrt daher, wenn auch im guten Glauben, denn in Wien waren tatsächlich Gerüchte über einen Sieg des Fürsten Wrede bei Hanau verbreitet, vgl. Wiener-Zeitung, 1813, Nr. 156, S. 797. Die 11. außerordentliche Beilage zu Nr. 156 der Wiener-Zeitung vom 8. November 1813 hingegen berichtet nur mehr verblümt von einem Sieg. Vgl. über die Schlacht bei Hanau Johann Heilmann, Feldmarschall Fürst Wrede, Leipzig 1881, S. 275 ff.

[18]) Str. V, 2, 3 des Gedichtes „Die Preußen an der kaiserlichen Grenze" (1813) von Schenkendorf, vgl. I, Anm. 725.

[19]) Erschien zuerst im Taschenbuch „Minerva" (1815), vgl. I, Anm. 510; dann gesondert: Das befreyte Deutschland. Eine Cantate in zwey Abtheilungen. In Musik gesetzt von Ludwig Spohr. Wien, 1819. 8°. 29 S. (Wien, Stadtbibliothek); auch in „Sämmtliche Werke" (² XIX, S. 239ff.) ging der Text über. — Ludwig Spohr, damals (1813—1814) Kapellmeister am Theater an der Wien, komponierte diese Kantate über Auftrag des Musikmäcens Joh. Tost, der ihm auch den Text verschaffte, in der Zeit vom Jänner bis Mitte März 1814 (L. Spohr, Selbstbiographie, I, [Cassel 1860], S. 196). — Inhalt: Die erste Abteilung spielt 1812; die Franzosen ziehen nach Rußland, der Jüngling wehrt sich mitzuziehen, der Mann fordert Zuwarten, der Greis verkündet prophetisch, daß dort Europas Geschick entschieden werde; Moskau brennt, die Franzosen fliehen und die Deutschen hoffen. Die zweite Abteilung umfaßt die Jahre 1813 und 1814; der Jüngling verkündet der Deutschen Einigkeit, der Greis erkennt sein Deutschland wieder, die Frauen wollen für die Krieger sorgen, trübe Ahnung beschleicht des Mädchens Herz; Leipzig bringt Deutschland die Freiheit,dem Jüngling den Tod, sein Mädchen klagt (Akrostichon auf Körner, 1819, S. 26 = S. W. ² XIX, S. 264); unterdessen ziehen die Heere über den Rhein und der Greis verkündet die Eroberung von Paris; im Schlußgesang danken alle Gott. — Die Uraufführung erlebte die Kantate widriger Umstände wegen nicht in Wien, sondern am 18. Oktober 1815 beim Musikfest zu Frankenhausen in Thüringen; Spohr war dabei anwesend; von den Solisten war er nicht entzückt, desto vortrefflicher erschienen ihm Chor und Orchester (Spohr, a. a. O., I, S. 197, 223f.). In Wien wurde diese Kantate zuerst am 25. März 1819 vom kleineren Musikverein im Müllerschen Saal vortrefflich zu Gehör gebracht und erregte seltenen Enthusiasmus; die Solisten sangen mit Liebe und Gefühl (Allgemeine musikalische Zeitung, XXI, [Leipzig 1819], Sp. 272f.). Am 28. und 30. November 1819 führte die Gesellschaft der Musikfreunde im großen Redoutensaale diese Kantate unter Zugrundelegung einer gekürzten Fassung (Das befreyte Deutschland. Wien, J. B. Wallishauser, 1819. 8°. 23 S. — Exemplar in der Wiener Universitätsbibliothek) auf und zwar in musterhafter Weise, wie eine Rezension (Der Sammler, XI, [Wien 1819], S. 580) hervorhebt; eine andere Anzeige (Allgemeine musikalische Zeitung, XXII, [Leipzig 1820], Sp. 56) bedauert die geringe Teilnahme des Publikums an dieser, alles Lobes werten Aufführung, bei der Orchester und Sänger mit Liebe arbeiteten. Vgl. dazu unten Nachtrag.

[20]) Pichler, Sämmtliche Werke, ² XVI, S. 100ff.: An die Frau Appellationsräthinn von Körner, 1813 (Nein, nicht trocknen will ich deine Thränen . . .). Erschien zuerst in: Die Musen (Hg. von

La Motte Fouqué), 1813, Drittes Stück, S. 357ff. (H. H. Houben, Zeitschriften der Romantik, Berlin 1904, Sp. 280 : 42). Dann mit Erlaubnis von Frau Körner in der „Zeitung für die elegante Welt" (XIV, [Leipzig 1814], Sp. 461ff.) mit folgender redaktioneller Notiz: „Es ist vielleicht die schönste Blume, welche den Grabhügel des verewigten Heldenjünglings schmückt".

[21]) Sophie Cottin, Mathilde ou mémoires tirés de l'histoire des Croisades. 6 Bde. Paris 1805; 3. Aufl. Paris 1817. 4 Bde. — Nicht nur die Pichler verwendete dieses Buch zu einem Theaterstück, sondern auch G. Longmore (Matilde or the Crusaders, an historical drama an five acts. 1827). — Der Roman „Mathilde" den die geistreiche Frau Staël 1805 „un capucinage marivaudé" nennt (Lettres inédites de Mme. de Staël à Henri Meister. Publ. par Paul Usteri et Eugène Ritter. Paris 1903, p. 186), wurde 1806 in den besseren Gesellschaftskreisen Österreichs verschlungen (vgl. Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben. I. S. 183f.).

[22]) K. Pichler, S. W. [2] XX, (Wien 1822), S. 155ff.: Mathilde. Eine tragische Oper in drey Aufzügen. — Erschien zuerst in der „Minerva" (1814), vgl. I, Anm. 510.

[23]) Erzherzog Rudolf Johann Josef Rainer (1788—1831) war seit 1819 Erzbischof von Olmütz und Kardinal. Ein trefflicher Musiker, war er ein Schüler Beethovens, dem er zeitlebens fördernd zur Seite stand. Er komponierte selbst und war seit 1814 Protektor der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien (Wurzbach, VII, 145f.; Perger-Hirschfeld, a. a. O. S. 10f.). — Vgl. oben I, S. 401 über Pichlers persönliche Beziehungen zu Erzherzog Rudolf.

[24]) Mathilde wurde von Moritz Hauptmann (1826) und Fr. W. Grund (ca. 1830) in Deutschland und von L. Alex. Balth. Schindelmeisser (1834) in Österreich vertont, vgl. L. Riemann, Opern-Handbuch, Leipzig 1887, S. 316.

[25]) Ignaz Franz Edler von Mosel (1772—1844), Komponist und Musikschriftsteller, war 1820 wirklicher Hofrat und Vizedirektor beider Hoftheater geworden und kam 1829 als erster Kustos zur Hofbibliothek, deren Historiograph er wurde. 1814 führte er vor den versammelten Monarchen Händels „Samson" mit vermehrter Instrumentierung auf (vgl. oben II, S. 41ff.). Er erwarb sich um die Aufführung älterer Tonwerke große Verdienste und ist der eigentliche Begründer des Wiener Konservatoriums (1817). Vgl. Wurzbach XIX, S. 130ff.; Eitner, VII, S. 77ff.; Perger-Hirschfeld, S. 25ff.

[26]) Er hieß M. H. Mynart; dessen Drama „Rudolf von Habsburg" wurde am 10. Oktober 1812 im Theater an der Wien aufgeführt (vgl. Goedeke, VIII, S. 419gg.; Glossy, Grillparzer, Jb. IX., S. 217f.; Ernst Kraus, Stará historie česká v německé literatuře. Prag

1902, S. 354). Adolf Bäuerle (Theater-Zeitung, 1812, S. 329f.) spricht über dieses verunglückte Stück ähnliche Gedanken aus wie die Pichler und meint, daß es überhaupt keine Kritik aushalte.

[27]) Karl Franz Grüner (1780—1845), ein hervorragendes Talent, das aber mangels an Selbstzucht elend zugrunde ging, war von 1807—1816 Schauspieler und Regisseur am Theater an der Wien, wo er Heldenrollen in Spektakelstücken spielte (vgl. Eisenberg, S. 361; K. Glossy, Josef Schreyvogels Tagebücher, II, [Berlin 1903], S. 399f.).

[28]) Rudolph von Habsburg. Heroische Oper in drey Aufzügen: Pichler, S. W. [2] XX, S. 223ff. Vorher: Neue dramatische Dichtungen, Wien, Pichler, 1818, S. 265ff. — Über die Bearbeitungen von Grillparzer (Wien 1825), Josef Heinrich von Collins Bruchstücke (1810), M. H. Mynart (1812) u. a. vgl. die Zusammenstellungen bei Goedeke, VIII, S. 418ff. und E. Kraus, a. a. O., S. 334ff. — L. Pyrkers „Rudolph von Habsburg (Ein Heldengedicht in zwölf Gesängen)" erschien Wien 1824; Karoline Pichler empfahl 1822 ihrer Freundin Therese Huber, Bruchstücke der Rudolfias ins Morgenblatt aufzunehmen, was auch geschah (K. Glossy, Grillparzer Jahrb. III, S. 324f. und 362). — Daß Mosel einen Rudolf von Habsburg wünschte, lag darin begründet, daß er in seinem „Versuch einer Ästhetik des dramatischen Tonsatzes" (1813) nationalhistorische Stoffe für die Oper bevorzugte, so in den Fußstapfen Hormayrs und Matth. v. Collins stehend (vgl. Wihan, Euphorion, Ergänzungsheft V, S. 156f.). Auch Friedrich von Schlegel ließ 1810 in seinen Vorlesungen Rudolf von Habsburg besonders hervortreten (Wihan, a. a. O. V, S. 147, Anm. 1), ebenso wies August Wilhelm Schlegel in seinen Vorlesungen auf die Habsburger als dramatischen Stoff hin (Sämmtliche Werke, [3] VI, [Leipzig 1846], S. 434). Karoline Pichler soll sich in ihrer Oper an Kotzebues „Rudolf von Habsburg und König Ottokar von Böhmen" (Schauspiel in 6 Akten. Leipzig 1816) angelehnt haben (vgl. Ernst Kraus, Stará historie česká v německé literatuře. Prag 1902, S. 361 und Zeitschrift für die österr. Gymnasien. LIII, [Wien 1902], S. 591). — Über Karoline Pichler und Grillparzers Ottokar vgl. oben S. 185f. mit Anm. 320.

[29]) Bei La Ferté-sur-Aube wurde Marschall Macdonald am 28. Februar 1814 besiegt. Troyes wurde am 4. März 1814 eingenommen (vgl. Maximilian Friedrich Thielen, Der Feldzug der verbündeten Heere Europas 1814 in Frankreich. Wien 1856. S. 127f., 171ff.).

[30]) Der König von Preußen Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander I. zogen am 31. März 1814 in das eroberte Paris ein. — Der Landgraf Friedrich Karl Johann von Fürstenberg (1774—1856),

seit 1801 mit Theresia Fürstin von Schwarzenberg vermählt, später Oberzeremonienmeister und Ritter des goldenen Vließes (Wurzbach, V, S. 16 : 5), kam am 12. April 1814 mit den Nachrichten über die Einnahme von Paris nach Wien, vgl. Wiener-Zeitung, 1814, Nr. 103, S. 615. Er war damals Oberstleutnant und Generaladjutant. Sein Einzug erfolgte in feierlicher Weise; Bürgerwache, Husaren, 106 Postillione begleiteten Fürstenberg; das Volk jubelte.

[31]) Vgl. I, S. 410 mit Anm. 702.

[32]) Juliana Gräfin Széchényi (1753—1824) war seit 1777 mit dem Grafen Franz Széchényi vermählt. Sie war eine geborene Gräfin Festetics, war sehr fromm und den Armen gegenüber äußerst wohltätig (Wurzbach, XLI, S. 233 : 18).

[33]) Von den Széchényis hieß die eine Tochter Franziska (vgl. Anm. 34), die andere Sophie (1789—1865); letztere war mit dem Generalmajor Ferdinand Grafen Zichy seit 1807 vermählt und spielte beim Wiener Kongreß 1814 eine bedeutende Rolle (vgl. Wurzbach, LX, S. 12 : 40; Graf de la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses. Hg. von G. Gugitz, I, [München 1912], S. 227, Anm. 7 und 434). — Von den Söhnen war Ludwig (1781—1855), der später als Obersthofmeister der Erzherzogin Sophie der Pichler einen Dienst erwies (oben S. 242), seit 1801 mit Aloisia, geb. Gräfin Clam-Gallas (1781—1822) verheiratet (vgl. Wurzbach, XLI, S. 233: 20); Paul (1789—1871), später einer der Unterzeichner des Memorandums der ungarischen Altkonservativen und Geheimer Rat, hatte Karoline Gräfin Guilfort († 1820) zur Frau (vgl. Wurzbach, XLI, S. 235 : 25); Stephan (1791—1860), der bekannte ungarische Staatsmann und Gegner F. Kossuths, war damals noch ledig (Wurzbach, XLI, S. 251 ff.).

[34]) Franziska Gräfin Széchényi (1783—1861) war seit 1802 mit dem k. k. Kämmerer Nikolaus Grafen Batthyáni vermählt und lebte mit ihm zu Pinkafeld, welchen Ort sie große Wohltaten erwies. Nach dem Tode ihres Gemahls (1842) stiftete sie das Kloster der barmherzigen Schwestern in Pinkafeld, in das sie selbst 1855 eintrat und segensvoll wirkte (vgl. Wurzbach, XLI, S. 242 ff.).

[35]) Emmerich Graf Zay von Csömör (1765—1831) studierte in Leipzig, trat dann in Kriegsdienste und zeichnete sich besonders im Türkenkriege aus; 1830 erhielt er dafür als erster Lutheraner in Ungarn den Grafenstand; er war im Volke wegen seiner Duldsamkeit und Herzensgüte sehr beliebt (Wurzbach, LIX, S. 225 : 2). Graf Zay war ein vortrefflicher und sehr gebildeter Mann (K. Pichler an Therese Huber, 15. August 1821: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 311), heiter und anspruchslos (oben S. 16), empfindsam gegen Not und Elend (oben S. 98) und ein sehr warmfühlender Mensch (vgl. oben S. 98). Er repräsentierte, nach Pichlers Worten (S. W.

[2] LIII, S. 255), die industrielle und nützliche Seite des damals herrschenden Zeitgeistes, denn alles, was zu jener Zeit im Landbau, der Gartenkultur, Technologie usw. entdeckt und verbessert wurde, das nahm er in sich auf und förderte es. Die Anlage des Gartens Strebornizza bei Zay-Ugrócz ist nebst vielem anderen eine Frucht dieser Bestrebungen (oben S. 148). Seinen Untertanen war er ein milder und gütiger Vater (Pichler, S. W. [2] LIII, S. 259). Im Juli 1819 weilte er in Wien bei Karoline Pichler auf Besuch (oben S. 136f.) und im April 1825 nahm er mit seiner Frau an Lottes Hochzeit in Wien teil (oben S. 171). 1831 fiel er der Cholera zum Opfer (oben S. 276f.; S. W. [2] LIII, S. 262).

[36]) Marie Elisabeth Helene Gräfin Zay von Csömör (1779—1842), eine geborene Freiin von Calisch, war seit 1796 mit Emmerich Baron Zay vermählt. Sie lebte abwechselnd in Ödenburg und Bucsán, später auch in Zay-Ugrócz, das ihrem Mann durch Erbschaft zugefallen war. Stets etwas kränklich, versammelte sie eine auserlesene Freundesschar um sich. Als Gutsbesitzerin war sie höchst wohltätig (vgl. Pichler, S.W. [2] LIII. S. 260) und stand ihren Untertanen besonders in ärztlicher Hinsicht bei (oben S. 102), hatte sie sich doch in der Medizin bedeutende Kenntnisse erworben (vgl. unten Anm. 183 und oben S. 294). Seit 1813, vielleicht durch die Artner angeregt, war sie schriftstellerisch auf dem Gebiete der Erzählung tätig (Wurzbach, LIX, S. 227ff.; Goedeke, X. S. 157f.: 61). — Karoline Pichler hatte die Gräfin Zay 1814 in Zinkendorf kennen gelernt und nun entspann sich ein inniger Freundschaftsbund (oben S. 16f., 20), der bis zum Tode der Gräfin anhielt. Seit im Winter 1814 die Gräfin Zay in Wien war (oben S. 72), besuchte beinahe alljährlich Karoline Pichler die Zaysche Familie entweder in Bucsán (1815, 1816, 1823, 1827: oben S. 72, 88, 173, 229, 240) oder in Zay-Ugrócz (1818, 1819, 1821, 1822: oben S. 98ff., 136ff., 148f., 156; K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 287 [1819], 310f. [1821]) mit ihrer Tochter und ihrem Manne, oder später, nach Lottens Verehelichung, an der Gräfin Zay mit ihrem Manne teilnahm (1823, oben S. 171), allein. Mit Andreas Pichlers Erkrankung (1822) hörten freilich die regelrechten Besuche zum großen Leidwesen der Gräfin (oben S. 160; Brief Hormayrs an die Pichler: Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 313 [1825]), auf, doch kam letztere, die 1816 der Lesung Ferdinand II. in Wien beigewohnt hatte (oben S. 86), öfter nach Wien zur Pichler auf Besuch, so zum letztenmal, bereits schwer an einem Brustleiden erkrankt (Pichler, S. W. [2] LIII, S. 262), im Herbst 1840 (ebd. [2] LIII, S. 262f.). Als sie 1842 starb, da war Karoline Pichlers Schmerz um sie aufrichtig, und ein warmgefühlter Nekrolog (Frankls Sonntags-Blätter, I, [Wien 1842], S. 577ff. = S. W. [2] LIII, S. 252ff.) legt von ihrer

Betrübnis Zeugnis ab. Darin gedenkt sie mit Wärme der frohen Stunden in Bucsán, die durch Musik und durch illustre Besucher (Baron Mednyánsky, Baron Oczkay, Graf Hugo Salm, Graf Mailáth u. a.) erheitert wurden (S. W.[2] LIII, S. 254) und lobt das Leben und Treiben im Zayschen Hause (ebd. S. 256f.), das „ein Tempel würdiger Rechtlichkeit, tadelloser und feiner Sitte, hoher Bildung und herzlicher Güte" war (ebd. S. 258). Das Schloß Zay-Ugrócz hat Karoline Pichler in einer Novelle verherrlicht, die sie dem Grafen und der Gräfin Zay mit einer poetischen Widmung zueignete (vgl. unten Anm. 184) und den Freundschaftsbund, den sie in älteren Tagen mit der Artner, der Neumann und der Zay geschlossen hatte, besang sie im Spätherbst ihres Lebens in einem Gedichte (An meine Freundinnen....: S. W.[2] LIII, S. 291f.). Gräfin Zay konterfeite dagegen Karoline Pichler und andere Freunde (Marie Neumann, Therese und Wilhelmine Artner, Lotte Pichler, Karl und Emmerich Zay usw.) in ihrer, nach dem Leben gearbeiteten Novelle „Die Bergfahrt" (Neue Erzählungen, I, [Wien 1830], S. 1ff.), die eine Besteigung des Berges Rokos im Jahre 1818 schildert (vgl. Pichler, S. W.[2] LIII, S. 256). — Briefe der Gräfin Zay an Karoline Pichler sind eine größere Anzahl in der Wiener Stadtbibliothek erhalten.

[37]) Maria Theresia von Artner (1772—1829), mit ihrem Dichternamen Theone, genoß eine sorgfältige Erziehung. Früh regte sich ihr dichterisches Gefühl und zeigte sich eine schöne Begabung für Malerei. Seit 1792 wohnte sie mit ihrem Vater, dem Generalmajor Leopold von Artner in Ödenburg; als dieser 1799 starb, mußte sie ihre jüngeren Geschwister erziehen. Bereits früher mit Marianne von Tiell (später Neumann) befreundet, erschienen deren gemeinsame dichterische Erstlinge 1800 in Jena. Mit Marie Gräfin Zay verband sie von Ödenburg aus innige Freundschaft, die bis ans Lebensende währte, und sie verbrachte eine lange Zeit in deren Haus. Sie versuchte sich in Gedichten und Schauspielen. Ihre Poesie fußt auf ihrem Leben, hatte sie doch zeitlebens viel Trauriges und Betrübendes durchzukosten. Vgl. Wurzbach, I, S. 73ff. und Goedeke, VII, S. 78f. — Seit sie sich 1814 in Zinkendorf begegnet hatten, verband Karoline Pichler und Therese Artner ein inniges Freundschaftsband, das, auf gleichen seelischen Eigenschaften gegründet (oben S. 18f.), bis zum Tode der Artner anhielt. Was Karoline an der Artner anzog, waren nicht nur deren treffliche Eigenschaften und feine Manieren, sondern auch deren großer Sinn für Häuslichkeit (vgl. oben S. 19, 28; S. W.[2] L, S. 192, 194, 202) und ihre Anspruchslosigkeit, die in der Liebe zu ihren Schwestern und ihren Freundinnen ihr Genügen fand (S. W.[2] L, S. 196, 202). Wiederholte gegenseitige Besuche in Wien, Bucsán und Zay-Ugrócz (vgl. darüber

Anm. 36, 38; S. W. [2] L, S. 201 f., 204 f.) und ein reger Briefwechsel vertieften die gegenseitige Achtung und Liebe der beiden „Grasgrünen“ (vgl. oben S. 101 f.), die sich 1827 zum letztenmal in Bucsán sahen (oben S. 229; was die Pichler über die letzte Begegnung im Jahre 1823 oben S. 173 sagt, ist daher ein Irrtum). Die Artner war 1827 zu ihrer Schwester Wilhelmine nach Agram übersiedelt, hatte dort manch schweren Kummer durchzumachen (oben S. 258) und begann zu kränkeln. 1828 unternahm sie zu ihrer Heilung eine Reise nach Vicenza, die sie in Briefen an die Pichler beschrieb (vgl. oben S. 258 mit Anm. 430), doch schwer krank kehrte sie zurück und 1829 (25. November) starb sie in Agram. Karoline Pichler setzte ihr ein kleines, von warmer Freundschaft getragenes Denkmal in einem Nachruf (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1830. S. 149 ff., 159 ff. = S. W. [2] L, S. 191 ff.), der das, was in den „Denkwürdigkeiten“ an verschiedenen Stellen über die Artner steht, kurz in eine Einheit zusammenfaßte; interessant darin sind die Mitteilungen über Artners Art und Weise zu dichten (S. 203 f.; vgl. dazu Marie Freiin von Zay, Neue Erzählungen, I, S. 13 f.). Das Freundschaftsverhältnis zwischen der Pichler und der Artner fand auch in einigen Gedichten poetischen Ausdruck; so behandelte letztere ein, die Pichler betreffendes Ereignis in „Die Rettung“ (Gedichte, II, [Leipzig 1818], S. 129 ff.; vorher: Abendunterhaltungen für den Winter. Wien 1817, S. 178 ff.; dazu: oben I, S. 377), ein zweites war im Gefolge eines Blumengrußes (An Caroline Pichler. Bey Übersendung frischer Feldblumen im November aus Zay-Ugrócz. Aglaja. Ein Taschenbuch, IX, [Wien 1823], S. 253 ff.) nach Wien gekommen. Pichler dagegen gedenkt ihres Freundschaftsbundes in dem Gedichte „An die Freundinnen ....“ (S. W. [2] LIII, S. 291 f.) und widmete ihr „Die Berggeister“ (S. W. [2] XVI, S. 155 ff.) mit einem Poem (An meine Freundinn Theone: S. W. [2] XVI, S. 149 ff.), worin sie deren dichterisches Verständnis und deren häuslichen Sinn besonders hervorhebt. — Unten Nachtrag.

[38]) Wilhelmine von Artner verbrachte mit ihrer Schwester Therese zusammen die Sommer meist in Bucsán oder Zay-Ugrócz bei der Baronin Zay, wo sie von 1815—1819 alljährlich mit der Pichler zusammentraf (oben S. 72, 77, 98, 136 f.). 1816 kamen sie auch in Wien zusammen (oben S. 86). Als sie am 15. August 1819 zu Zay-Ugrócz ihre Vermählung mit dem Feldkriegskommissär Franz Sal. Romano feierte, da war die Pichler ebenfalls anwesend (oben S. 136 f. und 142 f.; S. W. [2] LIII. S. 252 f., 258) und verherrlichte das Fest durch ein Gedicht, das sie — unter Einfluß Grillparzers? — der Ahnfrau des alten Schlosses in den Mund legte (S. W. [2] XVI, S. 195 ff.). Verehelicht lebte Wilhelmine in Agram (oben S. 173

und 257f.) und zwar bis zum Jahre 1831, denn in diesem Jahre kam ihr Mann (unten Anm. 137) nach Wien. Zwei Töchter waren ihr im zartesten Alter in Agram verstorben (vgl. oben S. 258), über welche Verluste sich ihr schwermütiges, stets zum Grübeln gerichtetes Gemüt nur schwer hinwegsetzte (vgl. die betreffenden Stellen in meiner Ausgabe der Briefe der Therese Artner an Karoline Pichler). Nach dem Tod ihres Mannes (Jänner 1836) zog sie mit ihrem neunjährigen Sohn Albert in ihre Vaterstadt Ödenburg, starb aber hier bereits am 14. August 1836 (vgl. den Verlassenschaftsakt ihres Mannes im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 268 ex 1836).

[39]) Josef Anton Johann, Erzherzog von Österreich (1776—1847), ein Bruder des Kaisers Franz, war seit 12. November 1795 Palatin von Ungarn, welches Land ihm in kultureller und geistiger Beziehung viel verdankt (Wurzbach, VI, S. 328ff.).

[40]) Diese Klage von ihrer Welt, die tot ist, findet sich auch öfter in Briefen, so in einem Brief an Streckfuß (vom 26. Jänner 1828: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 414), in einem solchen an Karoline von Wolzogen (vom 18. April 1840: Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. 2. Aufl., Leipzig 1867, S. 400) u. ö. Auch in den Denkwürdigkeiten dringt dieser Gedanke einige Male durch, s. oben S. 102 und besonders S. 370f.

[41]) Lotte (Karoline) von Artner vermählte sich im Februar 1802 mit dem Witwer Georg Karl von Witte, dem sie am 7. November 1803 einen Sohn Heinrich (vgl. unten Anm. 139) gebar, (vgl. eine Eintragung im handschriftlichen Stammbuch des cand. jur. Franz Laitner aus Ödenburg vom Jahre 1792ff. [im Besitze der Buchhandlung C. G. Boerner in Leipzig]). Ihr widmete Therese von Artner ein Gedicht (An Schwester Lotte. Zum Geburtstag: Neuere Gedichte. Tübingen 1806. S. 27 = Gedichte, II, [Leipzig 1818], S. 18). 1815 war sie bereits verwitwet (oben S. 77). — Amalie von Artner war mit Samuel Torkos, der 1836 Generalperceptor des Ödenburger Komitates war, vermählt; dieser übernahm in letzterem Jahre die Vormund- und Kuratorschaft über den Sohn Albert der verstorbenen Schwägerin Wilhelmine Romano (vgl. Franciscus Csergheö, Tabulae genealogiae Nobilium Regni Hungariae Familiarum [Hds. im Budapester Nationalmuseum], I, [1837], p. 22a; Verlassenschaftsakt des Franz Romano im Wiener Landesgerichtsarchiv, Fasz. II, Nr. 268 ex 1836). Pichler schreibt den Namen falsch (S. 20 Torkas statt Torkos).

[42]) Die Taubstummen an ihren Monarchen, Seine Majestät Franz den Ersten Kaiser von Österreich, bey seiner siegreichen Rückkehr den 16. Junius 1814: Pichler, Sämmtliche Werke.[2] XVI,

S. 121ff. — Über die Teilnahme der Taubstummen am Einzug des Kaisers vgl. Josef Rossi, Denkbuch für Fürst und Vaterland, I, (Wien 1814), S. 57f.; hier auch das Gedicht der Pichler, das als Einzeldruck zuerst bei Anton Strauß erschien, abgedruckt.

[43]) Der Einzug nach Wien fand am 16. Juni 1814 statt. Der Zug setzte sich von der Theresianischen Ritterakademie auf der Wieden aus in Bewegung (um 10 Uhr vormittags) und hatte die Stephanskirche zum Zielpunkte. Über die Ordnung der Teilnehmer, die dabei herrschte, vgl. Wiener-Zeitung, 1814, Nr. 167, S. 663. Über den Einzug selbst vgl. die eingehende Schilderung ebd. Nr. 168, S. 667f. und Rossi, a. a. O. I, S. 56ff. Poetisch verherrlicht von Karl Philipp (Zeitgedichte. Wien 1815. S. 7ff.), Ignaz Liebel (Gedichte, [2] Wien 1814, S. 208ff.), u. a.

[44]) Josef May (1755—1820), ein Deutschböhme, war gleich bei Errichtung des Taubstummeninstitutes in Wien (1779) von Paris als Lehrer nach Wien berufen worden (Michael Venus, Das k. k. Taubstummen-Institut in Wien. Wien 1823. S. 8). Mißhelligkeiten mit dem Direktor zwangen ihn aber zum Austritt, doch kehrte er 1792 in das Institut als Direktor zurück. Unter ihm nahm dieses einen bedeutenden Aufschwung und genoß eines europäischen Rufes. 1819 ging er in Pension. Schriftstellerisch war er ebenfalls tätig. Vgl. Wurzbach, XVII, S. 170ff. — Er war ehemals Karl von Kurländers Vormund gewesen (vgl. I, Anm. 432, § 10), daraus erklären sich dessen Beziehungen zu May. — Pichler schreibt ihn (S. 21) falsch: Mey.

[45]) Ferdinand III. Johann Josef (1769—1824) war seit Juli 1790 als Nachfolger seines Vaters, des Kaisers Leopold II., Großherzog von Toskana, welches Land er im Luneviller Frieden (1802) verlor, dafür aber Salzburg und später (1805) Würzburg erhielt. Im Pariser Frieden (Mai 1814) wurde ihm Toskana wieder zugesprochen. Vgl. Wurzbach, VI, S. 195ff.

[46]) Über die Beleuchtung am Abend des 16. Juni 1814 vgl. man Wiener-Zeitung, Nr. 171, S. 679f. Die ausführlichste Schilderung der Beleuchtung samt den Inschriften bei Josef Rossi, a. a. O., I, (Wien 1814), S. 63ff., darunter das Rathaus (S. 77), Haus des Grafen Josef von Erdödy (S. 113) u. a.

[47]) Vgl. I, S. 362ff.

[48]) Die Gesellschaft der Musikfreunde in dem Österreichischen Kaiserstaate wurde vom Regierungsrat Josef Sonnleithner 1813 gegründet. Zur Zeit des Wiener Kongresses (1814) wurde Händels Samson unter der Leitung des Komponisten von Mosel aufgeführt; alljährlich fanden vier Gesellschaftskonzerte im k. k. großen Redoutensaale statt. 1814 war die Chorübungsanstalt gegründet worden, deren Übungen unter Salieris Leitung stattfanden. Ab

1819 wurden auch „private Abendunterhaltungen" in Form zwangloser Zusammenkünfte abgehalten. Vgl. Eduard Hanslick, Geschichte des Concertwesens in Wien, I, (Wien 1869), S. 139ff.; Perger-Hirschfeld, Geschichte der k. k. Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, I, (Wien 1912), S. 7ff., 19f., 23f.

[49]) Graf Alexander Iwanowitsch Ostermann-Tolstoi kam im Herbst 1813 nach Wien, um für die Verleihung des Maria Theresienordens Kaiser Franz seinen Dank abzustatten (vgl. I, Anm. 738). Über die ihm dargebrachte Ovation vgl. noch Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben, II, S. 53f.

[50]) Karoline von Humboldt, eine geborene Freiin von Dacheroeden (1766—1829), war seit 1791 mit Wilhelm von Humboldt vermählt und lebte vom Herbst 1810 bis zum Frühling 1814 in Wien, wo ihr Mann Gesandter war (Allgemeine Deutsche Biographie, XIII, S. 352; Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser, LXI, [Gotha 1911], S. 408; Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldts. 7. Aufl. Berlin 1896. S. 32ff.). 1811 hatte sie Karoline Pichler geflissentlich übersehen (vgl. oben I, S. 384, 413). Frau von Humboldt war Wien eine sehr unsympathische Stadt, auch war ihr die Gesellschaft zu oberflächlich, so daß sie sich im Winter 1814 ganz zurückzog und nur ihren Kindern lebte (Gabriele von Bülow, a. a. O. S. 84). — Was Karoline Pichler hier (oben S. 26f.) über das Einflößen von Leidenschaften durch verheiratete Frauen sagt, berührt sich vielfach mit den Worten einer anderen berühmten Frau, mit denen von Henriette Herz in ihren „Jugenderinnerungen" (Mittheilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin, I, [Berlin 1897], S. 182f.).

[51]) Karoline von Wolzogen, geb. von Lengefeld (1763—1847), wurde durch ihren Schwager Schiller in die Literatur eingeführt und erwarb sich durch ihren Roman „Agnes von Lilien" (Berlin 1798) Anerkennung; 1830 setzte sie Schiller ein Denkmal in „Schillers Leben", worin sie auch Nachrichten von Schillers Freund Christ. Körner verwertete; ihr Ideal war innere und äußere Vornehmheit (Goedeke, V, S. 466: 5). Dieses Ideal kam aber nur in ihren Gedanken, nicht in ihren Taten zum Ausdruck, daher ein Widerspruch zwischen ihren Werken und ihrer Lebensführung besteht (vgl. Heinrich Bierbaum, Karoline von Wolzogen aus ihren Werken und Briefen. Greifswald 1909, S. 143). Im Jahre 1813 weilte sie bis nach der Schlacht bei Leipzig im Hause ihrer Freundin Karoline von Humboldt in Wien (vgl. Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen, I, [2] [Leipzig 1867], S. 44). Aus der Bekanntschaft der Pichler mit Frau von Wolzogen entwickelte sich ein Briefwechsel zwischen diesen beiden Frauen; zwei Briefe der Pichler an die Wolzogen sind erhalten (Literarischer Nachlaß der

Frau Caroline von Wolzogen, II,[2] [Leipzig 1867], S. 396ff.); sie stammen aus den Jahren 1834 und 1840 und in beiden kommt die Erinnerung an die schönen, gemeinsam verbrachten Abende zum Ausdruck (II, S. 396, 398).

[52]) Moritz Graf Browne war der einzige Sohn des russischen Obersten und Malteserordensritter Johann Georg Reichsgrafen von Browne-Camus (1768—1827), mit dem sein Geschlecht erlosch (Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser, XV, [Gotha 1842], S. 90f.), da Moritz, der 1818 in russische Militärdienste trat (oben S. 111), bereits früher starb. Moritz war am 22. Juni 1798 geboren worden und lebte im Hause seines Vaters in Wien (Nr. 992: Schimmer, Häuserchronik, S. 190); seine Mutter Anna Margarete, geborene Freiin von Vietinghof, starb bereits am 13. Mai 1803 in Wien (vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V, Nr. 91 ex 1803). Graf Moritz besuchte im Sommer 1816 zusammen mit seinem Lehrer Büel, Karoline Pichler und deren Tochter Lotte Lilienfeld (oben S. 89f.). — „Mentor" bis „Browne" nur in der Handschrift.

[53]) Körner verkehrte in Wien viel im Humboldtschen Hause, wo ihn besonders die Kinder anzogen, für die er das Gelegenheitsstück „Die Donau- und Tibernymphe" dichtete (vgl. Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldts. 7. Aufl. Berlin 1896. S. 74ff.; Wilh. von Humboldt, Ansichten über Ästhetik und Literatur. Hg. von F. Jonas. Berlin 1880. S. 123, 135f.).

[54]) Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr (1759—1822) war auf dem Gebiete der Jurisprudenz und Kunstwissenschaft schriftstellerisch tätig. Am bekanntesten ist sein ästhetisches Werk „Charis" (1793), das in den Xenien hergenommen wurde. Die Romantiker nahmen seine „Venus Urania" (1798f.) aufs Korn. 1806 war er preußischer Legationsrat geworden und kam 1813 als preußischer Resident nach Rom. 1816 wurde er wirklicher Gesandter in Neapel und starb dort als solcher (Vgl. F. Frensdorff in: Allgemeine Deutsche Biographie, XXVII, S. 210ff.). Briefe von ihm an die Pichler sind nicht erhalten.

[55]) Es war dies Dorothea Denecke, deren Geburts- und Sterbedaten nicht feststehen. Sie war die zweite Gattin Ramdohrs und gebar ihm am 12. Februar 1814 eine Tochter Karoline, die 1834 Heinrich von Globig heiratete und 1880 starb (vgl. Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Briefadeligen Häuser, IV, [Gotha 1910], S. 612). Dorothea war im August 1813 von Rom, wo ihr Mann von den Franzosen als Gefangener zurückbehalten wurde, nach Wien gekommen, um nach Hannover zu reisen; infolge des Kriegstrubels blieb sie aber, da sie nach ihrer Entbindung schwer erkrankte, bis über den März 1814 im Hause der Humboldt, vgl.

Alb. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen. Weimar 1896. S. 153f. Weiter vgl. noch Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler, Berlin 1874, S. 346f.

[56]) Ferdinand Koreff (1783—1851), Dichter und Mediziner, war seit 1811 in Paris, kam 1816 als Professor der Medizin nach Berlin, wurde 1818 Geheimer Oberregierungsrat, welche Stelle er später aufgab und zog wieder nach Paris. Mit Varnhagens war er im Verkehr und deren Arzt (Goedeke VI, S. 186f.: 5 und S. 597: 181). 1814 weilte er in Wien (Graf de la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses 1814—1815. Hg. von G. Gugitz, II, [München 1912], S. 424, Register).

[57]) Der feierliche Einzug erfolgte durch die Leopoldstadt und die Jägerzeile am Sonntag den 25. September 1814 mittags unter großem Gepränge und zahlreicher Beteiligung des Publikums. Man vgl. die Schilderung bei Graf de la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses 1814—1815. Hg. von G. Gugitz, I, S. 22f.; Wiener-Zeitung, 1814, Nr. 269, S. 1071 und Nr. 270, S. 1075; A. Weißenbach, Meine Reise zum Congreß. Wahrheit und Dichtung. Wien 1816. S. 217ff.; eine poetische Paraphrase von Karl Philipp (Zeitgedichte. Wien 1815. S. 17ff.).

[58]) Über dieses Praterfest bietet die Wiener Zeitung, 1814, Nr. 292, S. 1163f. und Nr. 294, S. 1172f. eingehende Berichte: Zunächst war neben dem Circus gymnasticus Kirchenparade, dann defilierten die Truppen in der Nähe des Lusthauses vor den Monarchen, hierauf fand das Mahl statt. — Auch dichterisch wurde dieses Fest verherrlicht, so von Karl Philipp (Zeitgedichte. Wien 1815. S. 34ff.).

[59]) Konstantin Pawlowitsch, Großfürst von Rußland (1779 bis 1831) war seit 18. Oktober 1813 Inhaber dieses Regiments, jetzt Dragoner-Regiment Nr. 8, (vgl. Oettinger, Moniteur, I, [1866], S. 193; Eduard Freiherr von Tomaschek, Geschichte des k. k. Dragoner-Regiments Nr. 8, Wien 1889. S. 320). Es ist dies jenes Regiment, dem Karoline Pichler 1809 ein Gedicht widmete (vgl. I, S. 333 mit Anm. 565). — Konstantin war erst am 9. Oktober nach Wien gekommen (Wiener-Zeitung, 1814, Nr. 283, S. 1127); er spielte beim Kongreß eine große Rolle (vgl. La Garde, ed. Gugitz, II, S. 424, Register; Thürheim, M. L. II. S. 343 Reg.). Den intimen Zug, den die Pichler von seiner Teilnahme am Praterfeste erzählt, kennt Tomaschek (a. a. O. S. 342f.) nicht.

[60]) Alois Gonzaga Fürst von Liechtenstein (1780—1833), k. k. Feldzeugmeister und Maria Theresien-Ordensritter, zeichnete sich in den Napoleonischen Kriegen, besonders bei Dresden und Leipzig rühmlich aus. Er war seit 1809 Inhaber des 12. Infanterieregiments (Wurzbach, XV, S. 109ff.). Er hatte beim Praterfest

darüber zu wachen, daß die Mannschaft das vorgesehene Quantum an Essen erhielt (Wiener-Zeitung. 1814. Nr. 292, S. 1164).

[61]) Pichler, S. Werke, [2] XIX, (1822), S. 154ff.: Wiedersehen. Ein kleines Schauspiel in zwey Aufzügen. — Das Zitat steht [2] XIX, S. 235 mit einigen Abweichungen: [1] Modetand, mit fremden ...; [3] war allzu wohl ... — Das Stück wurde am Hofburgtheater vom 15. bis 28. Juni 1814 viermal gegeben (Repertoire des deutschen Schauspiels in Wien. Hds. der Wiener Stadtbibliothek, S. 198). — Eine Anzeige der Erstaufführung in „Der Sammler" (VI, [Wien 1814], S. 400); daraus geht hervor, daß das Stück vom Publikum sehr warm aufgenommen wurde, daß die Strophen der Adamberger am meisten gefielen und diese auf allgemeines Verlangen wiederholt werden mußten; betreffs des Schauspiels heißt es, daß dieses zwar keine genaue Zergliederung aushalte, „indessen hat es einen einfachen, leichten Gang der Fabel, eine verständige Anordnung des Ganzen und eine angenehme Diktion, wie man sie von der geschätzten Verfasserin zu erwarten berechtigt war." — Bäuerles Theater-Zeitung (1814, Nr. 81, S. 324) meint, daß das Schauspiel fast zu gut für ein Gelegenheitsstück sei, zu gut, um bald wieder zu verschwinden, denn Plan, Ausarbeitung und Sprache seien des Lobes wert und die Aufführung mit Koch, Krüger, Roose, Koberwein, Korn und Dlle. Adamberger meisterhaft gewesen.

[62]) Natalie Wilhelmine Gräfin von Rothkirch und Panthen (1816—1863) vermählte sich 1839 mit dem Freiherrn August von Herzogenberg-Peccaduc (1815—1846), k. k. Kämmerer und Kreiskommissär in Böhmen, also nicht mit einem Grafen Beckers (vgl. Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser, XV, [Gotha 1842], S. 438 und Valerius Freiherr von Rothkirch und Panthen, Stammbuch des Geschlechts von Rothkirch und Panthen. Breslau 1880, S. 75).

[63]) Über die Aufführungen am Burgtheater vgl. oben Anm. 14. Über die Aufführungen des „Heinrich von Hohenstaufen" am Theater an der Wien konnte ich nichts finden.

[64]) Sophie Cottin, Amélie Mansfield. Paris 1803. 3 Bde.; anonym erschienen. — 3. Ausg. Paris 1811. 3 Bde.

[65]) Pichler, S. Werke. [2] XXI, (1822), S. 165ff.: Amalie von Mannsfeld. Schauspiel in drey Aufzügen. — Vorher: Pichler, Neue dramatische Dichtungen. Wien 1818, S. 165ff. — Eine Aufführung scheint dieses Stück nicht erlebt zu haben, wenigstens im Hofburgtheater nicht.

[66]) Pichler, S. Werke. [2] XXI, (1822), S. 1ff.: Ferdinand der Zweyte, König von Ungarn und Böhmen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Erschien zuerst 1816 im Druck (Ferdinand der Zweyte, König von Ungarn und Böhmen. Historisches Schauspiel in fünf

Aufzügen. Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng. 1816. 8°, XXXVI [Vorrede], 205 S.), dann 1817 (Neueste deutsche Schaubühne, oder dramatische Bibliothek der neuesten Lust-, Schau-, Sing- und Trauerspiele für das Jahr 1817, V, [Augsburg und Leipzig 1817] S. 37ff.: Ferdinand der Zweyte, König von Ungarn und Böhmen [nur Text, ohne Vorrede]) und 1818 (Pichler, Neue dramatische Dichtungen. Wien 1818, Pichler, S. 1ff.). — Eine Vorrede, unterzeichnet Wien im Juli 1815, ist beigegeben, welche die Entstehungsgeschichte des Stückes berichtet, Ferdinands Charakter ähnlich wie in den Denkwürdigkeiten zeichnet (S. W. ² XXI, S. 11ff.) und gegen die protestantische Geschichtsschreibung Stellung nimmt, der gegenüber auch Arbeiten von katholischen Autoren zu Worte zu kommen haben (vgl. oben I, S. 105; II, S. 62). Sie weist auf M. J. Schmidt (Geschichte der Deutschen, XXII Bde., Ulm 1785—1808, besonders Bd. XII), Franz Kurz (Beyträge zur Geschichte des Landes Österreich ob der Enns, IV, Linz 1810), und Hormayr (Österreichischer Plutarch, VII und VIII, [Wien 1807], S. 30ff., 5ff.) betreffs der Kaiser Rudolf II., Matthias und Ferdinand II. hin, da aus diesen Werken manches für deren Handlungsweise und Charakterschilderung Wichtige zu gewinnen ist (S. 13f.); auch Friedrich v. Schlegel (Vorlesungen über die neuere Geschichte. Wien 1811) wird herangezogen, da er andere Ansichten zur Geltung bringt (Pichler S. 14), die er übrigens bereits in seinem Gedichte „Huldigung“ (1806: Sämmtliche Werke, ² X. [Wien 1846], S. 133 Str. V), wo er Ferdinand II. Kraft pries, andeutete. Diese Bücher waren die Quellen der Karoline Pichler, dazu kamen noch Arndt und Schiller; aus diesen Werken baute sie ein Bild Ferdinands II. auf, das ihr „der Verehrung und würdigen Darstellung überaus werth schien“ (S. 18). Alles, mit Ausnahme der episodischen Liebe zwischen St. Hilaire und Marie, ist in dem Stücke historisch und mit historischer Treue dargestellt (S. 20); erdichtet sind von den Personen nur Marie und Graf Schlick (S. 22), letzterer in der Rolle, die er bei der Pichler spielt, denn die Person selbst ist historisch (vgl. Hormayr an Pichler, Brünn, 28. Dezember 1814: K. Glossy, Grillparzer Jahrbuch, XII, S. 260f.). In den Anmerkungen (S. 161ff.) belegt die Pichler manchen Zug ihres Stückes aus den oben angeführten Werken. — Die Buchausgabe (1816 bei Fleischer) erfuhr eine längere Anzeige (Allgemeine Literatur-Zeitung, 1818, IV, [Halle 1818], Sp. 257ff.), worin der Rezensent gegen die Einschätzung Ferdinands auftritt und Pichlers Vorwort eine Verteidigungrede nennt. Er will das Stück nur als dramatisches Gedicht aufgefaßt wissen, dessen Technik ihm nicht schlecht erscheint, wenn auch die Darstellung die weibliche Hand verrät, der Schluß kraftlos ist und die

Sprache sich nur wenig über die Prosa erhebt. Die Genialität fehlt. — Vgl. noch unten Anm. 107.

[67]) Hofrat F. K. Lehmann, Über Ferdinand II. und seine Zeit mit Rücksicht auf Raumers Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Österreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde. II, [Wien 1836], S. 317ff., 321ff., 325ff., 329ff. und 333ff.

[68]) Schiller, Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs, II, (Leipzig 1802), S. 403f. (im fünften Buch): Mit den Talenten des guten Herrschers ... — Auch in der Vorrede, a. a. O. [2] XXI, S. 15f. Anm. von der Pichler herangezogen.

[69]) E. M. Arndt, Ansichten und Aussichten der Teutschen Geschichte, I, (Leipzig 1814), S. 322f., 327f. und 355, also 3 Stellen: 1. Man kann auf diesem Grenzpunkte ...; 2. Zweimal ward Ferdinand während dieser Zeit ...; 3. Im Anfang des folgenden Jahres 1637 ... — In der Vorrede, a. a. O. [2] XXI, S. 16f. Anm. 2 ebenfalls, aber ohne Seitenzitate angezogen.

[70]) Josef Freiherr v. Hormayr (Österreichischer Plutarch, VIII, [Wien 1807], S. 54f.) und Eduard Freiherr von Tomaschek (Geschichte des k. k. Dragoner-Regiments Nr. 8. Wien 1889, S. 23ff.) berichten diesen Vorfall ganz kurz. — Bei der Pichler füllt er die Szenen 5 und 6 des 5. Aktes (S. W. [2] XXI, S. 142ff.); im Gegensatz zur Wirklichkeit läßt sie aber den Verschwornen auf Befehl des Königs die Degen abnehmen und sie zu Gefangenen St. Hilaires werden. Letzterer war jedoch in Wirklichkeit nicht Oberst (Pichler), sondern Hauptmann der Dampierreschen Reiter.

[71]) Verwertet in Szene 4 des 5. Aktes (S. W. [2] XXI, S. 140ff., besonders S. 142). — Über dieses Kreuz und seine Geschichte vgl. Cölestin Wolfsgruber, Das Kaiser Ferdinand-Kruzifix in der k. und k. Hofburgkapelle in Wien, Wien 1903, S. 11ff. (mit einer Abbildung).

[72]) Über Karoline Pichlers Beziehungen zu Fénélon vgl. man I. Anm. 479.

[73]) Heinrich Graf von Stolberg-Wernigerode (1772—1854), seit Mai 1824 Oberhaupt der Familie, war Mitglied des preußischen Staatsrates und zweimal vermählt (Ed. Jacobs in: Allgemeine Deutsche Biographie, XXXVI, S. 396ff.). — Er war am 21. September 1814, damals noch als preußischer Landrat, nach Wien gekommen, um die Ansprüche und Rechte seines Hauses am Kongreß zu vertreten (vgl. Wiener-Zeitung, 1814, Nr. 265, S. 1056) und blieb bis Juli 1815 (Jacobs, XXXVI, S. 398). — Vgl. oben S. 54.

[74]) Abenderinnerung. An Herrn H. Grafen von St..g: S. W. [2] XVI, S. 109ff.

[75]) Karl Egon Fürst Fürstenberg (1796—1854), großherzoglich badischer General, seit 1804 Oberhaupt des Hauses, später Vize-

präsident der badischen Ständeversammlung (v. Weech in: Allgemeine Deutsche Biographie, VIII, S. 227f.; E. Münch, Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg, IV [Karlsruhe 1847], S. 299ff.).

[76]) Fürst Karl Friedrich Ludwig Moritz von Isenburg-Birstein (1766—1820) war bis 1794 in österreichischen Diensten, übernahm 1803 die Regierung seines Landes und trat 1806 dem Rheinbund bei; nach der Schlacht von Leipzig wurde sein Land sequestriert, der Wiener Kongreß sprach es dem Kaiser von Österreich zu, der es dem Großherzog von Hessen-Darmstadt überließ (G. Simon, Die Geschichte des reichsständischen Hauses Ysenburg und Büdingen, II, [Frankfurt a. M. 1865], S. 344f.).

[77]) Karoline Sophie, Fürstin von Fürstenberg (1777—1846), seit 1796 mit dem Fürsten Joachim von Fürstenberg vermählt, seit 1804 Witwe und von da ab in Wien lebend (Ernst Münch, Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg, IV, [Karlsruhe 1847], S. 289, 295f.). Über ihr Haus zur Kongreßzeit vgl. Graf de la Garde, ed. Gugitz, I, S. 158f. — Vgl. noch I, S. 234, Anm.

[78]) Fürst Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe (1784—1860), seit 1807 regierender Fürst, nachdem er bereits seit 1787 unter Vormundschaft Regent war (Gothaisches genealogisches Taschenbuch, XCVIII, [1861], S. 78 und XCIX, [1862], S. 298); er war am 29. September 1814 in Wien eingetroffen (Wiener-Zeitung, 1814, Nr. 273, S. 1087). — Seine Schwester Wilhelmine Charlotte (1783 bis 1858) heiratete am 7. November 1814 den hannoveranischen Minister und Erblandmarschall Ernst Friedrich Herbert Grafen von Münster; 1839 wurde sie Witwe (Gothaisches genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser, XXXII, [Gotha 1859], S. 571).

[79]) Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster (1766—1839), der bekannte hannoveranische Staatsminister und Erblandmarschall, spielte beim Wiener Kongreß eine hervorragende Rolle. Am 12. September 1814 war er nach Wien gekommen und am 7. November 1814 verheiratete er sich hier mit der Prinzessin Wilhelmine Charlotte von Schaumburg-Lippe (Anm. 78). Im Oktober war es ihm gelungen, für Hannover den Königstitel zu erhalten, außerdem eine bedeutende Besitzvergrößerung durchzusetzen, welche am 19. Mai 1815 anerkannt wurde. Er wirkte in Wien für die Wiederherstellung einer Verfassung in Deutschland, doch gab er sich verschiedene Blößen bei der Verfolgung seiner Politik, die ihm später heftige Angriffe eintrugen. Vgl. über ihn die ausführliche Biographie von F. Frensdorff in: Allgemeine Deutsche Biographie, XXIII, S. 157ff.

[80]) Henriette Eleonore Karoline Dorothea Freiin von Münchhausen, geb. von und zu Schachten, geboren am 18. Dezember 1791, war mit Karl Edmund Friedrich Freiherrn von Münchhausen (1787—1854), kurfürstlich hessischen Geheimen Rat und Kammer-

herrn, vermählt, der von 1817—1829 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister von Hessen-Kassel in Wien war. Sie starb am 28. März 1865. Beide verkehrten in Wien viel mit Gentz, in dessen „Tagebüchern" (z. B. IV, S. 333) sie wiederholt vorkommen. Vgl. A. F. von Münchhausen, Geschlechts-Historie des Hauses derer von Münchhausen von 1740 bis auf die neueste Zeit. Hannover 1872, S. 17, Nr. IV; Hof- und Staats-Schematismus, 1818, I, S. 219; 1829, I, S. 221. — Daß nur diese Baronin von Münchhausen in Betracht kommt, bestätigte mir auch Herr Dr. Börries Freiherr von Münchhausen, herzoglich Altenburgischer Kammerherr und Rittergutsbesitzer, in Hannover auf eine Anfrage hin.

[81]) Charlotte Auguste Wilhelmine Fürstin von Isenburg-Birstein, eine geborene Gräfin von Erbach-Erbach (1777—1846), war seit 1795 mit dem Fürsten Karl Friedrich Ludwig Moritz von Isenburg-Birstein (oben Anm. 76) vermählt (G. Simon, a. a. O. II, S. 344f.). Sie war mit ihrem Gemahl 1814 und 1815 in Wien.

[82]) Frédéric César de La Harpe (1754—1838) war russischer Generalleutnant und Erzieher des Kaisers Alexander I. und des Großfürsten Konstantin. Von 1793 ab lebte er abwechselnd in der Schweiz und in Frankreich, da er wegen seiner Teilnahme am Waadtländischen Aufstand gegen die Berner lange Zeit proskribiert war; am Wiener Kongresse vertrat er die Interessen des Waadtlandes und wurde von seinem Schüler Alexander I. dabei unterstützt (Nouvelle biographie générale, XXVIII, [Paris 1869], Sp. 885ff.). — Er war am 20. September 1814 nach Wien gekommen (Wiener-Zeitung, 1814, Nr. 264, S. 1051). Über seine Rolle beim Kongreß vgl. Graf de la Garde, ed. Gugitz, II, S. 290f.

[83]) Heinrich Christian Friedrich Bertuch (1771—1828), Sohn des Schriftstellers und Buchhändlers Friedrich Justin Bertuch, studierte die Rechte und wurde 1793 in Gotha Amtsadvokat. 1796 zum Kammerarchivar ernannt, wurde er 1803 Hofadvokat, 1809 Kammerkonsulent, 1816 Rat und 1822 Landkammerrat. Er versuchte sich auch dichterisch. Am Geschäfte seines Vaters hatte er nicht teil. Vgl. Beck in: Allgemeine Deutsche Biographie, II, S. 553; Goedeke, VI, S. 439: 9. — Er war am 30. September 1814 nach Wien gekommen (Wiener-Zeitung, 1814, Nr. 275, S. 1095). Er lebte jedoch nicht in Weimar (Pichler S. 40), sondern in Gotha. Daß er und nicht sein Vater Friedrich Justin gemeint ist, geht deutlich aus II, S. 294 hervor.

[84]) Johann Friedrich Cotta Freiherr von Cottendorf (1764—1832), der bekannte Verleger in Tübingen und Stuttgart, ursprünglich Jurist und Advokat, hatte 1787 das großväterliche Geschäft in Tübingen mit Schulden übernommen. Er brachte es durch Fleiß

und Beharrlichkeit, sowie durch seine Verbindung mit Schiller und Goethe zu einem der ersten Verleger, der mit dem Aufschwung der deutschen klassischen Literatur untrennbar verbunden ist. 1807 gründete er das Morgenblatt und trat dadurch mit der Pichler in Verbindung, da er sie zur Mitarbeit aufforderte (vgl. ihren Brief an Karl Streckfuß vom 31. Jänner 1807: K. Glossy, Wiener-Communalkalender, XXXII, S. 401); ebenso lud er sie ein, am „Taschenbuch für Damen" mitzuarbeiten (vgl. I, S. 308 mit Anm. 511). Später war Cotta auch staatsmännisch hervorragend tätig. Vgl. über ihn Reyscher in: Allgemeine Deutsche Biographie, IV, S. 527ff.; Albert Schäffle, Cotta. Berlin 1895, S. 27ff.

Pichlers Aufsätze im „Taschenbuch" s. oben I, Anm. 511. — Über ihre Beiträge zum „Morgenblatt" vgl. I, Anm. 428 (Gedicht auf Türkheim, 1809), 520 (über Staëls Corinne, 1807), 687 (Gedicht auf Büel, 1815) und unten Anm. 198 (über Grillparzers Sappho, 1818) und 388 (über den Dombau in Gran, 1828).

[85]) Einen Oberst Hövel am Hofe der Hohenlohe gab es, wie mir der beste Kenner der Hohenlohischen Verhältnisse, Prof. Dr. K. Weller in Stuttgart mitteilte, nie. Gemeint ist vielmehr der preußische Oberst Friedrich Gottlieb von Hövel, Herr zu Danzig, der am 6. Dezember 1766 geboren wurde, 1795 Friederike Johanna Charlotte von Arnim ehelichte und im April 1828 starb. Vgl. A. Fahne, Die Herren und Freiherren von Hövel, I, 1 (Köln 1860), S. 81.

[86]) Albrecht Rengger (1764—1835), früh politisch tätig, wurde 1798 Minister des Innern der helvetischen Republik, welches Amt er bis 1803 mit kurzer Unterbrechung äußerst verdienstvoll verwaltete. Im September 1814 kam er als Gesandter für die Interessen des Aargaus zum Wiener Kongreß und trat mit Laharpe für Waadt ein; seine Mission war erfolgreich. 1815 wurde er Mitglied des Kleinen Rats im Aargau, 1820 legte er sein Amt zurück und widmete sich von nun ab nur mehr seinen mineralogischen und geognostischen Studien. Vgl. Hunziker in: Allgemeine Deutsche Biographie, XXVIII, S. 215ff. — Über seinen Wiener Aufenthalt geben seine Briefe, in denen die Pichler aber nicht erwähnt wird, wichtige Aufschlüsse (Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger. Hg. von Ferdinand Wydler, I, [Zürich 1847], S. 153f., 157ff. und II, S. 188ff.).

[87]) Einen Major von Kronenthal, der, wie Pichler, II, S. 54 angibt, in badischen Diensten stand, gab es nie, wie mir, auf eine Anfrage hin, die Direktion des großherzoglich badischen General-Landesarchivs in Karlsruhe mitteilte. — Es dürfte vielmehr Christian Heinrich Emil Haenel von Cronenthall (1784—1843), ein gebürtiger Sachse, gemeint sein, dem 1821 als kgl. preußischer

Hauptmann sein alter böhmischer Adel in Preußen anerkannt wurde und der in Berlin als Oberstleutnant und Dirigent des topographischen Instituts starb (vgl. Kneschke, Adels-Lexikon, IV, S. 134; Gothaisches genealogisches Taschenbuch der Briefadeligen Häuser, III, [Gotha 1909], S. 283). Er war am 11. Juli 1817 als russischer Stabs-Kapitän in Preußische Dienste getreten und als Kapitän von der Armee beim 2. Departement des Kriegsministeriums angestellt worden; am 30. März 1831 wurde er Major und am 12. September 1841 Oberstleutnant (laut Mitteilungen der Geheimen Kriegskanzlei des kgl. preußischen Kriegsministeriums).

[88]) Schack Hermann Ewald (1745—1822) hatte sich 1772 an den Göttinger Dichterbund angeschlossen und wurde dann Amtsadvokat in Gotha, wo er die Gothaische Gelehrte Zeitung mitbegründete. 1798 war er Hofsekretär und 1803 Rat geworden (vgl. Goedeke, IV, S. 386 : 10).

[89]) Alois Weißenbach (1766—1821), Mediziner und Schriftsteller, seit 1804 Professor an der Universität, später an der medizinischen Lehranstalt in Salzburg. 1816 wurde er Kaiserlicher Rat. Im Herbst 1814 war er nach Wien geeilt. Diese Reise beschrieb er in seinem Buche „Meine Reise zum Congreß. Wahrheit und Dichtung" (Wien 1816). Er verfaßte eine große Anzahl patriotischer Gedichte. Vgl. Wurzbach, LIV, S. 167ff.; Goedeke, VI, S. 661ff.

[90]) Dieses Ballett in 2 Aufzügen, von Millon, Ballettmeister der Akademie der Musik in Paris, und von Louis-Luc Loiseau de Persuis (1769—1819: Eitner, VI, S. 210f.), Direktor des Orchesters dieser Akademie, wurde am Kärntnertortheater am 6. Nov. 1814 zuerst aufgeführt. In „Der Sammler" (VI [Wien 1814], S. 736) heißt es vom Spiel der Bigottini: „Dlle. Bigottini hat darin allgemein befriedigt, entzückt, bezaubert. Wir setzen die Empfindsamkeit und deren lobpreisende Bezeichnung zur Seite und sprechen von Kunstausdruck. Ihre Haltung des Körpers, das Tragen des Kopfes, die Bewegung der Füße waren vortrefflich, richtig und wahr gedacht, herrlich ausgeführt. Es lag eine Zartheit in ihrem Wesen, die für sich allein schon die fein gebildete Künstlerin beurkundet. Die größte Wirkung machte ihr schönes Auge, welches überhaupt ihr Talisman ist." Das Ballett selbst wird als von nicht großem Wert, die Musik dagegen als bezeichnend und gefällig bezeichnet. — Die „Allgemeine musikalische Zeitung" (XVI. [Leipzig 1814], Sp. 865f.) berichtet über diese Aufführung: „Alles, wodurch solch ein Charakter mimisch ausgedrückt werden kann, hatte diese Künstlerin (Bigottini) bis in die feinsten Nuancen erschöpft; die Gebärdensprache kann wohl nicht wahrer und verständlicher, die Bewegungen können wohl nicht natürlicher, anmutiger und malerisch

schöner sein als bei ihr. So mußte sie rühren und erfreuen. Noch hat kein Ballett, von diesen Künstlern in die Szene gesetzt, so viel Sensation gemacht als dieses." Die Musik hatte Kraft und Charakter. Das Ballett wurde im November zwölfmal aufgeführt, die Einnahme betrug über 15 000 Gulden W. W. — Vgl. auch Josef Schreyvogel (Tagebücher. Hg. von K. Glossy, II [Berlin 1903], S. 79) über die Première.

[91]) Emilie Bigottini (1783—1858), berühmte Tänzerin der komischen Oper in Paris, die während des Wiener Kongresses Triumphe feierte. Ihre bedeutende Kunst offenbarte sich in Nina, welche von verschiedenen Seiten gelobt wurde (vgl. Graf de la Garde, ed. Gugitz, I, S. 255 mit Anm. 3 und Bild der Bigottini).

[92]) Die Aufführung des Oratoriums „Samson" von Händel fand am 16. Oktober 1814 abends durch Mosel in der k. k. Reitschule statt, wobei 700 Personen mitwirkten und Rosalia von Geymüller, Sophie von Wertheimstein, Ignaz Sonnleithner und Paul Soini die Solopartien innehatten (vgl. den Bericht der Wiener-Zeitung, 1814, Nr. 292, S. 1163). Es fand den Beifall des Kaisers Franz, der seinen lebhaften Dank dafür der Gesellschaft der Musikfreunde ausdrückte (Wiener-Zeitung, 1814, Nr. 296, S. 1179). Der Sammler (VI [Wien 1814], S. 686) berichtet günstig darüber und sagt, daß es vorzüglich die Chöre waren, „welche alles hinrissen und eine bezaubernde Wirkung hervorbrachten" und „der letzte Chor (vgl. Pichler II, S. 43) schließt seiner Vorgänger würdig und erhob sich nicht allein durch die Kraft des Gesanges, sondern auch durch seine Instrumentierung, die vielleicht hier am gelungensten sein mag." Eine zweite Anzeige bietet die „Allgemeine musikalische Zeitung" (XVI, [Leipzig 1814], Sp. 828 f.). Aus ihr geht hervor, daß die Wiener Aufführung die Londoner weit übertraf, das Publikum fand den „Samson" aber langweilig, weil die Musik doch schon zu weit zurückliegt.

[93]) Alexander I. Pawlowitsch (1777—1825) war seit 1801 Selbstherrscher aller Reußen; im Geiste Rousseaus durch Laharpe erzogen, förderte er anfangs die geistige Bildung in seinem Reiche und hob die Leibeigenschaft in gewissen Gebietsteilen auf. Der Krieg von 1813 und der Wiener Kongreß sahen Alexander an hervorragender Stelle. Er begründete die Heilige Allianz, wurde aber am Ende seines Lebens Reaktionär, der alle Freiheit unterdrücken ließ.

[94]) Friedrich Wilhelm III. von Preußen (1770—1840) war infolge seiner Erziehung von einer gewissen Unentschlossenheit, von anderen abhängig, aber sehr einfach im Wesen und Betragen und trotz seiner Schönheit im Verkehre unbehilflich. 1797 trat er die Regierung an, die bis 1806 durch eine Passivität gekennzeichnet ist. Der Zusam-

menbruch des Staates erfolgte bei Jena, der Friede von Tilsit war seine größte Demütigung. Im Befreiungskriege spielte er keine große Rolle, auch beim Wiener Kongreß nicht.

[95]) Jakob (1785—1863) und Wilhelm Grimm (1786—1859) hängen in ihren Anfängen innig mit der Romantik zusammen, deren Bestrebungen ebenso wie die ihren auf das Volkstümliche gerichtet waren. Die „Kinder- und Hausmärchen" (1812), die „Deutschen Sagen" (1816, 1818) sind Ausgangspunkte für Forschung und Dichtung geworden. Der Deutschen Heldensage hatte Wilhelm bereits 1813 sein Augenmerk zugewendet und auch hier grundlegend gewirkt. Vgl. Wilhelm Scherer in: Allgemeine Deutsche Biographie, IX, S. 678ff. und Goedeke, VI, S. 350ff.

[96]) Friedrich Heinrich von der Hagen (1780—1856) machte sich hauptsächlich um die Nibelungenforschung und das Volkslied verdient (vgl. Alex. Reifferscheid in: Allgemeine Deutsche Biographie, X, S. 332ff.). Er war aus der Romantik hervorgewachsen.

[97]) Friedrich Baron de la Motte Fouqué (1777—1843), deutscher Dichter und Militär, brachte das nordische Reckentum und das mittelalterliche Ritterwesen in seinen Romanen dem Publikum, wenn auch oft in zu phantastischer Weise, näher. Heute sind seine Zauber- und Heldenromane vergessen, nur „Undine" lebt noch. Vgl. Goedeke, VI, S. 115ff. — Er stand mit der Pichler in Briefwechsel (oben S. 226f. mit Anm. 378f.). Seinen „Zauberring" überschickte sie mit einer poetischen Widmung an Pyrker (S. W. [2] XVI, S. 133f.). Fouquésche Einfalt wünschte sie Scott (Brief an die Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 291).

Pichler arbeitete an seiner Zeitschrift „Berlinische Blätter für deutsche Frauen" mit. So veröffentlichte sie auf einer dreiseitigen Beilage zu Band VI (1829), Heft 2 das Gedicht „Du siehst den altersgrauen Turm sich heben" (Unter ein Bild, das den St. Stephansplatz in Wien vorstellt und wo ein kaiserlicher Wagen, in welchem Damen sitzen, vorüberfährt: vgl. unten Anm. 409; H. H. Houben, Zeitschriften der Romantik. Berlin 1904, Sp. 421 : 57). Dasselbe Heft enthält, ebenfalls auf einer dreiseitigen Beilage „Des Pilgers Gesang" (Aus einem ungedruckten Roman: Es blüht auf ferner Heide), der 1830 (X, 4, S. 197f.) nochmals wiederkehrt (Houben Sp. 421f., 430 : 47). Auch an seiner Zeitschrift „Die Musen" beteiligte sie sich (vgl. oben Anm. 20).

[98]) Journal des Luxus und der Moden. Weimar 1815, S. 67ff.: Über eine Nationalkleidung für Deutsche Frauen = S. W. [2] XVIII, S. 159ff. Erschien auch gesondert, Freiburg 1816, in 8° (Schindel, II, S. 117). Karoline Pichler meint darin, daß die Kaiserin Maria Luise von Österreich die Berufene wäre, die altdeutsche Tracht durchzusetzen (S. 183f.). Man versuchte in Wien tatsächlich eine

deutsche Tracht einzuführen, was Grillparzers Spott herausforderte (vgl. Wihan, Euphorion, Ergänzungsheft V, S. 160f. und die Behörden in Aufregung versetzte (A. Schönholz, Traditionen. Hg. von G. Gugitz, II, S. 144ff.).

[99]) Die Wiener-Frauen des sechzehnten Jahrhunderts. (Bey dem am 23. November 1814 in der k. k. Reitschule gehaltenen Caroussel.) In: Der Sammler. VI (Wien 1814), S. 795 = S. W. [2] XVI, S. 125f. (verbessert, mit Änderungen).

[100]) Str. III, 1—4 des Schillerschen Gedichtes „Die Macht des Gesanges".

[101]) Gemeint ist jedenfalls das Werk von Friedrich Anton Mesmer: „Mesmerismus. Oder System der Wechselwirkungen, Theorie und Anwendung des thierischen Magnetismus als die allgemeine Heilkunde zur Erhaltung des Menschen" (Berlin 1814. LXXIV, 356 S., mit dem Bildnis des Verfassers und 6 Kupfertafeln), das Karl Christian Wolfart mit einem Bande Anmerkungen (Erläuterungen zum Mesmerismus. Berlin 1815) herausgab.

[102]) „Baron E." nur in der Handschrift. — Alexander Baron Engelhardt (1791—1863), der Sohn des Obersten Baron Engelhardt und Neffe von dessen 2. Gattin Anna Marie (vgl. I, Anm. 426), ein geborener Brünner, war im September 1805 Fähnrich bei den Deutschmeistern (Gustav Amon Ritter von Treuenfest, Geschichte des k. k. Infanterieregiments Hoch- und Deutschmeister Nr. 4, Wien 1879, S. 384), 1809 Unterleutnant und Regimentsadjutant, August 1813 Oberleutnant (Amon S. 400, 449). Karoline Pichler widmete ihm 1810 ein Stammbuchblatt (An den Freyherrn A. v. E. ins Stammbuch: S. W. [2] XVI, S. 75), worin sie ihm den Rat erteilt, sich an seinen Eltern ein Beispiel zu nehmen. In einem Briefe an die Huber (4. Mai 1818: K. Glossy, Grillparzer Jb. III, S. 279f.) äußert sich die Pichler sehr freundlich über ihn; er kannte, da er einmal in Augsburg einquartiert war (vgl. auch Glossy ebd. III, S. 328), die Huber und ihre Familie und erzählte davon gern der Pichler.

1814 ist Engelhardt bereits Kapitänleutnant beim Infanterieregiment Nr. 2 (Militärschematismus des österreichischen Kaiserthums. Wien 1815, S. 124), 1821 kommt er als Hauptmann zum Infanterieregiment Nr. 40 (ebd. 1822, S. 176), wird 1828 Major beim 38. Infanterieregiment und Adjutant des Feldmarschalls Wilhelm, Herzogs von Württemberg (ebd. 1829, S. 171) und 1833 Oberstleutnant im gleichen Regiment (ebd. 1834, S. 171), als welcher er 1834 zum Infanterieregiment Nr. 21 versetzt wird (ebd. 1835, S. 141). Am 26. Juli 1835 zum Obersten des, in Italien garnisonierenden 47. Infanterieregiments ernannt, macht er dort im Mai 1836 die Fahnenweihe mit, erhält das Kommandeurkreuz des päpst-

lichen Gregor-Ordens und hinterläßt bei seinem Abgang am 1. November 1839 — er war mittlerweile zum Ajo der Söhne des Vizekönigs von Italien, Erzherzogs Rainer, ernannt worden — ob seiner hohen Geistesbildung, Leutseligkeit und ritterlichen Sinnesart ein freundliches Andenken (vgl. Gustav Ritter Amon von Treuenfest, Geschichte des Infanterie-Regimentes Nr. 47. Wien 1882, S. 550—557). Im April 1843 wird er Generalmajor, 1850 Feldmarschalleutnant und Geheimer Rat (Militärschematismus. 1844, S. 49; 1851, I, S. 71) und geht als solcher in Pension. Am 7. Mai 1863 stirbt er in Brunn am Gebirge (ebd. 1864, S. 924).

[103]) Johann Nepomuk Rust (1775—1840) war seit 1810 Primarius am Wiener Allgemeinen Krankenhaus. Schikaniert, ging er 1818 als Professor nach Berlin, wo er später Obermedizinalrat und 1822 Generalstabsarzt der Armee wurde. Das gesamte preußische Medizinalwesen wurde durch ihn reformiert. Vgl. Theodor Puschmann, Die Medicin in Wien während der letzten hundert Jahre, Wien 1884, S. 158ff.; Aug. Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte, V, (Wien 1887), S. 127ff.

[104]) Charlotte von Greiner wurde laut Totenprotokoll zu Brod in Slavonien 1739, womit sich oben I, S. 440 Anm. 9 berichtigt, als die Tochter des Leutnants Friedrich Hieronymus (I, S. 439, Anm. 8) geboren, verlor bald ihre Mutter und 1744 zu Wien ihren Vater (oben I, S. 7). Der Waise nahm sich die Kaiserin Maria Theresia an, ließ sie, die früher Protestantin war, im katholischen Glauben aufziehen, durch Isabella Duplessis unterrichten und bestimmte sie zur Vorleserin, welchen Dienst sie 1762 oder früher antrat (vgl. I, S. 7ff. mit Anm. 11, 14). Ganz auf sich selbst gestellt, im Dienste manches Unangenehme mitmachend, obwohl sie als die rechte Hand der Kaiserin von vielen mag beneidet worden sein, entwickelte sich in ihr jene Charakterfestigkeit und Willensstarrheit, mit denen sie später als Hausfrau nicht nur ihren Gatten und ihre Tochter (I, S. 132, 199, 245f., 321), sondern auch ihren Schwiegersohn Pichler (I, S. 499) knechtete, und welche sie befähigten, stets das Heft in der Hand zu haben. Nach einer vorübergehenden, unglücklichen Liebe zu Ignaz v. Sauttermeister (I, S. 23) ergriff das alternde, unschöne Mädchen die Gelegenheit, die sich ihr bot, und ehelichte am 20. April 1766 den Hofkriegssekretär Franz Sales Greiner (I, S. 29 mit Anm. 45), um der drükkenden Hofluft zu entkommen und im eigenen Kreise das Szepter der Herrin zu schwingen. Sie errang damit ihre Selbständigkeit, und durch ihre Beziehungen zur Kaiserin, die auch später noch andauerten (I, S. 54f.; II, S. 242), kam ihr, im Amte äußerst tüchtiger Mann zu Einfluß, Würden und Rang. So war beiden geholfen, wenn auch sonst die Charaktere oft nicht zusammen-

stimmen mochten. Er war weich, für die Dicht- und Malkunst empfänglich, ein Humanist, sie scharf, sarkastisch, geistreich (Hormayr, Taschenbuch 1845, S. 112), für das Realistische und die strenge Forschung eingenommen (I, S. 42, 44, 47f.; II, S. 47), beschäftigte sich mit vergleichender Religionsgeschichte (I, S. 48), wandte juridischen Fragen ihre Aufmerksamkeit zu (I, S. 172) und war Frauenrechtlerin im modernsten Sinne, die dem Mann keinerlei Übergewicht über die Frau zugestehen wollte (I, S. 48, 131f., 195). Fünf Kinder, Josef (1767; I, S. 445, Anm. 50), Karoline und Franz Sales (1769; I, S. 445, Anm. 47, 49), Franz Xaver (1772; I, S. 446, Anm. 51) und Rosine (1777; I, S. 455f., Anm. 103, 106), entsprossen dieser Ehe, von denen aber nur zwei (Karoline und Franz Xaver) das Kindesalter überdauerten. Frau Greiner war als Hausfrau und Mutter musterhaft (I, S. 145), nicht aber als Gattin. Gleich nach der Verehelichung ging es im Hause Greiner still zu (I, S. 31), aber als Greiner 1773 Hofrat geworden war, da wurde sein Haus dank seiner und seiner Gattin trefflichen gesellschaftlichen Eigenschaften, dank ihres Geistes und infolge seiner Stellung, die stets einen Schwarm von Parasiten im Gefolge hat, ein gesellschaftlicher Mittelpunkt Wiens. Die bedeutendsten geistigen und gesellschaftlichen Spitzen Wiens erschienen in diesem Salon, kein Fremder von Rang und Namen versäumte es, hier zuzusprechen, um der geistreichen Hausfrau, die mit Lavater und Klopstock im Briefwechsel stand (oben S. 404 mit Anm. 579), seine Aufwartung zu machen und den einflußreichen Hofrat sich zu verpflichten (vgl. über die Gesellschaften und deren Besucher I, S. 38ff., 48f., 53, 82f.). Obwohl Frau Greiner der Dichtkunst und den schönen Künsten abhold war (I, S. 47), so hörte sie doch gerne Gedichte vortragen (I, S. 44) und war erfreut, wenn die verschiedenen Literaten, die bei ihnen verkehrten und die sie und ihr Mann durch Subskription von deren Werken vielfach unterstützten (I, S. 654), ihre Schöpfungen in ihrem Hause zur Vorlesung brachten (I, S. 44). Diese Neigung wurde für sie verhängnisvoll; als L. L. Haschka 1776 in die Gesellschaft eingeführt wurde und der Hausfrau 1777 ein schwulstig-bombastisches Gedicht (Abdruck: I, S. 655ff.) gewidmet hatte, da entspann sich zwischen der 38jährigen Frau, die sich von ihrem, mit Amtsgeschäften überbürdeten Mann vernachlässigt fühlen mochte, und dem 28jährigen Haschka ein Liebesverhältnis (Gugitz, Grillp. Jb. XVII, S. 53ff., 74). Haschka wurde Hausgenosse (I, S. 46, 56, 72), was freilich zu manchen Verdrießlichkeiten und schließlich zur Entfernung Haschkas führte (I, S. 75); dies hinderte aber nicht, daß das Verhältnis noch 1792 andauerte (Gugitz, a. a. O. XVII, S. 54f.) und Haschka nach wie vor Freund des Hauses war.

Nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia verlor Hofrat Greiner seinen Einfluß, aber seinem Haus blieb doch infolge der Persönlichkeit seiner Frau die Bedeutung, die es früher gehabt hatte (I, S. 64). Diese hielt wöchentlich einige Male eine Art gelehrte Akademie ab (Gugitz, XVII, S. 53; oben I. S. 454: 90), die auch mit Klopstock in Verbindung kam, dessen Ode „An den Kaiser!" man Kaiser Josef II. überreichen ließ, was zu einer Demütigung Klopstocks führte (Gugitz, XVII, S. 64f.). Ein Brief des letzteren, den die Hofrätin Greiner, wie aus verschiedenen Stellen ihrer Korrespondenz mit Klopstock hervorgeht (oben Anm. 579), Kaiser Josef übermittelte, dürfte mit dieser Sache in Verbindung stehen. Nebst ihrer gesellschaftlichen Rolle, die sie damals spielte, ihrer Korrespondenz mit Lavater, der auf Grund ihrer Silhouette ein Urteil über sie abgeben wollte und dem sie 1782 ihre näheren Lebensumstände mitgeteilt hatte (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1838, S. 3, 10), widmete sie sich hauptsächlich der Erziehung ihrer Tochter, die sie äußerst streng zur Häuslichkeit anhielt (I, S. 126, 145ff.), wofür ihr diese 1803 in der Widmung ihrer „Idyllen" den innigsten Dank aussprach (I, S. 536) und bis in ihr spätes Alter dankbar war (I, S. 148f.). Sie redete später ihrer Tochter die Liebe zu Joh. Bapt. von Häring aus dem Kopfe (I, S. 87), sie erkannte die Haltlosigkeit des Verhältnisses zwischen Ferdinand Baron Kempelen und ihrer Tochter (I, S. 126) und sie überwachte deren Lektüre (I, S. 139f.). Gegen die Heirat mit Pichler hatte sie nichts einzuwenden (I, S. 184f.), setzte es aber durch, daß, da sie augenleidend war (I, S. 146; II, S. 46), die Tochter auch nach ihrer Verehelichung im gemeinsamen Haushalte verbleiben mußte (I, S. 187, 193). Den Sohn begünstigte sie mehr als die Tochter, wie aus der Zustimmung zur Abhaltung seines literarischen Zirkels in ihrem Hause hervorgeht (I, S. 171ff.), war aber, wie dies alle Mütter sind, gegen dessen Verehelichung (I, S. 206). In diese Zeit fallen noch Reisen nach Oberösterreich, die sie 1782 und 1792 mit ihrem Manne unternahm (I, S. 163ff.), und eine Reise nach Brünn (II, S. 103).

Als Hofrat Greiner 1798 starb, da waren Einschränkungen nötig, der glänzende Haushalt wurde aufgelöst und ein stilles, aber trautes Heim im neugekauften Hause in der Alservorstadt geschaffen (I, S. 225). Hier erlebte Frau Greiner den Schmerz, ihre Schwiegertochter (1799) und ihren Sohn (1804) durch den Tod zu verlieren. Der letzte Schlag warf sie aufs Krankenlager (I, S. 257f.), doch erholt, pflegte sie die alte Geselligkeit wieder, wenn auch ihre Freundinnen (einer gedenkt K. Pichler II, S. 324 besonders), wie ihre Tochter selbst bei der Schilderung des Empfanges der Frau von Staël (I, S. 318, 319f., 321) und sonst (I, S. 337)

zugibt, nicht gerade besonders geistreich waren. Die Gesellschaft war ihr Element (I, S. 250), ohne dieses konnte sie nicht leben. Liebenswürdigen Schmeicheleien war sie auch jetzt noch zugänglich, dies beweist Streckfuß, der 1805 Hausgenosse wurde (I, S. 265), weil er ihr seine „Ruth" mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken zugeeignet hatte (I, S. 556, Anm. 441). Bald darnach widmete er ihr zu ihrem Namenstage nochmals ein Gedicht (I, S. 554). Trotz ihres Alters war sie auch jetzt noch tatkräftig und unerschrocken, wie ihr Verhalten während der Franzoseninvasionen von 1805 und 1809 (I, S. 275, 336f.) und ihre Teilnahme an den Reisen ihres Schwiegersohnes und ihrer Tochter (I, S. 266, 287, 369) zeigen. Erst seit 1811 verließ sie Wien nicht mehr (I, S. 394f.; II, S. 14), war aber geistig bis in ihre letzten Tage äußerst regsam und wie früher der Mittelpunkt der Gesellschaft, der sie oftmals interessante Berichte aus den Tagen der Kaiserin Maria Theresia gab. Hormayr nennt sie geradezu die „unschätzbarste Quelle für Charakteristik und Geschichte Theresias" (Taschenbuch 1845, S. 112). Viele dieser Berichte hat Karoline Pichler in den „Zeitbildern", den „Denkwürdigkeiten" und im Roman „Elisabeth von Guttenstein" (II, S. 311f.) verwertet.

Kein Fremder, der die berühmte Tochter besuchte, durfte an der Mutter achtlos vorüberschreiten, sondern mußte ihr die entsprechende Würdigung angedeihen lassen und sich mit der, die französische Sprache trefflich beherrschenden (I, S. 320) Matrone unterhalten. Wir wissen dies von Zacharias Werner (I, S. 305), Frau von Staël (I, S. 321), Denon (I, S. 356), Körner (I, S. 390f.) und anderen (II, S. 39). Verehrt von vielen Gästen, so Collin (I, S. 297f.), Arneth (II, S. 94), Hormayr (Briefe an die Pichler: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 271f., 311) u. a., geliebt von ihrer Tochter (I, S. 327; II, 46f.), die ihr manches große Opfer gern und willig brachte, lebte sie gesund und geistesfrisch (II, S. 46) ihre letzten Jahre dahin, bis unerwartet am 19. Jänner 1815 abends ein Schlaganfall eintrat, der sie am 21. Jänner im 76. Lebensjahre den Ihren und der Welt entführte (II, S. 49ff.; Totenprotokoll der Stadt Wien. 1815, Buchst. C. G. K., Fol. 7b). Das Nachlaßvermögen war für die damalige Zeit nicht gering, es betrug 50 084 fl. 2¼ kr. CM. (Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V, Nr. 12 ex 1815). Eine Uhr aus dem Nachlaß kam an Otto Ignatius (II, S. 111). Die Beisetzung der Frau von Greiner erfolgte am Währinger allgemeinen Friedhof (Hampeis, Chronologische Epigraphik der Friedhöfe Wiens. S. 201, Nr. 54), wo heute noch Trümmer ihres einfachen Grabsteines zu sehen sind, während ihre irdischen Reste im September 1901 exhumiert und im Ehrengrabe ihrer Tochter am

Wiener Zentralfriedhof beigesetzt wurden. So ruhen sie denn im Tode nach langer Trennung wieder beisammen, die sich im Leben so innig geliebt.

Wenn Karoline Pichler, die in den „Denkwürdigkeiten" ihrer Mutter das schönste Denkmal setzte, diese selbstständig, geistreich, verständig, hochgebildet, scharfsinnig und verehrungswürdig nennt (I, S. 299, 319, 360; II, S. 49, 52), so hat sie nicht etwa in kindlicher Liebe über das Ziel geschossen, denn auch von anderer Seite fielen nach ihrem Tode ähnliche Urteile. So hat Hormayr noch 1822 von einer „geistvollen, bestimmten und durchaus niemals Tombak für Gold quittierenden" Frau gesprochen (K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 311), nachdem er bereits 1814 von ihr sagte (ebd. XII, S. 256), daß sie eine „durch seltenen Charakter, vielseitiges Wissen und große Erfahrungen merkwürdige Frau" sei. Die Nachwelt hat sie und ihren Mann vergessen. Nur ein einziger Zeitungsartikel, der aber viel zu stark aufträgt und manches phantasievoll ergänzt, erschien aus der Feder von F. Sch(ütz) im Laufe der Zeit über ihre Persönlichkeit (Bilder aus Altwien. [Die Hofrätin Greiner.] Neue Freie Presse. Wien, Nr. 15234f. vom 18. und 19. Jänner 1907. Feuilleton). Die Gemeinde Wien, die sonst so viele ephemere Erscheinungen wenigstens in Straßennamen fortleben läßt, hat diese, in Wien einst vielbedeutende Frau und ihren, um Wien nicht unverdienten Mann nicht einmal durch eine Straßentafel geehrt. Sic transit gloria mundi!

Ihre äußere Erscheinung, bei der von Schönheit gewiß nicht gesprochen werden durfte, die aber in den scharfen und prägnanten Gesichtszügen die Energie und Tatkraft dieser Frau erkennen ließ, spiegeln zwei erhaltene Bildnisse (unsere Nr. 3 und 40) wider. Ein drittes Porträt, eine Miniatur, die 1907 noch vorhanden war, ist heute verschollen. F. Schütz (a. a. O., Nr. 15234) gab folgende Beschreibung davon: „Nicht die Milde, die Strenge der deutschen Hausfrau atmet dies Konterfei. Frau Greiner trägt ihr Haar, das in Locken lose zum Nacken niederfällt, nach der Mode der großen Revolution, während ihr Kleid den Schnitt der Staatsrobe der Kaiserin Maria Theresia zeigt. Ursprünglich leuchtete dies Kostüm in hellem Weiß; Karoline Pichler tauchte dessen Farbe, mit Rücksicht auf die Jahre Mamas, in ein feierliches Schwarz; hell und licht blieb nur der Schleier von belgischen Spitzen, die damals österreichische waren, auf dem mütterlichen Haupt und ein Band, das ihre Taille fest umschließt. Auch das Haar der Hofrätin ist schon gebleicht, ihr graues, katzenartig schimmerndes Auge blickt dagegen jugendlich, Wange und Stirne sind rosig angehaucht, und die energischen Züge um den Mund verraten, wer im Hause der Greiner das Regiment geführt."

[105]) Ferdinand Graf Pálffy von Erdöd (1774—1840) wurde im Februar 1811 zum Hoftheaterdirektor ernannt, legte aber bereits im August 1812 den Pachtvertrag zurück. Im März 1814 übernahm er neuerdings die Theater, doch erlitt er trotz Zuschüssen schwere Verluste, so daß er Ende März 1817 die Pachtung wieder aufließ. Das Theater an der Wien führte er weiter, ging aber 1824 ganz zugrunde (vgl. Wurzbach, XXI, S. 202ff.; Teuber-Weilen, II, 2, 1, S. 181ff. mit Bild und II, 2, 2, S. 5ff.).

[106]) Franz Josef Freiherr von Bretfeld-Chlumczansky, Herr auf Wesseliczko, Klein Zbieschitz und Swatkowitz, Ritter des Johanniterordens und Doktor der Philosophie, war am 28. April 1777 in Prag geboren worden (Genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser, III, [Gotha 1853], S. 52). 1807 wurde er Staats- und Konferenzoffizial mit dem Titel eines Regierungssekretärs in der Staats- und Konferenzratskanzlei in Wien (Hof- und Staats-Schematismus, 1808, S. 159), 1811 Wirklicher Hofsekretär in der Staatskanzlei für auswärtige Angelegenheiten (ebd. 1812, S. 170), 1816 Wirklicher Staatskanzleirat und k. k. Kämmerer (ebd. 1817, I, S. 80, 197), 1819 Schatzmeister des Sternkreuzordens (ebd. 1820, I, S. 161) und 1820 Ehrenmitglied der k. k. Akademie der bildenden Künste (ebd. 1821, I, S. 204). In den Studienjahren 1819/20 und 1820/21 bekleidete er das Amt eines Dekans der philosophischen Fakultät an der Wiener Universität (ebd. 1820, II, S. 88; 1821, II, S. 94), der er seit 1810 als Mitglied angehörte (ebd. 1811, S. 167). 1836 ging er mit dem Titel eines Hofrates in Pension und 1838 legte er die Stelle eines Ordensschatzmeisters zurück. Er starb in seinem eigenen Hause auf der Wasserkunstbastei (Nr. 1191) in Wien am 23. November 1839 unverheiratet, seine Neffen zu Erben einsetzend (Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V, Nr. 196 ex 1839). Bretfeld arbeitete auf historischem Gebiete und besaß große Sammlungen (Bücher, Münzen, Medaillen, Papiergeld, Kupferstiche usw.; vgl. Wurzbach, II, S. 137ff.: Geburts-, Sterbe- und andere Daten fehlen; F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller, Künstler und Dilettanten im Kunstfache. Wien 1821, S. 90ff., 146ff., 193ff., 291ff.).

Eine Charakteristik von Bretfeld-Chlumczansky entwirft Schönholz (Traditionen zur Charakteristik Österreichs, II, [München 1913], S. 137ff.); ein kurzer Nachruf steht im: Almanach für das Jahr 1841. Den Bürgern und Bewohnern der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien gewidmet von Karl Rohr. Wien 1841. S. 143f. Metternich soll von ihm gesagt haben: „Bretfeld hat ein Brett vor dem Kopfe“ (Karl Ludwig Costenoble, Aus dem Burgtheater 1818—1837, II, [Wien 1889], S. 88; L. A. Frankl, Erinnerungen, S. 253), was zur Bemerkung der Pichler (oben S. 53) passen würde. Hammer-

Purgstall und Hormayr sprechen von Bretfeld, der auch gegen Grillparzers „Ottokar" intrigierte (unten Anm. 320, 324), ebenfalls nicht schmeichelhaft (vgl. W. Chézy, Erinnerungen aus meinem Leben II, [Schaffhausen 1863], S. 73f.; Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 308f.). Auch Julius Schneller (Hinterlassene Werke, I, [Leipzig 1834], S. 185, 186, 188, 190) machte mit ihm ebenfalls nicht die besten Erfahrungen. Vgl. noch Fournier, Die Geheimpolizei usw., S. 493 Reg.

[107]) Diese beiden Absätze stehen undurchstrichen in der Handschrift, wahrscheinlich hatte sie beim Druck die Zensur nicht durchgehen lassen. Der Druck hat dafür (III, S. 59f.): „Nun sollte es dort zur Aufführung kommen; da zeigte es sich aber, daß Rücksichten für ein leicht zu reizendes und zu schonendes Nationalgefühl die Aufführung dieses Stückes auf diesem Theater nicht wohl zulässig machten. — Lange darnach wurde es unter dem Titel: „Christian von Dänemark", und mit demgemäß veränderten Lokal- und Personenbezeichnungen, ein- oder höchstens zweimal auf dem Theater an der Wien aufgeführt. In dieser Gestalt, entkleidet von seinem eigentümlichen Kostüm, charakteristischer Individualität und vaterländischem Interesse war es aber ein wahres Unding. Ich sah es mir gar nicht an; denn ich hätte mich nur geärgert."

Besonders hatte sich Schreyvogel um das Stück bemüht; er las „Ferdinand II." am 15. Dezember 1814 und fand ihn anwendbar (Tagebücher. Hg. von K. Glossy, II, S. 83); am 22. Jänner 1815 revidierte er ihn mit Regierungsrat Pichler, um ihn doch bei der Zensur durchzusetzen (ebd. II, S. 90), doch bereits am 8. Februar meldete er, daß ihn die Zensur nicht erlaubte (ebd. II, S. 92); auch weiterhin bemühte er sich in dieser Angelegenheit, so war er am 9. Juli wegen dieses Stückes bei der Pichler (ebd. II, S. 114); schließlich aber schrieb er am 22. August in sein Tagebuch „Der Ferdinand ist doch verboten" (ebd. II, S. 121). Das Verbot regte auch den in Brünn befindlichen Freiherrn von Hormayr, wie aus verschiedenen Briefen an die Pichler hervorgeht, sehr auf, war er doch gewissermaßen Pate des Stückes, hatte der Pichler die Quellen besorgt und manchen Wink gegeben, es noch im Manuskript Ende Dezember 1814 und anfangs Jänner 1815 in Brünn mit mannigfaltigem Vergnügen und hohem Genuß gelesen, sowie den Salms vorgetragen (Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 258, 260f., 265ff., 273, 279f., 287) und sie „als die erste und edelste Genossin und Gehilfin" auf der von ihm betretenen Bahn anerkannt (ebd. S. 270). Er sah mit der Pichler (oben S. 53) in Ridler den ersten Urheber aller Schwierigkeiten und teilte entsprechende Seitenhiebe auf ihn aus (Jb. XII, S. 283, 305f.). Er wollte die Öffentlichkeit

mit dem Stück bekannt machen, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, daher er im Oktober 1815 eine Szene in seinem „Archiv" abdrucken wollte (ebd. S. 287), doch wurde auch daraus nichts. Eine Besprechung des Stückes, die er im Dezember 1815 abfaßte und die im Jänner 1816 erschien (Hormayrs Archiv VII, [Wien 1816], S. 10ff.), sollte das Unsinnige des Widerstandes gegen die Aufführung zeigen, doch die Zensur zwang ihn, im Schlußpassus (S. 16) geradezu das Entgegengesetzte zu sagen, wodurch der Zweck der Anzeige verhindert wurde (Jb. XII, S. 292, 293, 295, 297, 309). Von der Ansicht ausgehend, daß das Stück in Wien zur Aufführung zugelassen werde, wenn es zuerst in der Provinz gegeben wird (ebd. S. 306), brachte er es mit Hilfe seines Freundes Ignaz Kollmann zuwege, daß das Stück, aber mit dem unverfänglicheren Titel „Wankelmuth und Vertrauen", im Juli 1816 in Graz zum Benefiz des Hofschauspielers Moreau unter lebhaftem Beifall der Grazer zweimal aufgeführt wurde (ebd. XII, S. 305; Der Aufmerksame, Graz 1816, Nr. 85; Schnellers Brief an die Pichler vom 10. Jänner 1817: Schneller, Hinterlassene Werke, I, S. 272). Schneller führte das Stück in Graz zum Besten der Elisabetherinnen 1817 mit Dilettanten auf, wozu Karoline Pichler einen Prolog schrieb (Schneller, ebd. I, S. 263 [Prolog: Schon zwei Jahrhunderte sind in dem Meer], 272). Ebenso war Hormayr für den Druck bedacht und beteiligte sich an der Vorrede (Grillp. Jb. XII, S. 284). Bereits im April 1815 regte er eine Aufführung des Ferdinand im Pichlerschen Hause an (ebd. XII, S. 278), die denn auch als Lesung mit verteilten Rollen im Frühjahr 1816 zustande kam (oben S. 85f.). Noch 1819 gab er anonym seinen Unmut über diesen Zensurunfug Ausdruck (Stuttgarter Morgenblatt 1819, Nr. 63 = Sauer, Gespräche II, S. 101).

Die Aufführung des Stückes als „Christian, König von Dänemark oder: Fürstenmuth und Unterthanentreue" erfolgte am Wiedner Theater in Wien am 4. November 1818 zum Namensfest der Kaiserin. Trotzdem vieles gestrichen war und das Stück durch die metamorphisierende Bearbeitung viel verloren hatte und unklar wurde, gefiel es doch durch die Kraft des ansprechenden Stoffes und wurden mehrere Momente mit lautem Beifall belohnt, wie eine Kritik (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, III, [Wien 1818], S. 1095f.) hervorhebt, die auch die Darstellung (Heurteur, Rüger, Demmer, Hennig, Mlle Resch) als im ganzen gelungen bezeichnet. — Die Anzeige in der „Wiener allgemeinen Theaterzeitung" (1818, S. 536) erkennt die Verlegung der Handlung nach Dänemark, sowie die verschiedenen anderen Abänderungen als schädlich, dafür fließen aber die Jamben verständlich dahin. Die Charaktere sollten bestimmter gehalten sein und mehr

voneinander abstechen, auch seien die ersten Akte zu gedehnt und die Exposition ohne entsprechende Situation. Die Vorstellung mißfiel nicht, aber die zweite Aufführung fand vor leerem Hause statt. Die Darstellung war gut, besonders ragten Demmer und Heurteur hervor. — Eine dritte Anzeige, von Joh. Gunz verfaßt, brachte „Der Sammler“ (X, [Wien 1818], S. 543); diese befaßte sich hauptsächlich mit der Frage, ob die Übertragung ins nordische Milieu gelungen sei, und beantwortete diese mit: „daß wir auch nicht einen Moment fanden, der sich gegen die Natur des Zeitraumes und gegen die Charakteristik des Nordens verstoßen hätte“; die Darstellung wird gelobt, insbesondere Heurteur (König), Demmer (Oberst) und Dlle Resch (Marie). In der gleichen Nummer (ebd. X, S. 543) findet sich aber auch folgende geharnischte „Erklärung“ der Pichler vom 5. November 1818:

„Mit Erstaunen vernahm ich, daß das gestern auf dem Theater an der Wien aufgeführte Stück: Christian, König von Dänemark, nichts anders als mein Schauspiel: Ferdinand der Zweyte sey, neu bearbeitet und mit Verwischung aller Localitäten und Individualitäten von Österreich nach Dänemark verpflanzt. Ich erkläre hiermit, daß ich an einer solchen Art von Darstellung gar keinen Antheil habe, und daß sie ganz ohne mein Wissen und Wollen unternommen worden ist.“

[108]) Die Schlacht bei Waterloo, in der Napoleon vollständig aufs Haupt geschlagen wurde, fand am 18. Juni 1815 statt. Die Begeisterung, welche die vor dem 26. Juni nach Wien gelangte Nachricht (vgl. Wiener-Zeitung, 1815, Nr. 177 und 181, S. 697 und 714) auslöste, schildert die Pichler oben S. 73.

[109]) Napoleon starb am 5. Mai 1821 an Magenkrebs auf St. Helena.

[110]) Vgl. oben I, S. 261ff., 283, 285f.

[111]) Streckfuß, damals sächsischer Finanzrat, kam am 9. Oktober 1814 gleichzeitig mit dem sächsischen Obersten von Miltitz aus Dresden nach Wien (Wiener-Zeitung, 1814, Nr. 283, S. 1127: Streckfuß in Stechfus verdruckt). Letzterer scheint bald wieder abgereist zu sein, denn zwischen dem 20. und 22. November 1814 finden sich unter den Ankömmlingen in Wien verzeichnet (Wiener-Zeitung, 1814, Nr. 328, S. 1307) Herr Oppel, sächsischer Finanzrat, und Herr von Miltitz, sächsischer Rat und Oberst. — Gemeint ist Dietrich von Miltitz (1769—1853), der seit 1792 im sächsischen Militärdienst stand, 1814 an der Blockade von Mainz als Oberst der sächsischen Freiwilligen teilnahm, zurückgekehrt, Gouvernementsrat wurde und sich dann eifrig bemühte, die Teilung Sachsens zu verhindern; Februar 1815 trat er als Oberst in preußische Dienste und wurde schließlich General (vgl. Poten in: Allgemeine Deutsche

Biographie. XXI, S. 759). Vgl. noch August Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Wien 1913, S. 178 (Stechfuß[!]), 503 Reg. (Miltitz).

[112]) Franz Xaver Freiherr Schlechta von Wschehrd (1796 bis 1875) diente im Finanzministerium, wo er es bis zum Sektionschef brachte. In seinen jungen Jahren veröffentlichte er lyrische und epische Werke. Vgl. Wurzbach, XXX, S. 63ff. und Goedeke,[1] III, S. 819 : 419.

[113]) Franz Maria Nell Freiherr von Nellenburg-Damenacker (1795—1852) seit 1816 im Staatsdienste, kam 1828 als Hofsekretär zur allgemeinen Hofkammer, wurde hier 1835 Hofrat und später Vorstand der Bundeskassenverwaltung in Frankfurt am Main, in welcher Stadt er starb. Er arbeitete auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und Geschichte und betätigte sich als Novellist mit Erfolg. Vgl. Wurzbach, XX, S. 169f. und Goedeke, [1] III, S. 734 : 209 und 847 : 453.

[114]) Franz Edler von Habermann, Schlachtenmaler, wird von Wurzbach (VI, S. 118b) nur ganz kurz erwähnt, der Gemälde aus den Jahren 1828 und 1833 anführt. Habermann, ein Prager, wurde 1818 k. k. Staatsratsoffizial in der Staatsratskanzlei (Hof- und Staatsschematismus, 1819, I, S. 197), 1823 wirklicher Hofsekretär in der k. k. allgemeinen Hofkammer (ebd. 1824, I, S. 253), 1831 Hofrat bei dieser Stelle (ebd. 1832, I, S. 249), als solcher 1835 außerordentlicher Rat der k. k. Akademie der bildenden Künste (ebd. 1836, I, S. 242; vgl. auch Karl v. Lützow, Geschichte der k. k. Akademie der bildenden Künste, Wien 1877, S. 182) und 1836 Mitglied des k. k. Obersten Gefällsgerichtes (ebd. 1837, I, S. 282). 1832 erhielt er den russischen Stanislausorden II. Klasse (ebd. 1833, I, S. 248), 1855 den österreichischen Leopoldorden und ging 1856 in Pension (ebd. 1856, I, S. 48; 1857, I, S. 51). Er starb am 2. März 1866, 77 Jahre alt, an Gehirnentzündung (Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1866, Buchst. H., Fol. unbez.).

[115]) Albrecht von Haller (1708—1777) ließ sich 1729 als Arzt in Bern nieder und war seit 1736 Professor in Göttingen; von 1753 ab ist er wieder in seiner Vaterstadt; schließlich leitete er das gesamte Sanitätswesen der Schweiz. Als Dichter machte er sich durch seine „Alpen" bekannt, aus denen die Pichler einige Stellen zitiert (oben I, S. 12 u. 70). Auch sonst las sie ihn (I, S. 128). Vgl. Goedeke, IV, S. 14ff.

[116]) August Gottlieb Hornbostel (1786—1838), Hausarzt in der k. k. Ingenieurakademie, schrieb unter dem Pseudonym O. Ernst Bohl; er verfaßte zwei Dramen, die am Burgtheater aufgeführt wurden (Wurzbach, IX, S. 299); vgl. den eingehenden Aufsatz von

Egon von Komorzynski (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, XIV, [Wien 1904], S. 60ff.) und Goedeke, X, S. 255f.

[117]) Ernst Freiherr von Feuchtersleben (1806—1849) hielt seit 1844 an der Wiener Universität Vorlesungen über ärztliche Seelenkunde. Oktober 1847 Vizepräsident der medizinisch-chirurgischen Studien geworden, übernahm er im Juli 1848 das Unterstaatssekretariat im Unterrichtsministerium. Er war auf medizinischem und schöngeistigem Gebiete schriftstellerisch tätig. Vgl. Wurzbach, IV, S. 210ff. — Feuchtersleben rechtfertigte 1836 Rahel und Bettina gegen Pichlers Angriffe (Blätter für Literatur, Kunst und Kritik. Hg. von J. P. Kaltenbaeck, II, [Wien 1836], S. 249ff., 257f.; dazu Pichlers Brief an L. A. Frankl in Frankls Sonntags-Blätter, III, S. 32). Sein Werk „Diätetik der Seele" (1838) fand Pichlers Gefallen, da sie manchen Grundsatz des Seneca darin wieder antraf (Pichlers Brief an Frankl, a. a. O. III, S. 32).

[118]) Zacharias Werner kam, nachdem er im April 1811 in Rom zur katholischen Kirche übergetreten war, im August 1814 nach Wien, wo er abwechselnd in verschiedenen Klöstern lebte und mit dem Redemptoristen, dem hl. Klemens Maria Hoffbauer in Freundschaft verbunden war; er starb in Wien am 17. Januar 1823 (vgl. über diese Wiener Zeit E. Vierling, Zacharias Werner. Paris 1908, S. 284ff.; Schütz, Zacharias Werners Biographie und Charakteristik. I, [Grimma 1841], S. 84ff.). — Über seine merkwürdigen Predigten, die vom Geiste Abraham a Sancta Claras durchdrungen waren, haben wir mehrere Berichte, so vom Grafen de la Garde (Gemälde des Wiener Kongresses. Hg. von Gust. Gugitz, II, [München 1912], S. 329ff.), von der Baronin du Montet (Souvenirs, [2] Paris 1904, S. 117ff.) u. a., die alle darin übereinstimmen, daß Werner die größten Plattheiten und Ungereimtheiten in seinen Predigten mit der Auslegung der hl. Schrift vermischte, daß er die alltäglichen Vorgänge heranzog und doch durch das Feuer seiner Beredsamkeit große Erfolge erzielte. Seine Predigtweise war theatralisch und als ihn der Schauspieler Karl Töpfer einmal (1818) im Burgtheater nachahmte, hatte dieser großen Erfolg damit (vgl. K. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater, I, S. 30). Vgl. über Werners Predigten noch E. Vierling, S. 286ff.; Julius Schneller, Hinterlassene Werke, III, (Leipzig 1834), S. 119ff. (über Predigten in Maria-Trost bei Graz und bei den Ursulinerinnen in Wien); Schütz, I, S. 84f. ;Schönholz, Traditionen. Hg. von G. Gugitz, II, S. 126ff. und Aug. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß, Wien 1913, S. 509 Reg.

[119]) Über eine andere Predigt auf den hl. Augustin, die Werner 1818 oder 1819 in Perchtoldsdorf bei Wien hielt, berichtet Sebastian Brunner (Woher? Wohin? II, [Wien 1855], S. 46ff.). Auch diese zeigte Werners Eigenart in vollem Maße. — Zu Werners

Jugend und über seine Ausschweifungen während dieser Zeit vgl. Vierling, S. 20ff. und Schütz, I, S. 8, doch muß dazu bemerkt werden, daß Werners Mutter unfähig war, ihren Sohn in frühester Jugend zu leiten (Vierling, S. 7ff.).

[120]) Matthäus 3, 7—9.

[121]) Johann Matthias Schroeckh, Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte, Bamberg 1777; [5] Berlin 1795.

[122]) Georg Christian Raff, Naturgeschichte für Kinder, Göttingen 1778; [2] 1780; [3] 1781; [4] 1783. — Geographie für Kinder, zum Gebrauche für Schulen, Göttingen 1780; [2] 1783; [3] 1785.

[122a]) Karoline Pichler dürfte Werners „An die Deutschen. Epilog zur Weihe der Kraft" (Im Jahre 1806: Ausgewählte Schriften, I, [Grimma 1840], S. 131f.) im Auge haben, wo es Str. 4 heißt:

> Jetzt rettet euch zum einzigen Asyle:
> Zum Glauben flieht, entflieht dem leeren Meinen,
> Das Rechte tut und das Gerechte — duldet!

[123]) Josef Freiherr von Hammer-Purgstall (1774—1856), der berühmte Orientalist von schier unheimlicher Produktivität, war seit 1807, wo er auch bei der Pichler eingeführt wurde (Hormayr, Taschenbuch, XXXIV, S. 124), der Staatskanzlei in Wien zugeteilt, nachdem er früher im Orient tätig war. 1811 wurde er Staatskanzleirat und Hofdolmetsch, verliebte sich 1815 in Lotte Pichler und hielt um deren Hand an, welche sie aber ausschlug (oben S. 82f.). Er heiratete dann 1816 Karoline von Henikstein (oben S. 83 mit Anm. 146), wurde 1817 Hofrat, erhielt 1819 das Ritterkreuz des Leopoldordens, erbte 1835 Hainfeld und wurde im selben Jahre vom einfachen von Hammer zum Freiherrn von Hammer-Purgstall erhoben. 1847 wurde er der erste Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften, die er begründen half. Er erschloß den Orient nicht nur wissenschaftlich, sondern auch dichterisch. Er war ein aufrechter, unbeugsamer Charakter. Vgl. Wurzbach, VII, S. 267ff.; Goedeke VII, S. 747ff. — Mit Karoline Pichler seit 1807 bis zu ihrem Tode befreundet, war er nicht nur ein aufrichtiger, angenehmer Gesellschafter (oben I, S. 320, 409; II, S. 293, 298, 406), sondern stand ihr auch sonst vielfach ratend zur Seite. Er empfahl ihr 1814 einen Beichtvater (oben S. 64f.), versah sie mit Scotts Werken (oben S. 68) und führte 1832 L. A. Frankl (Erinnerungen. Prag 1910, S. 105) bei ihr ein. — Sie widmete ihm 1820 ihre Übersetzung von Byrons Korsaren (unten Anm. 132), wahrscheinlich als Gegengabe für die Widmung seines Buches „Morgenländisches Kleeblatt bestehend aus parsischen Hymnen, arabischen Elegien, türkischen Eklogen" (Wien 1819). Seine Zueignung lautet:

Freundinn, Dichterinn, Frau! als solche dreymahl verehret,
Weil du glücklich vereinst Sitte mit Geist und Gemüth,
Nimm als Opfer des Freunds dieß seltene östliche Dreyblatt
Von saracenischem Klee, medischem, türkischen auch.

Schon früher hatte ihm die Pichler ein Stammbuchblatt (In Herrn Hofraths von Hammer Stammbuch: S. W. [2] XVI, S. 107f.) gewidmet, worin sie ihn als Vermittler der orientalischen Dichtung feiert, seine Güte und Treue in der Freundschaft hervorhebt. Bis zu Pichlers Lebensende war er ein gern gesehener Gast (vgl. Frankl, Erinnerungen, S. 107). Sein Sohn Max spielte mit den jungen Pelzelns zusammen im Pichlerschen Hause auf dem Dilettantentheater (Franziska von Pelzeln in: Österreichisches Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 56).

[124]) P. Marcellianus Lunger, geboren zu Eggenthal in Tirol am 23. Juli 1751, trat am 25. Juli 1774 zu Lankowitz in Steiermark in den Franziskanerorden und legte am 25. Juli 1775 die Ordensgelübde ab. Er wirkte lange Jahre im Wiener Franziskanerkloster, war Beichtvater des Kardinals Schwarzenberg und starb als Provinzdefinitor am 7. November 1822 in Wien. Sein auf Holz gemaltes Bildnis befindet sich im Wiener Franziskanerkloster (nach frdl. Mitteilungen des Hochw. Herrn P. Burchard Paar, derzeit Guardian im Wiener Franziskanerkloster). — K. Pichler gedenkt ihres Seelenführers und psychischen Arztes, dem sie in den „Briefen über die Stoa“ ein Denkmal setzte (vgl. I, S. 484), noch öfter mit warmen Worten (oben S. 111, 339).

[125]) Eulogius Schneider (1756—1794), Franziskaner, 1789 Professor in Bonn, 1792 Maire in Hagenau, dann Revolutionsapostel, der als Zivilkommissär das Elsaß durchzog, viele der Guillotine überlieferte und schließlich dieser selbst zum Opfer fiel. Er verfaßte sentimentale Gedichte. Vgl. Goedeke, V, 2, S. 414f.: 48.

[126]) Ignaz Aurelius Feßler (1756—1839) gehörte seit 1773 dem Kapuzinerorden an, kam 1781 nach Wien, wurde 1784 Professor in Lemberg und trat aus dem Orden aus. 1791 wurde er Lutheraner und verheiratete sich 1792. Er lebte eine Zeitlang in Berlin und dann in Rußland, wo er schließlich Generalsuperintendent in St. Petersburg wurde. Er schrieb eine größere Anzahl historisch-didaktischer Romane. Vgl. Wurzbach, IV, S. 201ff. und Goedeke, V, 2, S. 493ff.: 12. — Er hatte während seines Wiener Aufenthaltes bei Hofrat Greiner, der ihn förderte, verkehrt (Ign. Feßler, Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. Breslau 1824. S. 156).

[127]) Karl Leonhard Reinhold (1758—1825) gehörte seit 1774 dem Barnabitenorden in Wien an, bekleidete dort die Stelle eines Novizenmeisters und Philosophieprofessors, flüchtete aber 1784

nach Weimar, wurde Protestant und heiratete 1785. Seit 1787 wirkte er als Professor der Philosophie in Jena, seit 1794 in Kiel. Er war ein begeisterter Kantianer. Mit seinen Wiener Freunden blieb er in reger Korrespondenz. Vgl. Wurzbach, XXV, S. 222ff. und Goedeke V, 2, S. 5f.: 7. — Er las auf die Empfehlung Haschkas hin Pichlers Leonore und Agathokles (vgl. I, Anm. 509 und 673).

[128]) John Gibson Lockhart, Memoirs of the Life of Sir Walter Scott, Bart. 7 vol. Edinburgh 1837 und 1838. — Eine andere Ausgabe: Life of Sir Walter Scott, 10 vol. Edinburgh 1839. — Das Werk ist Hauptquelle von: M. Brühl, Walter Scott und seine Freunde, 5 Bde., Leipzig 1839—1841.

[129]) Die Eigenschaften, welche Karoline Pichler an Scott hervorhebt, wirkten auch auf die Zeitgenossen, die seine Romane mit Begeisterung aufnahmen (vgl. Karl Wenger, Historische Romane deutscher Romantiker. Bern 1905, S. 23ff.). Besonders wirkten sie durch die historische Wahrheit und die lebensvollen Gestalten, wenn auch nicht übersehen werden darf, daß die äußere Form überwiegt und das seelische Interesse stark zurücktritt (Wenger, S. 1ff.). Von der Natürlichkeit des Ivanhoe ist K. Pichler ganz entzückt (Brief an die Huber vom 21. April 1821: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 309), ebenso von den anderen Werken (oben I, S. 108). Wenn sie an Scott, dessen Kindlichkeit, Frömmigkeit und reiner Geist sie anspricht, etwas auszusetzen hat, so sind es kleine Spötteleien und nüchtern klare Ansichten den Bräuchen und Mißbräuchen des Mittelalters gegenüber; sie wünscht, daß Scott hier Fouqué gleichen möchte (Brief an die Huber vom 11. Dezember 1819: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 291). Ihre historischen Romane sind mittelbar durch Scott beeinflußt (vgl. oben S. 175), dessentwillen sie mit Eifer ihre Kenntnisse des Englischen auffrischte (oben I, S. 82). Noch kurz vor ihrem Tode las sie Scotts „The lord of the Isles“ (Franziska v. Pelzeln in: Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 56).

[130]) Auch in einem Brief an die Huber vom 11. Dezember 1819 (K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch, III, S. 291) und in einem Brief an Julius Schneller vom 7. Dezember 1819 (Schneller, Hinterlassene Werke, I, S. 277) spricht die Pichler davon, daß ihr Scott lieber sei als Byron.

[131]) Letters and Journals of Lord Byron; with notices of his life by Thomas Moore. (London) 1830; 1831; 1833 u. ö.

[132]) Der Corsar. Eine Erzählung in drey Gesängen von Lord Byron. Aus dem Englischen übersetzt von Caroline Pichler. Wien 1820. Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler. 8⁰. (II) + VIII + VIII + 149 S. mit einem Bild (J. Schmidt sc.). — Gewidmet ist die Übersetzung durch ein Sonett Josef von Hammer, der

der Länder alten und neuen Ruhm kennt, dem die Welt für manche wunderholde Blüte des Ostens den Kranz des Ruhmes reichen wird:

> Doch wer an deiner Freundschaft sich erquicket,
> Der reichet dir mit liebendem Gemüte
> Den Kranz als tiefgefühlter Achtung Zeichen.

In der Vorrede (S. Iff.) weist Pichler darauf hin, daß besonders Frauen von Byron sich angezogen fühlten und ihn vielfach übersetzten; daß auch sie tief ergriffen war; daß sie das Versmaß des Originals beibehielt und nur dem Reim größtenteils entsagte, mit Ausnahme der Strophenausgänge, wo sie aber dann sechsfüßige Jamben einmischte; daß trotz aller Mühe, doch ein paar Stellen unenträtselt blieben; daß sie den Namen Konrad in Curd verwandelte, weil ersterer im gewöhnlichen Leben etwas gemein klingt. — Pichlers Übersetzung liest sich gut und fand vielfach Anklang, so wurde sie noch 1887 neugedruckt (vgl. Cäsar Flaischlen, Centralblatt für Bibliothekswesen, VII, [Leipzig 1890], S. 469). Entstanden ist sie 1819 (vgl. einen Brief an die Huber vom 11. Dezember 1819: K. Glossy, Grillparzer Jahrbuch, III, S. 290; einen eben solchen an Grillparzer vom 19. Mai 1819: A. Sauer, Grillparzers Werke, III, 1 [Wien 1913], S. 189). Prokesch half ihr dabei (Brief an Schneller in dessen: Hinterlassene Werke I, S. 277).

Eine Anzeige der Pichlerschen Übersetzung bezeichnet diese als gelungen (Jahrbücher der Literatur, IX, [Wien 1820], Intelligenznachrichten S. 9). Eine andere sehr ausführliche Besprechung enthält die „Chronik der österreichischen Literatur" (Beilage zu: Vaterländische Blätter für den österr. Kaiserstaat, 1820, S. 105ff., 109ff.). Diese wäscht zuerst Byron von verschiedenen Vorwürfen, die ihm besonders Deutsche machten, rein, kritisiert Goethes Manfred-Übersetzung, sowie andere Übersetzer (Adrian, Pastor Theremin, Theodor Hell), denen sie Fehler nachweist, und preist schließlich Byron selbst als Übersetzer. Hierauf wendet sie sich der Pichlerschen Übersetzung zu und meint, daß Byron daran keine Freude haben würde. Bereits ihre Übertragung des „Far thee well!" (vgl. Anm. 134) zeigte schlimme Mißverständnisse und auch im Korsaren ist der richtige Sinn oft nicht wiedergegeben, was an Beispielen eingehend belegt wird; andererseits gelinge ihr aber wieder manche schwierige Stelle trefflich, so ist Medoras Lied im 1. Gesang „mit viel Zartheit und Wahrheit übertragen". — Karoline Pichler selbst empfand den Mangel ihrer Übersetzung, da sie dem Reim entsagte, und als die Übertragung des Korsaren und des Lament of Tasso von Josef Emanuel Hilscher erschien, da war sie ganz entzückt davon und kannte dessen Superiorität als Übersetzer in einem Briefe an A. L. Frankl neidlos an (Album,

Zum Besten der durch die Überschwemmungen im Frühjahre 1845 in Böhmen Verunglückten. Wien 1845, S. 80, 81).

Was Karoline Pichler, wie so viele andere Frauen an Byron anzog, war die Schönheit seiner Sprache, die tiefe Verzweiflung und sein Heldentypus (vgl. darüber Wilhelm Ochsenbein, Die Aufnahme Lord Byrons in Deutschland. Bern 1905, S. 44ff., 79; oben S. 255).

Über 14 andere Übersetzungen des Korsaren vgl. Cäsar Flaischlen (a. a. O.), der die deutschen Byron-Übersetzungen bibliographisch zusammenstellte. Über eine polnische Verarbeitung des Korsaren in ein Trauerspiel vgl. oben S. 271. — Die Pichler übersetzte außerdem noch 3 Gedichte Byrons, die in der „Aglaja" erschienen (vgl. Anm. 134).

[133]) Dieselbe Beobachtung, daß Lara eine Fortsetzung des Corsair ist, teilt Pichler bereits in ihrer Übersetzung „Der Corsar" (Wien 1820. Ihre Vorrede S. IVff.) mit. Auch Heinrich Kraeger (Der Byronsche Heldentypus, München 1898, S. 48ff.) findet Ähnlichkeiten, kennt aber Pichlers Angaben nicht.

[134]) Die „Aglaja" enthält von der Pichler (V, [Wien 1819], S. 253ff.): Alix Brand, Ballade aus der Lady of the lake von Walter Scott ('S ist lustig, 's ist lustig im grünen Wald = Pichler, S. W. [2] XVI, S. 143ff.: Ballade von Walter Scott). Die Lady of the lake beschäftigte die Pichler 1819 lebhaft; die Übersetzung der Henriette Schubert (Leipzig 1819) lehnte sie ab, weil sie in der Form der südlichen Stanze gehalten ist (vgl. ihre Briefe an die Huber vom 11. XII. 1819 und 16. III. 1820: K. Glossy, Grillparzer Jahrbuch, III, S. 290, 293).

Hier seien die übrigen Beiträge der Pichler für die „Aglaja" (Ein Taschenbuch für das Jahr 1815 [— 1832]. Herausgegeben von Joseph Sonnleithner [1815] und Ign. F. Castelli [1816ff.], Wien 1815—1832) verzeichnet:

I. (1815), S. 230ff.: Der Graf von Barcellona (Prosa = S. W. [2] XXVIII. S. 93ff.).

II. (1816), S. 3ff.: Die Sennhütte auf den Schweizeralpen. Aus dem Französischen der Frau von Montolieu (Prosa = S. W. [2] fehlend).

III. (1817) S. 3ff.: Spital am Pyhrn (Prosa = S. W. [2] XXIX. S. 237ff.).

IV. (1818), S. 94ff.: Horimirz. Eine böhmische Sage (Prosa = S. W. [2] XXX. S. 275ff.).

V. (1819), S. 83ff.: Die goldene Schale (Prosa = S. W. [2] XXX. S. 99ff.).

VI. (1820), S. 3ff.: Das Schloß im Gebirge. An den Freyherrn Emerich von Zay und seine Gemahlin Marie, geborne Freyin von Calisch (Gedicht + Prosa = S. W. [2] XXII. S. 5ff.). — S. 84: Im

Frühling (Gedicht = S. W. ² XVI, S. 176) — S. 186ff.: Lebewohl. Nach dem Englischen des Lord Byron (Gedicht = S. W. ² XVI. S. 177ff.; 1819 entstanden: Brief an Grillparzer vom 19. Mai 1819 [Sauer, Gespr. II, S. 111, Nr. 184; Grillparzers Werke, III, 1, S. 189]) = The poetical works of Lord Byron, London 1852, p. 468ff.: Fare thee well [1816].
VII. (1821), S. 19: Auf ein weißes Blatt. Aus dem Englischen des Lord Byron (So wie auf kalten Denkmalssteinen; fehlt S. W.) = The poetical works of Lord Byron, London 1852, p. 466: When coldness wraps this suffering clay). — S. 124ff. Tassos Klage. Aus dem Englischen des Lord Byron (So manches Jahr — wohl schwere Prüfung ist's = S. W. ² XVI. S. 182ff. = The poetical works of Lord Byron, London 1852, p. 476ff.: The lament of Tasso [1817]).
VIII. (1822), S. 16ff.: Die Walpurgisnacht. Nach einer Sage (Prosa = S. W. ²XXIII. S. 5ff.).
IX. (1823), S. 3ff.: Der Postzug (Prosa = S. W. ² XXXI. S. 219ff.).
X. (1824), S. 155ff.: Die Stieftochter (Prosa = S. W. ² XXXI. S. 111ff.).
XIII. (1827), S. 3ff.: Der Wahlspruch. Erzählung. (Prosa = S. W. ² XXXII. S. 137ff.).

Karoline Pichler arbeitete aber nicht nur an der, von Castelli herausgegebenen „Aglaja" mit, sondern beteiligte sich auch an den Castellischen Taschenbüchern „Selam" (Wien 1812—1817) und „Huldigung den Frauen" (Wien 1823ff.). Es mag daher auffallen, daß sie des Dichters Ignaz Franz Castelli in ihren „Denkwürdigkeiten" gar nicht erwähnt, obwohl gewiß persönliche Beziehungen bestanden, während ihr Castelli eine warme Charakteristik widmete, die der Frau und Schriftstellerin voll und ganz gerecht wird (I. F. Castelli, Memoiren meines Lebens, III, [Wien 1861], S. 230ff.; vgl. noch I, S. 287 und III, S. 108 über die Mitarbeit der Pichler am „Selam" und an „Huldigung" usw.), und ihr am 8. März 1814 ein Sonett (An Carolinen Pichler, gebornen v. Greiner. Bey Übersendung von Körners Leyer und Schwert. In: Der Sammler, VI, [Wien 1814], S. 163) zueignete. Hier das Verzeichnis ihrer Beiträge in diesen beiden Taschenbüchern:

A) Selam. Ein Almanach für Freunde des Mannigfaltigen auf das Jahr 1812(—1817). Wien 1812(—1817).

III. (1814), S. 3ff.: Philippine Welserinn (Gedicht = S. W. ² XVI. S. 267; vgl. oben I. S. 632 e β).

IV. (1815), S. 219ff.: Montserrat (Gedicht = S. W. ² XVI, S. 113ff.).

V. (1816), S. 125: Erinnerung (Siehe, der Abend sinkt, die Dämmerung weichet den Schatten = S. W. ² fehlend).

B) Huldigung den Frauen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1823(—1848). Hg. von I. F. Castelli. Leipzig (1823ff.) und Wien (1827ff.).

I. (1823) S. 150ff.: Über die Art der geselligen Unterhaltungen (Briefform, Prosa = S. W.[2] LIII, S. 131ff.).

II. (1824), S. 83ff.: Der Bluträcher (Parallele zur Romanze „Die Blutrache" von Gustav Schwab in „Urania für 1823" aus „Taschenbuch der Reisen, III, 1804" = S. W.[2] XXXI, S. 197ff.).

[135]) Marianne Neumann von Meißenthal, geb. von Tiell (1768 bis 1837), hatte nach einer traurigen Jugend, wo sie besonders unter dem ernsten und düsteren Charakter ihrer Mutter zu leiden hatte, eine unglückliche Ehe mit Emerich von Egervary († 1797) geschlossen, in der nur die Freundschaft der Therese von Artner, die sie als Mädchen in Ödenburg kennen gelernt hatte, Lichtpunkte brachte. Von ihrem Manne getrennt, lebte sie in Wien und Ödenburg und heiratete 1800 den Major Karl Neumann von Meißenthal († 1824, vgl. unten Anm. 549), mit dem sie in glücklicher Ehe lebte. Nach dessen Tod zog sie nach Ödenburg, kehrte aber bald nach Wien zurück und lebte hier in beschränkten Verhältnissen, fleißig schreibend und den Armen Wohltaten erweisend. Bereits 1800 gemeinsam mit Therese von Artner unter dem Pseudonym Nina ihre ersten dichterischen Versuche drucken lassend (Anm. 136), veröffentlichte sie in der Folge eine Reihe von Novellen und Gedichten in den Wiener Almanachen und Zeitschriften. Vgl. Wurzbach, XX, S. 279ff.— Karoline Pichler hatte Marianne Neumann 1814/1815 in Wien bei der Gräfin Zay kennen gelernt (oben S. 72) und von da ab verband beide eine innige Freundschaft. Sie trafen sich nicht nur wiederholt auf den Schlössern der Gräfin Zay (1815 Buchen: oben S. 72f.; 1819 Zay-Ugrócz: oben S. 137, 143, 409), sondern waren auch in Wien viel zusammen und schrieben sich viele Briefe. In ihrer letzten Krankheit besuchte sie Karoline Pichler zweimal (oben S. 356ff.) und als Marianne am 9. März 1837 das irdische Leben verlassen hatte, da schrieb ihr Karoline Pichler im April 1837 einen warm empfundenen Nachruf (unten Anm. 551), der in gekürzter Form oben die Seiten 356—359 bildet. Marianne hatte sich 1817 in einem Sonett „An Frau Caroline Pichler geborne von Greiner" (Abendunterhaltungen für den Winter. Wien 1817, S. 266) glücklich gepriesen, daß sie Karolinens Liebe errungen habe und diese antwortete mit dem Sonett „Antwort" (ebd. 1817, S. 267), daß der Sänger ewigen Frühling habe und wenn auch beider Freundschaft in späten Jahren geschlossen wurde, doch der Bund umso fester sei. Noch ein zweites Mal kam Karoline

auf diese späte Freundschaft in dem Gedichte „An meine Freundinnen" (vgl. oben Anm. 36, 37) zurück.

[136]) Feldblumen auf Ungarns Fluren, gesammelt von Nina [Marianne v. Neumann] und Theone [Therese von Artner]. 2 Bde. Jena 1800.

[137]) Franz Sales Romano, ein Wiener, erscheint seit 1810 als respizierender Feldkriegskommissär bei der Militärpflegsdepartementskasse in Wien (Hof- und Staatsschematismus, 1811, S. 511), kommt 1815 in gleicher Eigenschaft zum General-Militärkommando für Nieder- und Oberösterreich (ebd. 1816, S. 541) und wird 1816 dem Referenten des ökonomischen Departements bei diesem Militärkommando als Adlatus beigegeben (ebd. 1817, I, S. 606). 1821 wurde er Oberkriegskommissär und Referent im ökonomischen Departement des k. k. vereinigten Banal-Warasdiner-Carlstädter General-Militär-Kommandos in Agram (ebd. 1822, I, S. 653), welche Stelle er bis 1831 innehatte, denn in diesem Jahre kam er als Wirklicher Hofsekretär in den k. k. Hofkriegsrat nach Wien (ebd. 1832, I, S. 285). 1819 (August) hatte er sich mit Wilhelmine von Artner verehelicht (oben S. 136, 142). Am 20. Jänner 1836 starb er in Wien im Alter von 55 Jahren an Lungenlähmung, einen neunjährigen Sohn Albert hinterlassend (Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. 2, Nr. 268 ex 1836; Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1836, Buchstabe R, Fol. 2a). Mit Karoline Pichler von Jugend auf bekannt, begleitete er sie 1815 nach Buchen (oben S. 73ff.).

[138]) Über das k. k. Lustschloß Schloßhof, seine Geschichte und Merkwürdigkeiten vgl. F. Schweickhardt von Sickingen, Darstellung des Erzherzogthums Österreich unter der Enns, VII. (Wien 1835), S. 3ff. samt Bild; Josef Maurer, Geschichte des k. k. Lustschlosses Schloßhof, Wien 1889, S. 69ff. Ladislaus Pyrker war 1806 dort und entwarf eine eingehende, erst 1840 gedruckte Beschreibung (Iris, Taschenbuch für das Jahr 1840. Hg. von Joh. Graf Mailáth und S. Saphir, I, [Pesth], S. 73ff.).

[139]) Der ältere Sohn Karl von Witte, geboren in Wels, war bereits 1813 Unterleutnant im 2. Infanterieregiment (Militärschematismus des österreichischen Kaiserthums. Wien 1814, S. 77), wurde 1828 Oberleutnant, 1834 Kapitänleutnant und 1835 Hauptmann im selben Regiment (ebd. 1829, S. 100; 1835, S. 102; 1836, S. 102). 1849 wurde er Major und ging 1850 als Oberstleutnant in Pension (Ludwig Kirchthaler, Geschichte des k. und k. Infanterieregimentes Nr. 2. Wien 1895, S. 650). — Der jüngere Sohn Heinrich von Witte trat 1823 als Kadett beim Jägerbataillon Nr. 1 ein (Militärschematismus. 1824, S. 256), kam 1824 in gleicher Eigenschaft zum Pionierkorps (ebd. 1825, S. 375), wurde 1828 Fähnrich und

1831 Unterleutnant beim 59. Infanterieregiment (ebd. 1829, S. 210; 1832, S. 210); 1832 ist er aus dem Militärdienst getreten, — der Schematismus für 1833 führt ihn nicht mehr an — und zwar infolge einer schweren Erkrankung, von der in den Briefen der Therese Artner an Karoline Pichler wiederholt die Rede ist (vgl. meine Ausgabe in der „Ungarischen Rundschau", Jahrgang 1914). Vgl. noch oben S. 424, Anm. 41.

[140]) Ernst Fürst Schwarzenberg (1773—1821) wurde 1792 Domherr zu Lüttich, 1795 zu Salzburg und 1797 zu Passau; 1807 in Wien zum Priester geweiht, kam er 1808 als Domherr nach Gran, wurde 1816 Erzpriester des Schloßberger Distrikts und 1818 Bischof von Raab. Er dilettierte als Zeichner mit Geschick, war ein feinsinniger Musikfreund und legte die schönen Parkanlagen im Schlosse Aigen bei Salzburg an. Vgl. Wurzbach, XXXIII, S. 39ff.; Vaterländische Blätter für den österr. Kaiserstaat. Beiblatt Chronik, 1818, S. 123.

[141]) Karl Graf Zay von Csömör (1797—1871), sorgfältig erzogen, wurde 1840 Generalinspektor der evangelischen Kirchen und Schulen A. C. in Ungarn. Er war ein Slavenfeind, überzeugter Magyare und als solcher ein Vertreter der unbedingten Magyarisierung Ungarns. Alles Deutsche hielt er für ein Blendwerk des Satans (Wurzbach, LIX, S. 221 ff.). Er war auch ein guter Klavierspieler (vgl. oben S. 78 und Pichler, S. W. [2] LIII, S. 255).

[142]) Vgl. über die Grafen von Hohenberg, I, Anm. 620. Heute ist in Lilienfeld die Erinnerung daran bereits geschwunden, denn weder Lorenz Bückl (Das alte Hohenberg. Geschichtliches über die Schloßruine und den Markt Hohenberg im Traisentale. Hohenberg 1906) noch Hans Heppner (Die Ritter von Hohenberg und ihre Geschichte. In: Lilienfelder Heimatkunde. Lilienfeld 1912, S. 85 ff.) kennen Pichlers Roman.

[143]) Weder Joh. Bapt. von Winklern (Chronologische Geschichte des Herzogthums Steyermark, Grätz 1820), noch Josef Wartinger (Kurzgefaßte Geschichte der Steiermark. 2. Ausg., Gratz 1827), noch Julius Franz Schneller (Geschichte von Oestreich und Steiermark. 4 Bdchn. Dresden 1828) enthalten eine auf die Hohenberge bezügliche Notiz. Welcher Historiker ist also gemeint?

[144]) Über den Grabstein Friedrichs von Hohenberg († 1459), vgl. Paul Tobner, Die Grabsteine und Grabdenkmale in der Kirche und im Kreuzgange des Cisterciensersstiftes Lilienfeld in Nieder-Österreich, Lilienfeld 1905, S. 82 ff. Nr. 39 mit Abbildung. Seit 1876 befindet sich das Denkmal im Kapitelsaal. Friedrich war nicht der letzte Hohenberger, dies war Erasmus († 1529), vgl. Tobner, S. 92. — Über den Besuch der Exkaiserin Maria Luise in Lilienfeld im Jahre 1815 vgl. man zwei Briefstellen bei Ed. Gachot, Marie-

Louise intime, II, (Paris 1912), S. 210, 212 (beziehen sich auf eine Reise nach Mariazell im September 1815, wo sicher Lilienfeld berührt wurde). Über Maria Luise als Malerin s. J. A. Freiherr von Helfert, Maria Louise. Wien 1873, S. 40 und 388 : 10; E. Wertheimer, Archiv für österreichische Geschichte, LXIV, S. 529.

[145]) Es war dies Josef von Hammer, der 1815 41 Jahre zählte (vgl. oben Anm. 123).

[146]) Karoline von Henikstein (1797—1844) war die Tochter des Großhändlers, späteren Regierungsrates und Salzdirektors zu Wieliczka, Adam Albert Hönig, der 1784 mit „Edler von Henikstein" geadelt wurde. Sie vermählte sich am 9. Juni 1816 mit Josef von Hammer (s. Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser, XXVII, [Gotha 1877], S. 341). Sie verkehrte noch kurz vor Pichlers Tod viel in deren Haus (vgl. Franziska v. Pelzeln in: Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 56).

[147]) Franz Bernhard Ritter von Bucholtz (1790—1838) aus Münster, trat 1813 in den österreichischen Staatsdienst, war zuerst beim österreichischen Generalgouvernement in Frankfurt am Main in Verwendung und wurde dort mit Friedrich von Schlegel bekannt. 1818 kam er ständig nach Wien, wurde Hofsekretär und 1837 Staatskanzleirat. Von 1821 bis 1825 redigierte er die „Wiener Jahrbücher" als Nachfolger des Matthäus von Collin. Er war publizistisch eifrig tätig. Sein Lebenswerk ist eine „Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten" in 9 Bänden (Wien 1830—1839). Vgl. Wurzbach, II, S. 189f. — Er traf mit der Pichler oft bei Frau Schlegel zusammen (oben S. 182, 249).

[148]) Johann Peter war am 6. Juni 1785 in Stein am Rhein, Kanton Schaffhausen als Sohn des Stadtschreibers Christian († 1815) und der Anna geb. Füßlin aus Zürich († 1790) geboren worden. Er widmete sich dem Kaufmannsstand und ehelichte am 8. Juli 1808 zu Gachnang, Kanton Thurgau, Ursula Karoline Biedermann aus Winterthur († 16. Mai 1815 in Winterthur), und am 27. März 1817 deren Schwester Barbara zu Obernswil, Kanton St. Gallen; aus beiden Ehen stammten 6 Kinder. Peter starb am 9. Juli 1845 in Winterthur, wo er seinen Beruf ausübte. Er war ein Wohltäter seiner Vaterstadt (Stein a. Rh.), der er das Kloster St. Georgen zu Schulzwecken schenkte. Er besaß in Stein ein Landhaus, das sogenannte „Rothaus". Sein Bild hängt heute noch im Steiner Rathaus. (Frdl. Mitteilungen des Herrn Zivilstandesbeamten Jakob Kirchhofer in Stein am Rhein). — Mit Karoline Pichler wurde Peter durch seinen Landsmann Büel 1816 bekannt (oben S. 84); er besuchte sie wiederholt (oben S. 113, 276) und lud sie zur Zeit der Cholera (1831) zu sich nach Winterthur

ein (oben S. 276). Sie hatte ihn im Dezember 1819 an Schneller in Graz empfohlen (J. Schneller, Hinterlassene Werke, I, S. 276).

[149]) Josef Friedrich Freiherr von Retzer (1754—1824) war als Hofkonzipist 1783 mit der Bücherzensur betraut worden und wurde 1787 Hofsekretär, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. Als Dichter ist er nicht von großer Bedeutung, desto mehr wirkte er durch seine Anregungen und als Zensor auf die jüngere Generation. Allgemein wird die Liebenswürdigkeit und Dienstwilligkeit dieses alten Junggesellen, der durch manche Marotte ausgezeichnet war, hervorgehoben. Vgl. Wurzbach, XXV, S. 343ff.; Goedeke, IV, S. 111 : 18 und VI, S. 531 : 3; Schönholz, Traditionen. Hg. von G. Gugitz, II, S. 305ff.

[150]) Vgl. darüber I, S. 387 mit Anm. 655.

[151]) Valentin Adamberger (1740—1804), ein Münchner, wirkte seit 1779, nachdem er vorher in der bayrischen Kurfürstlichen Kapelle angestellt war, am Kärntnertortheater in Wien als erster Tenor. Im Jahre 1793 ging er in Pension. 1781 hatte er Anna Jacquet geheiratet. Vgl. Eisenberg, S. 15f. und Alfred Ritter von Arneth, Aus meinem Leben, II, (Wien 1892), S. 562 (Reg.); Hans Krticzka Freiherr von Jaden, Theodor Körner und seine Braut. Dresden 1896. S. 28ff. — Über Anna Adamberger geb. Jacquet s. I, 460, Anm. 134 und Arneth, II, S. 562 (Register); Jaden, S. 7ff. (sie ist darnach 1752, nicht 1753 geboren).

[152]) Marianne (Nanny) Jacquet war in München geboren und vertrat, dem letzten Wunsche ihrer Schwester Anna Adamberger gemäß, Mutterstelle an deren Kindern. Sie war eine vortreffliche Frau, die ihren übernommenen Pflichten aufs genaueste nachkam. Sie war Tonis Hüterin (oben I, S. 387); diese sagt selbst (Arneth, a. a. O., I, S. 52): „Unterstützt durch die eiserne Strenge meiner Tante, die an Kraft und Konsequenz einen wahrhaft männlichen Charakter besaß, gelang es mir, meinen guten Namen fleckenrein zu erhalten." Stets dankte ihr Toni dafür, wenn sie auch 1816 deren Haus verließ (oben S. 92), um zu ihrer verheirateten Schwester Luise Dilg zu ziehen, wovon aber Toni in ihrer Selbstbiographie (bei Arneth, a. a. O., I, S. 17ff.) nichts erwähnt. Nanny Jacquet starb am 22. Mai 1827 in Wien. Vgl. über sie Arneth, a. a. O., II, S. 568 (Register); Jaden, a. a. O. S. 33f. — In ihrem Hause lernte die Pichler 1815/16 Otto Ignatius kennen (oben S. 86).

[153]) Karoline Pichler, Sämmtliche Werke. [2] XX, S. 37f. (II. Aufzug, 1. Auftritt; aber Z. 3 schönen [reinen).

[154]) Vgl. oben S. 52f. — Bereits Hormayr riet in einem Brief an die Pichler vom 2. April 1815 (K. Glossy, Grillparzer Jahrb. XII, S. 278) zu einer Aufführung im Hause, wobei er gern mittäte.

[155]) Wilhelmine Korn (1786—1843), geb. Stephanie, trat zum erstenmal am 2. Dezember 1802 im Hofburgtheater auf, erzielte großen Beifall und wurde engagiert. 1806 vermählte sie sich mit dem Schauspieler Maximilian Korn. Sie spielte Liebhaberinnen, später Anstandsdamen. Vgl. Eisenberg, S. 533f.; Wurzbach, XII, S. 463f.; Teuber-Weilen, II, 2, 2, S. 281 (Register).

[156]) Nikolaus Heurteur (1781—1844), ein Wiener, debutierte am 25. September 1802 am Burgtheater und wurde sofort engagiert; 1807 ging er nach Brünn, 1809 kam er ans Leopoldstädter Theater in Wien und 1811 wieder ans Burgtheater, das er 1816 abermals verließ. 1821 kehrte er nochmals zurück und gehörte dem Burgtheater nun bis zu seiner Pensionierung (1842) an. Er war Heldendarsteller und bei den Wienern sehr beliebt. Vgl. Eisenberg, S. 430; Wurzbach, VIII, S. 458ff.; Teuber-Weilen, II, 2, 2, S. 273 Reg.

[157]) Johann Ludwig Deinhardstein (1794—1859), ein Wiener, war zuerst im Gerichtsdienste tätig, wurde dann 1827 Haschkas Nachfolger als Professor der Ästhetik am Theresianum, später Zensor und 1829 Redakteur der „Wiener Jahrbücher der Literatur", um die er sich große Verdienste erwarb. Bereits früher auf dramatischem Gebiete tätig, wurde er 1832 Vizedirektor des Wiener Hoftheaters als Schreyvogels Nachfolger, erhielt 1834 den Titel eines Regierungsrates, trat 1841 zurück und kam als Referent zur Polizeihofstelle in Zensursachen, wo er bis 1848 blieb. Vgl. Wurzbach, III, S. 207ff.; Teuber-Weilen, II, 2, 2, S. 270; Goedeke, Grdr. [1] III, 2, S. 582ff.; Eugen Guglia, Das Theresianum in Wien. Wien 1912. S. 112f., 210ff. Karoline Pichler empfahl Deinhardstein im Mai 1818 der Therese Huber als Wiener Korrespondenten fürs Morgenblatt, bei welcher Gelegenheit sie ihn sehr freundlich charakterisierte (K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch, III, S. 280), wohingegen er ihr zum Neujahrstage 1817 ein Gedicht gewidmet hatte (Der Sammler, IX, [Wien 1817], S. 20: Das Jahr).

Außerdem widmete Deinhardstein Karoline Pichler seine Sammlung „Dramatische Dichtungen" (Wien 1816) mit folgenden handschriftlichen Versen (im Exemplar der Wiener Stadtbibliothek 28924 A): Frau Karolinen Pichler, gebornen von Greiner.

Duftge Kinder guter Stunden,
Wie sie mir der Lenz gebar,
Reich', in einen Strauß gewunden,
Schüchtern ich der Freundin dar.

Nichts zu fürchten, nichts zu hüthen
Hab' ich mehr, wenn's nicht geschieht,
Daß mit dieses Straußes Blüthen
Mir auch ihre Huld verblüht.

Nach ihrem Tode war er der Zensor ihrer „Denkwürdigkeiten" (vgl. darüber I, Einleitung).

[158]) Otto Friedrich Ignatius (1794—1824), ein Pastorssohn aus der Nähe von Reval, kam 1813 nach Berlin zu Veith in die Schule, lernte hier Schadow kennen und übersiedelte 1815 nach Wien, um Fügers Schüler zu werden. 1817 ging er mit Pezold nach Rom (oben S. 111), erhielt 1819 für sein Bild Principessa d'Este e Tasso einen Preis von Kaiser Franz und kehrte 1820 in seine Heimat zurück. Bald darnach zum Hofmaler in St. Petersburg ernannt, beteiligte er sich an der künstlerischen Ausschmückung von Zarskojeselo, führte ein vornehmes Haus und dilettierte in der Musik. 1822 heiratete er Frl. Schadow, doch schon 1823 verlor er sie durch den Tod. Die Kränkung darüber löste sein altes Lungenleiden wieder aus und nach kurzer Zeit (26. August 1824) starb er ebenfalls in der Blüte seines Schaffens. Er war Porträtist und Historienmaler, aber auch Komponist. Vgl. A. A. Polovcov, Ruskij Biografičeskij Slovar, V, (St. Petersburg 1897), S. 58; oben II. S. 111 f.; Julius Schnorr von Carolsfeld, Briefe aus Italien, Gotha 1886, S. 151. — Als Grillparzer im März 1819 nach Italien reiste, gab ihm Karoline Pichler ein Empfehlungsschreiben an Ignatius mit (Glossy-Sauer, Grillparzers Briefe und Tagebücher, I, S. 37; vgl. noch A. Sauer, Grillparzers Werke, III. Abt., I. Band. S. 174, 179, 183). Durch ihn hatte sie 1816 Prokesch kennen gelernt (II, S. 133). Sie stand mit Ignatius bis zu seinem Tode im Briefwechsel (II, S. 112), doch hat sich davon nichts erhalten.

Des Otto Ignatius Frau war keine Tochter des Bildhauers Gottfried Schadow, wie die Pichler sagt (oben S. 112), sondern seine Stieftochter, hieß Johanna Devidels und war von Schadows erster Frau, der Wiener Juwelierstochter Marianne Devidels fünfeinhalbjährig in die Ehe mitgebracht worden (vgl. Hans Mackowsky, Gottfried Schadows Familienalbum. In: Die Graphischen Künste, XXXII, [Wien 1909], S. 10 [mit Bild], 22 und Mitteilungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien 1909, S. 16, Nr. 78).

[159]) Josef Calasanz Arneth (1791—1863), ein Mühlviertler, studierte in Wien Numismatik, wurde 1811 Praktikant im k. k. Münz- und Antikenkabinett in Wien und 1813 Kustos. Er war nebenbei Lehrer des Grafen Josef Dietrichstein, lernte bei der Pichler seine spätere Frau Antonie Adamberger kennen, mit der er sich am 19. Juni 1817 vermählte (II, S. 93 ff.). Er fuhr nach der Hochzeit mit seiner Frau in seine Heimat, bald aber (15. Juli) mit seinem Zögling nach Italien und Genf, seine Frau in seiner Heimat (Leopoldschlag) lassend. Später holte er sie nach Genf ab; sie verblieben dort bis zum März des Jahres 1819 und kehrten hierauf nach

Wien zurück, wo Arneth in seinem Amte (Münz- und Antikenkabinett) mit Fleiß arbeitete und 1840 dessen Direktor wurde. Er verfaßte zahlreiche wissenschaftliche numismatische Arbeiten, wurde Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, 1861 geadelt und galt als Autorität auf seinem Gebiete. Vgl. Wurzbach, I, S. 67f. und Alfred v. Arneth, Aus meinem Leben. I, (Wien 1891), S. 3ff., 77ff. — J. Arneth war durch eine Empfehlung des Florianer Chorherrn Franz Kurz, Arneths Bruder Michael war ja Chorherr in St. Florian, 1813 bei der Pichler eingeführt und von ihr mit großem Wohlwollen behandelt worden, vgl. A. Arneth, I, S. 9, 14 und 77; oben II, S. 87, 89.

[160]) Josef Graf Dietrichstein-Proskau-Leslie (1798—1858), der Sohn des Fürsten Franz Josef Dietrichstein (1767—1854), war Arneths Schüler, mit diesem viel auf Reisen und verehelichte sich 1821 mit Gabriele Gräfin Wratislaw-Mitrowitz. Nach dem Tode seines Vaters (1854) wurde er Fürst. Vgl. Wurzbach III, S. 297. Über J. Arneths, bis in die letzten Tage des Fürsten anhaltende, herzliche Beziehungen zu seinem Schüler vgl. A. Arneth, a. a. O. II, S. 565 (Register). Über seinen Verkehr bei der Pichler vgl. II, S. 87, 93.

[161]) Walter Graf Stadion-Warthausen (1799—1870) war ein Zuhörer des Josef Arneth, als dieser Privatvorlesungen hielt. Er trat 1824 in den Malteserorden ein und seit 1837 stand er der Kommende Meidelberg in Österreichisch-Schlesien vor. Mit Arneth verband ihn auch noch in späteren Tagen eine innige Freundschaft. Vgl. A. Arneth, a. a. O. I, S. 7f. und Wurzbach, XXXVII, S. 45ff.; oben II, S. 93, 115f.

Ebenfalls Arneths Zuhörer waren die beiden Grafen Lanckoroński. Der ältere Karl (1799—1863) war k. k. Kämmerer, später k. k. Oberstkämmerer und als solcher Josef Arneths Vorgesetzter; der jüngere Kasimir (1802—1874) war ebenfalls Kämmerer, Hofrat bei der vereinigten Hofkanzlei und später Herrenhausmitglied (vgl. über beide Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser. XLIV, [Gotha 1871], S. 462 und LVI, [Gotha 1883], S. 507; eine Charakteristik beider bei Arneth, a. a. O. I, S. 8; über Karl: Wurzbach XIV, S. 65f. und Ferdinand Strobl von Ravelsberg, Metternich und seine Zeit 1773—1859. I, [Wien 1906], S. 405ff.).

[162]) Aug. Herm. Niemeyer (Originalstellen griechischer und römischer Classiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts. Halle 1813. S. 150ff.) erwähnt, obwohl er Ciceros Ansichten ausführlich behandelt, darüber nichts.

[163]) Karoline Pichler schreibt auch in ihren Briefen an die Therese Huber wiederholt, daß sie gern die Jugend um sich versammle, was

man ihr auch hie und da vorwerfe, und daß angesehene Familien es mit Freude begrüßen, wenn deren Söhne bei der Pichler verkehren (K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch, III, S. 291f., 303f.; vgl. auch noch einen Brief vom 13. April 1819 an Schneller: Schneller, Hinterlassene Werke, I, S. 275). Selbst im Alter nahm sie lebhaften Anteil am Treiben der Jugend; noch kurz vor ihrem Tode veranstaltete sie in ihrem Heim für die Jugend ein Haustheater, an dem nebst den Enkeln Faust Pachler, Max Baron Hammer-Purgstall und Adolf, Rosalie und Hedwig Wolf mitwirkten (vgl. Franziska v. Pelzeln in: Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 56). — Man scheint aber bei ihr nicht bloß feine Sitte und Anstand gelernt zu haben, sondern auch religiös gemacht worden zu sein, wenn man den Angaben des Schönholz (Traditionen, II, S. 266f.) trauen darf, der erzählt, daß neben dem Gesellschaftszimmer der Frau Pichler ein Beichtzimmer eingerichtet war, in das von Zeit zu Zeit Mitglieder der Gesellschaft über Aufforderung von den Spieltischen und der Unterhaltung weg verschwanden, um sich dort ihrer Sünden zu entledigen. Schönholz wohnte damals in der Alservorstadt und könnte daher gut unterrichtet gewesen sein (vgl. G. Gugitz in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Schönholz, I, S. XXXI).

[164]) Johann Georg Grasel (1791—1818), der niederösterreichische Bayrische Hiesl, trieb in der Gegend um Horn, wo man bei Maria Dreieichen noch heute seine Höhle zeigt, in die ich als Bub ebenfalls wie so mancher andere hineinkroch, sein Unwesen als Räuberhauptmann und machte von hier aus das Viertel ober und unter dem Manhartsberg in Niederösterreich, den Taborer und Budweiser Kreis in Böhmen und den Znaimer Kreis in Mähren unsicher. In der Nacht vom 19. auf den 20. November 1815 wurde er durch List gefangen genommen und am 28. Jänner 1818 zum Tod in Wien verurteilt (vgl. über ihn Moritz Bermann, Alt- und Neu-Wien, Wien 1880, S. 1046f.; Schönholz, Traditionen, [2]II, S. 156ff. mit einer Anzahl Anekdoten über Grasel; Sebastian Brunner, Woher? Wohin? I, [Wien 1855], S. 37f.; Julius Leisching, Aus dem Tagebuche eines alten Wieners. Wien 1907, S. 65). Hingerichtet wurde er am 31. Jänner 1818 (Strobl, Metternich, II, S. 423f.).

Sein Andenken lebt unvergessen heute noch im Volk; in Wien wurden Vierzeilige nach ihm mit „Graseltänze" benannt (vgl. K. Reiskel, Anthropophyteia, II, [Leipzig 1905], S. 117ff.; Eduard Kremser, Wiener Lieder und Tänze. Wien 1911. S. 35). Ebenso wie der Bayrische Hiesl lebt auch Grasel im Volksstück z. B. dramatisierte Frau Megerle den Roman „Die beiden Graseln" von Eduard Breier; diese Dramatisierung wurde in den fünfziger Jahren

des 19. Jahrhunderts in der Josefstadt aufgeführt; daraus ging ein Spiel fürs Kindertheater hervor: Johann Georg Grasel (Historisches Volksschauspiel in 4 Aufzügen. Frei für Kindertheater bearbeitet. Wien, C. Fritz, o. J. 16°. 24 S. — Wiener Stadtbibliothek 52, 666 G.).

[165]) Philipp Viktor La Roze, k. k. Wirklicher Rat, war 1810 bereits Direktor des Paß-, Konskriptions- und Anzeigamtes der Polizeidirektion in Wien und Rat des Judenamtes (Hof- und Staats-Schematismus, 1811, S. 491) und wurde 1812 Regierungsrat bei der Polizeioberdirektion unter Beibehaltung seiner übrigen Stellen (ebd. 1813, S. 520). Bis 1821 bekleidete er diese Ämter (ebd. 1822, I, S. 618, 620, 621). Am 21. Juli 1822 starb er in seinem Hause Nr. 270 in der Alservorstadt, 71 Jahre alt (Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. 2, Nr. 2679 ex 1822; Totenprotokolle der Stadt Wien im städt. Konskriptionsamt, 1822, Buchstabe L, Fol. 19b). Im November 1814 erwähnt ihn Schreyvogel kurz in seinen „Tagebüchern" (ed. Glossy, II, S. 77). Er war aus Regensburg gebürtig (Totenprotokoll). Vgl. noch Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß, S. 501.

[166]) Erschien zuerst 1817 in „Der Sammler" (IX, [Wien 1817], Nr. 142—153 vom 27. November bis 23. Dezember) und dann 1818 im „Taschenbuch für Damen" (vgl. I, Anm. 511). — Jakob Minor (Zu Grillparzers Ahnfrau. Münchener Allgemeine Zeitung. 1885. Beilage zu Nr. 71, S. 1041f.) hat nachgewiesen, daß diese Erzählung unter Schillers Einfluß steht, denn Victorin ist ein gesellschaftlicher Revolutionär und hat ähnliche Ideen wie Karl Moor. Minor hat auch darauf verwiesen, daß zwischen der Pichlerschen Erzählung und Grillparzers „Ahnfrau" manche Ähnlichkeit besteht, läßt aber die Entlehnungsfrage offen. Nun wurde Grillparzers „Ahnfrau" 1816 (August, September) verfaßt und am 31. Jänner 1817 zuerst im Theater an der Wien aufgeführt (Goedeke, VIII, S. 386, Nr. 88, a, d), während Pichlers „Der schwarze Fritz", da Grasel bereits gefangen war (oben S. 88; daß er damals auch schon verurteilt war, wie die Pichler sagt, ist ein Gedächtnisfehler, denn diese Verurteilung erfolgte zu Beginn des Jahres 1818 als Pichlers Novelle bereits erschienen war), im Jahre 1816 (Februar, März) entstand. Es wäre daher nur an eine Anlehnung Grillparzers, der damals noch nicht bei der Pichler verkehrte, zu denken, falls nicht, was wahrscheinlich ist, ein Irrtum der Pichler vorliegt und die Novelle doch erst im Februar und März 1817, unter Grillparzers Einfluß gedichtet wurde. Über ihre Kenntnis der Ahnfrau im Herbst 1816 vgl. oben S. 91f.

[166a]) Die oben (S. 72ff.) beschriebene Reise nach Buchen fand 1815 statt, kann also nicht, wie S. 88 angegeben wird, ins Jahr 1816

nach der Lesung des Ferdinand II. (Frühling 1816) fallen. Vielmehr liegen zwei Reisen, die eine im Sommer 1815, die zweite im Sommer 1816 vor.

[167]) Franz Kaspar Lehmann, geb. 1769 im Großherzogtum Baden, wurde 1797 Professor der Geschichte an der Wiener Universität, 1801 Hofkonzipist, 1802 Hofsekretär und 1807 Hofrat im Hofkriegsrat, als welcher er sich 1809 große Verdienste um die Einrichtung der Landwehr erwarb; er verfaßte auch historische Schriften (Wurzbach, XIV, S. 312f.). Die Pichler erwähnt einen dieser Aufsätze (oben S. 36). 1841 erhielt er das silberne Civilehrenkreuz, 1842 ging er unter Verleihung des Leopoldordens in Pension (Hof- und Staatsschematismus. 1842, I, S. 47; 1843, I, S. 30 und 48). 1844 starb er und zwar am 29. Juni zu Bogorsch in Mähren (Frdl. Mitteilung der Kanzlei des österr. Kais. Leopold-Ordens in Wien).

[168]) Josef Schreyvogel (1768—1832), einer der bedeutendsten Kritiker und Grillparzers Gönner, war von 1794—1796 in Jena. Als er nach Wien zurückgekehrt war, wollte er einige journalistische Unternehmungen begründen, doch kamen die Pläne nicht zur Ausführung. 1802 eröffnete er mit Hohler das Kunst- und Industriekomptoir (vgl. oben I, S. 291), das aber 1813 fallierte. 1807 und 1808 hatte er das Sonntagsblatt herausgegeben, das hauptsächlich gegen die Romantiker gerichtet war. 1814 wurde er Hoftheatersekretär, welche Stelle er bis 1832 bekleidete. Als Kritiker trefflich, erwarb er sich durch seine Übersetzungen spanischer Dramen bedeutende Verdienste. Vgl. Goedeke, IX, S. 2ff.; Wurzbach, XXXI, S. 292ff.

Karoline Pichler hatte Schreyvogel, dem sie 1843 ein Gedenkblatt widmete (Frankls Sonntags-Blätter, II, [Wien 1843], S. 266ff.) 1791 auf 1792 durch Alxinger im Hause ihrer Eltern kennen gelernt und verdankte seinem geistreichen Umgang viele angenehme Stunden (ebd. S. 266). Er stand ihr bis zu seinem Tode wohlwollend gegenüber, kam oft zu ihr und wurde gerne bei ihr gesehen (ebd. S. 267). Schreyvogels Tagebücher (Hg. von Glossy) verzeichnen seit dem 15. Juli 1816 (T. II, S. 192) wiederholt Besuche bei der Pichler (T. II, S. 194, 205 [1816]; 241 [1817]; 287 [1818]; 325 [1819]).Meist las er dann seine neuesten Arbeiten vor (oben S. 91), so den 9. März 1817 „Don Gutierre“ (Der Arzt seiner Ehre; T. II, S. 242), welcher der Pichler sehr gefiel (T. II, S. 242 [11. III.], 243 [16. III.]), so daß sie einen Prolog zur Aufführung verfaßte (Pichler, S. W. [2] XVI, S. 141f.; zuerst: Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1818. S. 91f.; dazu Frankls Sonntags-Blätter, II, S. 268; Schreyvogel, T. II, S. 282, 283); so am 26. Mai 1817 den ersten Akt seines Stückes „Die Tochter der Luft“ (T. II, S. 260), am 27. April 1819 sein Vorspiel „Cäsars Geist“, das aber nicht ganz verstanden wurde (T. II,

S. 325; Sauer, Grillparzers Werke, III, 1, S. 179), und am 21. Juli 1820 seine Erzählung „Samuel Brinks letzte Liebesgeschichte“, die sehr gefiel (T. II, S. 352f.). 1816 (19. September) hatte er ihr seine „Donna Diana“ zur Begutachtung übermittelt. Zur Aufführung von Goethes „Iphigenie“ am 22. April 1815 zugunsten eines Ifflanddenkmals hatte sie über seine Veranlassung einen Prolog gedichtet (T. II, S. 421). Sie verdankte Schreyvogel die Bekanntschaft mit Grillparzer (T. II, S. 262) und in Verbindung mit Grillparzer erscheint er meist in ihren „Denkwürdigkeiten“ (II, S. 91f., 95, 134—136). Er hatte sich um ihren „Ferdinand II.“ sehr bemüht (oben Anm. 107) und auch verschiedene ihrer Romane, die er 1814 gerne rezensiert hätte (T. II, S. 2), gelesen, von denen er aber 1813 viele schal fand (T. I, S. 266f.). Vgl. noch seine Urteile über „Leonore“ (I, Anm. 509), Olivier (I, S. 571f.) und Ruth (I, S. 664: 442a). Karoline konnte seinen scharfsinnigen Urteilen und seinem unvergleichlichen Stil ihre Anerkennung nicht versagen, wenn sie auch seiner Beurteilung der Collinschen Dramen nicht zustimmen konnte (Frankls S.-Bl. II, S. 267).

169) Die Ahnfrau wurde im August und September 1816 abgefaßt und gelangte am 31. Jänner 1817 zur ersten Aufführung im Theater an der Wien. Hauptsächlich durch Schreyvogels Einfluß war sie zur ausgesprochenen Schicksalstragödie geworden. Vgl. darüber A. Sauer (Grillparzers Werke, I, [Wien 1909], S. XLIIf., LXXff.). — Über Grillparzer und Byron, worauf die Pichler S. 91 anspielt, sowie über andere, die Grillparzers Namen unschön fanden (Pichler, Holtei u. a.) vgl. A. Sauer in: Symbolae Pragenses. Wien 1893. S. 194.

170) Die ältere, verheiratete Schwester der Antonie Adamberger hieß Luise Dilg; sie starb am 19. Juli 1837, eine große Anzahl, wenn gleich erwachsener Kinder hinterlassend (A. Arneth, I, S. 200 und II, S. 562 Reg.). Sie wohnte Alservorstadt Nr. 8 und war die Gattin eines herrschaftlichen Kontrollors (Hans Krticzka Freiherr von Jaden, Theodor Körner und seine Braut. Dresden 1896. S. 6, Anm. 15).

171) Vgl. über A. v. Schlechtern I, S. 532, Anm. 388.

172) Nach A. Arneths Darstellung (a. a. O. I, S. 77ff.) hatte Toni Adamberger bereits im Winter 1815/16 auf Josef Arneth Eindruck gemacht. Aus einem Billett des letzteren vom 21. April 1817 an Toni geht hervor, daß Frau Pichler bereits das, zwar noch nicht erklärte Verhältnis billigte und unterstützte (Arneth, I, S. 78). Erst am 9. Mai 1817, nachdem eine ziemlich freimütige Korrespondenz vorausging, warb Josef Arneth in einem Brief um Tonis Hand und am nächsten Morgen erhielt er ihre Zusage. Fürst Dietrichstein

stellte seine Zukunft sicher; Toni nahm am 17. Juni 1817 Abschied vom Theater (vgl. II, S. 95) und am 19. Juni fand in Weidlingau die Hochzeit statt. Die Jungvermählten blieben noch einige Tage in Weidlingau, so daß Friedrich von Gentz, K. Pichler samt Tochter u. a. am 22. Juni an einem, ihnen zu Ehren veranstalteten Diner teilnehmen konnten (Gentz, Tagebücher, II, [Leipzig 1873], S. 144). Karoline Pichlers bisher ungedruckte Mitteilungen (S. 92ff.) bilden eine interessante Ergänzung zu A. Arneths Ausführungen.

[173]) Lorenzo da Ponte „Die Hochzeit des Figaro" (Deutsch von Max Kalbeck. Wien [1906]) enthält wohl mehrere Stellen, wo von Briefen die Rede ist (II. Akt, Szene 9, 14, 16, 21 = S. 104, 113, 116f., 121), aber nicht die von Pichler angezogenen Worte.

[174]) Toni Adamberger war am 30. Dezember 1790, Josef Arneth am 12. August 1791 geboren worden. — Über ihre Abschiedsvorstellung im Burgtheater am 17. Juni 1817 vgl. Toni Adambergers eigene Aufzeichnungen bei Arneth, a. a. O. I, S. 82ff. und den Aufsatz von Karl Meisl (Wiener allgemeine Theaterzeitung. 1817. Nr. 74, S. 293), der in die Worte ausklingt: „Wer so die Würde der Wirklichkeit mit Kunstsinn paarte wie sie, bringt ihrem Gatten eine unschätzbare Aussteuer in der hohen Achtung seiner Zeitgenossen mit!" Karl Meisl widmete ihr bei dieser Gelegenheit auch ein „Impromptu" (ebd. 1817, S. 293), worin er darauf hinwies, daß zwar geschrieben steht, daß das Weib ihre Eltern und ihr Vaterhaus des Mannes willen lassen, doch nicht, daß sie der Kunst entsagen müsse. Adam Oehlenschläger, der dieser Abschiedsvorstellung beiwohnte, läßt sich ebenfalls darüber aus (Briefe in die Heimath auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich. Aus dem Dänischen übersetzt von Georg Lotz, II, [Altona 1820], S. 36f. und Meine Lebens-Erinnerungen, III, [Leipzig 1850], S. 169). — Eine sehr warme Besprechung dieses Abends, mit besonderer Hervorhebung der Verse des Epilogs, in „Der Sammler" (IX, [Wien 1817], S. 295) wünscht Toni eine freundliche Zukunft, denn „sie verdient es, glücklich zu werden, nicht allein ihres Talentes, sondern auch ihres edlen moralischen Charakters wegen, welcher ihr so gerechte Ansprüche auf allgemeine Achtung gab." Weiter heißt es: „Für die Bühne ist ihr Abgang ein großer, wir fürchten sagen zu müssen, ein unersetzlicher Verlust." Vgl. noch Jaden, a. a. O. S. 47f. — Pichlers Epilog, über dessen Inhalt Arneth, I, S. 83 berichtet, scheint nicht gedruckt worden zu sein.

[175]) Der in Genf geborene Knabe hieß Franz Hektor Arneth (1818—1907), wurde später Doktor der Medizin, Leibarzt der Großfürstin Helene von Rußland und k. k. Hofrat (Genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser Österreichs. III, [Wien 1909],

S. 31 und Arneth, a. a. O. an verschiedenen Stellen). — Der zweite, in Wien geborene Sohn war Alfred von Arneth (1819—1897), der berühmte Historiograph der Maria-Theresianischen Zeit, Geheimrat und Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien und lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, der selbst sein Leben in „Aus meinem Leben" (2 Bde. Wien 1891, 1892) in fesselnder Weise schilderte, dabei seiner Vorfahren mit kundiger Hand gedenkend. Die Freundschaft, welche die Pichler seiner Mutter entgegenbrachte, vergalt er durch die Herausgabe der Korrespondenz des Hofrates Greiner mit der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1859, welche ihm die Kaiserin Karoline Auguste, der sie von Karoline Pichler vermacht worden war, zur Veröffentlichung überließ (vgl. Arneth, II, S. 122f. und oben I, S. 447, Anm. 58). So erfüllte er einen Wunsch, den Karoline Pichler in der Nachschrift ihres Testamentes ausgedrückt hatte (vgl. unten Anm. 571). — Über den Genfer Aufenthalt (vom September 1817 bis zum März 1819) vgl. A. Arneth, I, S. 91ff.

[176]) Die Kaiserin-Witwe Karoline Auguste übertrug der Antonie Arneth im Jahre 1832 die Leitung des in der Vorstadt Erdberg errichteten Dienstmädchenerziehungsinstitutes, welchem Ehrenamt Frau Arneth mit größter Gewissenhaftigkeit nachkam. Dadurch kam sie wiederholt in persönliche Berührung mit der Kaiserin. Vgl. Arneth, I, S. 153ff.; Jaden, S. 57f.

[177]) Seite 92 (Um dieselbe Zeit machte....) bis S. 95 (.... Dienstmädchen übergeben hat) fehlt im Drucke. Diese fünf Absätze stehen nur in der Handschrift und sind hier von späterer, nicht Pichlers Hand durchstrichen. Der Druck hat dafür (III, S. 105f.) ganz kurz: „Gerade damals aber verließ Fräulein Adamberger die Bühne, denn sie hatte in meinem Hause die Bekanntschaft eines sehr soliden, jungen Mannes, des jetzigen Direktors des k. k. Münz- und Antikenkabinetts, Herrn Josef Arneth, gemacht und ihn bald darauf durch ihre Hand beglückt." Damit erledigt sich die Bemerkung Jadens (S. 56f.).

[177a]) Über die sehr günstige Aufnahme der Ahnfrau in Wien, sowie die bald folgende Rezensentenkampagne vgl. Sauer, a. a. O. I, S. LXXV. — Josef Schreyvogel (Tagebücher. Hg. von Glossy. II, S. 262) berichtet, daß er am 5. Juni 1817 mit Grillparzer zusammen bei der Pichler war und dort Oehlenschläger traf; ob dies Grillparzers erster Besuch bei der Pichler war? — August Sauer (Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen, II, [Wien 1905], S. 26ff., Nr. 58; dazu 412f., Nr. 58) bringt folgende Stellen der Pichler: a) Denselben Herbst.... aussprechen lernen (S. 91); b) Schreyvogel gab mir auch.... neue Erscheinung (S. 91f.); c) Endlich führte uns....

gewonnen hatte (S. 95—97); d) Grillparzer, den unser Haus .... zu gefallen schien (S. 114—116). Sauer bezieht c) und d) auf das Jahr 1817, obwohl d) ins Jahr 1818 fällt (vgl. Anm. 195).

[178]) Adam Gottlob Oehlenschläger (1779—1850), zuerst Schauspieler, dann Jurist und von 1810 ab Professor der Ästhetik an der Universität Kopenhagen, an welcher er zweimal das Rektorat bekleidete. Reiste wiederholt nach Deutschland, zum zweitenmal im Jahre 1817, wo er in Wien mit der Pichler zusammentraf. Einer der größten dänischen Dichter, schuf er ein dänisches Idealschauspiel auf Grundlage des Schillerschen Dramas und belebte die Liebe fürs nordische Altertum. Als Dichter gehört er zwei Nationen, der deutschen und dänischen an. Vgl. Goedeke VI, S. 165 ff. — Oehlenschläger gedenkt seiner Besuche bei der Pichler im Juni 1817 mit den Worten (Briefe in die Heimath, auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich. Aus dem Dänischen übersetzt von Georg Lotz. II, [Altona 1820], S. 15): „Bei der Dichterin, Frau Caroline Pichler war ich mehreremal; sie wohnt mit ihrer liebenswürdigen Tochter in einer der Vorstädte; alle Donnerstage ist Theecirkel bei ihr. Sie ist eine bescheidene, freundliche, natürliche Frau, die ich anfangs gefürchtet hatte, etwas zu griechisch für mich zu finden, allein sie ist im Gegentheil österreichisch in des Wortes bester Bedeutung. Selbst der österreichische Accent, in dem sie redet, gefällt mir, er ist so wohlgefällig und ausdrucksvoll wie der plattdeutsche. Sie und ihre Tochter sitzen gewöhnlich, wenn ich komme, in einer kleinen Laube im Garten, mit Handarbeit beschäftigt." Als er eines Abends (5. Juni) die „Ludlams Höhle" bei der Pichler vorlas, sah er Grillparzer, doch näherten sie sich nicht weiter (Oehlenschläger, Meine Lebens-Erinnerungen, III, [Leipzig 1850], S. 169 f.; vgl. oben Anm. 177a). Ganz kurz berührt Oehlenschläger seine Besuche bei der Pichler auch in seinen „Lebens-Erinnerungen" (III, S. 167): „... bei der Dichterin Karoline Pichler, die so geistreich und gutmüthig ist mit ihrem österreichischen Accent."

[178a]) Wahrscheinlich ist Anna Edle von Kirchstättern, verehelichte Hosp gemeint (vgl. über sie unten Anm. 404).

[179]) Josef Albrecht Friedrich Christoph von Koß (1787—1858) war Ritter des kgl. dänischen Dannebrogordens, kgl. dänischer Kammerherr und von 1816—1828 der dänischen Gesandtschaft in Wien zuerst als Sekretär, dann als Legationsrat und schließlich als Geschäftsträger zugeteilt. Von Wien kam er nach Paris, mußte aber später wegen Schulden den diplomatischen Dienst verlassen. Vgl. C. Zytphen-Adeler in: Dansk Biografisk Lexikon, IX, (Kjoebenhavn 1895), S. 378 f. — Pichler schreibt diesen Mann immer „Cossen", was falsch ist. Oehlenschläger spricht von ihm als Einführenden in die Wiener Gesellschaft sowohl in den „Briefen in die Hei-

math" (II, S. 14) als in „Meine Lebens-Erinnerungen" (III, S. 167).

[180]) Scheint ungedruckt zu sein; wenigstens enthalten diesen Vers die „Gedichte" von A. Oehlenschläger (Schriften, XVIII. Breslau 1830) nicht.

[181]) Alois Freiherr Mednyánsky von Medgyes (1784—1844), ein fruchtbarer Schriftsteller auf historischem Gebiet, trat 1804 in Wien in die Hofkanzlei ein, verließ jedoch 1810 bereits den Staatsdienst und widmete sich auf seinen Gütern der Landwirtschaft, historischen, geographischen und archäologischen Studien. Er sammelte fleißig Originalurkunden oder Abschriften solcher, Autographen und andere Dokumente, insoweit sie sich auf Ungarn bezogen. 1830 wieder in den Staatsdienst getreten, wurde er 1834 Hofrat in der ungarischen Hofkanzlei, 1837 Obergespan des Neutraer Komitats und 1842 Schatzmeister der Krone. Mit Hormayr befreundet, schrieb er viel für dessen „Archiv" und gab mit ihm zusammen das „Taschenbuch" in neuer Folge heraus. Vgl. Wurzbach, XVII, S. 244ff. — Die Pichler traf nicht nur im Zayschen Haus mit ihm wiederholt zusammen (vgl. oben S. 422 : 36), sondern sah ihn auch in ihrem Hause in Wien (Hormayr, Taschenbuch, XXXIV, S. 125).

[182]) Gemeint ist die, später im Druck erschienene Arbeit: Malerische Reise auf dem Waagflusse in Ungarn (Pesth 1826). — Alle von der Pichler erwähnten Ortschaften werden darin mehr oder minder ausführlich besprochen, so Teplitz, das mit Unrecht Trentsiner Bad benannt werde (S. 76ff.), das Schloß zu Trentsin (S. 81ff.), Betzko (S. 89ff.), Cseithe (S. 95f.), Temetvény (S. 97ff.), Pösteny, sonst Pöstyan geheißen (S. 99ff.), Freystadl (S. 103ff.) und Tyrnau (S. 111ff.). — Über Isabella Zápolya, welche die Pichler S. 100 erwähnt, liegt ein Aufsatz von dem Grafen Johann Mailáth, der ebenfalls mit der Pichler befreundet war (oben S. 229ff.) vor (Isabella Zápolya. Iris. Taschenbuch für das Jahr 1843. Pesth [1842], S. 67ff. mit einem Stahlstich).

[183]) Von dieser Seite, als Schülerin Äskulaps, schildert die Baronin Maria Zay Professor Joh. Christ. Friedrich Harleß in Bonn in seinem, oben S. 294 erwähnten Buche (vgl. Anm. 473), sowie Karoline Pichler (S. W. [2] LIII, S. 259—262 und oben S. 102, 294).

[184]) Die Ahnfrau im alten Schlosse von Zay-Ugrócz spielt in einem Gedichte der Karoline Pichler auf die Vermählung der Wilhelmine von Artner eine Rolle (vgl. unten Anm. 250). — Vom alten Schloß selbst handelt Karoline Pichlers Novelle „Das Schloß im Gebirge" (S. W. [2] XXII, S. 5ff.), zuerst in der „Aglaja" (1820, S. 3ff.) erschienen und mit einem Widmungsgedicht Baron Emerich Zay und seiner Gattin zugeeignet.

[185]) Hugo Franz Altgraf Salm-Reifferscheid-Krautheim (1776 bis 1836) lebte, nach einer kurzen militärischen Dienstzeit in den Jahren 1796 und 1797, ganz seinen naturwissenschaftlichen Studien, erzeugte den ersten Runkelrübenzucker und förderte die Einführung der Kuhpockenimpfung in Mähren. 1801 führte ihn eine wissenschaftliche Reise nach England, die wichtige Ergebnisse brachte. 1811 übernahm er die Verwaltung der Salmschen Güter, gründete die mährisch-schlesische Ackerbaugesellschaft und 1815 das Franzens-Museum in Brünn. In enger Verbindung mit Hormayr stehend, fand dieser während seiner Verbannung in Brünn freundliche Aufnahme bei Salm. Vgl. Wurzbach, XXVIII, S. 140ff.; K. J. Schröer, Chronik des Wiener Goethe-Vereins, VI, (Wien 1891), S. 29ff.

Ein Brief von ihm an die Pichler aus dem Jahre 1832 ist von dieser veröffentlicht (Frankls Sonntagsblätter, I, [Wien 1842], S. 270f.); er bezeichnet darin ihre Werke als „wahrhafte Exempelbücher der Tugend", bittet sie aber, auch einmal das Laster so wie die Tugend zu schildern, denn das würde in jetziger Zeit wirksamer sein und würde manchen vom Wahne zurückführen. Die Pichler traf ihn wiederholt in Bucsán im Hause der Gräfin Zay (Pichler, S. W. [2] LIII, S. 254), sah ihn aber auch oft in Wien bei sich (Hormayr, Taschenbuch, XXXIV, S. 125; L. A. Frankl, Erinnerungen. Prag 1910, S. 107). Die Salms hatten großes Interesse an Pichlers Werken, und Hormayr sprach in Raitz wiederholt mit den Salms über die Pichler und deren Schriften (vgl. seine Briefe an die Pichler: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 291, 293). Karoline Pichler besang einen Vorfahren, den Altgrafen Niklas von Salm, Wiens Verteidiger (1529), über Anraten Hormayrs in einer Ballade „Die Freunde. 1. Salm" (Nach einem Gemälde des Herrn Ruß: Hormayrs Taschenbuch, N. F. I, [Wien 1820], S. XXXVIIff. = S. W. [2] XVI, S. 281ff.; dazu Hormayrs Briefe an die Pichler, 1816: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 303, 304f.), worüber die Salms sehr erfreut waren (Hormayr an die Pichler, 15. Juli 1819: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 309).

[186]) Maria Josefa Gräfin Mac-Caffry-Macghuire of Keanmore (1775 bis 1836) war seit dem 6. September 1802 mit dem Grafen Hugo Salm vermählt. Sie war eine sehr geistreiche, für alles Gute und Schöne empfängliche Frau, wie aus Hormayrs Briefen an die Pichler hervorgeht (K. Glossy, Grillparzer Jahrb. XII, S. 278, 291, 294, 298). Vgl. über sie: Gothaischer genealogischer Hofkalender. LXXIV, (Gotha 1837), S. 229; A. Fahne, Geschichte der Grafen, jetzigen Fürsten zu Salm-Reifferscheid, I, 2 (Köln 1866), S. 64.

[187]) Hormayr war vom 23. Juli 1813 bis zum 18. April 1814 am Spielberg in Brünn interniert (Brief an die Pichler: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 277).

[188]) Über die damalige Einrichtung des Wiener Strafhauses in der Leopoldstadt vgl. Franz Joseph Kolb, Das k. k. Niederösterreichische Provinzial-Strafhaus in Wien, Wien 1823. Über die Tageseinteilung ist S. 7ff. das Notwendige zu finden; daraus geht hervor, daß von den Anstaltsgeistlichen jeden Tag vormittags Religionsunterricht erteilt wurde, während unwissende Sträflinge nachmittags von einem Anstaltslehrer eine Stunde unterrichtet wurden. Über die Entlassungsformalitäten und die Auszahlung des Überverdienstes berichtet S. 10f.; über die im Strafhause bestehende Manufakturenanstalt und die Teilnahme der Sträflinge daran siehe S. 12ff. Des Schöpfers all dieser Einrichtungen, Regierungsrates Pichler, wird ebenfalls lobend gedacht (S. 16) und mitgeteilt, daß jeder, der sich für das Strafhaus und seine Einrichtungen interessiere, durch persönliche Meldung bei Pichler sich Zutritt verschaffen könne.

Der Verfasser dieser Schrift, Franz Josef Kolb, stand auch sonst in Beziehungen zu Pichlers. Er schrieb 1818 ein Sonett zu Karolinens Namenstag (An Frau Caroline Pichler, geb. v. Greiner: Wiener Allgemeine Theaterzeitung. 1818, S. 529), worin er sie als Dichterin und hochherzige Frau preist.

[189]) Frauenwürde (S. W. [2] XX—XXIII), Wien 1818, gedruckt bey Anton Pichler. Mit 4 Kupfern (Jos. Schmidt sc.).

Von Anzeigen ist eine sehr ausführliche hervorhebenswert (Jahrbücher der Literatur, VI, [Wien 1819], S. 77ff.), welche, anonym erschienen, zuerst an Hand der bisher veröffentlichten Werke feststellt, daß Karoline Pichler in ihrem Gesamtstreben epischen Charakter zeige, daß ihre Werke dem Leben ihren Ursprung verdanken und daß sie das, was sie im Leben schön und herrlich erkenne, durch die Dichtung dem Herzen näher bringen wolle (S. 77f.). Die Charakterzeichnung aller Personen mit Ausnahme des Fahrnau und Julius findet der Referent gut. Im Gegensatz zur Verfasserin spricht er aber dem Roman, der eine Verherrlichung der Bestimmung der Frauen und ihres einfachen, ihnen von der Natur zugewiesenen Loses ist, eine tragische Anlage zu. Er sagt (S. 84f.): „Den Haupteindruck, welchen er (der Roman) zurückläßt, ist die Überzeugung von der Unzulänglichkeit menschlicher Kraft, die auf sich selbst sich stützen zu können vermeint. Es ist die Überzeugung, daß hienieden auch der Edle in unbewachter Stunde fällt, und daß das Glück des Einzelnen nicht dieser Erde Erbteil ist. Hinter diesen düster gehaltenen Figuren des Vorgrundes aber erhebt sich das beruhigende Licht eines für die Bestimmung der Menschheit neu aufdämmernden Morgens durch die Befreiung des Vaterlandes und durch den Sieg des Rechts über das Unrecht.“ Viele einzelne Bemerkungen im Roman machen diesen „zu einer Samm-

lung sehr schätzbarer Erfahrungen", besonders lehnt sie den Kalkül des Interesses oder Nutzens, der die sogenannten gebildeten Menschen beherrscht, ab. Das Schöne der Darstellung ruht in der Poesie des Gefühls, die durch die einzelnen Begebenheiten zur Entwicklung kommt. Die Briefform gewährte die Möglichkeit, die Kunst der Entwicklung des Details zu üben und die geheimen Falten des Herzens der einzelnen Personen aufzudecken. Über dem Ganzen ruht eine erwärmende Begeisterung.

Eine zweite Anzeige enthält die „Chronik der österreichischen Literatur" (Beilage zu den Erneuerten vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat. Wien 1819. S. 306f.). Diese hat verschiedenes auszusetzen, so daß sieben oder acht verschiedene Personen immer über ein- und denselben interesselosen Gegenstand schreiben, daß Leonore von Fahrnau gerade kein Frauenideal sei und daß mehrere Personen gänzlich uninteressant und überflüssig seien; Rezensent glaubt Anklänge an den Grafen Donamar von Friedrich Bouterwek zu finden und hält den Roman für viel zu breit, zwei Bände statt vieren hätten seiner Ansicht nach genügt. Im „Morgenblatt für gebildete Stände" (XII, [Stuttgart 1818], S. 832) berichtet eine Korrespondenznachricht aus Wien kurz vom Erscheinen des Romans und fügt bei, daß dies ein Werk sei, „welches den Namen der geehrten Verfasserin an seiner Spitze zu tragen verdient." In der Dresdener „Abendzeitung" (1818, Nr. 310 vom 29. Dezember) schreibt ein Unbekannter im „Tagebuch aus Wien" unterm 28. Oktober, daß der neue Roman der Pichler (Frauenwürde) der eleganten Lesewelt außerordentlich gefalle, und gibt das Urteil einer verständigen Dame wieder, welche in diesem Werke das gelungenste der Pichler sieht, die Hauptheldin (Leonore) als besonders gelungen bezeichnet, aber rügt, daß die Leute nicht zur gehörigen Zeit reden; Referent fügt bei, daß er seit langer Zeit keinen Roman mit so viel Teilnahme las als diesen.

Diese Rezensionen — einige andere, von der Pichler in einem Brief an die Huber angeführte (20. Dezember 1820: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 301f.), sind mir unzugänglich — tadeln hauptsächlich die Breite und Länge des Romans, welche auch bei einer Vorlesung durch die Huber in Stuttgart zutage traten (vgl. deren Brief an die Pichler vom 14. April 1821: L. Geiger, Grillp. Jb. XVII, S. 222). K. Pichler rechtfertigte sich in einem Brief an die Huber (20. Dezember 1820: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 302) gegen diese Tadler damit, daß bei ihr der Verstand über die Phantasie, die Romantik und das Wunderbare herrsche, da sie stets die Welt aus einem natürlichen Gesichtspunkte betrachtete, daher sie moderne Romane, die anziehende Schauder enthalten, nicht

schaffen könne. Gegen Therese Huber, die im ganzen und großen eine anerkennende Rezension schrieb (Pichler an die Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 301, 307; L. Geiger, ebd. XVII, S. 278 bemüht sich vergeblich, diese Anzeige im „Literarischen Conversationsblatt" auf Grund einer ungenauen Angabe der Huber [ebd. XVII, S. 222] zu suchen, sie dürfte vielmehr im Litterarischen Wochenblatt, Bd. VI, Leipzig bei Brockhaus 1820 zu finden sein, welcher Band allen Wiener Bibliotheken fehlt), aber an Fahrnau verschiedenes auszusetzen hatte, wendete sich Karoline Pichler brieflich (Glossy, ebd. III, S. 302f., 306f.), die Wiederholungen gibt sie zu, entschuldigt sich aber mit der Briefform (Glossy ebd. III, S. 313). Die Ansichten, welche die Pichler Leonore über den höchsten Beruf des Weibes (Kindererziehung) in den Mund legte, waren ihre eigenen (vgl. den Brief an die Huber vom 29. Oktober 1822: K. Glossy, ebd. III, S. 322). Der Roman, den sogar 1836 Julius Seidlitz (= Ignaz Jeitteles) noch lobt (Die Poesie und die Poeten in Österreich im Jahre 1836, I, [Grimma 1836], S. 145), erlebte eine Übersetzung ins Französische: Coralie ou le danger de l'exaltation chez les femmes. Par Mme Caroline Pichler, auteur d'Agathocles, etc.; traduction libre de Mme Elise Voïart, ornée de trois gravures par Hocquart. 3 vol. 12°. Paris 1820 (Bibliographie de la France. 1820, p. 563, Nr. 3646; dazu vgl. Briefstellen der Pichler und Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 308; L. Geiger, ebd. XVII, S. 224).

Wilhelm Waiblinger bezieht sich in seiner bissigen Satire „Drei Tage in der Unterwelt" auf die „Frauenwürde" und zwar dort, wo er in der Unterwelt an einer Reihe von Zimmern vorbeikommt, worin unglückliche Wahnsinnige liegen, darunter viele Frauenzimmer und „unter andern eine gewisse Caroline Pichler, eine Schopenhauer, von welcher erstern ich äußerte, die Frauenwürde wäre vielleicht noch gerettet worden, wenn sie einen Agathokles geboren, nur keinen geschrieben hätte" (Waiblinger, Gesammelte Werke, IV, [Hamburg 1839], S. 145f.).

Zu S. 108f. (Hineinlegen fremder Tendenzen in das Dichtwerk von Seite der Leser) bietet ein Brief der Pichler an L. Tieck vom 21. Juni 1830 (Briefe an Ludwig Tieck, Hg. von Karl von Holtei, III, [Breslau 1864], S. 75f.) eine interessante Parallele (S. 76).

[190]) August Pezold, der Sohn eines Hofrates und Kreisarztes in Reval (Esthland), lutheranischer Konfession, trat im Alter von 20 Jahren am 16. Oktober 1815 in die k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien als Schüler ein; er wohnte damals in der Singerstraße Nr. 933 (Protokoll 7, Nr. 167 der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien). Er war also ein Landsmann des Otto Ignatius und zog mit diesem zusammen 1817 nach Italien (oben S. 111).

Als Grillparzer im März 1819 nach Italien reiste, da gab ihm Karoline Pichler an Pezold einen Empfehlungsbrief mit, doch konnte Grillparzer dessen Bekanntschaft nicht machen, da Pezold damals in Florenz weilte (Glossy-Sauer, Grillparzers Briefe und Tagebücher, I, S. 37).

[191]) Pauline von Schmerling, die Tochter des Feldmarschallleutnants Josef Freiherrn von Koudelka, dessen Salon (Ecke Lange- und Florianigasse) von den bedeutendsten Wiener Persönlichkeiten jener Zeit besucht wurde, war eine ausgezeichnete Blumenmalerin und stand mit der Pichler in freundschaftlichem Verkehr. Sie war 1806 in Wien geboren, erhielt eine treffliche Bildung, sowohl in gelehrter als künstlerischer Hinsicht und fesselte durch ihre echte Weiblichkeit den nachmaligen berühmten österreichischen Staatsmann Anton Ritter von Schmerling (1805—1893), der sie am 21. April 1835 zum Altare führte. Diesem Ereignis widmete Karoline Pichler ein Gedicht (S. W. [2] LIII, S. 280f.). Doch das Glück war nur von kurzer Dauer, denn bereits am 31. Juli 1840 starb Pauline, ihren Gatten und alle ihre Bekannten in tiefem Schmerz zurücklassend, dem Karoline Pichler in ihrem Nachruf (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1840, S. 1163ff. = S. W. [2] LIII, S. 237ff.) so beredten Ausdruck verlieh. Ihr Grab befindet sich im Hietzinger Friedhof. Einen hübschen Umriß ihres Lebens bietet Alfred Ritter von Arneth (Anton Ritter von Schmerling. Episoden aus seinem Leben. Wien 1895, S. 3ff. samt Bildnis). Vgl. noch: Der Österreichische Zuschauer. Hg. von J. S. Ebersberg. 1840, S. 1083f. — Ihre Malkunst wurde wiederholt besungen, so von Josef von Hammer (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1833, S. 1097), von Sephine (ebd. 1831, S. 689) u. a. — Über ihre Besuche bei der Pichler sprechen auch L. A. Frankl (Erinnerungen. Prag 1910, S. 107) und Franziska von Pelzeln (Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 55) kurz.

[191a]) Der Name Krause steht in der Handschrift, der Druck hat „Frau von K.". — Über sie vgl. unten Anm. 354.

[192]) Albert Freiherr Effinger von Wildegg (1799—1876) war von 1826—1848 schweizerischer Gesandter in Wien und leistete als solcher seinem Vaterlande wertvolle Dienste. 1848 legte er seine Stelle nieder, verblieb aber weiterhin in Wien, wo er als letzter seines Stammes starb (G. v. Wyß in: Allgemeine Deutsche Biographie, V, S. 655). Eine Charakteristik von ihm oben II, S. 227.

[193]) Dieser Absatz nur in der Handschrift und zwar undurchstrichen.

[194]) Gemeint ist Eugen Freiherr von Bretton, der bereits 1814 Hauptmann im 4. Infanterieregiment war, 1824 als Major zum

Tiroler Jägerregiment Kaiser Franz kam und im Juli 1834 mit Oberstleutnantscharakter pensioniert wurde (Militärschematismus des österreichischen Kaiserthums. 1815, S. 129; 1825, S. 253 und 1835, S. 505; Ludwig Potschka, Geschichte des Tiroler-Jäger-Regiments Kaiser Franz Joseph, Innsbruck 1885, I, S. 78 und 85). Er war ein Bruder der Baronin Engelhardt und verkehrte gemeinsam mit seinem Bruder Claudius Freiherrn von Bretton, welcher seit 1804 Besitzer der Herrschaft Zlin in Mähren war (Gregor Wolny, Die Markgrafschaft Mähren. IV. [Brünn 1846], S. 535), und seiner ledigen Schwester Maria Ernestine Freiin von Bretton (über die Verwandtschaftsverhältnisse vgl. den Verlassenschaftsakt der 1803 verstorbenen Schwester Antonie im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 60 ex 1803) bereits früher oft bei Karoline Pichler (vgl. I, S. 249, 337).

194a) Das Gespräch in der Bildergalerie = Das Urbild und die Abbilder. An eine Nicht-Dichterin (1818): Kunstbeflissen und unverzagt (Werke, [5] I, S. 193; Goed. VIII, S. 409 : 167a). — An Selenen, bei Zurückstellung des Buches: Von der Nachfolge Christi (1817/18: Werke. [5] III, S. 40f.). Nach A. Sauer bei Goedeke (VIII, S. 403: 105) ist das Gedicht an des Dichters Kousine Marie von Rizy gerichtet, daher die betreffende Stelle („ein anderes.... geliehen hatte") nur in der Pichlerhandschrift, nicht aber im Druck enthalten ist.

195) Grillparzer, Werke. [5] I, S. 147f. = Aglaja. Taschenbuch für 1821, Wien, S. 62f. (Goedeke VIII, S. 409: 168: b; entstanden 1817). Pichlers Aufzeichnung variiert mannigfach. — Die eingeklammerten Stellen in den Überschriften der einzelnen Gedichtabschnitte (ich, der Dichter usw., oben S. 115f.) finden sich nur in der Handschrift der „Denkwürdigkeiten" und sind im Erstdruck weggelassen worden. Graf von Stadion ist (s. S. 116) Graf Walter, der auch sonst im Pichlerschen Verkehr eine Rolle spielt (oben S. 87, 93 mit Anm. 161), womit sich A. Sauers mutmaßliche Deutung (Grillparzers Gespräche, II, S. 413) auf Philipp Graf Stadion von Thannhausen erledigt. — Diese Gartenszene kann aber erst ins Jahr 1818, nicht ins Jahr 1817 fallen, wie Sauer im Anschluß an die Datierung Grillparzers in einem seiner Sammelhefte (Wien, Stadtbibliothek), das aber auch sonst falsche Datierungen Grillparzers aufweist, meint, daher das Gedicht mit 1818 zu datieren wäre, denn Grillparzers erster Besuch (oben S. 95f.) fiel in eine Zeit, wo man bereits abends im Garten sitzen konnte, also etwa in den Mai oder Juni des Jahres 1817, während unsere Szene anfangs April oder Ende März (Mandelblüte in Wien, vgl. dazu G. Ritter Beck von Mannagetta, Flora von Nieder-Österreich, II, [Wien 1892], S. 818 : 2) — also 1818 — spielt. Theobald Frei-

herr von Rizy (Wiener Grillparzer-Album. Stuttgart 1877. S. 24 und 458f.) datierte mit 1818.

[196]) Von wem stammt das Zitat? Bei Horaz, Ovid (Metamorphosen) und Virgil (Aeneis) ist es nicht zu finden.

[197]) Grillparzers Sappho entstand im ersten Manuskript zwischen dem 1. und 25. Juli 1817 und wurde am Hofburgtheater in Wien am 21. April 1818 zum erstenmal aufgeführt (Goedeke, VIII, S. 392: 103a, b). —Die Stelle von: „Die Sappho war nun" bis „wurde erst 1818 aufgeführt" auch bei Sauer, Gespräche, II, S. 47f., Nr. 93. — Der Unfriede, den die Pichler (S. 117) erwähnt, steht in Grillparzers Gedicht „Incubus" (Werke, [5] I, S. 194, Vers 5); sie kommt auch sonst öfter auf dessen zerfahrenes Wesen zu sprechen, so in Briefen an Therese Huber (K. Glossy, Grillparzer Jahrb. III, S. 282 = Sauer, Grillparzers Gespräche, II, S. 86; III, S. 296 = Sauer, Gespr. II, S. 144) und Marie Gräfin Zay (Sauer, Grillparzers Gespräche, II, S. 63f., Nr. 124) und oben S. 130, 135, 141.

[198]) Über die Aufführung der „Sappho" in Wien und den Beifall, den sie fand, vgl. Sauer, Gespräche, II, S. 52ff., Nr. 101ff.; Goedeke VIII, S. 398ff.; Teuber-Weilen, a. a. O. II, 2, 2, S. 29ff.

Sofort nach der Aufführung der „Sappho" und zwar am 22. April 1818 schrieb Karoline Pichler an Grillparzer einen Brief (Josef Weilen in: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt. 1879, S. 356), worin es heißt: „Mir haben Sie einen genußreichen, aber nicht frohen Abend gemacht, außer in so weit, als der rauschende Beifall des Publikums und das Anerkennen Ihrer hohen Talente mir Freude machen mußte. Ich war erstlich zu aufgeregt und unruhig durch alles, was vorging im Theater und dann — durch Sapphos Schicksal und das gefolterte Dasein Melittas nach dem, durch sie veranlaßten Tode ihrer Wohltäterin zu verstimmt, als daß selbst das Triumphgetöse, mit dem das Publikum Sie zu sehen verlangt hatte, jene Stacheln ganz hätte beschwichtigen können. Warum quälen Sie die Menschen so gerne, so anhaltend, so unheilbar? Ich hätte viel, viel mit Ihnen zu zanken." Nach einem Lob der weiblichen Darstellung (Schröder als Sappho erinnerte sie an Frau Staël; Melitta als Himmelshauch gut von Frau Korn gegeben), lehnt sie Phaon-Korn, der ihr zu kalt und teilnahmslos spielte, ab und schließt mit den Worten: „Leben Sie recht wohl! Ich sage nichts von Wiedersehen; jetzt gehören Sie der Kunst und nicht dem Leben und nicht denen, die gerne mit Ihnen sein möchten."

Die große Teilnahme der Pichler an der Sappho, die bereits bei deren Entstehung sich äußerte (oben S. 130f. mit Anm. 224), zeigt recht deutlich eine anonym im „Morgenblatt" (1818, Nr. 117) er-

schienene Anzeige der Pichler (vgl. K. Pichlers Brief an die Huber vom 4. Mai 1818: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 280f. und 349ff., Anm. 6 = Sauer, Grillparzers Gespräche, II, S. 56f., Nr. 113), worin sie den Eindruck des Stückes, den es bei der Aufführung auf sie machte, schildert, gleichzeitig darauf hinweisend, daß aus vielen Stellen Grillparzers verwundetes Herz und trauriges Geschick sprechen. So sehr sie aber mit Sappho einverstanden ist, so wenig gefällt ihr Phaon, der ihr verächtlich vorkommt (Brief an Th. Huber vom 18. Dezember 1818: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 283 = Sauer, Gespräche, II, S. 86). — Sie bemühte sich, über Th. Hubers Wunsch, in Angelegenheit der Müllnerschen Rezension von Grillparzer eine Entgegnung zu erhalten (Pichlers Brief vom 13. Dezember 1818 bei Sauer, Gespräche, II, S. 84f., Nr. 151; ihre Meldung an die Huber vom 18. Dezember 1818: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 281f. = Sauer, Gespräche, II, S. 85, Nr. 152). Damit ist Karoline Pichlers Teilnahme an der Sappho erschöpft; ein weiterer anonymer Bericht im „Morgenblatt" (1819, Nr. 63), worin nebst anderen Arbeiten Grillparzers auch der Sappho gedacht wird (A. Sauer, Gespräche, II, S. 100, Nr. 166), ist nicht von der Pichler, denn der Verfasser ist in Hormayr zu suchen, worauf nebst stilistischen Eigenheiten und der Ausführung von Hormayrs Lieblingsthema (Anwendung der redenden und bildenden Künste auf vaterländische Gegenstände) der Umstand hinweist, daß Hormayr damals, von Pichler empfohlen, die Korrespondenzartikel aus Wien fürs Morgenblatt schrieb (vgl. Pichlers Briefe an die Huber vom 18. XII. 1818, 6. III. 1819 und 16. III. 1820: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 282f., 284, 293).

[198a]) Dieser Absatz steht in der Handschrift undurchstrichen; im Druck fehlt die Stelle. — Grillparzer war tatsächlich in diesem Jahre in Lilienfeld, aber später und zwar im August oder September (vgl. einen Brief des Konradin Kreutzer an Grillparzer vom 14. September 1818: A. Sauer, Gespräche, II, S. 64, Nr. 126) und Grillparzers Zweizeiler „Abschied von Lilienfeld" (Sämtliche Werke. Hg. von A. Sauer. [5] III, S. 95).

[199]) Tacitus, Annales 1, 1 (Opera, edidit Fridericus Haase, I, [Lipsiae 1885], p. 5); richtiger: sine ira et studio.

[200]) Pichler S. W. [2] XVI, S. 135f.: An denselben (Abt Ladislaus von Lilienfeld), mit dem Nibelungen-Lied (Heimisch in des schönen Östreichs Gründen). — Pichler beschäftigte sich auch sonst, dem Zuge der Romantik folgend, mit dem Nibelungenlied, von dem sie von der Hagens Ausgabe (3. Auflage. Breslau 1820) besaß (vgl. Nr. 77 im Verzeichnis ihrer nachgelassenen Bücher im Archiv des Wiener Landesgerichtes). Sie schrieb einen Aufsatz „Homer und die Nibelungen" (S. W. [2] L, S. 234ff.).

[201]) Julianne Charlotte Gräfin von Rothkirch und Panthen, eine geborene Freiin Rothkirch-Trach (1790—1872), war seit 1811 mit dem Freiherrn Leonhard von Rothkirch und Panthen vermählt. Sie überlebte ihren Gemahl und starb in Graz (Valerius Freiherr von Rothkirch und Panthen, Stammbuch des Geschlechts von Rothkirch und Panthen. Breslau 1880, S. 70; L. Schiviz von Schivizhoffen, Der Adel in den Matriken der Stadt Graz. Graz 1909, S. 563a).

[202]) Anton Pannasch (1789—1855), Oberst und Schriftsteller, verwertete schon in der Wiener-Neustädter Militärakademie seine poetischen Anlagen, wurde 1809 bei der Armee eingeteilt, machte 1813 und 1814 den Zug nach Paris als Generalstäbler mit, beteiligte sich an der Expedition nach Neapel und kam dann nach Wien, wo er eine fruchtbare Tätigkeit als Dramatiker und Militärschriftsteller entfaltete. 1826 war er Hauptmann, 1836 Major, 1841 Oberstleutnant geworden und ging als solcher 1844 in Pension. 1848 wurde er zum Oberkommandanten der Wiener Nationalgarde gewählt und zum Obersten ernannt; er legte seine Stelle aber bald nieder und leitete nun das Kriegsarchiv. Vgl. Wurzbach, XXI, S. 262ff. — Er verkehrte bei der Pichler bis in ihre letzten Lebenstage (vgl. Franziska von Pelzeln in: Österreichisches Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 55).

[203]) Rothkirch hat einen „Hannibal" (1814 im Wiener Burgtheater aufgeführt) und eine „Johanna Gray" geschrieben (Goedeke VII, S. 123: 284, 1, 4; Schreyvogels Tagebücher, ed. Glossy, II, S. 7 und 393).

[204]) Karl Ritter von Schönhals (1788—1857), Feldzeugmeister und Ritter des Maria-Theresien-Ordens, trat im Jahre 1807 in den Militärdienst, wurde bei Aspern schwer verwundet, rückte 1813 zum Oberleutnant und 1814 zum Hauptmann vor. Eine 1822 von ihm erschienene Abhandlung über die Schlacht bei Austerlitz machte auf ihn aufmerksam, er avancierte rasch und war 1848 und 1849 Radetzkys Generaladjutant, Generalquartiermeister und Publizist. 1850 ging er in Pension. Vgl. Wurzbach, XXXI, S. 157ff.

[205]) Anton Stephan Ritter von Martini (1792—1861), Feldzeugmeister, war 1805 bereits Fähnrich, zeichnete sich bei Aspern und Wagram aus und kam 1812 zum Generalstab. In den folgenden Jahren bewährte er wiederholt seine Tapferkeit und wurde 1821 Major im Generalstab. Rasch avancierend, wurde er 1843 Generalmajor, 1846 Feldmarschalleutnant, 1849 Gesandter in Neapel und 1860, als er in Pension ging, Feldzeugmeister. Vgl. Wurzbach, XVII, S. 26ff.

[206]) Ulrich Lebrecht Graf von Mandelslohe (1760—1827), ein Mecklenburger, kam in jungen Jahren nach Stuttgart, studierte

dort Forst- und Rechtswissenschaft, durchlief rasch die amtliche Laufbahn, wurde wiederholt in wichtigen Missionen verwendet und wurde 1808 Finanzminister, als welcher er sich Verdienste erwarb. 1819 zum Gesandten in Wien ernannt, trat er 1820 in den Ruhestand (Eugen Schneider in: Allgemeine Deutsche Biographie, XX, S. 173f.). Am 20. Juni 1820 verließ er mit Baron Trott Wien (Pichlers Brief an die Huber vom 19. Juni 1820: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 297).

[207]) August Heinrich Freiherr von Trott (1783—1840), ein Hesse, studierte in Göttingen Rechtswissenschaft, trat 1808 in königlich westfälische Dienste, wo er Präfekt des Harz- und später des Werradepartements wurde und eine erfolgreiche Tätigkeit entwickelte. Für seine Anhänglichkeit an die westfälische Regierung wurde er 1817 in Kurhessen verurteilt, trat aber unterdessen (Jänner 1818) als Geheimer Legationsrat in den württembergischen Staatsdienst. 1819 und 1820 beteiligte er sich in Wien an den Konferenzen, welche die Schlußakte festlegten. 1821 rückte er zum Staatsrat vor und wurde 1824 Gesandter am Bundestag (Kretzschmar in: Allgemeine Deutsche Biographie. XXXVIII, S. 659f.). — Trott, dem K. Pichler anfangs scheu gegenüberstand, da sie ihn für einen überwiegenden Verstandesmenschen hielt, besuchte sie öfter, und sie erquickte sich an seinem Umgange (Brief an Therese Huber vom 16. März 1820: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 297; dazu Huber an Pichler, 26. März 1820: L. Geiger, ebd. XVII, S. 213), da er ihr bei seinen späteren Besuchen viel wärmer und approchabler als anfangs erschien (Brief vom 19. Juni 1820: K. Glossy, ebd. III, S. 301). Nach seinem Weggang von Wien gedachte Trott der Pichler mit lebhafter Achtung (Huber an die Pichler, 19. September 1820: L. Geiger, ebd. XVII, S. 217).

[208]) Ludwig Graf Bombelles (1780—1843) beteiligte sich als Geschäftsträger in Berlin am Zustandekommen der Allianz gegen Napoleon, war 1814 Gesandter in Kopenhagen, begleitete Kaiser Franz im selben Jahre nach Paris, kam wieder als Gesandter nach Kopenhagen und hierauf als solcher nach Dresden, wo sein Haus einen schöngeistigen Mittelpunkt bildete. 1819 begleitete er Kaiser Franz nach Galizien und Siebenbürgen. 1820 wurde er Gesandter in Neapel und in der Folge an verschiedenen Orten. Vgl. Wurzbach, II, S. 40f.

[209]) Vgl. über Prokesch unten Anm. 226.

[210]) Östreichische militärische Zeitschrift. 1819. II, (Wien 1819), S. 275ff., III, S. 3ff.: Die Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo. Von A. P. — Prokesch will (II, S. 277) aus allen Berichten über diese Schlachten die Wahrheit heraussuchen und dem Soldaten zeigen, was er leisten und was man von ihm fordern könne.

Er will nur Tatsachen bieten und meint, wenn seine Sprache manchmal den Charakter der Dichtung annehme, „so vergesse man nicht, daß es Momente des Lebens gibt, in denen die Dichtung nicht reicher als die Wirklichkeit ist.“ — Eine Fortsetzung zu diesem Aufsatz erschien ebd. 1819, IV, S. 162ff.: Beleuchtung der Bemerkungen des Marschalls Grafen Grouchy gegen die Relation des Generals Gourgaud vom Feldzuge 1815. Ein Nachtrag zur Schlacht von Waterloo. Von A. P.

[211]) Über diese, 1810 gegründete und heute noch in Wien bestehende Gesellschaft vgl. man Karl Weiß, Geschichte der öffentlichen Anstalten, Fonde und Stiftungen für die Armenversorgung in Wien, Wien 1867, S. 207 und Franz Franzl, Die Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen in Wien; deren Entstehen und Wirksamkeit in dem Zeitraume von fünfundzwanzig Jahren (von 1811 bis 1835), Wien 1836. — Daraus geht hervor, daß die Gesellschaft beitragende und wirkende Mitglieder zählte, der Ausschuß aus 12 Damen und einer Vorsteherin bestand, Wien und die Vorstädte in 12 Bezirke eingeteilt wurden, an deren Spitze je eine Ausschußdame stand; diese Bezirke wurden in kleinere Bezirke untergeteilt und diese unter die Aufsicht wirkender Mitglieder gestellt. Die Wirksamkeit der Gesellschaft erstreckte sich auf das Armen-, Findel-, Kranken- und Unterrichtswesen (vgl. Franzl, S. 5ff.). Besonders bei der Überschwemmung im Jahre 1830 entwickelte der Verein eine segensreiche Tätigkeit (Franzl S. 11ff.). Karl Philipp (Zeitgedichte. Wien 1815. S. 5ff.: Prolog an den Verein der adelichen Frauen) und Anton Ferdinand Drexler (Versuche in einigen Dichtungsarten. Wien 1812. S. 205f.: An die Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen) verherrlichten die Gesellschaft durch Gedichte, Ignaz Franz Edler von Mosel widmete ihr eine Komposition (Hygea an Wiens adelichen Frauenverein, 1814: Eitner, Lexikon. VII. S. 79a).

[212]) Karoline Fürstin Lobkowitz (1775—1816), eine geborene Fürstin Schwarzenberg, war die Gründerin des „Vereins adelicher Frauen“, dessen Plan und Einrichtung Josef Sonnleithner entworfen hatte. Sie war eine große Wohltäterin der Armen und ihr Palais auf der Landstraße sah täglich deren eine Menge. Vgl. Wurzbach, XV, S. 325f.: 32; H. Rollett, Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden, X, (Baden 1897), S. 85. Karoline Pichler verkehrte viel in ihrem Haus (vgl. oben I, S. 401; II, S. 219).

[213]) Maria Anna Gräfin von Dietrichstein (1750—1833), Regentin des herzoglich Savoyschen Damenstiftes, gehörte dem Verein adelicher Frauen seit der Gründung als Ausschußmitglied an und wurde 1816, nach dem Tode der Fürstin Karoline Lobkowitz Gesell-

schaftsvorsteherin, welche Stelle sie 1824 niederlegte (Franzl, S. 4, 15). Sie war am 6. Juni 1750 geboren (Genealogisches Taschenbuch der Deutschen Gräflichen Häuser. IV, [Gotha 1828], S. 51) und starb am 24. Juli 1833 im Stiftshause in Wien (Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V, Nr. 129 ex 1833).

[214]) „Der Adept" von Friedrich Halm (Elegius Franz Josef Freiherr von Münch-Bellinghausen) erschien 1838. Die Erstaufführung am Wiener Burgtheater erfolgte am 12. November 1836 (C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater, II, [Wien 1889], S. 309).

[215]) Henriette Freiin von Pereira, geb. Freiin von Arnstein, trat 1824 als Oberleiterin an die Spitze des Marienspitals in Baden, das bereits ihrer Mutter, der Baronin Fanny von Arnstein verschiedene Wohltaten verdankte (Franzl, S. 7, 9). Über die Einrichtungen dieses Spitals s. Franzl, S. 7ff.

[216]) Josef Graf Pergen (1766—1830), k. k. Kämmerer, Geheimer Rat und Vizepräsident der Hofkammer (Wurzbach, XXII, S. 4). Er besaß in Baden das Haus Theresiengasse Nr. 37, jetzt Nr. 4 (Herm. Rollett, Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien. IX, [Baden 1896], S. 67).

[217]) Vgl. I, S. 503, Anm. 308. Beide Anstalten bestehen heute noch; das Franzensbad wurde 1828, das Wohltätigkeitsspital 1826 eröffnet (vgl. Josef Bersch, Der Curort Baden in Niederösterreich. 8. Aufl. Baden 1897. S. 60 und 61f.). Letzteres enthält 231 Betten und nimmt jährlich vom Mai bis Oktober 600—800 Kranke auf.

[218]) Peter Ritter von Piquot, ein Berliner, kam 1792 als Legationssekretär zur preußischen Gesandtschaft nach Wien und wurde 1801 Legationsrat, welche Stellung er bis 1825 innehatte (Hof- und Staatsschematismus. 1793, S. 347; 1802, S. 344). Seit 1819 fungierte er gleichzeitig als Sachsen-Weimarischer Geschäftsträger am Wiener Hof (ebd. 1820, I, S. 220), übernahm 1825 die Vertretung dieses Staates als Ministerresident und fügte 1829 in gleicher Eigenschaft die Vertretung Mecklenburgs hinzu (ebd. 1826, I, S. 226; 1830, I, S. 223). Er war mit Anna Karoline Isenflamm, einer großherzoglich Sachsen-Weimarischen Residentenstochter, verehelicht, aus welcher Ehe zwei Kinder, Marie und Karl, stammten (Anm. 220 und 510). In seinem Hause herrschte, nach Grillparzer (S. W. [5] XX, S. 7, 8), ein gezierter und gesuchter Ton, besonders von Seite der Frau (Grillparzer, S. W. [5] XX, S. 11). Pichler hörte in diesem Kreise August Apels Volkssage „Der Freischütz" vorlesen (oben S. 149) und gedenkt auch sonst (I, S. 411) dieser Abende gerne. Nach dem frühen Tode der Kinder führten die Eltern ein einsames Leben. Peter von Piquot starb am Schleimschlag (nicht an der Cholera), 63 Jahre alt, am 2. Oktober 1831 (Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1831, Buchst. P., Fol. 25b;

Sauer, Grillparzers Gespräche, II, S. 430: 204) und seine Frau folgte ihm am 8. Juni 1832, 61 Jahre alt, an Lungenlähmung (Totenprotokolle, 1832, Buchstabe P., Fol. 16b; K. Glossy, Grillparzer Jb. I, S. 317: 49). Vgl. noch oben S. 316. Die Familie Piquot stand auch in freundschaftlichen Beziehungen zur Schauspielerin Sophie Schröder (vgl. C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater, I, S. 351 Register). Von Peter v. Piquot ist ein Brief an Gentz erhalten, er handelt über Goethe (Aug. Sauer, Goethe und Österreich, I, [Weimar 1902], S. 189f. Nr. 11); über seine Tätigkeit beim Wiener Kongreß vgl. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Wien 1913, S. 505 Reg.

[219]) Friedrich von Hoppe, aus Hogyös im Tolnaer Komitat gebürtig, war seit 1801 wirklicher Hofsekretär in der k. k. geheimen Hof- und Staatskanzlei für auswärtige Angelegenheiten und wurde 1810 wirklicher Staatskanzleirat; er war Ritter des österreichischen Leopoldordens, Ehrenmitglied der vereinigten Akademie der bildenden Künste und seit 1819 Kanzleidirektor der Staatskanzlei (Hof- und Staatsschematismus. 1802, S. 6; 1811, S. 169; 1820, I, S. 202). Er war mit Katharina, geb. Freiin von Krufft verehelicht, doch blieb die Ehe kinderlos. Staatsrat Hoppe starb am 13. Mai 1821, 66 Jahre alt, am Schlagfluß (Totenprotokolle der Stadt Wien, 1821, Buchst. H., Fol. 25a; Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V, Nr. 105 ex 1821). Vgl. noch Fournier (a. a. O. S. 499) über Hoppe als Beamten. — Seine Frau überlebte ihn und verstarb erst am 31. März 1840, 68 Jahre alt, an Lungenlähmung in der Stadt Nr. 739 (Totenprotokolle, 1840, Buchst. H., Fol. 19b; Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 64 ex 1840). Sie besaß eine lithologische und Gemäldesammlung (F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller, Künstler und Dilettanten im Kunstfache. Wien 1821, S. 130, 315f.).

[220]) Marie von Piquot starb vierundzwanzigjährig am 17. März 1822 in Wien (Wollzeile Nr. 772) an schleichendem Fieber (Totenprotokolle der Stadt Wien, 1822, Buchst. B, P, Fol. 22a; K. Glossy, Grillp. Jb. I, S. 317: 49; oben S. 316). Sie trug zu Grillparzer, der im Hause Piquot zuerst viel verkehrte, dann aber seiner Gewohnheit gemäß aus Furcht plötzlich ausblieb (oben S. 130; Grillparzer, S. W. [5] XX, S. 7), eine tiefe Liebe im Herzen, die ihr Testament (Glossy, Grillp. Jb. I, S. 368ff.) offenbarte, worin sie ihren Bruder Karl auch bat, Grillparzer davon zu benachrichtigen, ihm ein Andenken (sein von ihr gezeichnetes Bild) zu überbringen und ihn um eine Grabschrift für sie zu ersuchen. Ihre Mutter übernahm es, am 4. Mai 1822 Grillparzer von Mariens Liebe und Tod Mitteilung zu machen; ihm war die ganze Sache ziemlich unbequem

(vgl. seine Tagebuchaufzeichnung: Ein Erlebnis, S. W. [5] XX, S. 7ff.); auch die von ihm verfaßte Grabschrift (S. W. [5] III, S. 72) klingt kühl. Bald darnach (am 23. Mai 1822) wendete sich Frau von Piquot noch einmal in einem überschwenglichen Brief an Grillparzer, wieder auf diese Sache zurückkommend (Glossy, Grillp. Jb. I, S. 73f. = Sauer, Gespräche, II, S. 165, Nr. 293). Vgl. noch August Ehrhard, Franz Grillparzer. [2] München 1910. S. 113ff. — Eine Schilderung von Mariens Äußeren und Charakter bietet Grillparzer (S. W. [5] XX, S. 7); über ihre Krankheit und ihren Tod vgl. man noch Mitteilungen Griesingers (A. Sauer, Grillparzers Gespräche, II, S. 436: 278) und C. L. Costenobles (Aus dem Burgtheater, I, S. 172).

[220a]) Von „und der Sohn" bis „gegen sie" nur in der Handschrift, nicht im Druck.

[221]) Justina Freifrau von Krufft (1775—1832), musikalisch durch Maria Theresia von Paradis gebildet, veröffentlichte eine größere Anzahl feingedachter, sinniger Gedichte in verschiedenen Almanachen und war nach dem frühen Tode ihres Bruders Nikolas darauf bedacht, durch Konzerte dessen Werke immer und immer wieder in Erinnerung zu bringen (vgl. Wurzbach, XIII, S. 278; Goedeke, VI, S. 594 : 161). — Sie widmete ihr Gedicht „Wahre Begebenheit aus dem Jahre 1807" (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1831, S. 173) Karoline Pichler, welche ihr die Tatsache erzählt hatte, mit 3 fünfzeiligen Strophen „Widmung an Frau von Pichler".

[222]) Nikolas Freiherr von Krufft (1779—1818), der es im Staatsdienste bis zum Staatskanzleirate gebracht hatte, war seit seiner frühesten Jugend, war doch seine Mutter Maria Anna geb. v. Haan eine vortreffliche Pianistin, der Musik ergeben, der er seine ganze Muße, oft auch die Nächte opferte, wodurch er einem frühen Tod anheimfiel. Eine größere Anzahl, heute vergessener Kompositionen sind von ihm im Druck erhalten. Vgl. Wurzbach XIII, S. 276ff.; Eitner, V, S. 460; Fournier, a. a. O. S. 500. — Einer Krufftschen Melodie unterlegte die Pichler ihr Lied: Die Abendglocke auf dem Berge (S. W. [2] XVI, S. 127).

Ein zweiter Bruder Josef, Freiherr von Krufft, von der Pichler S. 129 kurz erwähnt, war Präsident des innerösterreichischen küstenländischen Appellationsgerichtes und starb vor 1832 (Wurzbach, XIII, S. 278).

[223]) Dieser Absatz steht nur in der Handschrift, im Drucke ist er ausgeblieben.

[223a]) Dieser Absatz nur in der Handschrift enthalten.

[224]) Von „Im vergangenen Jahr" bis „Glück bestehn" nur in der Handschrift. — Über diese Nikolausbescherung des Jahres 1817

handelte Oskar Freiherr von Mitis (Der junge Grillparzer bei Caroline Pichler: Neue freie Presse. Wien. Nr. 13302, vom 6. September 1901) auf Grund handschriftlicher Materialien, die aber nicht mit der Handschrift der „Denkwürdigkeiten" identisch sind, da der Text des Gedichtes (Mitis, a. a. O.) von unserem (oben S. 130f.) in etwas abweicht. Der Zweck, den Karoline Pichler mit diesem Geschenk und Gedicht an Grillparzer im Auge hatte, war, an Grillparzer eine „ernste Weisung und mütterlich gemeinte Lehre" betreffs der Sappho, die fertig war, und seiner Grübelei zu richten (vgl. die Stelle ihres Briefes an die Gräfin Zay vom 25. Februar 1818: Sauer, Gespräche, II, S. 45, Nr. 86). Ein anderer Brief an die Gräfin Zay vom 5. Dezember 1817 weist auf das bevorstehende Nikolausfest und die, Grillparzer zugedachte Überraschung hin (Sauer, Gespr. II, S. 40, Nr. 78).

[224a]) Der Absatz „Wir pflegten .... Scherz waren" (oben S. 130) und „In diesem Winter .... bald darauf eintrat" (oben S. 131f.) von A. Sauer (Gespräche, II, S. 90ff., Nr. 155) übernommen.

[225]) Marianne Grillparzer (1767—1819) war die Tochter Christoph Sonnleithners und seit Jänner 1789 mit Dr. Wenzel Grillparzer vermählt. Sie war schwermütiger Natur und erhängte sich nach längerer Krankheit; Grillparzer fand sie eines Abends (23. Jänner) bei seiner Heimkehr tot auf. Vgl. über sie und ihren Tod K. Glossy, Grillparzer Jahrb. I, S. 303: 3 und 389 (Register); Sauer, Gespräche, II, S. 95f., Nr. 160f. und Symbolae Pragenses, Wien 1893, S. 204, 208ff. Grillparzer schildert in seiner Selbstbiographie eingehend, wenn auch verschleiert, den Tod seiner Mutter und die Gefühle, die dieser in ihm hervorrief (S. W. [5] XIX, S. 80f.). — Sauer (Gespr. II, S. 96ff., Nr. 162) bringt auch Pichlers Bericht „Grillparzer liebte ... nicht wieder her" (oben S. 132f.). — Karoline Pichler beschäftigte sich mit dem Tode von Grillparzers Mutter in einem Briefe an Therese Huber vom 6. März 1819 (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 285 = Sauer, Gespräche II, S. 99f.) und rühmt darin Grillparzers bewunderungswürdige Fassung, mit der er diesen Verlust erträgt, sowie dessen Arbeitseifer. — Über Grillparzers Klavierspiel mit seiner Mutter vgl. noch dessen Selbstbiographie (S. W. [5] XIX, S. 97).

[226]) Dieser Absatz steht nur in der Handschrift; er wiederholt bereits oben S. 124 Gesagtes.

[227]) Erschüttert durch den Tod seiner Mutter und durch seine schwächliche Gesundheit genötigt (Krankheitszeugnis vom März 1819 bei Sauer, Gespr. II, S. 98, Nr. 164), erbat Grillparzer am 13. März 1819 zu einer Reise nach Italien von seiner vorgesetzten Behörde einen dreimonatlichen Urlaub, der ihm über die äußerst günstige Befürwortung des Präsidenten der Hofkammer Grafen

Ignaz Chorinsky vom Kaiser gewährt wurde. Bereits am 24. März reiste er mit dem Grafen Franz Deym nach Italien. Durch einen Zufall kam er in Rom im April in das Gefolge Kaiser Franzens, reiste mit diesem nach Neapel, verblieb dort, da sein neuer Gönner Graf Gundakar Wurmbrand erkrankte, bis dieser gesundete, stieß mit Graf Wurmbrand am 8. Juli wieder zum kaiserlichen Gefolge in Florenz und reiste bald darnach mit diesem über Venedig nach Wien. Vgl. Sauer, Gespräche, II, S. 103ff., Nr. 167—195; Grillparzers Tagebuch während dieser Reise S. W. [5] XIX, S. 193ff. — Gegen Pichlers irrige, aber damals gang und gäbe Behauptung, daß er im Gefolge des Kaisers nach Italien reiste, wendete sich Grillparzer selbst 1844 (S. W. [5] XIX, S. 176ff.: Meine Reise nach Italien), als er die auf ihn bezüglichen Stellen der Denkwürdigkeiten „mit Rührung und dem Gefühle nie vergessener und gebrochener Freundschaft" las (S. W. [5] XIX, S. 176). — Von „Im folgenden Frühling .... Lippen wegzehrt" (oben S. 134f.) auch bei Sauer, Gespr. II, S. 103f., Nr. 167 ausgehoben.

[228]) Str. X des am 8. März 1819 verfaßten Gedichtes „Kennst du das Land?" (Grillparzer, S. W. Hg. von A. Sauer. [5] II, S. 19), das aber anders lautet in Z. 1 (Dann kehr ich heim mit stolzem ....) und 2 (.... in gesättigter Ruh). Vgl. dazu Goedeke VIII, S. 407 : 148g. — Noch einmal oben S. 302 angezogen, ebenso in Pichlers Brief an Grillparzer vom 29. April 1819 (A. Sauer, Grillparzers Werke, III, 1, S. 177).

[229]) Grillparzers „Der Bann" (Leb wohl, Geliebte! ich muß scheiden) wurde im Spätherbst 1819 gedichtet und 1820 gedruckt (S. W. [5] II, S. 23ff.; Goedeke, VIII, S. 407: 148f.).

[230]) Das Gedicht Grillparzers heißt richtig „Incubus" (Fragst du mich, wie er heißt), wurde 1821 verfaßt und 1823 veröffentlicht (S. W. [5] I, S. 194f.; Goedeke, VIII, S. 413: 183). Bereits oben S. 117 eine Anspielung darauf.

[231]) J. W. Goethe, Iphigenie auf Tauris, I. Aufzug, 1. Auftritt (Monolog der Iphigenie): ... Ihm zehrt der Gram das nächste Glück vor seinen Lippen weg.

[232]) Der Brief Grillparzers an die Pichler ist mit Rom, 9. April 1819 datiert. Abgedruckt bei K. Glossy und A. Sauer, Grillparzers Briefe und Tagebücher. I, (Stuttgart 1903), S. 35ff., Nr. 30; vorher: Grillparzer Jb. I, S. 372ff., Nr. XII. — Pichler irrt daher, wenn sie meint, der Brief sei aus Venedig. Es kann nur, falls der Brief an sie gerichtet war, der obige gemeint sein, da dessen Inhalt zu den Angaben der Pichler paßt. Andernfalls könnte sie aber den mit Venedig 31. März 1819 datierten Brief Grillparzers an Schreyvogel im Auge haben, der verloren ist und vielleicht ähnlichen Inhalt hatte (vgl. Sauer, Gespräche, II, S. 107, Nr. 172 und S. 427).

Pichler erwiderte Grillparzers Brief vom 9. April am 29. April 1819 (ein Bruchstück mitgeteilt von A. v. Weilen, Euphorion, XI, [1904], S. 620; darnach Sauer, Gespr. II, S. 109; zur Gänze abgedruckt: A. Sauer, Grillparzers Werke, III, 1, [Wien 1913], S. 176ff., Nr. 166), worin sie Grillparzer den Durchfall von Zedlitzens Turturell, mit dem der Sappho der Todesstoß versetzt werden sollte, — ein Gerücht, das sie auch sonst verbreitete und gegen das sich Zedlitz aus Pest am 27. Juni 1819 gegen Schreyvogel brieflich wehrte (vgl. Sauer, Gespr. II, S. 116, Nr. 194 nach Ed. Castle, Grillp. Jb. VIII, S. 41f.) — meldete.

[233]) Wenn damit ein Brief Grillparzers an die Pichler gemeint ist, so war er nicht aus Rom, sondern aus Neapel (d. d. 2. Mai 1819; bei A. Sauer, Grillparzers Werke, III, 1, S. 183ff., Nr. 169); dieser enthält ähnliche Gedanken. Karoline Pichlers Antwort auf diesen Brief erfolgte am 19. Mai 1819 (ein Bruchstück daraus bei Sauer, Gespr. II, S. 111, Nr. 184; vollständiger Abdruck bei A. Sauer, a. a. O., III, 1, S. 187ff.), sie spielt darin auf Byron, sowie auf Grillparzers Anstellung bei Hof, von der damals allenthalben gesprochen wurde, an und sagt, daß sie dieser Brief wegen seiner Krankheit und Verstimmung nicht so erfreute wie sein erstes Schreiben. Dieser Brief war einem Schreiben Schreyvogels beigeschlossen (Glossy, Grillp. Jb. I, S. 181).

[234]) Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom (Grillparzer, S. W. [5] I, S. 133ff.; zuerst: Aglaja. 1820, S. 303ff.); entstanden am 20. April 1819 in Rom, erwuchsen daraus Grillparzer und seinem Freunde Schreyvogel große Unannehmlichkeiten. Vgl. über das Gedicht und seine Literatur Goedeke, VIII, S. 407f.: 148k, besonders Grillparzer, S. W. [5] XIX, S. 99. — In einem Briefe an Therese Huber vom 16. März 1820 äußert K. Pichler über dieses Gedicht, daß sie wünschte, Grillparzer hätte es nie gedichtet, ebenso ist ihr „An Bellinen, bei Zurücksendung einer Spielschuld" unangenehm (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 296 = Sauer, Gespr. II, S. 144, Nr. 239).

[235]) Gundakar Heinrich Graf Wurmbrand (1762—1847), seit 1796 erzbischöflich salzburgischer Geheimer Rat, dann Oberstkämmerer, Oberstzeremonien- und schließlich Obersthofmeister der Kaiserin von Österreich, hatte Grillparzer durch Zufall in Rom kennen und auch schätzen gelernt und ihm seine Kutsche zur Reise nach Neapel zur Verfügung gestellt. So wurde Grillparzer Wurmbrands Reisegefährte. Als dieser sich in Neapel einen Beinbruch zuzog, blieb Grillparzer über seine Bitte bei ihm, bis er gesundete und fuhr dann mit ihm heimwärts. Vgl. Wurzbach, LVIII, S. 296: 17; Grillparzer, S. W. [5] XIX, S. 87ff., 177ff.; Glossy-Sauer, Grillparzers Briefe und Tagebücher, II, S. 315 (Register).

[236]) Dieser Absatz (oben S. 135f.) nur in der Handschrift. — Wenn Karoline Pichler sagt (S. 136), daß sie nicht wisse, warum Grillparzers freundliche Stimmung verschwand und er nicht mehr aus Italien schrieb, so liegt der Grund in einer Briefstelle Schreyvogels (7. Mai 1819: Glossy, Grillp. Jb. I, S. 180): „Im Pichlerischen Hause, das ich seither einige Mahl besuchte, sind Sie in warmen Andenken. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie da von jemand [Lotte] mit mehr als gewöhnlicher Theilnahme betrachtet werden. Im vollen Ernst, das gefiele mir nicht übel" [vgl. dazu, was Pichler oben S. 135 von Schreyvogels Freude über den Anteil der Pichlers an Grillparzer sagt]. Dies wirkte auf Grillparzer, wie gewöhnlich, wenn Liebessachen in Betracht kamen, verstimmend und er zog sich zurück, obwohl er am 30. April 1819 in einem Brief an Schreyvogel Fräulein Karoline noch grüßen ließ (Glossy-Sauer, Grillparzers Briefe und Tagebücher, I, S. 40). Freilich versuchte er bald darnach nochmals eine Annäherung (oben S. 142).

[237]) Über diese große Hitze und den Kometen vgl. (Franz Xaver Gewey), Briefe des neuangekommenen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran. Jahrg. 1819. 6. Heft. Wien (1819), S. 19f., sowie die „Wiener-Zeitung" (1819, Nr. 153, 155, 159, 161, 166 und 179, S. 609, 618, 634, 641, 661 und 713), aus der hervorgeht, daß der Komet anfangs Juli zuerst zu sehen war und Ende Juli wieder verschwand.

[238]) Über den Kometen des Jahres 1769 vgl. I, S. 31f. mit Anm. 48; den Kometen des Jahres 1811 (vgl. I, S. 385f. mit Anm. 650) verwendete K. Pichler in ihrer Kantate „Das befreyte Deutschland" (Wien 1819, S. 10 = S. W. [2] XIX, S. 248), worin sie dem Greise sagen läßt, daß sich im Norden alles entscheiden werde, denn dorthin wies der helle Stern; Hormayr nennt in einem Brief an die Pichler (28. Dezember 1814: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 265) diese Erwähnung eine glückliche. — J. J. Littrow (Über Kometen. Neue Auflage. Wien 1835. S. 94ff.) stellte ausdrücklich fest, daß die Kometen weder die Fruchtbarkeit der Erde noch die Temperatur beeinflussen; von dieser Schrift besaß Karoline Pichler die erste Ausgabe (Über den gefürchteten Kometen des gegenwärtigen Jahres 1832 und über Kometen überhaupt. Wien 1832) in ihrer Bibliothek (Nr. 10 des Bücherverzeichnisses in ihrem Verlassenschaftsakt).

[239]) Grillparzer war 1818 zum erstenmal und zwar mit Abt Ladislaus Pyrker zusammen in Gastein, wo er Heilung von einem schweren Leiden suchte und fand (Grillparzer, S. W. [5] XIX, S. 79); damals dichtete er seinen „Abschied von Gastein" (s. unten Anm. 246). 1819 kam er von Venedig aus auf der Heimreise auf kurze Zeit dorthin (ein damals entstandenes Gedicht: Goedeke, VIII,

S. 405: 124). 1820 besuchte er wieder Gastein mit Abt Ladislaus Pyrker (Glossy-Sauer, Grillparzers Briefe und Tagebücher, I, S. 53, Nr. 39, 40); in die Jahre 1828 und 1831 fallen weitere Besuche (Glossy-Sauer, I, S. 101 f.; II, S. 95 f., 192, 196 ff.: 80; Goedeke, VIII, S. 348). — Ein scharfes Urteil Grillparzers über Pyrker, S. W. [5] XVIII, S. 130 aus dem Jahre 1820.

[240]) Dieser Absatz steht nur in der Handschrift.

[241]) Wilhelm Töpke war damals (1819) Oberleutnant (nicht Rittmeister) bei den Savoyen-Dragonern (Prinz Eugen, heute Dragonerregiment Nr. 13, damals Nr. 5) und nicht bei den Kronprinz-Kürassieren (Militärschematismus. 1820, S. 287). Er diente in jenem Regimente bis zu seiner Pensionierung. Er wurde 1823 Rittmeister, 1835 Major, 1839 Oberstleutnant und wurde 1841 mit Oberstencharakter pensioniert (ebd. 1824, S. 287; 1836, S. 301; 1840, S. 301; 1842, S. 521). Er zog sich nach Hermannstadt zurück und starb hier am 19. Mai 1866 (ebd. 1867, S. 969). Vgl. noch Friedrich von der Wengen, Geschichte des k. k. österreichischen 13. Dragoner-Regiments Prinz Eugen von Savoyen, Brandeis a. d. Elbe 1879, S. 1077 (1818, 1823), 1079 (1835), 1080 (1839, 1841).

[242]) Wilhelm Freiherr von Hammerstein-Ecquord (1785—1861), österreichischer General der Kavallerie, stand seit 1799 in hannoveranischen Diensten, später trat er zu König Hieronymus von Westfalen über, rückte rasch vor und gab wiederholt Proben von Tapferkeit. Bei Lübbenau führte er sein Husarenregiment jedoch dem Kaiser von Österreich zu. 1814 kam er als Oberst zum 1. Ulanenregiment. Später wurde er Generalmajor, Feldmarschalleutnant und 1848 General der Kavallerie. Der Herzog von Reichstadt war ihm wegen des Übertrittes sehr gram (Kübeck, Tagebücher, I, S. 318). Vgl. Wurzbach, VII, S. 291 ff.

[243]) Vielleicht ist damit Tobias v. Maillard gemeint. Dieser war 1793 in Chrudim in Böhmen geboren, studierte in der Wiener-Neustädter Militärakademie, von wo er am 1. September 1809 als Fähnrich zum Infanterieregiment Nr. 11 kam, in dem er 1813 zum Unterleutnant, 1827 zum Oberleutnant und am 1. Mai 1834 zum Kapitänleutnant vorrückte; 1835 verließ er den Militärdienst (nach hds. Akten im Wiener Kriegs-Archiv). Es käme aber auch sein Bruder Sebastian von Maillard, der 1849 in Pistyan privatisierte, in Betracht (vgl. den Verlassenschaftsakt ihres Bruders, des Hofrates Anton von Maillard, im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 130 ex 1849).

[244]) August Freiherr von Jetzer (1789—1862), Feldmarschalleutnant und Ritter des Maria-Theresienordens, seit 1809 dem Militärstande angehörig, bewies bereits in den unteren Stellungen eine hervorragende Tapferkeit, so daß er rasch avancierte (1814

Hauptmann, 1831 Oberst, 1844 Generalmajor und Festungskommandant in Mainz, 1849 Feldmarschalleutnant). 1850 ging er in Pension, 1815 war er Freiherr geworden. Vgl. Wurzbach, X, S. 173f. — Seine Tochter Charlotte war seit 1818 mit Grillparzers Jugendfreund Ferdinand von Paumgartten verehelicht (Glossy-Sauer, Grillparzers Briefe, II, S. 271). Jetzer war zur Hochzeit der Wilhelmine von Artner als Freund des Brautpaares gebeten (Pichler an Th. Huber, 25. Oktober 1819: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 287).

[245]) Über Grillparzers Aufenthalt in Zay-Ugrócz vgl. Sauer, Grillparzers Gespräche, II, S. 118ff., Nr. 196 (Nr. III ein Auszug aus den Denkwürdigkeiten: oben S. 136—142). Grillparzer muß bald nach dem 5. August hingekommen sein, denn an diesem Tage stellte er sich bei Schreyvogel als von der Reise nach Italien zurückgekehrt vor (Sauer, Gespr. II, S. 123: 197); am 6. September 1819 war er aus Ungarn bereits wieder in Wien (Sauer, Gespr. II, S. 125). Kurz spricht Karoline Pichler von diesem Besuche Grillparzers in einem Briefe an Therese Huber vom 25. Oktober 1819 (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 287 = Sauer, Gespr. II, S. 118, Nr. 196, I) und in ihrem Nekrologe der Gräfin Zay (S. W. [2] LIII, S. 257f. = Sauer, Gespr. II, S. 119f., Nr. 196, II).

[246]) Abschied von Gastein: Grillparzer, S. W. [5] I, S. 127f. Im Sommer 1818 in Gastein entstanden. Dazu Goedeke, VIII, S. 407 : 148d. Karoline Pichler nennt dieses Gedicht in einem Briefe an die Huber (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 287 = Sauer, Gespr. II, S. 144) eines der schönsten und ergreifendsten, so sie je gelesen hat.

[247]) A. Sauer in seinem tiefgründigen Kommentar des „Abschieds von Gastein“ (Grillparzer Jb. VII, S. 4ff.) bringt ein Faksimile dieses Blattes (S. 24f., und verwertet die Varianten der Pichler als H3 und P im kritischen Apparat.

[248]) Dieser Absatz steht nur in der Handschrift. — Karoline Pichler spielt hier auf die Liebe an, die Grillparzer zu Lotte Pichler im Herzen trug und deren Frucht einige Gedichte (oben Anm. 194, 195a) sind, die bereits ins Jahr 1818 fielen. Infolge Grillparzers melancholischen Anfällen trat zu Ende des Jahres 1818 (oben S. 130) eine gewisse Verstimmung ein und seine Besuche wurden seltener. Doch der Tod seiner Mutter (Jänner 1819) brachte eine Wendung, Grillparzer kam wieder häufiger, die alte Freundschaft stellte sich her (oben S. 133) und als er nach Italien ging, da konnte Schreyvogel berichten (oben Anm. 236), daß Lotte mit mehr als gewöhnlicher Teilnahme ihm anhänge, Grund genug, um Grillparzer in Verbindung mit seinen Unannehmlichkeiten in Italien zum Schweigen zu bringen. Seine Sehnsucht dürfte ihn aber nach Zay-Ugrócz getrieben haben, denn anders sind Karoline Pichlers bisher unge-

druckte Worte (oben S. 142) doch nicht aufzufassen. In Wien spielte er dann wie früher (oben S. 114) mit Lotte fleißig am Klavier vierhändig und dabei fielen ihm alle jene, durch die Ereignisse der letzten Zeit weggewischten Gedanken, welche die Trilogie zum Gegenstande hatten, wieder ein und er konnte die Argonauten vollenden und die Medea beginnen (vgl. Grillparzers Selbstbiographie: S. W. [5] XIX, S. 97). Doch bald wurde sein Verhalten wieder kühler, er kam seltener und 1820 trat Prokesch an Lotte, die Grillparzer verloren hatte, heran, aber auch dieses Verhältnis war nicht glücklicher und so konnte Karoline Pichler am 17. Juni 1824, als Lotte Pelzeln ihre Hand gereicht hatte, an Therese Huber schreiben, daß „jene beiden Verhältnisse, in welchen Leidenschaft und Phantasie so tätig gewesen waren, ihr so wenig Glück gebracht hatten" (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 327). Grillparzer verkehrte bis 1821, wo er sich zur silbernen Hochzeit im Mai mit einem Gedicht einstellte (unten Anm. 256), in Pichlers Haus, wenn er auch nur alle 6—8 Wochen kam (Pichlers Bericht an die Huber: Glossy, Grillp. Jb. III, S. 315 = Sauer, Gespr. II, S. 166, Nr. 296); 1822 blieb er aus und Karoline Pichler kann der Huber über Grillparzer nichts melden, da er in ganz anderen Kreisen lebt (Glossy, Grillp. Jb. III, S. 325 = Sauer, Gespr. II, S. 172, Nr. 305). Das Verhältnis zwischen Grillparzer und Lotte, das nach Karoline Pichlers Worten offensichtlich bestand, dürfte zwar kein erklärtes gewesen sein, aber jedenfalls ein von den Eltern gebilligtes und man wird es daher vom menschlichen Standpunkt aus begreiflich finden, daß Karoline Pichlers spätere Urteile über Grillparzer einen gewissen herben Beigeschmack erkennen lassen, so über Medea (Brief an die Huber, April 1821: Glossy, Grillp. Jb. III, S. 309 = Sauer, Gespr. II, S. 163, Nr. 289; Brief an Schneller vom 25. Mai 1821: Schneller, Hinterlassene Werke, I, S. 278) und Ottokars Glück und Ende (oben II, S. 9 und 185f.).

[249]) Solch poetische Schulmeister scheint es mehrere gegeben zu haben, wissen wir doch, daß im Marchfelde bei der Mette ein Schulmeister Joachim Perinets Lieder aus „Die Schwestern von Prag" (1794) vortrug (G. Gugitz, Grillparzer Jb. XIV, S. 191).

[250]) Von diesen Gedichten auf die Hochzeit der Wilhelmine von Artner ist nur das Pichlersche gedruckt (S. W. [2] XVI, S. 195ff.), das unter Grillparzers Einfluß steht (vgl. oben Anm. 38).

[251]) Dieser Absatz nur in der Handschrift. — Während Pichler in ihrem Aufsatze über die Zay berichtet, daß sie sich nach Fouqués jüngst erschienenem Roman (erschien aber erst 1828: Goedeke, Grdr. VI, S. 129: 146) die Sänger auf der Wartburg hießen (S. W. [2] LIII, S. 257), wobei ihr betreffs der Erscheinungszeit des Fouqué-

schen Romans ein Gedächtnisfehler unterlief, verbessert sie sich hier stillschweigend.

[252]) Dieser Absatz steht nur in der Handschrift.

[252a]) Das Eingeklammerte nur in der Handschrift.

[253]) Die Handschrift ist an dieser Stelle ausführlicher; es heißt da über das Verhältnis zwischen Prokesch und Lotte: „In dem nun folgenden Winter 1819/1820 fing Herr v. Prokesch, den wir teils sehr viel in unserm Hause, teils bei Oberst Rothkirch und andern unsrer Bekannten sahen, an, sich meiner Tochter immer mehr, sichtlicher, wärmer zu nähern, so daß die Bewerbung dieses wohlgebildeten, geist- und, wie es schien, auch gemütreichen jungen Mannes nicht verfehlen konnte, allmählich immer stärkern Eindruck auf sie zu machen. Besonders da sein blendender Verstand, durch seltsame und gewagte Ansichten, welche er aufzustellen und mit gewandtem Geiste zu verteidigen pflegte, auch oft ihrer Überzeugung sich zu bemächtigen wußte. Nicht wir allein, auch unsere Freunde sahen dieses wachsende Verhältnis und sahen es gerne, denn das hübsche, junge und durch manchen Vorzug ausgezeichnete Paar flößte allen Teilnahme ein. Besonders hatte man im Baron Rothkirchschen Hause lebhaftes Interesse dafür, wo Prokesch als Offizier des Generalstabes, als Mitarbeiter der Militärischen Zeitschrift und als ausgezeichneter Mensch sehr günstig und sein Verhältnis zu Lottchen mit wahrhaft elterlichen Augen betrachtet wurde. Pichler und ich, obwohl uns ein Schwiegersohn aus einem nicht so beweglichen Stande wie das Militär willkommener gewesen wäre, konnten doch billigerweise keine Einwendung machen, denn des jungen Mannes Geistesgaben sicherten ihm eine glänzende Laufbahn, was sich auch in der Folge bewährt hat, und so sahen wir der Zukunft zufrieden [entgegen], als plötzlich der Ruf des Feldmarschalls Schwarzenberg Prokesch, den Verfasser der Schlacht von Waterloo, nach Prag berief, wo der Fürst damals bedenklich krank lag, um dessen Denkwürdigkeiten zu schreiben. Es war eine bittere Trennung für Lotten, so gerade im Anfang ihres Glückes, aber wir hofften Gutes von diesem Rufe. Aus Prag warb Prokesch schriftlich förmlich um Lotten. Wir gaben die Antwort, wie wir sie schon bei uns festgesetzt hatten, und sprachen aus, welchen Beitrag wir dem jungen Paar zu geben imstande wären und was Lotte einst an Vermögen zu erwarten habe. Prokesch Antwort war voll Jubel und Liebe. Bald nachher zeigten sich Hindernisse, die sich seiner Rückkehr zu seiner Braut in den Weg stellten. Er begleitete den Fürsten nach Leipzig zu Hahnemann, er ward eigentlich ein Glied der fürstlichen Familie. Vom Fürsten und vielleicht noch mehr von der Fürstin mit großer Auszeichnung behandelt, im Angesicht einer brillanten Laufbahn und künftigen vornehmen

Lebens, mochte vielleicht die Verbindung mit einem Mädchen in unseren Verhältnissen eher hemmend als fördernd erscheinen. Seine Briefe enthielten Klagen, rätselhafte Andeutungen — nirgends einen festen Entschluß zurückzukehren. Im Herbste kam er endlich wieder. Sein erster Weg war — nicht zu seiner Braut, sondern ins fürstliche Haus. Von nun an wechselten seltsame Kälte und Ausbrüche glühender Liebe in seinem Betragen. Auf bestimmte Fragen nach seinem endlichen Entschlusse kam nie bestimmte Antwort. So schleppte sich das Verhältnis sehr lange hin."

* * *

Anton Graf Prokesch von Osten (1795—1876), ein geborner Grazer, war frühzeitig geistig reif und widmete sich, nach Absolvierung der niederen Studien, dem Rechtsstudium an der Universität Graz. Bereits 1808 mit dem Historiker Julius Schneller in Fühlung getreten, wurde dieser 1815 sein Stiefvater, zu einer Zeit, wo Prokesch als Freiwilliger am Rhein tapfer kämpfte. Seit Juni 1814 lag er zu Mainz in Garnison, war Ordonanzoffizier bei Erzherzog Karl, der ihn zu verschiedenen Missionen verwendete und faßte den Entschluß, dem Soldatenstande treu zu bleiben. Im Juni 1816 kam er mit seinem Regiment nach Linz, wo er sich der Lösung mathematischer Probleme widmete. Dadurch wurden seine Vorgesetzten auf ihn aufmerksam und er wurde im Dezember 1816 nach Wien kommandiert, mußte hier eine mathematische Prüfung ablegen und kam als Professor der Mathematik an die Kadettenschule nach Olmütz. Während seines Wiener Aufenthaltes war er mit Karoline Pichler bekannt geworden (oben S. 133) und sein Stiefvater Schneller hatte ihm unterm 10. Jänner 1817 nahegelegt (Schneller, Hinterlassene Werke, II, [Leipzig 1834], S. 13), in der Donnerstaggesellschaft der Pichler drei Damen (Katharina Porta, Lotte Pichler und Wilhelmine Rotter) besonders zu würdigen. Im Herbste des Jahres 1818 wieder in Wien weilend, wurde er beim Präsidenten des Hofkriegsrates Karl Fürst Schwarzenberg infolge seiner Arbeit über die Schlacht bei Waterloo (Anm. 210) eingeführt. Dieser fand an ihm Gefallen, ließ ihn in das Präsidialbureau des Hofkriegsrates versetzen und übertrug ihm die kriegswissenschaftliche Ausbildung seiner Söhne. Bei Baron Rothkirch verkehrend (oben S. 124), kam er in nähere Beziehungen zu Karoline Pichler, besuchte seit Beginn des Jahres 1819 fleißig deren Haus (oben S. 133f., 143ff.), das ihm Schneller unterm 4. Jänner 1819 besonders ans Herz legte (Schneller, H. W. II, S. 14). Prokesch führte sich mit einem Briefe Schnellers ein, wurde bald heimisch, und alle schätzten ihn und wünschten seinen Umgang (Pichler an Schneller, 13. April 1819: Schneller, H. W.

I, S. 275), so daß Karoline Pichler bereits am 7. Dezember 1819 Schneller melden konnte (Schneller, H. W. I, S. 276), daß Prokesch in ihrem „Hause ein integrierender Bestandteil der Gesellschaft geworden "sei. Um diese Zeit begannen seine Bemühungen um Lotte Pichler und als er gegen Ende des Jahres 1819 dem Fürsten Schwarzenberg als Personaladjutant nach Prag folgen mußte, warb er von dort aus um Lottens Hand, die ihm zugesagt wurde (oben S. 144). Prokesch mußte 1820 den kranken Fürsten nach Leipzig zu Hahnemann begleiten und während dieser Zeit wurden die Beziehungen beider beinahe freundschaftliche. Er stand am 15. Oktober 1820 am Sterbebette des Fürsten in Leipzig und brachte die Nachricht von dessen Tode nach Wien zur Fürstin Anna, die ihm besonders wohlgesinnt war und ihm die Wege in die große Gesellschaft, die er liebte (vgl. seinen Brief vom Jänner 1821 an Schneller: Schneller, H. W. II, S. 38) und deren Liebling er bald wurde, bahnte (vgl. über die Beziehungen zu den Schwarzenbergs: Aus den Tagebüchern des Grafen Prokesch von Osten 1830—1834. Hg. von Anton Grafen Prokesch von Osten. Wien 1909. S. 4ff.; Schneller, H. W. II, S. 38f., 44: über Prokesch und die Fürstin Schwarzenberg). Lotte Pichler war ihm zu einfach, der Glanz der Gesellschaften blendete diesen glänzenden Geist, dadurch wurde sein Verhalten zu den Pichlers von Stimmungen beeinflußt (vgl. oben S. 147), die auch eine Briefstelle an Schneller (H. W. II, S. 39f.: Brief vom 12. Jänner 1821) widerspiegelt. Durch seine gesellschaftlichen Beziehungen wurde ihm sein, früher nicht günstig gestimmter Vorgesetzter Feldmarschallleutnant Johann Baron Prohaska geneigt; dieser schickte ihn am 18. Mai 1821 zur Triangulierung nach Ungarn (Gegend von Eperies: vgl. Schneller, H. W. I, S. 198, 278 und II, S. 43; oben S. 147) und verwendete ihn als Personaladjutanten. Prokesch' Verhältnis zu Lotte Pichler war wechselnd, bald glühend, bald kühl, und so kam es, daß ihm zuerst Lotte, die ihm in warmer Liebe zugetan war (oben S. 169f.), und dann Karoline Pichler nahelegten, ein Verhältnis zu lösen, das für beide Teile kein glückliches sein konnte. So endete Lottens zweite Liebe im Sommer des Jahres 1822 (oben S. 151, 153f.) und nichts blieb davon, als Spuren in einigen dichterischen Werken der Karoline Pichler (oben S. 158) und eine wehmütige Briefstelle der Pichler an die Huber (29. Oktober 1822: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 323). Prokesch kam bald darnach (Frühjahr 1823) als Hauptmann nach Triest und nun begann sein glänzender Aufstieg, der, vom Orient ausgehend, ihn die militärische und diplomatische Stufenleiter rasch erklimmen, der ihn vom Bürgerlichen zum Grafen bringen und ihn bedeutende diplomatische und gelehrte Erfolge erringen ließ.

Über diesen bedeutenden und hochbegabten Mann, dem Karoline Pichler in dieser Hinsicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt (oben S. 133f., 144, 170), vgl. man Wurzbach, XXIII, S. 349ff.; Goedeke, VI, S. 645ff. und v. Zeißberg in: Allgemeine Deutsche Biographie, XXVI, S. 631ff. — Merkwürdig ist, daß Lotte Pichler im Briefwechsel zwischen Schneller und Prokesch, zwei gleichgültige Stellen ausgenommen (Schneller, H. W. II, S. 33, 39), gar keine Rolle spielt und beider Verhältnis nur in einem Glückwunsch des Publizisten Hofrates Christ. K. André, den Schneller Prokesch mitteilte (8. März 1822: Schneller, H. W. II, S. 45), zum Ausdrucke kommt. Dagegen war Schneller im September 1821 (Brief an seine Frau: H. W. I, S. 198) von der, in sicherer Aussicht stehenden Verbindung zwischen Prokesch und Lotte entzückt, denn „dadurch ginge einer meiner liebsten Wünsche in Erfüllung".

[254]) Der berühmte Bildhauer Bertel Thorvaldsen (1770—1844), der seit 1805 in Rom weilte, berührte 1820 auf seiner Rückreise von Dänemark, die ihn über Berlin, Dresden, Breslau nach Warschau geführt hatte, wo er mit Kaiser Alexander zusammentraf, auch Wien. Er kam am 5. November 1820 in Wien an und verblieb bis zum 26. November, an welchem Tage ihn ein, in Rom in einem seiner Ateliers stattgehabter Einsturz zur raschen Abreise nötigte. In Wien besuchte Thorvaldsen fleißig die Kunstsammlungen, die höheren Gesellschaftskreise und das Theater und machte die persönliche Bekanntschaft der Madame Stich, die damals in Wien ein Gastspiel absolvierte und besonders in Shakespeares Romeo und Julia glänzte. Vgl. über Thorvaldsens Wiener Aufenthalt Just Matthias Thiele, Thorvaldsens Leben. Deutsch von Henrik Helms. II, (Leipzig 1856), S. 47ff.

[254a]) C. Tacitus, Germania. cap. 4: Unde habitus quoque corporum . . . . . ad impetum valida.

[255]) Auguste Stich, geborene Düring (1795—1865), eine Berlinerin, wurde bereits 1812 ans Berliner kgl. Theater engagiert, wo sie sich allmählich zu einer der hervorragendsten deutschen Schauspielerinnen aufschwang. Seit 1817 war sie mit dem Schauspieler Wilh. Stich vermählt, nach dessen frühem Tod (1824) sie den Bankier Otto Crelinger in Berlin ehelichte. Vgl. Eisenberg, S. 167f.; Kürschner in: Allgemeine Deutsche Biographie, IV, S. 584f. — Sie absolvierte mit ihrem Gatten Wilhelm Stich in der Zeit vom 5. Oktober bis zum 12. Dezember 1820 ein auf Engagement abzielendes Gastspiel in Wien, doch zerschlugen sich, trotz des großen Erfolges, den sie erhielt, die Unterhandlungen (vgl. Josef Schreyvogels Tagebücher. Hg. von K. Glossy, II, [Berlin 1903], S. 355, 359; Teuber-Weilen, II, 2, 2, S. 270b sub Crelinger); besonders

trefflich war ihre Darstellung der Julia am 21. und 27. Oktober, 4. November und 4. Dezember (Schreyvogel, II, S. 356, 357, 358).

[255a]) Vgl. unten Anm. 566.

[256]) An der Feier der silbernen Hochzeit des Ehepaares Pichler beteiligte sich auch Grillparzer mit seinem Gedicht „Zur silbernen Hochzeit. Am 25. Mai 1821." (S. W. [5] I. S. 249), worin er die goldene Hochzeitsfeier für beide wünscht (vgl. Goedeke VIII, S. 413 : 176). Später arbeitete Grillparzer dieses Gedicht zu einer goldenen Hochzeitsfeier um und ließ es 1853 drucken (R. M. Werner, Euphorion VIII [1901], S. 248; Goedeke VIII, S. 451 : 554).

[256a]) Schiller, Wallensteins Tod, 3. Aufzug, 3. Auftritt: Denn gleichwie an ein feurig Rad gefesselt, das rastlos eilend, ewig, heftig treibt, bracht ich ein angstvoll Leben mit ihm zu (Herzogin von Friedland).

[257]) Über diesen Garten Strebornizza vgl. Pichler S. W. [2] XVI, S. 196 (Hochzeitsgedicht auf Wilhelmine v. Artner).

[257a]) Die Erstaufführung des „Freischütz" erfolgte in Wien am 3. November 1821 (vgl. Goedeke, IX, S. 265 : b2), aber in einer von der Zensur sehr verstümmelten Fassung (vgl. Max Maria von Weber, Carl Maria von Weber. II [Leipzig 1864], S. 344 ff., 394 f.). Weber war darüber höchst ungehalten. Es gelang ihm jedoch später, durchzusetzen, daß der Freischütz ohne Striche am 7. März 1822 als Benefizevorstellung der Wilhelmine Schröder aufgeführt wurde; er selbst dirigierte und trat an diesem Tage zum erstenmal öffentlich vor das Wiener Publikum; der Erfolg war groß (Weber, II, S. 423 ff.). — Ein nicht völlig zustimmendes Urteil der Pichler über den Freischütz steht S. W. [2] LIII, S. 104.

[258]) Die Volkssage „Der Freischütz", zuerst 1810 erschienen, ist nicht von Frdr. Kind, sondern von Aug. Apel verfaßt (Goedeke, IX, S. 268 : g2) und diente Friedrich Kind zur Quelle seines Operntextes.

[259]) Karl Maria von Weber (1786—1826) war über Prag am 17. Februar 1822 nach Wien gekommen, fand hier eine begeisterte Aufnahme und bewegte sich in den vornehmsten, künstlerischen und anderen Gesellschaften. Am 21. März 1822 verließ er voll der besten Eindrücke, aber abgemattet und erschöpft, Wien (Weber, II, S. 394 ff.). In seinen Tagebuchaufzeichnungen über Wien erwähnt er unter den vielen bekannten Leuten, die er in Wien kennen lernte, auch Karoline Pichler, die damals gerade mit dem Roman „Die Nebenbuhler" beschäftigt war, und die er mit Frau von Weißenthurn zusammen im Salon Grillparzers getroffen haben will (Weber, II, S. 420), was jedenfalls, soweit es das letztere betrifft, nicht richtig sein dürfte.

[260]) Der Pianist Sigismund Thalberg (1812—1871), ein Genfer, seit 1834 österreichischer Kammervirtuose, konzertierte wiederholt mit großem Erfolg in Wien, so im Mai 1827, im März 1830 und im Winter 1836—37. Vgl. Eduard Hanslick, Geschichte des Concertwesens in Wien, I, (Wien 1869), S. 226, 310, 331 f. — Der Preßburger Franz Liszt (1811—1886) konzertierte zum erstenmal als Knabe am 1. Dezember 1822 in Wien und wurde allgemein bewundert (Hanslick, I, S. 226); seine größten Triumphe feierte er in Wien aber 1838 und 1839 (Hanslick, I, S. 334 ff.). Sein späteres Auftreten in Wien fällt nach Pichlers Tod. — Franz Grillparzer widmete 1844 Thalberg ein sehr anerkennendes Gedicht (S. W. [5] III, S. 145), während ein anderes aus dem gleichen Jahre ohne Überschrift sicher gegen Liszt gerichtet ist (S. W. [5] III, S. 145: Den Magyarismus halte . . .).

[261]) Über diesen Aufstand in Neapel vgl. man die zahlreiche zeitgenössische, bei Joh. Pohler (Bibliotheca historico-militaris, II [Kassel 1890], S. 393 f.) und v. Scharfenort (Quellenkunde der Kriegswissenschaft für den Zeitraum 1740—1910. Berlin 1910, Sp. 714 f.) verzeichnete Literatur. — Der Laibacher Kongreß (Jänner 1821) hatte sich gegen die Ständeverfassung in Neapel ausgesprochen und österreichische Truppen nach Neapel geschickt, welche am 7. März den bei Riete attackierenden General Wilhelm Pepe in die Flucht schlugen, dessen Heer infolge grenzenloser Feigheit bis zum 10. März vollständig verlaufen war. Die Österreicher fanden nirgends Widerstand, wurden sogar überall freudigst begrüßt, denn das Volk hatte keinen Begriff vom Werte einer Konstitution, sondern unterhielt sich mit Festlichkeiten, was Friedrich von Gentz (Schriften, III [Mannheim 1839], S. 214 ff.) in einem fein ironisierenden Aufsatz besonders hervorhebt. Freilich ist zu bedenken, daß die Vorbereitungen zu einem Kampfe gegen die Österreicher unzulängliche waren und daß überall grenzenlose Schlamperei herrschte, wie die Verteidigungsschrift des Generals Pepe deutlich erkennen läßt (Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts. 1822. I [Jena], S. 438 ff., besonders S. 475 ff.). So kam es, daß in Kürze der alte Absolutismus wieder hergestellt war.

[262]) Grillparzer plante ein Drama „Die Schwarzen und die Weißen" (Sämtl. Werke. [5] XII, S. 211) abzufassen, das durch die Stockerauer Verhältnisse bedingt sein könnte; vgl. aber A. Sauer (Goedeke, VIII, S. 406 : 142). — Über diese Zwistigkeiten in Stockerau ist bei Alb. Starzer (Geschichte der Stadt Stockerau. Stockerau 1911) nichts zu finden, da dieser (S. 78) die Zeit zwischen 1809 und 1848 nur kurz streift. Dagegen ist aus dem, im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern in Wien aufbewahrten „Protokoll

für Niederösterreich" (1821, Bl. 242a, 290a, 335, 357b, 633, 742a und 802b) zu entnehmen, daß neun Stockerauer Bürger, darunter der Rechnungsrevident Johann Vogel, weil sie wegen der Kameramtsrechnungen Angriffe gegen den Kreiskommissär Grabmayer u. a. richteten, vom Gerichte Sierndorf wegen Aufwiegelung und Ehrenbeleidigung zu Arreststrafen verurteilt wurden. Dagegen legten die Verurteilten im März 1821 Rekurs ein, und da Kaiser Franz im April den Akt bezeichnete, so verlangte die niederösterreichische Regierung die Untersuchungsakten ab. Unterm 24. April gab der Bürgerausschuß von Stockerau im Namen des größten Teils der Bürgerschaft die Erklärung ab, daß diese mit dem sogenannten Rechnungsrevidenten nichts gemeinsam habe. Da aber die Mißstände offensichtlich waren, so erfloß am 20. Juli 1821 die allerhöchste Entschließung, daß eine Untersuchungskommission, bestehend aus einem Regierungsrat der n.-ö. Regierung und einem Hofkommissionsrat, einzusetzen sei. In diese Kommission wurde Andreas Pichler für die n.-ö. Regierung und der Domänenhofbuchhalter Vincenz Litomisky nebst einem zweiten Buchhaltungsbeamten delegiert, und am 2. September 1821 erhielt die n.-ö. Regierung die Verständigung von der Zusammensetzung der Kommission. Über die Ergebnisse der Amtshandlung in Stockerau selbst enthält das „Protokoll" (1821, 1822) nichts. — Pichlers Stockerauer Aufenthalt wird von K. Pichler auch in einem Briefe an Schneller kurz erwähnt, wobei sie mitteilt, daß sie am 30. November in Stockerau war, und fortfährt: „Das ungemein milde und heitre Wetter, dessen wir jetzt genießen, macht diese Fahrten, außer der Freude des Wiedersehens, auch noch zu wahren Lustpartien" (Jul. Schneller, Hinterlassene Werke, I, S. 280).

[263]) Jeanette Maillard ist wohl die Schwester des oben S. 139 und Anm. 243 erwähnten Tobias Maillard. Sie war Kranzeljungfer bei Lotte Pichlers Hochzeit (oben S. 171).

[264]) Von „unter tausend Tränen" bis „Rolle halten konnte" nur in der Handschrift.

[265]) Das in Strichen Stehende nur in der Handschrift. — Gemeint ist Nanette Porta; vgl. über sie I, S. 381 mit Anm. 644.

[266]) Staël, Corinne, l. XX., chap. 2 (Paris 1858, S. 469): Un coup de poignard . . . plaisanterie (Zitat ungenau).

[267]) Paul Tausig (Berühmte Besucher Badens. Wien 1912, S. 2) führt Josef von Arneth und seine Frau nur für das Jahr 1821 als Besucher Badens auf, wo sie Berggasse 135 (jetzt Bergstraße 36) wohnten. Wahrscheinlich waren sie aber auch 1822 dort.

[268]) Das in Strichen Stehende nur in der Handschrift. — Pichlers wohnten von 1822—1826 und wieder 1831 und 1836 in Gutten-

brunn Nr. 44 „Zur schönen Aussicht", heute Baden, Guttenbrunnerstraße Nr. 19 (Herm. Rollett, Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien, XII [Baden 1899], S. 47; Paul Tausig, Berühmte Besucher Badens. Wien 1912. S. 31 [mit der falschen Angabe: 1832; vgl. dagegen oben S. 288]; unten Register unter Reisen: Baden). — Über diesen ersten Aufenthalt in Baden ist auch eine Stelle in einem Brief an die Huber vom 29. Oktober 1822 (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 320f.) zu vergleichen, aus der hervorgeht, daß sie gegen 4 Wochen dort und sehr zufrieden waren; auch die Reise nach Ungarn, wo sie die Artner diesmal nicht trafen, wird kurz gestreift.

[269]) Marianne von Henikstein (1807—1827), die Tochter des Großhändlers und Direktors der österreichischen Nationalbank Josef von Henikstein (1768—1838), war mit Rudolf Freiherrn von Erggelet (1800—1882) seit dem Jänner 1826 vermählt. Sie starb bei der Geburt ihrer Tochter Pauline (1827—1900), der nachmaligen Freifrau von Weckbecker (vgl. Weimarer historisch-genealoges Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprunges. I [Weimar 1912], S. 123). Sie liegt am Döblinger Friedhof begraben; ihr Schwager Josef von Hammer verfaßte ihr die Grabschrift (abgedruckt: Huldigung den Frauen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1830. Hg. von Ign. F. Castelli, VIII, [Wien 1829], S. 291).

[270]) Karoline Pichlers Erzählung „Wahre Liebe", die sich in den Rahmen der damals in Deutschland üppig sprießenden Literatur des Philhellenismus fügt (vgl. R. F. Arnold, Euphorion, XI [1904], S. 738 : 4) und den Neugriechen Rialti-Lysandrides aus Parga als Helden verwertet, erschien zuerst 1822 im „Taschenbuch für Damen" (vgl. I, Anm. 511) und ging später in die S. W. ² XXV, S. 7ff. über. — Therese Huber hatte in einem Brief an die Pichler (31. Dezember 1821: L. Geiger, Grillp. Jb. XVII, S. 225f.) den Schluß dieser Erzählung, die „reizend in ihren Umrissen" ist, bemängelt, da man so gar nichts von der Zukunft des Ehepaares (Rialti, Emilie) wisse. Die Pichler rechtfertigte sich (Schreiben vom 11. Februar 1822: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 316f.) damit, daß die Nähe der Begebenheiten und die politischen Verhältnisse dies nicht zuließen, denn Rialti ist „keine bloße Fiction", sondern „größtenteils Porträt" und „es war mir eine liebe und halb doch trübe Beschäftigung, zu zeigen, wie ein Mensch von solchem Charakter, den eine große, mit schwärmerischer Liebe aufgefaßte Idee beherrscht, der ihr alles, selbst seine leidenschaftliche Zärtlichkeit unterzuordnen fähig ist, dennoch so gewaltig auf ein wahrhaft weibliches Gemüt wirken kann". Es muß „diese Geschichte als ein Fragment dastehen, wenn man das Schicksal des Ehepaars wissen will", weil eben Emilie (= Lotte) und Rialti (= Prokesch)

sich in Wirklichkeit nicht ehelichten, daher die Geschichte keine Fortsetzung und kein Ende haben kann.

[271]) Franz Ludwig Catel (1778—1856), ein Berliner, hielt sich seit 1812 in Rom auf, wo er der Landschaftsmalerei huldigte, und starb (Bryan, I, S. 251). — „Das Kloster auf Capri" erschien zuerst 1821 in der „Minerva" (vgl. I, Anm. 510) und ging dann in S. W. [2] XXVI, S. 5ff. und 329 über.

[272]) Karoline Pichler, S. W. [2] IX, X, Wien, A. Pichler, 1821: Die Nebenbuhler. Mit 2 Kupfern (Dav. Weiß sc.). — Der Roman ist in Briefen (76) abgefaßt. — An Besprechungen liegen nur wenige vor. Der Roman erlebte eine Übersetzung ins Französische (Les Rivaux, dernier roman de Mme Pichler, auteur d'Agathoclès, etc. etc. Traduit de l'allemand par Mme Betsy R***, traducteur des Voies du sort d'Auguste Lafontaine. 3 vol. in 12⁰. Paris 1822: Bibliographie de la France. 1822, p. 435 Nr. 3300) und ins Dänische (Medbeileren. En Fortaelling. Overs. fra Tydsk af Carl Aug. Gjerner. 2 Bde. Kjoebenhavn 1828: Chr. V. Bruun, Bibliotheca Danica, IV, [Kjoebenhavn 1902], Sp. 469).

[273]) Dieses, ohne Jahr (1833) bei A. Pichler in Wien erschienene Gebetbuch betitelt sich: „Christkatholisches Gebethbuch für Frauenzimmer aus den gebildeten Ständen" (kl. 8⁰. 244 + (6) S. mit einem Stahlstich: David Weiß sc. Viennae). Das Gebetbuch setzt sich aus zwei Teilen zusammen. Der erste Teil (S. 3—174) enthält tägliche Gebete; Beicht-, Kommunion-, Meßgebete; Betrachtungen und Gebete über verschiedene Gegenstände; Gebete an den Festtagen des Kirchenjahres. Dieser erste Teil dürfte nur eine Kompilation aus anderen Gebetbüchern sein, von denen Karoline Pichler ja eine größere Anzahl in ihrem Besitze hatte (vgl. das Verzeichnis ihrer Bücher im Verlassenschaftsakt, Nr. 112ff.), davon hat sie vielleicht manches, ihren Zwecken entsprechend, überarbeitet. Der zweite Teil (S. 175ff.) betitelt sich: „Betrachtungen auf alle Tage des Monaths aus den geistlichen Schriften des Erzbischofs Fenelon. Übersetzt von Caroline Pichler, gebornen von Greiner." Dieser Teil berührt sich mit einer andern Arbeit von Karoline Pichler (vgl. II, Anm. 537). — Das Exemplar der Wiener Stadtbibliothek (45 941 A) stammt aus dem Besitze Karolinen von Pelzelns und trägt folgende handschriftliche Widmung, die zuerst H. M. Truxa (Illustrierter Universal-Unterhaltungs-Kalender für das Jahr 1905, II, 2 [Wien 1904] S. 44) bekannt machte; hier nach dem Original:

> Bete, wenn dich Leid und Sorge drücken,
> Im Gebete lindert sich der Schmerz.
> Bete, wenn dein Leben Freuden schmücken,
> Beten wahrt vor Übermut das Herz.

So in trüben, wie in heitern Stunden
Werde des Gebetes Kraft
Und der Frieden, den es schafft,
Dankbar froh von dir empfunden.

Wien, den 11. 8^{bris} 1833.

Deine treue Mutter Caroline.

Das stark abgenützte Handexemplar Karoline Pichlers besitzt Frau Irma Warmuth-Jancsó in Wien.

[274]) Gemeint ist die Familie des Josef Hönig Edlen von Henikstein (1768—1838), Großhändlers in Wien, der besonders für Musik eine große Vorliebe hatte, Mozarts Freund war und Beethoven förderte; die musikalischen Abende in seinem Hause waren berühmt (Wurzbach, VIII, S. 303). Er war seit 1796 mit Elise von Sonnenstein (1770—1823) vermählt, aus welcher Ehe elf Kinder stammten und zwar Karoline (vgl. Anm. 146), Friedrich (1799 bis 1868; k. k. Oberst), Wilhelm (1800—1876, Großhändler), Alfred (1810—1882, Feldmarschalleutnant, wurde 1859 Freiherr; Wurzbach, VIII, S. 303), Amalie (1801—?), Karl (1803—1828, Großhändler), Josefine (Sängerin), August (1802—1840, Kaufmann), Henriette (1804—1845), Minna (1805—1862), Marianne (Anm. 269). Vgl. Weimarer historisch-genealoges Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprunges, I (Weimar 1912), S. 391; Joh. Friedr. Reichardt, Vertraute Briefe, I, (Amsterdam 1810), S. 268 f., 278 f.

[275]) Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809—1847) weilte vom 13. August bis 17. September 1830 in Wien, wie aus Briefen hervorgeht (F. Mendelssohn-Bartholdy, Briefe aus den Jahren 1830—1847, I [Leipzig 1869], S. 24; Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn-Bartholdy und Julius Schubring. Hg. von Julius Schubring. Leipzig 1892. S. 11). Er nannte Wien „das liederliche, genußmüde Eß- und Trinknest" (an Schubring, S. 11), die Leute um ihn schilderte er als schrecklich liederlich und nichtsnutzig (Briefe 1830 bis 1847, S. 42), daher er zwei kleine Kirchenmusiken in Wien komponierte. Während dieser Zeit wird ihn Karoline Pichler kennen gelernt haben.

[276]) Flora Freiin von Pereira (1814—1882) verehelichte sich 1836 mit dem Legationsrat Moritz Grafen Fries (1804—1887); von ihr stammen die jetzt lebenden Mitglieder dieses Hauses (Gothaisches genealogisches Taschenbuch der Gräflichen Häuser, LXXXVI [Gotha 1913], S. 222; August Graf von Fries, Die Grafen von Fries. [2] Dresden 1903. S. 90 ff.).

[277]) Über den Aufenthalt der Pichlers in Baden, wo Regierungsrat Pichler 1837 starb, vgl. man das Register unter K. Pichler

(Baden). Der erste Aufenthalt fällt in das Jahr 1822, der letzte ins Jahr 1840. Sie wohnten viele Jahre (1822—26, 1831, 1836) in Guttenbrunn Nr. 44 (vgl. Anm. 268), drei Jahre (1827, 1828, 1830) in der Pölzgasse und sechs Jahre am Josefsplatz in der Landschaft (1829, 1832—1835, 1837). Nach dem Tode Pichlers (1837) kam Karoline der Enkel wegen wieder nach Baden und wohnte 1838 Guttenbrunn Nr. 36 (heute Guttenbrunnerstraße Nr. 7) und 1839 Alleegasse Nr. 22 (heute Nr. 16); vgl. Tausig, a. a. O., S. 31. — Über den Badner Sommeraufenthalt des Jahres 1825 (oben S. 216), der in der zweiten Hälfte des August begann und an dem die Tochter Lotte durch 6 Tage im September teilnahm, vgl. man noch eine Briefstelle (Pichler an die Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 334f.), ebenso eine solche über den Aufenthalt des Jahres 1826 (ebd. III, S. 341).

[278]) Adelheid Reinbold (1800—1839), eine Hannoveranerin, trat, durch Familienverhältnisse gezwungen, frühzeitig (1821) als Erzieherin in den Dienst des Barons Pereira in Wien, wo ihr Flora Pereira anvertraut war. Nach siebenjähriger Dienstzeit verließ sie (1828) mit einer Pension ihren Posten, widmete sich der Schriftstellerei unter dem Namen Franz Berthold und lebte in Dresden, wo sie jung verstarb (Joh. Wetzel, Adelheid Reinbold, die Schülerin Tiecks. Diss. Leipzig 1911, S. 11ff. mit Bild).

[279]) König Sebastian von Franz Berthold. Hg. von L. Tieck. Dresden und Leipzig 1839. 2 Bde. (Goedeke, VI, S. 44 : 144). — Gesammelte Novellen. Hg. von L. Tieck. Leipzig 1842. 2 Bde. (Goedeke, VI, S. 45 : 145).

K. Pichler hatte den Roman „Sebastian", wie aus einem ihrer Briefe an Frankl hervorgeht (Album usw. [Anm. 132], S. 79f.), von L. A. Frankl übermittelt erhalten, wofür sie ihm dankte, „nicht weil er [der Roman] so gar anziehend an sich ist — sondern weil wir die Verfasserin recht gut gekannt. Es war ein höchst geistreiches und charakterfestes Mädchen, in deren Umgang man sich sehr wohl unterhielt und die auch nach Tiecks Schilderung alle Achtung verdiente." Betreffs des Romanes äußerte sich die Pichler dahin, daß man auf keine ledige Frau als Verfasserin raten würde, daß die Männer des Romans noch viel erbärmlicher als die der Staëlschen Romane seien, daß ohne Eroberung von Algier der Roman wohl nicht geschrieben worden wäre und daß die psychologische Entwicklung der Empfindungen und Leidenschaften nicht gelungen sei.

[280]) Die Eroberung Algiers durch die Franzosen begann im Juni 1830 und dauerte mit wechselnden Erfolgen bis zum Jahre 1857. Doch war durch den, von General Bugeaud mit Abd el Kader am 30. Mai 1837 geschlossenen zweiten Frieden, den die Pichler jeden-

falls im Auge hat, ein Großteil des Landes in französischen Besitz gelangt.

[280a]) Über die modernen Männer zieht Karoline Pichler wiederholt in ihren „Denkwürdigkeiten“ los, vgl. II, 146, 262, 305ff., 308f., 383.

[281]) Oberst Baron Rothkirch wurde im Dezember 1821 Generalmajor und Brigadier in Kärnten und übersiedelte Herbst 1822 nach Klagenfurt; er kam erst 1831 wieder zum Generalstab nach Wien zurück (Wurzbach, XXVII, S. 110f.). — Rothkirch hatte drei Töchter: Natalie (vgl. oben Anm. 62), Julie (1818—1862), die Stiftsdame in Prag wurde, und Leonhardine (1820—1901), die sich 1861 mit Bernhard Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair (1816 bis 1883), Vizeadmiral und Geheimer Rat, verehelicht hatte (vgl. Wurzbach, XXVII, S. 107 Stammbaum; Valerius Freiherr von Rothkirch und Panthen, Stammbuch des Geschlechts von Rothkirch und Panthen. Breslau 1880, S. 75; L. Schiviz von Schivizhoffen, Der Adel in den Matriken der Stadt Graz. Graz 1909, S. 41a [Julie], 399b [Leonhardine]). Karoline Pichler war die Taufpatin der Carolina Juliana (Taufprotokolle der Pfarre Alsergrund [Wien IX], t. 1816/20, fol. 103 : 13. Juni 1818). — Über den freundschaftlichen Verkehr, den Karoline Pichler mit den Rothkirchs pflegte, vgl. man I, S. 249f., 262; II, S. 123 und L. A. Frankl, Erinnerungen, Prag 1910, S. 107.

[282]) Karoline Luise Brachmann (1777—1822), zu Rochlitz in Sachsen geboren, kam 1787 nach Weißenfels, wo sie besonders mit Friedrich Freiherrn von Hardenberg (Novalis) verkehrte. Früh regte sich die dichterische Phantasie und sie widmete sich der Schriftstellerei. Sie produzierte rasch und viel. Ihre melancholischen Anwandlungen kehrten immer wieder und dazu gesellten sich leidenschaftliche, aber meist unglückliche Herzensneigungen. So hatte sie 1820 mit einem jungen Offizier eine Verbindung angeknüpft, der seinen Dienst verließ und Schauspieler werden wollte. Da er in Deutschland nicht durchdrang, so wollte er in Wien sein Glück versuchen. Luise begleitete ihn, kam als anerkannte Schriftstellerin mit der Wiener Gesellschaft in Berührung und wurde im Juni 1821 bei Karoline Pichler eingeführt, die ihr die Wege weiter ebnete (Pichler, S. W. [2] L, S. 183). Ein Engagement ihres Bräutigams kam jedoch nicht zustande; sie kehrte nach Weißenfels zurück und löste die Verbindung. Literarische Angriffe A. Müllners (vgl. Anm. 285) wirkten auf sie ungünstig ein; sie reiste anfangs September 1822, von schwerer Melancholie ergriffen, mit gebrochenem Herzen, zu Freunden nach Halle, doch bereits am 17. September verschwand sie und wurde am 24. tot in einem Seitenarm der Saale aufgefunden. Damit war eine unglückliche

Natur zur Ewigkeit eingegangen, die als Dichterin auf lyrischem Gebiete große Begabung zeigte, als Mensch aber ein schwankes Rohr im Winde, ein unerfahrenes, weltfremdes Wesen mit naiven Ansichten (vgl. oben S. 356f.) war. Vgl. Goedeke, X, S. 137ff. — 1807 äußerte sich K. Pichler über Brachmanns Erzählung „Velasquez de Zamora" Streckfuß gegenüber ungünstig (K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 402).

[283]) Luise Brachmanns Eigenschaften schildert in ganz ähnlicher Weise Helmina von Chézy (Huldigung den Frauen. III, [Leipzig 1825], S. 214ff.), die Brachmann im Oktober 1817 in Dresden kennen gelernt hatte. — Karoline Pichlers Nachruf erschien zuerst 1823 (G. Wastels Gesellschafter für einsame Stunden. II [Prag 1823], S. 158ff.: Goedeke, X, S. 138 : e1) und wurde in S. W. [2] L, S. 179ff. übernommen. Dieser Aufsatz ist an die Schriftstellerin Josefine von Perin, geb. Freiin von Vogelsang (1779—1856; vgl. Wurzbach, XXII, S. 18ff.; Goedeke, X, S. 156f.) und nicht, wie es „Denkwürdigkeiten" III, S. 178 der ersten Ausgabe heißt, an die Baronin Pereira gerichtet. Abgefaßt am 12. Dezember 1822 über Aufforderung Josefinens v. Perin (L, S. 179f.), berichtet der Aufsatz kurz, daß Müllners Artikel Sappho (Anm. 285) im Pichlerschen Gesellschaftskreis eine lebhafte Debatte hervorrief (L, S. 179), daß Karoline bereits seit 1805 Brachmanns Veröffentlichungen mit Interesse verfolgte (S. 181), daß Luise im Juni 1821 nach Wien kam und sich bei ihr einführen ließ (S. 182f.) und daß sich Karoline beeilte, ihr die Wege zu ebnen und daß sich hernach ein kurzer Briefwechsel entspann (S. 184); die Ursachen für den Selbstmord findet Pichler in langwirkenden, drückenden, entmutigenden Verhältnissen, nicht in heftiger Leidenschaft, und erklärt das Unglück in Brachmanns Leben daraus, daß sie allein stehen mußte, wozu sie zu unpraktisch war (L, S. 185ff.).

[284]) Gemeint ist der Aufsatz „Mein Besuch bei Louise Brachmann" von Dr. August Kuhn (Der Freimüthige oder Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser. XIX [Berlin 1822], Nr. 168f., S. 672 und 676); dieser schilderte darin die Enttäuschung, die ihm ihre persönliche Bekanntschaft 1804 brachte, da er sich nach ihren Briefen ein Idealbild vorstellte. Gegen diesen Kuhnschen Aufsatz wendete sich Adolf Müllner in sehr scharfer Weise (Literatur-Blatt auf das Jahr 1823, Stuttgart 1823, S. 151f.: Luise Brachmann und Herr August Kuhn); er wies dem Verfasser des lächerlichen Artikels grobe Unrichtigkeiten nach und bezweifelte überhaupt, ob Kuhn je mit Luise Brachmann zusammentraf.

[285]) Die drei Briefe der Brachmann an die Pichler, die letztere auch S. W. [2] L, S. 184 erwähnt, sind bis auf einen (d. d. Weißenfels, 20. März 1822), den Karoline Pichler selbst zum Abdruck

brachte (Österreichisches Morgenblatt, VI, [Wien 1841], S. 61 f.: Ein Brief von Louise Brachmann), verloren gegangen. Darin spricht Brachmann von Müllners Feindseligkeiten, die sie nicht verdiente, da sie stets seine Partei ergriff; in der Nachschrift teilt sie mit, daß Müllner bereits einlenkte.

Müllner, ein Landsmann der Brachmann, war ihr sonst freundlich gesinnt (Schindel, III, S. 34); er widmete ihr auch nach ihrem Tode einen warmen Nachruf (Literatur-Blatt auf das Jahr 1822. Stuttgart 1822, S. 343 f.: Sappho), worin er sie davon freiwäscht, daß sie eine unglückliche Liebe in den Tod trieb, vielmehr ihren Selbstmord aus unglücklicher Liebe überhaupt erklärt. Die Rezensionen Müllners, worauf K. Pichler anspielt, betreffen Luise Brachmanns „Novellen" (Leipzig 1819: Literatur-Blatt auf das Jahr 1821. Stuttgart 1821, S. 86) und „Schilderungen aus der Wirklichkeit" (Leipzig 1820: Intelligenzblatt Nr. 11 zum Morgen-Blatt auf das Jahr 1821. Stuttgart 1821, S. 43 f.; vgl. Goedeke, X, S. 143 : 39). In der ersten Anzeige meint Müllner, er habe die Novellen nur durchgeblättert und nur eine davon habe ihn zum Lesen verführt und zwar „Die Künstlerin", doch mangle auch dieser die Dichterkraft, sie sei vielmehr eine dreimal ineinander multiplizierte Erzählung.

[286]) Josef Pelzel Edler von Pelzeln wurde als Sohn des Josef Bernhard und der Franziska Pelzel in Wien geboren und trat nach Absolvierung der juridischen Studien 1802 als Auskultant beim niederösterreichischen Landrecht ein, wo er 1809 zum Ratsprotokollisten und am 2. Dezember 1814 zum wirklichen niederösterreichischen Landrat vorrückte (Hof- und Staatsschematismus 1803, S. 160; Verlassenschaftsakt seines Vaters im Landesgerichtsarchiv. Fasz. V, Nr. 193 ex 1809; Wiener Zeitung. 1814. Nr. 336, S. 1339). Er war ein Kollege des Dichters Franz August von Kurländer, der Ratsprotokollist beim Landrecht war, und wurde durch diesen bei der Pichler zu Ende des Jahres 1822 eingeführt (oben S. 167). Er war nicht schön, aber gebildet und geistvoll (oben S. 167), sehr ruhig und seiner Frau — denn am 20. April 1823 hatte er Lotte Pichler geehelicht (Hochzeitsprotokoll der Pfarre Alsergrund [Wien, IX.], t. 1818/23, fol. 225; oben S. 171 f.; die Trauung vollzog der Pfarrer P. Konstantin Santner) — innig zugetan. Zunächst im Hause der Schwiegereltern wohnend (oben S. 171, 176; Pichler an die Huber, 17. Juni 1824: K. Glossy, Grillp. Jahrb. III, S. 227; Hof- und Staatsschematismus 1824, I, S. 559: Alservorstadt 109), wo auch der erste Sohn Theodor 1824 (Mai) das Licht der Welt erblickte, wurde er 1824 infolge einer Meinungsdifferenz mit seinem Chef nach Prag als wirklicher Appellationsrat beim k. k. Appellations- und Kriminalober-

gerichte in Böhmen befördert (oben S. 178; Hof- und Staatsschematismus, 1825, I, S. 571), von wo er durch Verwendung des Präsidenten Baron Gärtner Ende April 1826 in gleicher Eigenschaft zum niederösterreichischen Appellationsgericht nach Wien kam (oben S. 221; Pichler an Huber: Glossy, Grillp. Jb. III, S. 341; Hof- und Staatsschematismus, 1827, I, S. 552). In Prag hatte seine Frau schwere Erkrankungen mitgemacht (oben S. 205ff.); sein Sohn Theodor war dort gestorben (oben S. 188), dafür hatte er in August einen Ersatz bekommen (oben S. 193); seine Mutter vertrug das Klima nicht und mußte ihn verlassen (oben S. 187f.), schließlich wurde er selbst krank (oben S. 222; Pichler an Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 341). In Wien zunächst bei der Pichler (oben S. 224), dann am Hof (oben S. 224 mit Anm. 372) und schließlich im Bürgerspital wohnend (oben S. 244 mit Anm. 410), schenkte ihm seine Frau drei Töchter: Franziska (oben S. 224), Karoline, die aber bald starb (oben S. 245, 264), und Marie (oben S. 269). Der Tod seiner Mutter traf ihn schwer (oben S. 245, 259) und wirkte auf sein Nervensystem ungünstig, dazu kam die viele Arbeit im Amt und eine seit seiner Jugend vorhandene körperliche Schwäche (oben S. 277f.) und so verfiel er selbst im Sommer 1831 in ein langes Siechtum, währenddem ihn seine Frau aufopfernd pflegte; am 23. März 1832 verschied er, 48 Jahre alt, am Zehrfieber, seine Frau mit 3 kleinen Kindern zurücklassend (oben S. 283ff.; Totenprotokolle der Stadt Wien, 1832, Buchst. P., fol. 9a), welche gemeinsam mit dem Hofrate Franz von Sommaruga die Vormundschaft übernahm (Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 49 ex 1832). Laut Inventar vom 2. April 1832 (ebd.) betrug das reine Verlassenschaftsvermögen 5083 fl. 48 1/4 kr. Er hatte eine, vorwiegend aus juristischen Werken zusammengesetzte Bibliothek; unter den 219 Nummern befanden sich auch vier Werke der Pichler (Nr. 188 Agathokles. Wien 1813; Nr. 189 Nebenbuhler. Wien 1821; Nr. 190 Über Stoa und Christenthum. Wien 1822; Nr. 191 Gleichnisse. Wien 1800); die Bücher wurden dem Sohne August überantwortet (ebd.). Die Witwe erhielt 500 fl. gesetzliche Pension; er hatte 2500 fl. Jahresgehalt und 200 fl. Quartiergeld gehabt (ebd.).

Karoline Pichler äußerte sich über ihren Schwiegersohn, trotzdem er die Tochter dem mütterlichen Bekanntenkreise entzog (oben S. 176), stets sehr günstig. Sie nannte ihn treu, geistvoll und edel (oben S. 172), trefflich (S. 175), mit schätzbaren Eigenschaften begabt (oben S. 176), gebildet und rechtlich (1829 Brief an Matthisson: Matthissons Literarischer Nachlaß, IV, [Berlin 1832], S. 219), mit festem Charakter (Pichler an die Huber,

11. Jänner 1827: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 342). Als er tot war, da schrieb sie an Frau von Wolzogen (Literarischer Nachlaß der Frau Caroline v. Wolzogen, [2] II, S. 39f.) von ihm, daß er ein in jeder Hinsicht vorzüglicher Mann war, „der meine Tochter unendlich glücklich machte, der der zärtlichste Gemahl und Vater war.“ Sein Grab samt Stein ist heute noch im Währinger Allgemeinen Friedhof neben dem seiner Frau und Mutter erhalten (vgl. Hampeis, Chronologische Epigraphik, S. 130, Nr. 1422). — Über seine Werbung um Lotte Pichler vgl. noch eine Stelle in einem Pichlerbriefe an die Huber (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 327).

[287]) Josef Bernhard Pelzel Edler von Pelzeln, geboren 1745 zu Reichenau in Böhmen, war nach Absolvierung seiner juridischen Studien zuerst Sekretär beim Grafen Cobenzl und trat dann 1768 in den Finanzdienst ein. 1801 wurde er niederösterreichischer Regierungsrat und Administrator der k. k. Bankalgefällen-Administration, welche Stelle er bis 1807 innehatte, in welchem Jahre er als Hofrat in die k. k. Hofkammer kam (Hof- und Staatsschematismus, 1802, S. 227; 1808, S. 189). Nach fünfunddreißigjähriger Dienstzeit wurde er, in Anbetracht der Verdienste, die er sich während des letzten Franzosenkrieges erworben hatte, am 15. Jänner 1804 in den erbländischen österreichischen Adelsstand mit dem Prädikate „Edler von Pelzeln“ erhoben (Abdruck der Originalurkunde bei H. M. Truxa, Marie Edle von Pelzeln, Wien 1895, S. 29ff.). Seine Mußestunden widmete er der Theaterdichtung, doch war er kein bedeutendes Talent; der größte Teil seiner Stücke erschien anonym (Wurzbach, XXI, S. 449; Goedeke, V, S. 311: 15; Megerle von Mühlfeld, Memorabilien, II, S. 132). Er starb, was bisher unbekannt war, in Wien am 23. September 1809, 64 Jahre alt, an der Brustwassersucht, einen Sohn Josef (Anm. 286) und seine Frau Franziska, geb. Fischer (Anm. 289) zurücklassend; sein Vermögen betrug 4100 fl. 40 kr. (Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1809, Buchstabe B, P, fol. 116a; Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V, Nr. 193 ex 1809). — Einen Brief an ihn veröffentlichte 1842 Karoline Pichler (Frankls Sonntags-Blätter, I, [Wien 1842], S. 201ff., 244f.), den sie fälschlich Gluck zuschrieb.

[288]) Franz Martin Pelzel (1734—1801) widmete sich zuerst dem Studium der Theologie, dann dem der Rechte in Prag und Wien, und wollte schließlich, nachdem er längere Zeit Erzieher war, Mediziner werden. Graf Franz Anton Nostitz nahm ihn aber als Hauslehrer auf und ernannte ihn bald zu seinem Bibliothekar. Eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten entstammen dieser Zeit und bewirkten 1793 seine Berufung als Lehrer der böhmischen Sprache und Literatur an die Universität Prag. Sein Wirken als

Lehrer und Schriftsteller war verdienstvoll und fand allgemein Anerkennung. Vgl. Wurzbach, XXI, S. 444ff. — Karoline Pichler zitiert oben S. 272f. eines seiner Werke.

[289]) Franziska Pelzel Edle von Pelzeln, geb. Fischer, aus Wien, war zur Zeit, als sie die Pichler kennen lernte, bereits eine ältere, kränkliche Frau. Sie wohnte nach dem Tode ihres Gatten (1809) mit dem Sohn, der ihr sehr zugetan war, zusammen, welchen Zustand auch dessen Verehelichung nicht änderte, denn auch jetzt blieb sie mit ihm und der Schwiegertochter, sogar beim Sommeraufenthalte in Mödling (oben S. 172, 173) im gemeinsamen Haushalt (oben S. 170), zunächst in der Stadt, Seilerstätte Nr. 804 (Hof- und Staatsschematismus, 1823, I, S. 556), dann vom Herbst 1823 ab im Hause der Pichler (oben S. 171, 176) und schließlich in Prag, wo sie aber das Klima nicht aushielt, und bald nach Wien zurückkehrte (oben S. 179f., 187f.). Sie überbrachte Pichlers 1826 die Botschaft von der Versetzung ihres Sohnes nach Wien (oben S. 221). Als er nach Wien kam, lebte sie nicht mehr mit ihm und der Schwiegertochter zusammen, sondern getrennt; er besuchte sie aber häufig, besonders während der Sommeraufenthalte in Mödling (oben S. 224, 240, 264). Sie wurde 1826 die Taufpatin der Enkelin Franziska (oben S. 245), kränkelte aber beständig und ihr Zustand, der ihrem Sohne sehr naheging (oben S. 245, 259), verschlimmerte sich zusehends, bis sie am 29. November 1829, 68 Jahre alt, in der Stadt Nr. 68 an Brust- und Herzbeutelwassersucht starb (Totenprotokolle der Stadt Wien. 1829, Buchst. B, P, fol. 95b). Beerdigt wurde sie auf dem Währinger Allgemeinen Friedhof, wo ihr Grabstein heute noch vorhanden ist (vgl. Hampeis, Chronologische Epigraphik, S. 111, Nr. 1045). Sie war nach der Pichler eine kluge und selbständige Frau (oben S. 278) und im Hauswesen sehr erfahren (Brief an die Huber: K. Glossy, Grillp.-Jb. III, S. 331).

[290]) Anton Andreas Pichler, geboren am Spittelberg den 14. Juni 1770 (Taufprotokoll der Pfarre St. Ulrich [Wien VII.], t. XXXIII, fol. 68a), erlernte die Buchdruckerei 1785—1789 bei Trattner und brachte im September 1793 die Druckerei des Johann Martin Weimar in Wien käuflich an sich; später erhielt er auch die Buchhändlerbefugnis. Die Kriegszeiten und schlechte Geschäfte brachten ihn 1808 (nicht 1810) in eine schwere Geldkrisis, die er mit Hilfe seines Bruders Andreas überwand (vgl. Anm. 293). Er hatte einen ausgebreiteten Verlag in deutschen Klassikern, auch erschien die Gesamtausgabe der Werke seiner Schwägerin von 1817—1840 bei ihm, nachdem er vorher bereits eine Anzahl Einzelwerke von ihr gedruckt und verlegt hatte. Er starb am 24. Juli 1823, 53 Jahre alt, am Brand der Urinblase (vgl. oben S. 172; Totenprotokolle

der Stadt Wien, 1823, Buchstabe B, P, fol. 61 a), in Margarethen Nr. 30, zwei Kinder, Franz (15 Jahre) und Katharina (13 Jahre), zurücklassend; die Witwe Elisabeth übernahm die Vormundschaft, der Bruder Andreas Pichler fungierte als Mitvormund (Verlassenschaftsakt des Anton Pichler im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 2856 ex 1823) über die Kinder. Das Geschäft führte die Witwe Elisabeth weiter, die am 27. April 1783 in Margarethen (jetzt Wien V.) als Tochter des Seidenzeugfabrikanten Franz († 1822) und der Katharina Praller († 1811), geb. Rafler (getraut am 28. April 1782) geboren wurde (laut einer Aufzeichnung im Besitze des Herrn Verlagsbuchhändlers Franz Pichler) und ihrem Manne bei der Hochzeit im Jänner 1807 2000 fl. Heiratsgut (der Ehevertrag, vom 6. Jänner 1807 datiert, ist im Besitze des Herrn Verlagsbuchhändlers Franz Pichler in Wien) und später das Haus, in dem sich noch heute der Verlag befindet (Wien, V. Margaretenplatz 2), zubrachte. Zur Zeit der finanziellen Bedrängnis ihres Mannes wurden ihr vom Wiener Domkapitel auf Abschlag ihrer Forderung von 31 577 fl. unterm 9. August 1808 sub Nr. 1167 die Buchdruckereirequisiten eingeantwortet (laut Verlassenschaftsakt des Anton Pichler). Sie konnte daher nach dem Tode ihres Mannes das Geschäft ungehindert weiterführen und zwar unter der Firma „A. Pichlers Witwe"; später (1851) trat ihr Sohn Franz (Anm. 305) ins Geschäft und nun lautete die Firma „A. Pichlers Witwe und Sohn", unter welchem Titel sie heute noch ein Enkel führt. Elisabeth Pichler hob das Geschäft auf eine bedeutende Höhe. Sie starb am 22. Oktober 1865, 82 Jahre alt, an Altersschwäche (Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamt. 1865, Buchst. P., fol. unbez.) und wurde wie ihr Gatte am Hundsthurmer Friedhof bestattet (heute exhumiert und auf den Zentralfriedhof überführt). Vgl. Anton Mayer, Wiens Buchdrucker-Geschichte, II (Wien 1887), S. 142f., 203f.; (Franz Pichler), 1793 bis 1893. In: Verlags-Katalog von A. Pichlers Witwe und Sohn. Wien (1893), S. 1—4.

Im Besitze des Herrn Verlagsbuchhändlers Franz Pichler ist ein Brief der Karoline Pichler vom 25. März 1817, worin sie ihrem Schwager die Bedingungen bekannt gibt, unter welchen sie ihm ihre Sämmtlichen Werke (2. Ausgabe) in Druck und Verlag überläßt; es sind folgende:

1. Sie wünscht für jeden, noch nie im Druck erschienenen Band im Umfange von 18—20 Druckbogen 500 fl. C. M.;

2. sie wünscht für jeden Band, der bereits Gedrucktes zu einer Sammlung vereinigt, 160 fl. C. M.;

3. sie wünscht pro Band, wie es ihr auch der Verleger Strauß gewährte, 12 Freiexemplare;

4. sie wünscht, daß die neue Ausgabe der vorigen (Straußschen) Ausgabe ähnlich gemacht werde, so daß sie die Pränumeranten als Fortsetzung der alten betrachten können;

5. das Eigentum für jeden Band bleibt dem Verleger auf sieben Jahre überlassen;

6. sie verpflichtet sich, außer kleinen Erzählungen, unbedeutenden Aufsätzen und Gedichten, ohne seine Einwilligung nichts an andere Buchhandlungen abzugeben.

Aus diesem Briefe, dem Anton Pichler willfahrte, ersieht man, daß Karoline Pichler ein für jene Zeit sehr ansehnliches Honorar für ihre Werke bezog, das noch dadurch eine Vermehrung erfuhr, daß die dritte (Taschenausgabe) Auflage ihrer Werke, die bei ihrer Schwägerin erschien, für die ersten 40 Bändchen mit 1600 fl. C. M. separat bezahlt wurde (Brief der K. Pichler an ihre Schwägerin Elisabeth vom 16. Juni 1828; im Besitze des Herrn Franz Pichler).

[291]) Franz Xaver Burgermeister Ritter von Beerburg, aus Neusohl in Ungarn gebürtig, war seit 1821 wirklicher niederösterreichischer Regierungsrat und Vorstand des Präsidialbureaus im Finanzministerium (Hof- und Staatsschematismus, 1822, I, S. 247). Vorher diente er, seit 1815, als wirklicher Hof- und Präsidialsekretär in der k. k. Hofkammer (ebd. 1816, S. 209). 1823 wurde er wirklicher Hofrat in der allgemeinen Hofkammer, stand aber im Finanzministerium, wo er gleichzeitig Kanzleidirektor war, in Verwendung (ebd. 1824, I, S. 248; 1830, I, S. 249). Er erhielt in der Folge mehrere Ordensauszeichnungen (St. Georgorden von Parma, Ritterkreuz des polnischen St. Stanislausordens 2. Klasse, österreichischen Leopoldorden) und wurde 1847 Vizepräsident der k. k. allgemeinen Hofkammer (Hof- und Staatsschematismus, 1848, I, S. 245). Er starb am 22. Mai 1867 in Wien, 83 Jahre alt, an Altersschwäche (Totenprotokolle der Stadt Wien, im Konskriptionsamt, 1867, Buchst. B., fol. unbez.). Vgl. noch August Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß, S. 493 Reg.

[292]) Josef Edler von Schmerling, Dr. jur. und k. k. Truchseß, 1776 geboren, war 1807 Ratsprotokollist bei der obersten Justizstelle, kam 1810 als Landrat zum niederösterreichischen Landrecht, wo er ein Amtskollege Josef v. Pelzelns war, und wurde 1818 als wirklicher niederösterreichischer Appellationsrat zum k. k. Appellations- und Kriminalobergericht in Österreich ob und unter der Enns ernannt, wo er später wieder mit Pelzeln zusammen diente (Hof- und Staatsschematismus, 1808, S. 209; 1811, S. 469; 1819, I, S. 551). Am 3. Juli 1828 starb er in Hietzing bei Wien (Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 133 ex 1828). Sein Grab ist heute noch im alten Teil des Hietzinger Friedhofs (rechte Wand) erhalten. Er war der Vater des nachmaligen

österreichischen Ministerpräsidenten Anton Ritter von Schmerling, der als junger Mann, hauptsächlich der schönen Baronesse Pauline Koudelka (vgl. Anm. 191) wegen, viel bei Karoline Pichler verkehrte (L. A. Frankl, Erinnerungen. Hg. von St. Hock. Prag 1910, S. 107), wenn er auch nicht der Vormund der kleinen Pelzeln war, wie Frankl (a. a. O. S. 107) angibt, denn dies war Franz Freiherr von Sommaruga.

[293]) Als infolge verschiedener ungünstiger Umstände Anton Pichler gezwungen war, zur Fortführung seines Geschäftes Geld aufzunehmen, da unterstützten ihn zunächst Andreas und Karoline Pichler mit ihrem Vermögen. Da aber die kriegerischen Ereignisse und die Kostspieligkeit der Bücherherstellung größere Beträge verschlangen, so mußte Anton Gelddarlehen aufnehmen, für die, wenn sie auch manchmal wucherischer Art waren, Andreas Pichler gutstand. Die Zinsen wurden von den Brüdern pünktlich bezahlt, aber als im Jahre 1808 die meisten Gläubiger ihre Beträge gleichzeitig zurückwollten, da war es nicht möglich, diese zu befriedigen und Andreas mußte im August 1808 in einer Eingabe an den Magistrat, da sein Passivstand 76 150 fl., sein Aktivstand aber nur (schätzungsweise) 754 fl. betrug, um die Verhängung des Konkurses über sein Vermögen ansuchen. Er schilderte in seiner Eingabe die Gründe, welche ihn bewogen hatten, seinem Bruder gutzustehen, mit den Worten: „Gefühl und Bruderliebe, verbunden mit dem aufrichtigsten Wunsch, seine mißliche Lage bald verbessert zu sehen, verleiteten mich, alle oder doch den größten Teil seiner Schulden um so williger zu verbürgen, als sich einerseits die meisten Gläubiger mit dieser meiner Gutstehung begnügten, andererseits aber immerzu gegründete Hoffnung zur teilweisen Rückzahlung bei dem Hauptschuldner vorhanden war." Er bittet darin auch um Befreiung von jedweder Personalexekution, wofür er mehrere juristisch stichhaltige Gründe ins Feld führt, darunter auch: „2. weil ich alle diese Bürgschaftsverbindlichkeiten nur aus gutem Herzen und ungeheuchelter Bruderliebe übernommen habe, was mir weder zur Unehre noch zum Vergehen angerechnet werden kann," um so mehr als er alle diese Beträge nicht für sich verwendete. Unterm 21. August 1808 verhängte der Magistrat als Zivilgericht den Konkurs über Pichlers Vermögen und setzte die erste Tagfahrt für den 6. September 1808 an. Zum Massenverwalter wurde Dr. C. G. Levitschnigg bestellt, der im März 1809 Pichlers bewegliche Habe, die auf 314 fl. 2 kr. B. Z. geschätzt wurde, um 435 fl. 38 kr. B. Z. licitando verkaufte und anfangs des Jahres 1813 die Konkursaufhebung mangels Bedeckung beantragte, welchem Ansuchen der Wiener Magistrat am 4. März 1813 stattgab. Vgl. die Konkursakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes (Zivilgericht, Konkurse,

Nr. 38 ex 1808). Über den Bruder Anton wurde ebenfalls 1808 der Konkurs verhängt (ebd. Zivilgericht, Konkurse, Nr. 51 ex 1808), doch sind die Akten darüber nicht mehr vorhanden. Die Klagen, welche vor Eröffnung des Konkurses stattfanden, gingen Pichler sehr zu Herzen und aus einem Briefe Hormayrs an L. A. Frankl (vom 24. Jänner 1846) wissen wir, daß er in seiner Verzweiflung Wien ohne Urlaub verließ und im österreichisch-steirischen Gebirge herumirrte; Hormayr verschaffte Pichler dann mit Hilfe des Grafen Bissingen einen nachträglichen Urlaub, zum großen Ärger der Polizei (L. A. Frankl, Erinnerungen. Hg. von St. Hock. Prag 1910, S. 102). Darauf bezieht sich auch eine Briefstelle der Pichler an Julius Schneller (Hinterlassene Werke, I, S. 274 [richtig mit 1810 zu datieren]). Als Pichler 1837 starb, betrug der noch nicht bezahlte Schuldenrest 9085 fl. C. M., betreffs dessen Karoline Pichler einen Ausgleich traf (Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 187 ex 1837).

[294]) Wilhelmine Christine von Chézy (1783—1856), eine geborene von Klencke und Enkelin der Dichterin Luise Karsch, eine unruhige und wanderlustige Natur, hatte 1805 in Paris den Orientalisten Antoine Léonard de Chézy, den sie im Hause Friedrich Schlegels kennen lernte (vgl. auch oben S. 175), geheiratet, doch bereits 1810 trennte sie sich von ihrem Mann, ihre beiden Söhne Wilhelm und Max mit sich nehmend. Nun begann ein Wanderleben. Während der Befreiungskriege pflegte sie in Namur Verwundete, wurde aber schließlich durch ihren Übereifer in Gerichtshändel verwickelt. Im Oktober 1817 kam sie von Berlin aus nach Dresden. Von hier übersiedelte sie im August 1823 nach Wien, von wo sie 1831 nach München fuhr. In Genf starb sie nach manchen Fährlichkeiten. Sie war eine fruchtbare Schriftstellerin; Unsterblichkeit erlangte sie durch die von Weber komponierte Oper „Euryanthe". Vgl. Goedeke, VI, S. 134ff. — Die Bekanntschaft mit Karoline Pichler machte Chézy 1823 in Baden (oben S. 173f.), wo sie 1823 im gräflich O'Donnelschen Haus (heute Beethovengasse 10) und 1824 im Baron Schönfeldschen Haus (heute Helenenstraße 66 und 68) ihren Sommeraufenthalt nahm (Herm. Rollett, Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien, IV [Baden 1891], S. 83, vgl. auch III [Baden 1890], S. 74ff. = Begegnungen. Wien 1903, S. 11ff.; Paul Tausig, Berühmte Besucher Badens. Wien 1912, S. 5). Eine Beschreibung der ersten Zusammenkunft zwischen Pichler und Chézy in Baden gibt Wilhelm von Chézy (Erinnerungen aus meinem Leben. I, [Schaffhausen 1863], S. 306ff.). Er beschreibt die Pichler als eine Fünfzigerin mit wohlgenährter Gestalt, blatternarbigem Gesicht und gutmütigem Ausdruck der derben Züge; sie war wohlgekleidet und sprach mit Wiener Akzent; man traf

sie gerade beim Kaffeereiben und ohne Umstände zu machen, fuhr sie in dieser Beschäftigung fort, lud die Gäste zum Kaffee, der meisterhaft zubereitet war, und leitete eine gemütvolle Konversation ein. Sonderlich angezogen fühlten sich beide Dichterinnen nicht voneinander, kamen daher auch in der Folge nicht allzuoft zusammen, doch wenn, so herrschte zwischen beiden das beste Einvernehmen. Wilhelm rühmt (S. 308) an der Pichler die treffliche Hauswirtin, ihre peinliche Ordnungsliebe und ihre Genauigkeit in Geldsachen.

Karoline Pichler beschäftigt sich auch in ihren Briefen an Therese Huber mit der Chézy; sie nennt diese gutmütig, ohne Falsch, ihr Betragen aber inconsideré, so daß ein häufiger Verkehr mit ihr unmöglich sei, außerdem sei sie ruhelos und könne ihre Kinder nicht erziehen, so daß diese keine Achtung vor der Mutter und eine ungemessene Meinung von sich haben (Glossy, Grillp.-Jb. III, S. 333, 336f., 340). Der von der Pichler gerügten nachlässigen Kleidung der Chézy (oben S. 174) geht auch deren Sohn Wilhelm Chézy (Erinnerungen aus meinem Leben, II, [Schaffhausen 1863], S. 7) zu Leibe. Gegen einen Nekrolog der Chézy auf Dorothea Schlegel trat Karoline Pichler später auf (unten Anm. 311). Chézy besprach Pichlers „Belagerung von Wien" 1826 sehr günstig (Anm. 296) und verfaßte im Wettkampfe mit Karoline Pichler, J. Grafen von Mailáth und Adam v. Weingarten die Novelle „Alfreds Tagebuch" (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1824, S. 1169ff.; vgl. noch oben I, S. 560, Anm. 456).

[295]) Der eine von diesen Söhnen ist Wilhelm Theodor von Chézy (1806—1865), der als Romanschriftsteller in die Fußstapfen seiner Mutter trat, mit der er 1823 nach Wien kam und bis 1829 blieb. In diesem Jahre bezog er die Universität München, um Jurist zu werden, vertauschte aber bald das Corpus juris mit der Feder und wurde Schriftsteller. Von 1831—1847 lebte er in Baden-Baden, 1847 zog er als Redakteur nach Freiburg im Breisgau, 1848 in gleicher Eigenschaft nach Köln am Rhein und 1850 nach Wien, wo er auch starb (vgl. Wurzbach, II, S. 338ff.; H. Holland in: Allgemeine Deutsche Biographie, IV, S. 121f.). Außer zahlreichen Novellen schrieb er die, für die Zeitgeschichte nicht unwichtigen „Erinnerungen aus meinem Leben" (4 Bde. Schaffhausen 1863—1864). Darin gedenkt er zweier Ereignisse im Kreise der Pichler; zunächst (II, S. 14f.) wie er eines Abends über Aufforderung Friedrich von Schlegels diesem ein bissiges Epigramm von Ludwig Robert auf Schlegel, zum Entsetzen der anderen Gesellschaft, vorrezitieren mußte und dann (II, S. 87f.), wie er sein Trauerspiel „Camoëns" bei der Pichler vorlas, welche Vorlesung sich etwas in die Länge

zog, so daß zu Pichlers Entsetzen der aufzutragende Eisturban zu schmelzen begann, welchem Unglück Pichler durch Verteilung abhalf.

Der zweite Sohn Max (1808—1846) studierte in Dresden, Wien, München und Paris die Malkunst und ließ sich später in München nieder; er malte in Wasserfarben und zeichnete auch auf Stein (H. Holland in: Allgemeine Deutsche Biographie, IV, S. 120f.; W. Chézy, Erinnerungen, II, S. 80f.; K. Pichler an Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 340).

295a) In Oberösterreich weilte Helmina von Chézy 1826—1828 und zwar im Salzkammergut, wo sie gegen die Steuerpresse auftrat und sich der armen Salzarbeiter annahm, dafür aber viele Unannehmlichkeiten erlebte (vgl. H. v. Chézy, Unvergessenes, II [Leipzig 1858], S. 285ff.; W. Chézy, Erinnerungen, II, S. 186ff.), aber auch manches durchsetzte. Unter denen, die ihre Bemühungen voll anerkannten, war Karoline Pichler (H. Chézy, II, S. 344), der Chézy nach ihren eigenen Worten so zugetan war, daß sie nach Pichlers Tod deren Briefe, aus den Jahren 1818—1840 stammend, nicht an die Tochter auslieferte, sondern als teures Andenken für sich behielt (II, S. 344). Ein Teil dieser Briefe, die heute in der kgl. Bibliothek in Berlin sich befinden (Ludwig Stern, Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der kgl. Bibliothek zu Berlin. Berlin 1911. S. 594: 31 Briefe), behandelte die Leinwanderzeugung im Salzkammergut (II, S. 344). Chézy und Pichler wurden einmal von einem Fremden Hammer gegenüber als zwei zu einfache Frauen bezeichnet, als daß sie die berühmten Dichterinnen sein könnten (II, S. 345).

296) Karoline Pichler, Die Belagerung Wiens. 3 Bde. (S. W [2] XXXII bis XXXIV). Wien, Anton Pichler, 1824. Mit je einem Kupfer (Dav. Weiß sc.).

Bald nach der Verehelichung ihrer Tochter Lotte (April 1823) hatte Pichler unter Scotts Einfluß (oben S. 175) begonnen, diesen Roman, ihren ersten auf historischem Gebiete, abzufassen. Wie sie ihre Aufgabe dabei auffaßte, darüber schrieb sie selbst am 18. Juni 1824 folgende Worte an die Huber (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 329): „Auf dem rein historischen Grunde, an welchem ich so wie an den bekannten geschichtlichen Figuren nichts geändert, sondern alles unverrückt nach der Wahrheit gelassen habe — bewegen sich einige erdichtete Gestalten in einfachen, zeitgemäßen Verhältnissen. Den größten Reiz soll, wie ich hoffe, die Erzählung der für Österreich so wichtigen Begebenheit, die Beschreibung der Lokalitäten usw. geben.“ Sie gab sich einem eingehenden Quellenstudium hin, wobei ihr neben den Geschichten Wiens von Fuhrmann und Anton Ritter von Geusau besonders ein Aufsatz Hor-

mayrs über die zweite Türkenbelagerung Wiens (1683) in seinem „Taschenbuch" (1824, S. 255ff.) wertvolle Dienste erwies (vgl. Pichler, S. W.[2] XXXII, S. 291, Anm. 1); am liebsten hatte sie aber die zeitgenössischen Berichte (vgl. über diese Heinrich Kábdebo, Bibliographie zur Geschichte der beiden Türkenbelagerungen Wiens. Wien 1876, S. 43ff.), denn wenn sie auch trübe und oft unzuverlässig sind, so gaben sie ihr doch „das Colorit der Zeit" (Pichler an die Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 337). Die Kenntnis der vorkommenden Lokalitäten erwarb sie sich so weit als möglich durch Autopsie (oben S. 175). Verschiedene Erlebnisse, die sie 1809 gemacht hatte, webte sie ein, und einige Personen tragen Züge ihrer Bekannten; so finden wir in der Frau von Volkersdorf Freundinnen ihrer Mutter wieder (oben I, S. 337) und Katharina ist „in vielen, ja den innersten Zügen" das Bild ihrer Tochter Lotte (an die Huber, 6. Juni 1825: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 332). Der Roman schritt rüstig vorwärts, im Juni 1824 war er bereits vollendet (Pichler an die Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 329) und im Sommer erschien er, denn bereits in einer Korrespondenznachricht vom Anfang August 1824 aus Wien beschäftigt sich Rezensent Nr. 143 im „Literarischen Conversationsblatt" (Leipzig 1824, S. 975) mit ihm. Er nannte den Stoff reizend und dankbar, die Schilderung wahr, die Schreibweise lebendig und gediegen, die Figuren feste Individualitäten und das Kolorit charakteristisch. Im selben Blatt (1825, Nr. 28, S. 112) kam Rezensent Nr. 11 in einer eingehenden Anzeige, „mit der", wie die Pichler selbst sagt (an die Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 333), „doch auch die unbändigste Eitelkeit zufrieden sein könnte", nochmals auf den Roman zurück. Er begrüßt die natürliche Schreibart und die reiche Erfindung; er hebt hervor, daß hier ebenso wie in der „Frauenwürde" ihre Idee von der Frau (wahrer Wert und Glück des Weibes liegt in den edlen und frommen Gefühlen eines reinen und gläubigen Herzens) zum Durchbruch gelange und sieht in Katharina ein Abbild des Engels im Weibe; er lobt den klaren und eleganten Stil, die Naturschilderungen, die scharfe und bestimmte Zeichnung der Personen und die anmutige Schilderung der Feste und Gebräuche, dagegen erscheint ihm der Dialog oft zu ausführlich. Das ganze ist ihm ein Roman, „in welchem die, von Geschichte und Phantasie, Natur- und Menschenleben dargebotenen Elemente mit Meisterhand zu einem Gemälde verwebt sind, welches große Seiten menschlichen Seins und Wirkens eröffnet und überall auf das Bleibende hinweist." Eine „sehr, sehr gütige Anzeige" schrieb 1825 auch Helmine von Chézy für die Dresdner „Abendzeitung" (Pichler an Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 333).

Über eine Rezension aus dem Jahre 1828 vgl. man unten Anm. 374. Ein enthusiastisches Urteil übermittelte der Dichter und Musikschriftsteller Friedrich Rochlitz, der 1822 die Pichler in Wien persönlich kennen gelernt hatte, dieser brieflich (d. d. Leipzig, 7. November 1827: Karl v. Holtei, Dreihundert Briefe, II, [Hannover 1872], S. 30f.), gleichzeitig dankte er für den Genuß, den ihm das Lesen dieses Werkes gewährte, und wünschte ihr Glück dazu. Therese Huber las 1825 den Roman (L. Geiger, Grillp.-Jb. XVII, S. 247f.), doch fehlt uns ihr Urteil.

Der Roman ging in die Weltliteratur über. Die Baronin Montolieu übersetzte ihn 1826 in einer, auch der Pichler zusagenden Weise (oben S. 175) ins Französische (Le siège de Vienne. 4 vol. in 12°. Paris 1826; eine 2. Ausgabe in 3 Bänden ebenfalls Paris 1826 = Oeuvres de madame la baronne Isabelle de Montolieu. t. XXXIII—XXXV: Bibliographie de la France. 1826, p. 171, Nr. 1220; 595 Nr. 4422). 1828 folgte eine polnische Übertragung durch Anton Krečhowiecky (Obleženie Wiednia. Lwów 1828: K. Estreicher, Bibliografia Polska, III, [1876], S. 381), 1829 erschien eine anonyme polnische Übertragung (5 Bde. Wilno 1829: Estreicher, III, S. 381), 1829/30 eine dänische (Wiens Beleiring. Historisk Roman. 2 Bde. Kjoebenhavn 1829—30: Chr. V. Bruun, Bibliotheca Danica, IV, Sp. 469), 1833 und 1877 erschienen englische Übersetzungen (The Siege of Vienna. London 1833. 12°; London 1877. 8°: Katalog des Britischen Museums).

[297]) Isabelle Polier baronne de Montolieu (1751—1832), eine äußerst fruchtbare Schriftstellerin, brachte ihren Landsleuten die Modeliteratur der Deutschen näher, freilich nicht in wörtlichen, sondern meist zugestutzten Übertragungen (oben S. 241). Neben Lafontaine und Clauren war es Karoline Pichler, welche sie verfranzösisierte. Zunächst übersetzte sie den „Agathokles" als „Agathoclès ou Lettres écrites de Rome et de la Grèce au commencement du IVe siècle" (Paris 1812 usw., vgl. I. Anm. 551), dann die Novelle „Falkenberg" (1810 erschienen: I. Anm. 511) als „Falkenberg ou l'oncle" (Paris 1812); hierauf folgten drei Novellen der Pichler, welche sie ihrem Werke „Le Châlet des Hautes-Alpes" (Paris 1813; neue Ausgabe: Paris 1829) beigab und zwar 1. „Der Pflegesohn" (S. W. [2]XXV. S. 143ff.) als „Deux feuilles du Journal de mon ami Gustave"; 2. „Stille Liebe" (1809, vgl. I. Anm. 510) als „Amour et Silence" und 3. „Die Geschwister" (1813, vgl. I. Anm. 511) als „Frères et Sœurs". Letztere Übertragung findet sich auch im 2. Bande ihrer „Nouvelles" (Paris 1828). Als nächste Übersetzung folgte „Olivier" (Paris 1823. Deutsche Ausgabe: I, Anm. 383, 508) und den Beschluß machte „Le siège de Vienne" (Paris 1826. — Über die deutsche Ausgabe vgl. oben Anm. 296).

Im ganzen schrieb Madame Montolieu an eigenen Werken und Übertragungen 105 Bände. Vgl. J. M. Quérard, La France littéraire, VI, (Paris 1834), S. 269 f.; C. W. O. A. von Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts, II, (Leipzig 1825), S. 18 ff. — Eine Erzählung der Madame Montolieu übersetzte K. Pichler ins Deutsche (oben II, Anm. 134: 1815).

[298]) Der von Karoline Pichler erwähnte Brief der Madame Montolieu scheint nicht mehr erhalten zu sein, denn im Pichlernachlaß der Wiener Stadtbibliothek findet er sich nicht.

[299]) Giovanni Rasori (1766—1837), Arzt und Schriftsteller, begründete die berüchtigte Lehre vom „Contrastimulo" und war lange Jahre an der Universität Pavia Professor. Er begleitete die französische Armee in Italien als Arzt und wurde nach Eroberung der Lombardei durch die Österreicher gefangen gesetzt und von 1814—1818 als Staatsgefangener behandelt. Nach seiner Freilassung übte er eine erfolgreiche Privatpraxis aus. Vgl. G. Chiappa bei: Emilio de Tipaldo, Biografia degli Italiani illustri, V (Venezia 1837), S. 279 ff.; Pagel in: Aug. Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragendsten Ärzte, IV (Wien 1886), S. 672 f.; Giov. B. Janelli, Dizionario biografico dei Parmigiani illustri o benemeriti nelle scienze, nelle lettere e nelle arte, Genova 1877, S. 329 f. — Während seiner Gefangenschaft beschäftigte er sich hauptsächlich mit der deutschen Sprache und übersetzte einige schöngeistige Werke ins Italienische; bereits 1812 hatte er den Agathokles der Pichler nach der Bearbeitung der Madame Montolieu zu übersetzen begonnen (vgl. oben S. 176) und einige Bruchstücke in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Annali di scienze e lettere" veröffentlicht (Giuseppe del Chiappa, Della vita di G. Rasori libri sei. Milano 1838, S. 143). Das Jahr 1813 brachte, aber ohne Angabe des Übersetzers, die vollständige Übertragung als: Agatocle ossia lettere scritte di Roma e di Grecia al principio del secolo IV di Carolina Pichler. Trasportate dalla Lingua Tedesca nell' Italiana. Milano, 1813 (8°, 4 Bde., 285, 269, 307 und 341 SS. — Im Besitze von Herrn Dr. J. Bindtner in Wien. — Die Titelaufnahme bei Chiappa, a. a. O. 1838, S. 375, Nr. 19 ist ungenau). In der Einleitung (I, S. 7 f.) weist Rasori auf die Ähnlichkeit des Agathokles mit Chateaubriands „Les Martyrs" (1809) hin, doch gefällt ihm der Agathokles in jeder Beziehung besser.

[300]) Theodor Josef Andreas Edler von Pelzeln wurde am 1. Mai 1824 von P. Konstantin Santner in der Alserkirche (Wien IX.) unter dem Beistande seines Paten, des Regierungsrates Andreas Eugen Pichler getauft (Taufprotokolle der Pfarre Alsergrund [Wien IX.], t. 1824/26, fol. 5). Über die Geburt dieses Knaben berichtete Karoline Pichler als glückliche Großmutter auch an Therese

Huber (Glossy, Grillp. Jb. III, S. 326). Das Kind war sehr kränklich und starb 1825 in Prag (vgl. Anm. 327).

[301]) Präsident des k. k. niederösterreichischen Landrechts war damals Sr. Exzellenz Erasmus Graf von Liechtenberg (1775—1841), k. k. wirklicher Geheimer Rat, Kämmerer und niederösterreichischer Oberstlandrichter (Hof- und Staatsschematismus, 1823, I, S. 555; Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser, V, [Gotha 1829], S. 155; XV [1842], S. 629). — Die Stelle von „war am Ratstische" bis „zu dienen und" nur in der Handschrift.

[302]) Dieser Schmerz kommt nachträglich auch in einem Briefe der Pichler an die Huber vom 6. Juni 1825 (K. Glossy, Grillp.-Jb. III, S. 330) zum Ausdruck.

[303]) Über Pichler und Fénélon vgl. I, Anm. 479 und II, Anm. 525.

[304]) Karl von Graffen (1783—1852), einer alten Hamburger Familie entstammend, widmete sich zunächst dem Kaufmannsstande, machte dann den Feldzug 1813 und 1814 als Leutnant in der englisch-deutschen Legion mit und wendete sich hierauf dem Studium zu. 1818 ging er nach Göttingen an die Rechtsfakultät, hierauf nach Berlin, wo er Doktor der Jurisprudenz wurde. 1822 ließ er sich als Advokat in Hamburg nieder, wurde 1824 hamburgischer Geschäftsträger und 1839 Hamburgischer Ministerresident in Wien. Vgl. Hans Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller, II, (Hamburg 1854), S. 554f. — Seine Ankunft in Wien erfolgte im April 1824, denn bereits am 3. Mai stellte er sich bei Friedrich von Gentz vor (Tagebücher, III, [Leipzig 1874], S. 299); in der Folge besuchte er diesen wiederholt (ebd. III, S. 301, 308, 318, 380). 1825 traf ihn Karoline Pichler in Schwarzenau bei der Baronin Pereira (oben S. 214) und 1839 besprach sie sich mit ihm über die Zeitbilder (oben S. 379).

Johann (nicht Heinrich) Georg Hülsemann, geboren 1799 in Stade, studierte seit 1816 in Göttingen Jus, erwarb sich 1819 mit seiner Arbeit „Observationes ad Statuta Stadensia de anno 1779" (Göttingen 1820) das Doktorat und habilitierte sich ebenda 1820 für Geschichte (H. W. Rotermund, Das gelehrte Hannover, II, [Bremen 1823], S. 429). 1820 las er „Über die Bedeutung der Diplomatik für die neuere Geschichte" (erschien auch als Buch: Göttingen 1820) und 1823 erschien in Göttingen sein Werk „Geschichte der Democratie in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika", worin er gegen den Liberalismus auftrat und sich für die Kirche, den Geburtsadel und monarchisch-aristokratische Interessen einsetzte. Diese Ansichten brachten ihn in Beziehungen zur Wiener katholischen Partei (Adam Müller, Pilat u. a.) und zwischen dem August und November 1823 übersiedelte er nach Wien, um, wie seine Gönner, hier eine Anstellung im politischen

Staatsdienst zu finden, nachdem er bereits vorher mit Gentz im Briefwechsel stand (Gentz, Tagebücher, III, S. 215, 242; Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat. Hg. von Karl Mendelssohn-Bartholdy, II, [Leipzig 1868], S. 86 [1822]). Wiederholt besuchte Hülsemann Gentz und dieser versuchte im August 1824 Metternich in Ischl zu bewegen, Hülsemann, der eigens von Gastein herbeigekommen war, in den Staatsdienst zu übernehmen, aber vergebens (Gentz, Tageb. III, S. 336; G. an Pilat, II, S. 165, 168f.). Im Oktober schrieb ihm Gentz zu seinem eigenen Verdruß ein sehr peinliches Empfehlungsschreiben (Tageb. III, S. 365). Hülsemann verfaßte unterdessen politische Aufsätze, die Metternichs Beifall erhielten, so daß Gentz im Mai 1825 in Mailand für Hülsemann bei Metternich eine Geldsumme erwirken konnte und dieser einer Staatsanstellung nicht abgeneigt war (Tageb. IV, S. 54; G. an Pilat, II, S. 188f.); doch trotzdem Gentz sich im August wieder der Sache annahm (Tageb. IV, S. 83), Hülsemann nach wie vor an politischen Artikeln (Tageb. IV, S. 195 [Juli 1826]) zu mehr oder minderer Zufriedenheit Metternichs (Tageb. IV, S. 193 [Juli 1826]) arbeitete, so war doch nichts zu erreichen (Tageb. IV, S. 231 [November 1826]). Im September 1827 verwendete sich Gentz beim Herzog von Coburg für ihn und war dieser bereit, Hülsemann in seine Dienste zu nehmen (G. an Pilat, II, S. 250), doch diesmal wollte Hülsemann, der seit 1826 Hauslehrer des Infanten Dom Miguel von Braganza in Wien war (F. Palacky, Korrespondence a zápisky. Hg. von V. J. Nováček, I, [Prag 1898], S. 142), nicht, da er diesem, der sich im Juni 1828 zum König von Portugal erklärt hatte, am 27. September 1828 nach Lissabon folgte, nachdem er vorher noch den Christus-Orden erhalten hatte (Tageb. IV, S. 427, 428, 430). Doch auch hier war ihm das Glück nicht hold und im März 1829 ist er bereits wieder in seiner Heimat (Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1829. S. 320: Korrespondenznachricht aus Wien). Im Oktober 1830 erwähnt Gentz (an Pilat, II, S. 319) einen Brief von Hülsemann. Er scheint in der Folge doch eine österreichische Staatsanstellung bekommen zu haben, denn 1839 finden wir ihn als Generalsekretär der österreichischen Gesandtschaft in Nordamerika zugeteilt und zwar als Ritter von Hülsemann (Gothaisches genealogisches Taschenbuch, 1839, S. 297); 1843 wurde er ebenda Geschäftsträger, erhielt den Titel Legationsrat und Ministerresident und verblieb auf diesem Posten bis 1863 (ebd. 1844, S. 415; 1863, S. 322). In seine Amtstätigkeit fiel 1852 das Auftreten Kossuths in den Vereinigten Staaten, gegen den Hülsemann falsche Schritte unternahm, wofür er verlacht wurde (K. A. Varnhagen von Ense, Tagebücher, IX, [Hamburg 1868], S. 57).

— Während seines Wiener Aufenthaltes verkehrte er viel bei der Pichler (II, S. 180, 182), wo ihn auch Palacky 1826 traf (Palacky, a. a. O. I, S. 139). In diesem Jahre hatte Hülsemann die Wiener „Jahrbücher der Literatur" fortgeführt (Kopitar an Dobrowsky, 12. Jänner 1826: V. Jagić, Istočniki dlja istorii slav. filologii, I, [Berlin 1885], S. 527). Vgl. noch Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. Stuttgart 1857, S. 393 : 231, 409 : 256 (1828). In Wien konvertierte Hülsemann zum Katholizismus (David Aug. Rosenthal, Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert, [2] I, 1 [Schaffhausen 1871], S. 396f.).

[305]) Franz Pichler, der Sohn des Anton und der Elisabeth Pichler, war in Wien am 20. August 1808 geboren worden, erlernte die Buchdruckerei und trat 1851 ins mütterliche Geschäft, das fortan den Titel „A. Pichlers Witwe und Sohn" führte, ein. Nach dem Tode seiner Mutter (1865) übernahm er die Druckerei und den Verlag; für erstere erhielt er 1866 die nachgesuchte Konzession. Da sie ihn aber nicht freute, so warf er sich ganz auf seinen pädagogischen Verlag und verkaufte 1869 die Druckerei an seinen Druckereileiter Wilhelm Köhler. Er starb in Wien am 9. November 1891, das Geschäft seinem Sohne Franz, der aus der am 19. Juni 1844 mit Marie Kitz geschlossenen Ehe stammt, hinterlassend, der es heute noch (Wien V./1 Margaretenplatz 2) betreibt. Vgl. Anton Mayer, Wiens Buchdrucker-Geschichte, II, S. 327; frdl. Mitteilungen des Herrn Verlegers Franz Pichler in Wien und (Franz Pichler), 1793—1893. In: Verlags-Katalog von A. Pichlers Witwe und Sohn. Wien (1893), S. 3f. — Franz Pichler war seinem Oheim Andreas Pichler, der einst sein Mitvormund (Anm. 290) war, sehr zugetan, wie ein Einblattdruck (im Besitze des Verlegers Herrn Franz Pichler) in Folio ausweist: Ode. / Seiner Hochwohlgeborn / Dem Herrn / Andreas Eugen Pichler / k. k. wirkl. nied. öst. Regierungsrathe, / zum / Hohen Geburtsfeste / gewidmet / von / Seinem Neffen / Franz Pichler. Das Gedicht, mit „Wie mit flammender Pracht die Morgensonne" beginnend, umfaßt 6 vierzeilige Strophen und drückt den Wunsch aus, Andreas Pichler möge noch lange leben, damit sein Neffe sich seines würdigsten Vorbilds hoher Gunst noch lange erfreue.

Elisabeth Pichler hatte drei Schwestern: Regina (geb. 16. April 1793), Josefa (geb. 19. Juni 1794) und Anna Praller (geb. 31. Dezember 1795); von diesen sind zwei oben S. 180 gemeint.

[306]) Friedrich August von Klinkowström (1778—1835) aus Pommern, zunächst dem Militärstande angehörig, dann seit 1802 der Malerei ergeben, kam im Herbst 1811 zum erstenmal nach Wien, weilte dann längere Zeit in Paris, wo er Pilat kennen lernte und wurde von diesem bestimmt, sich in Wien dauernd niederzulassen, nachdem er durch seine Heirat mit Luise von Mengershausen

(† 1821) Pilats Schwager geworden war. Er trat in Wien zum katholischen Glauben über und errichtete 1818, beeinflußt durch den Redemptoristen Clemens Maria Hoffbauer, in der Alservorstadt (Nr. 96: Franz Heinrich Böckh, Wiens lebende Schriftsteller, Künstler und Dilettanten im Kunstfache. Wien 1822, S. 28) ein Erziehungsinstitut für adelige Knaben, das bis 1834 bestand und das religiöse Erziehungsmoment in den Vordergrund stellte. Klinkowström bildete mit Friedrich Schlegel, Adam Müller, Pilat u. a. ein Zentrum der Wiener Katholiken unter P. Hoffbauers geistiger Führung. Vgl. Wurzbach, XII, S. 103 ff. — Karoline Pichler verbrachte in seinem Hause viele angenehme Stunden (oben S. 251).

[307]) Außer den zwei verheirateten Schwestern Luise von Klinkowström (vgl. Anm. 306) und Elisabeth Pilat (vgl. unten Anm. 418) lebten noch Julie, Auguste und Dorothea von Mengershausen in Wien, von denen die letztere 1829 in der Alservorstadt Nr. 96 wohnte, wahrscheinlich ihrem Schwager Klinkowström die Wirtschaft führend (vgl. den Verlassenschaftsakt der Frau Pilat im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 3907 ex 1829). Drei andere Geschwister lebten in Deutschland und zwar Karl von Mengershausen als Pastor bei Göttingen, Wilhelmine, verehelichte Strauch, als Pastorsgattin in Hamburg und Charlotte, verehelichte Hutwalder, als Senatorsgattin ebenfalls in Hamburg (ebd.). Julie, 1825 34 Jahre alt, war 1827 Gesellschaftsfräulein bei Legationsrat Piquot und wurde von Karl Isenflamm in seinem Testamente bedacht (unten Anm. 511). Die Eltern lebten ebenfalls in Wien, wo sie auch starben und zwar Katharina von Mengershausen, geb. Koch, am 25. Dezember 1825 in der Stadt Nr. 342 (vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V, Nr. 211 ex 1825) und Georg Christoph Edler von Mengershausen, pensionierter hannoveranischer Staatsbeamter, am 27. Dezember 1827 in der Alservorstadt Nr. 96 bei seinem Schwiegersohn Klinkowström (ebd. Fasz. V, Nr. 3 ex 1828).

[308]) Fanny (Franziska) Caspers, eine gebürtige Sächsin, wurde mit der Malerin Luise Seidler (1786—1866) zusammen in einer Pension in Gotha erzogen; sie war damals bildschön, drollig, munter, hinreißend und liebenswürdig, führte allerhand böse Streiche aus und hatte einen ungeliebten Bräutigam, der sie, da sie arm war, erziehen ließ, dem sie aber den Abschied gab und Erzieherin wurde (Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler. Hg. von Herm. Uhde. Berlin 1874, S. 12 ff.). Als Gouvernante im Hause der Fürstin Leopoldine Grassalkovics (1776 bis 1864) weilte sie einige Zeit in Wien, kam mit dieser 1818 nach Rom, wo sie L. Seidler, die sie auch malte, wiedertraf und mit den Worten schildert: „Ein liebenswürdiges Kind der Natur, war

Fanny graziös in Worten und Bewegungen; alte und junge Herren und Damen wurden durch den Reiz ihres Wesens bezaubert" (Seidler, S. 227f.). Sie hatte eine liebliche Stimme, plauderte hinreißend, zeigte ein gutes Schauspielertalent, war aber eine denggläubige Katholikin (Seidler, S. 228, 231), was Grillparzer im April 1819 in einem Briefe an die Pichler zu einem „Uh!" veranlaßte (A. Sauer, Grillparzers Werke, III, 1, [Wien 1913], S. 184). Mit Overbeck war sie bekannt (vgl. Julius Schnorr von Carolsfeld, Briefe aus Italien. Gotha 1886, S. 126) und Thorvaldsen verehrte sie, konnte aber eines anderen Versprechens wegen sie nicht ehelichen (Seidler, S. 230f., 274ff.), daher sie, da die Liebe aussichtslos war, mit ihrer Gebieterin am 23. April 1819 von Rom, wo damals ihr, von der Seidler gemaltes Bildnis im Palazzo Caffarelli ausgestellt war, abreiste (Seidler, S. 277, 327). In Wien ehelichte sie später den Großhandlungsassocié Stanislaus von Doré — bei der Hochzeit führte sie Dorothea von Schlegel zum Altar (Seidler, S. 277) —, starb aber bereits am 18. Mai 1835 zu Grinzing (jetzt Wien XIX) im Alter von 49 Jahren, ein Töchterchen Marie hinterlassend (vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. II, Nr. 1799 ex 1835).

[309]) Peter Fendi (1796—1842), ein Wiener, Sohn eines Schullehrers, zeigte schon in frühester Jugend große Zeichentalente und zeichnete sich besonders im Kopieren aus. Gönner verschafften Fendi die Stelle eines kaiserlichen Kabinettzeichners und Kupferstechers. Daneben widmete er sich der Genremalerei, in der er Treffliches leistete. Von Hormayr gefördert, lieferte er viele Illustrationen für dessen Taschenbuch. Vgl. Wurzbach, IV, S. 173ff.

[310]) Die Gräfin L...a, später (oben S. 248) L..ka geschrieben, ist mit Gräfin Franziska Leśniowska (1781—1853), einer Tochter des Grafen Stephan Zichy († 1841) identisch; sie figuriert in den Briefen Schlegels an Christine von Stransky als „die Freundin" oder als „die Gräfin". Sie spielt in dessen Leben eine bedeutende Rolle, war sie doch seit 1820 mit ihm in magnetischer Verbindung und er der Mitvormund ihrer beiden Söhne Stephan († 1859) und Eduard († 1826). Vgl. M. Rottmanner, Friedrich Schlegels Briefe an Frau Christine von Stransky, I (Wien 1907), S. 435f.; II, S. 418 (Register).

[311]) —y (Helmina v. Chézy), Dorothea von Schlegel, geborne Mendelsohn. In: Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Augsburg) Nr. 241 vom 29. August 1839. S. 1881f. Nach einer Parallele zwischen Rahel und Dorothea heißt es (S. 1881a): „Sie stand ihrem Mann in ihrer großartigen, reichhaltigen Natur, in ihrer süßen Liebedemuth hoch über allen Frauen. Sie (Dorothea) war ihm (Friedrich) Leben und Wesen, alle andern nur Erscheinung. Nur

Rahel glänzte in ihm als ein Stern erster Größe." Und weiters: „... er hatte nur klarer und voller das Bewußtseyn errungen, daß er nur ihr gehöre, ohne sie nicht seyn könne." Diese zwei Stellen hat Karoline Pichler im Auge. — Daß der Aufsatz von Chézy ist, dafür spricht die genaue Beschreibung von Schlegels Aufenthalt in Paris, besonders die Mitteilungen über das Jahr 1802; Chézy kannte dies alles aus eigener Anschauung. — Karoline Pichler fand diesen Nachruf überhaupt nicht günstig, nannte ihn ein Geschwätz (Brief an Karoline v. Wolzogen, 18. April 1840: Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. [2] II, S. 400) und ließ sich durch A. L. Frankl bewegen, selbst einen zu schreiben, in dem sie zwar nichts widerlegen wollte, sondern der „eine simple Erzählung des Eindrucks, den Frau von Schlegel auf mich gemacht und wie sie mir durch einen nahen herzlichen Umgang von mehr als 20 Jahren unwandelbar erschienen" sein sollte (vgl. ihren Brief an Frankl: Frankls Sonntagsblätter, III, [Wien 1844], S. 81; Album für die Überschwemmten. S. 79). Der Nachruf „Frau Dorothea von Schlegel" (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1839, S. 1049ff., 1057ff. = S. W. [2] LIII, S. 222ff.) ist tatsächlich in diesem Sinne gehalten.

[312]) Über Dorothea Schlegels literarische Leistungen, an denen Friedrich Schlegel, der die Herausgabe besorgte, werktätigen Anteil nahm, vgl. Franz Deibel, Dorothea Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule, Berlin 1905. — „Florentin" erschien 1801, steht unter Wilhelm Meisters Einfluß und verwertet im Gestaltenkreis Persönlichkeiten der Zeit (Deibel, S. 8ff.). — Im Hause der Pichler wohnten Schlegels seit Michaelis 1824 (vgl. Rottmanner, a. a. O. I, S. 225).

[313]) Über Dorotheas Frömmigkeit vgl. auch Pichler, S. W. [2] LIII, S. 232 (doch spricht Pichler hier nicht so scharf vom Übermaß der Frömmigkeit); ebd. S. 230f. auch eine Gegenüberstellung der Hausfrau und Literatin Schlegel.

[314]) Josefa Gräfin Esterházy (1777—1843), Sternkreuzordens- und Palastdame, war seit 1801 mit dem Obersten und Kämmerer Johann Nepomuk Kasimir Grafen Esterházy (1774—1829) vermählt, welcher Ehe nebst andern Kindern die Tochter Franziska (1804 bis 1875) entstammte, deren Erziehung dem Fräulein Ravenet anvertraut war. Franziska vermählte sich am 16. August 1824 mit dem Grafen Peter Pejácsevich. Vgl. Genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser. IV (Gotha 1828), S. 68; XVIII (Gotha 1845), S. 700f.; XLIX (1876), S. 1060. Karoline Pichler unterläuft ein kleiner Irrtum, wenn sie (oben S. 184) meint, Fräulein Ravenet habe noch vor dem Mai 1824 ihre Schülerin zum Traualtar begleitet.

[315]) Johann Nepomuk Schödelberger (1779—1852), ein Wiener, zeigte bereits in frühester Jugend ein gutes Zeichentalent, war mit 18 Jahren Zeichensupplent bei St. Anna und wurde 1799 Lehrer an der Zollerschen Hauptschule am Neubau, an welcher Schule er über 40 Jahre wirkte. Nebenbei widmete er sich mit Fleiß und Eifer der Malerei, unternahm mehrere Kunstreisen und vollendete eine größere Anzahl Landschaftsbilder so erfolgreich, daß er 1813 Mitglied der Akademie der bildenden Künste in Wien wurde. 1817 reiste er nach Italien und erlangte hier seine künstlerische Reife. 1824 ehelichte er Josefine von Ravenet (I, Anm. 254). Er war als Landschafter sehr beliebt, erhielt von den höchsten Kreisen Aufträge und verschmolz Ideal und Wirklichkeit in seinen zahlreichen Arbeiten aufs Meisterhafteste. Vgl. Wurzbach, XXXI, S. 70 ff.

[316]) Gottfried Freiherr van Swieten (1734—1803), der Sohn des berühmten Arztes Gerhard van Swieten, zunächst im diplomatischen Dienste stehend, dann seit 1777 Präfekt der k. k. Hofbibliothek und nebenbei seit 1781 Präses der Studien- und Bücherzensurhofkommission, war ein äußerst kunstliebender Mann; von 1780 bis 1800 förderte er das Wiener Musikleben außerordentlich, indem er nebst seinen berühmten Hauskonzerten die öffentliche Aufführung Händelscher Oratorien unter Mozarts Leitung veranlaßte und eine große Anzahl Adeliger dafür begeisterte. Er war selbst, aber mit wenig Erfolg, kompositorisch tätig. Vgl. Wurzbach, XLI, S. 50 ff.; Eitner, IX, S. 336 f. — Er war ein Besucher des Greinerschen Hauses (oben S. 399).

[317]) Gemeint ist der Oberststallmeister Kaiser Josefs, Fürst Johann Karl Dietrichstein, über den I, S. 441 f., Anm. 23, zu vergleichen ist.

[318]) Johann Nepomuk Fürst Schwarzenberg (1742—1789), Ritter des goldenen Vließes, k. k. Kämmerer und Geheimer Rat, war 1782 zur Regierung seines Landes gekommen. Er widmete sich der Verwaltung seines Besitzes mit großem Eifer und Erfolg, schuf eine Sekundogenitur, war äußerst mildtätig und kunstliebend (Wurzbach, XXXIII, S. 82 ff.).

[319]) Mozart bearbeitete Acis und Galathea von Händel für Instrumentalmusik im Auftrage Gottfried Baron van Swietens, der Händel in Wien einbürgern wollte, im November 1788 und bald darnach fand die öffentliche Aufführung im großen Saal der Hofbibliothek sowohl als in einem großen Gastsaale (Köchel, Thematisches Verzeichnis. [2] S. 525, Nr. 566; Otto Jahn, W. A. Mozart. [3] II [Leipzig 1891], S. 461) statt. Dieser Aufführung folgte im März 1789 eine solche des Messias; im Juli 1790 bearbeitete Mozart noch Händels Ode auf den St. Cäcilientag und das Alexander-

fest (Jahn [3] II, S. 461 f.). Über die Art der Mozartschen Bearbeitung, die sich auf die Hinzufügung der Blasinstrumente, sowie auf die Ausführung der Harmonie, die bei Händel nur angedeutet ist, beziehungsweise dem Organisten und Cembalisten überlassen blieb, erstreckte, vergleiche man die ausführliche Besprechung bei Otto Jahn ([3] II, S. 463 ff.), der sich betreffs der Aufführung von Acis und Galathea auf die Pichler beruft ([3] II, S. 461, Anm. 14).

[320]) Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende" wurde am 19. Februar 1825 zum erstenmal am Wiener Burgtheater aufgeführt (Goedeke, VIII, S. 418 : l) und zwar zugunsten der Regisseure Koch, Koberwein, Krüger, Korn (vgl. die Ankündigung bei Sauer, Gespräche, II, S. 460 : 398). Vorher waren bedeutende Zensurschwierigkeiten zu überwinden und besonders war es wieder der Zensor Baron Bretfeld, der es verbot, weil das Stück die Böhmen beleidige (vgl. Sauer, Gespräche, II, S. 225, Nr. 363; über Bretfeld und die Böhmen oben S. 52 f.). Über die Länge der Erstaufführung klagen viele Berichte (vgl. Sauer, Gespräche, II, S. 250, 251, 252). Der Epilog war von Zedlitz verfaßt (Goedeke, VIII, S. 418 : n) und wurde von Koch gesprochen, den die drei anderen Regisseure Krüger, Koberwein und Korn umstanden (Sauer, Gespräche, II, S. 250). Grillparzer durfte trotz wiederholter Hervorrufe als k. k. Beamter nicht erscheinen (Sauer, Gespr., II, S. 250, 253 f.). Der Stoff war vor Grillparzer wiederholt behandelt worden (vgl. Goedeke, VIII, S. 418 ff.), darunter auch von Karoline Pichler in ihrer Oper „Rudolf von Habsburg" (vgl. oben S. 9 f.). — Die auf Grillparzers Ottokar bezügliche Stelle der Pichler bei Sauer, Gespr., II, S. 254 f. (In der folgenden Fasten .... beifällig aufgenommen.)

[321]) Grillparzer, S. W. [5] V, S. 227 f. (Medea, V. Aufzug).

[322]) Grillparzer, S. W. [5] IV, S. 219 ff. (5. Aufzug, 4. Auftritt). Nur heißt der Sklave nicht Theramenes, sondern Rhamnes; vgl. dazu Sauer, Gespräche, II, S. 461, Nr. 401 VI.

[323]) Heinrich von Collin, Sämmtliche Werke, II, (Wien 1812), S. 295 (am Schlusse des fünften Auftritts im 1. Akt).

[324]) Karoline Pichler hat hier jedenfalls die abweisende, die Rechte der Böhmen wahren wollende Anzeige des Schriftstellers Ebersberg im Auge (Der Sammler, 1825, Nr. 35 f.), an welche sich eine literarische Fehde knüpfte (vgl. Glossy, Grillp. Jb. IX, S. 241 f. und Goedeke, VIII, S. 420 f.: 8). Grillparzer wurde von den Wiener und Prager Čechen lebhaft bekämpft, vgl. seine Selbstbiographie (S. W. [5] XIX, S. 117 f.) und E. Kraus (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, LIII, [Wien 1902], S. 593 und Stará historie česká v německé literatuře. Prag 1902, S. 361 ff.); Grillparzer meint, daß dieser Kampf von seite eines Staatskanzleirates böhmischer Abkunft (Bretfeld) ausging (S. W. [5] XIX, S. 118).

[325]) Josefa Freiin von Hennet, die Tochter des Josef Freiherrn von Born und der Antonia von Rieger, hatte sich 1793 mit Wenzel Johann Freiherrn von Hennet (1759—1833), k. k. Appellationsrat zu Prag, vermählt (Genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser. I, [Gotha 1848], S. 160). Ihr Mann besaß in Prag das Haus Kleinseite Nr. 175 (am Pfarrplatz), in dem Josef Edler von Pelzeln während seiner Prager Dienstzeit samt Frau und Kindern wohnte (Schematismus des Königreiches Böhmen für das Jahr 1826. Prag [1825], S. 175, 563).

[326]) Maria Freiin von Hennet, zu Prag am 28. März 1797 geboren, heiratete im Juli 1826 (s. oben S. 223) den k. k. Gubernialsekretär Franz Xaver Müller, einen Witwer (Anm. 370), in Prag; 1838 war sie bereits Witwe (Genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser, I [Gotha 1848], S. 160).

[327]) Theodor Edler von Pelzeln starb am 8. März 1825 am Wasserkopf in Prag (Totenprotokolle der Kleinseitner Pfarre St. Nikolaus, t. 1825, p. 397; laut frdl. Mitteilung des hochw. Herrn Pfarrers und erzbischöflichen Vikars Josef Svoboda in Prag). — Über dessen Tod ist ein Brief der Pichler an die Huber vom 6. Juni 1825 zu vergleichen (Glossy, Grillp. Jb. III, 330f.).

[328]) Josefa Maria Gräfin Engl zu Säusenburg, geborene Gräfin von Hohenfeld (1775—1843), Sternkreuzordensdame, hatte sich 1797 mit dem Obristwachtmeister Anton Grafen Engl zu Säusenburg (1770—1827), dem Besitzer des Fideikommisses Säusenburg in Oberösterreich, verehelicht. Die Ehe blieb kinderlos (vgl. Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser, IV [Gotha 1828], S. 61; XIII, [1840], S. 173; XVIII [1845], S. 700). Baron Hormayr nannte sie, ihres leicht zu rührenden Gemütes wegen, die wandelnde Tränenweide (L. A. Frankl, Erinnerungen. Hg. von St. Hock. Prag 1910, S. 106), Frankl bezeichnete sie als hochgebildet und geistvoll und hebt ihr starkes Embompoint hervor (ebd. S. 106). Sie überlebte, obwohl sie jünger war, ihre Freundin Pichler nur kurze Zeit, denn bereits am 11. Dezember 1843 starb sie in Wien, Wollzeile Nr. 856; beigesetzt wurde sie in der Familiengruft ihrer Eltern zu Aistersheim in Oberösterreich (Verlassenschaftsakt). Testamentarisch setzte sie die Barmherzigen Schwestern in Gumpendorf (Wien VI.) zu Universalerbinnen ein, auch bedachte sie ihren Neffen Alois Freiherrn von Mednyánsky, der ebenfalls mit der Pichler bekannt war (oben II, S. 99), und dessen Frau Agnes mit Andenken (vgl. den Testamentsauszug ihres Verlassenschaftsaktes im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 222 ex 1843).

[329]) Maria Rosa Gräfin Kolowrat-Liebsteinsky, geb. Gräfin Kinsky (1780—1842), Palast- und Sternkreuzordensdame, seit 1801 mit

dem Oberstburggrafen, später Staats- und Konferenzminister Franz Anton Grafen Kolowrat-Liebsteinsky (Anm. 347) in kinderloser Ehe vermählt (Wurzbach, XII, S. 395; Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser, XVI, [Gotha 1843], S. 633).

[330]) Karoline Maria Fürstin Kinsky, geb. Freiin von Kerpen (1782—1841), war seit 1801 mit dem Fürsten Ferdinand Kinsky (1781—1812) vermählt, seit 1812 Witwe und lebte in Prag; später war sie in Wien Obersthofmeisterin der Erzherzogin Sophie (Wurzbach, XI, S. 288, 302 und Stammtafel II der Kinsky; oben S. 218). Das fürstlich Kinskysche Palais befand sich damals in Prag am Altstädter Ring Nr. 936 (W. A. Gerle, Prag und seine Merkwürdigkeiten. [2] Prag 1830. S. 174).

[331]) Kaspar Graf Sternberg (1761—1838), bekannter Naturforscher, der mit Goethe im Briefwechsel stand; er war Geistlicher und wollte einst Bischof von Regensburg werden, ergab sich aber dann ganz seinen gelehrten Studien und war an der Gründung des böhmischen Nationalmuseums (1818), dem er 1822 seine Sammlungen und seine Bibliothek überließ, beteiligt. Er verfaßte eine Autobiographie. Vgl. Wurzbach, XXXVIII, S. 252ff. — Sein Vetter, Graf Franz Josef Sternberg-Manderscheid (1763—1830), seit 1787 in Prag, beschäftigte sich mit Kunstgeschichte und besaß eine wertvolle Kupferstichsammlung und eine Sammlung böhmischer Münzen. Auf seine Anregung hin bildete sich 1796 eine Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde, die 1800 die Akademie der bildenden Künste errichtete. Seit 1802 war er deren Präsident. Große Verdienste erwarb er sich um die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften und das Museum in Prag. Vgl. Wurzbach, XXXVIII, S. 286ff.

[332]) Georg Franz August Graf de Longueval-Buquoi, Freiherr von Vaux (1781—1851) war k. k. Kämmerer, Doktor der Philosophie und besaß das Majorat Gratzen und Rosenberg in Böhmen; er war seit 1806 mit Maria Gabriele, geb. Gräfin von Rottenhan (1784—1863), Sternkreuzordens- und Palastdame, verehelicht. Vgl. Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser, XXIV (Gotha 1851), S. 118; XXV (1852), S. 795; XXXVII (1864), S. 1053. — Die oben S. 209 erwähnten Kinder sind: Georg Johann Heinrich Graf Buquoy (1814—1882); Maria Karoline, vermählte Gräfin Deym (1811—1898) und Isabella, vermählte Gräfin von Trautmannsdorff (1812—1893). Vgl. über diese: Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser, LVI (Gotha 1883), S. 1105; LXVIII (1895), S. 1306 und LXXII, (1899), S. 1268.

[333]) Josef Dobrowsky (1753—1829) wollte ursprünglich Jesuit werden, welche Absicht aber die 1773 durchgeführte Aufhebung des Jesuitenordens vereitelte. 1776 wurde er Hauslehrer im Hause des

Grafen Franz Anton Nostitz, 1786 Zensor in Prag und 1787 Priester. 1789 Vizedirektor des Hradischer Generalseminars bei Olmütz geworden, ging er im selben Jahre noch in Pension und lebte fortan in Prag seinen gelehrten Studien, die nur durch Reisen hie und da unterbrochen wurden. Vgl. Wurzbach, III, S. 334ff.; Vinc. Brandl, Život Josefa Dobrovského. Brünn 1883. — In Wien war er im November und Dezember 1821, sowie von Ende November bis 16. Dezember 1828 (Gustav Legis-Glückselig, Biographie des Abbé J. Dobrowsky. Prag 1837, S. 14; V. Jagić, Istočniki dlja istorii slav. filologii, I, [Berlin 1885], S. 458f.: 132 und 459Anm.).

[334]) Über Professor Kapp war nichts zu ermitteln.

[335]) Karoline Gräfin Baillet de Latour (1777—1840) war die Tochter des Geheimen Rates, Feldzeugmeisters und Präsidenten des Hofkriegsrates Maximilian Grafen Latour († 1806). Sie war k. k. Stiftsdame in Prag und zwar am k. k. theresianischen adelichen Damenstifte auf dem königl. Prager Schlosse. Vgl. Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser, XIV (Gotha 1841), S. 34; XV (1842), S. 629; Schematismus des Königreiches Böhmen für das Jahr 1826. Prag (1825), S. 385. — Pichler war viel in deren Gesellschaft (oben S. 194, 196, 202).

[336]) Wolfgang Adolf Gerle (1783—1846) war der Sohn eines Prager Leihbibliothekars und schrieb schon in frühester Jugend einen Roman. Er besuchte das Gymnasium und trat dann in das Geschäft seines Vaters, nebenbei auf schöngeistigem Gebiete eine rege Tätigkeit entfaltend. Im Jahre 1814 wurde er zum Lehrer der italienischen Sprache am Konservatorium in Prag ernannt. Äußerst produktiv, wirkte er auch auf jüngere Talente sehr anregend, so förderte er Uffo Horn (vgl. oben S. 319f.). Er gab sich selbst den Tod, indem er sich in die Moldau stürzte. Vgl. Wurzbach, V, S. 155ff. und Goedeke, IX, S. 130ff. — Gerle hatte bereits 1818 Karoline Pichler seine „Volksmährchen der Böhmen“ gewidmet (Goedeke, IX, S. 135 : 29). Ihre Ankunft in Prag besang er mit dem Gedicht „An Caroline Pichler, geborne von Greiner, am Tage ihrer Ankunft zu Prag, den 20. April 1825“ (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, X, [Wien 1825], S. 457), worin er zunächst seiner Aufnahme in Wien bei Karoline Pichler gedenkt, dann seiner Freude darüber, daß Mutterliebe sie nach Prag führt, Ausdruck leiht, und eine kurze Übersicht dessen gibt, was sie besang, um mit den Worten zu schließen:

Auch dem böhmischen Land (wo Alle dich lange schon lieben,
Hoch verehrend den Geist, so uns das Schöne gebar,
Deiner Lyra Tönen lauschen mit gierigem Sinne)
Auch dem böhmischen Land schenke du einstens ein Lied.

Letzterem Wunsche kam Karoline später durch ihre „Schweden in Prag“ nach, wobei ihr Gerle mannigfach fördernd zur Seite stand (oben S. 217). Die alte Freundschaft setzte sich 1826 bei Pichlers zweitem Besuch in Prag fort (oben S. 222).

[337]) Johann Ritter von Rittersberg (1780—1841), ursprünglich Jurist, trat 1800 als Freiwilliger in die böhmische Legion, fand Gefallen am Militärdienst und ließ sich als Kadett stabilisieren. Er brachte es bis zum Hauptmann, nahm an den meisten Kriegen der folgenden Jahre teil und ging nach der Expedition gegen Neapel 1821 in Pension. Er lebte nun in seiner Geburtsstadt Prag, sich der Schriftstellerei widmend. Einige wertvolle kriegshistorische Arbeiten stammen aus seiner Feder. Vgl. Wurzbach, XXVI, S. 182ff. — Er förderte Pichler bei ihren „Schweden in Prag“ (oben S. 217f.).

[338]) Karl Egon Ebert (1801—1882), ein Prager, trat 1825 zuerst mit seinen „Dichtungen“ hervor, die er dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg widmete, wofür er dessen Archivar und Bibliothekar wurde. Bereits 1825 begann er sein Epos „Wlasta“, das 1829 in Prag erschien. Er machte mehrere Reisen, war später bei der Administration der fürstlichen Domänen in Verwendung, wurde 1848 fürstlicher Hofrat, 1854 Güteradministrator, ging jedoch bald in Pension. Als Lyriker und Balladendichter ist er nicht unbedeutend. Vgl. Wurzbach, III, S. 414ff.; Goedeke, [1] III, 2, S. 785, 855. — Ebert lernte die Pichler am 1. Mai 1825 durch Palacký kennen (F. Palackého, Korrespondence a zápisky. Hg. von V. J. Nováček, I, [Prag 1898], S. 100); sie schätzte seine Natürlichkeit und Anspruchslosigkeit sehr und fand an seinen Dichtungen Gefallen (Pichler an die Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 332). Er dagegen lieferte ihr einige Daten für ihre „Schweden in Prag“ (oben S. 217).

[339]) Franz Palacký (1798—1876), ein Mährer, lebte seit 1823 dauernd in Prag, wo ihn Kaspar und Franz Graf Sternberg förderten und ihn, der bis zu dieser Zeit sich mit der Dichtkunst beschäftigte, auf die Geschichte hinwiesen. Er wurde Böhmens großer Historiograph und brachte die nationale Einigung zuwege, trotz der verschiedensten Verfolgungen und Angriffe, denen er sich aussetzte. Er predigte den Panslavismus und die Vorherrschaft des Čechentums in Österreich, Gedanken, die auch in seiner, merkwürdigerweise deutsch geschriebenen „Geschichte von Böhmen“ (Prag 1836ff.) zum Durchbruche kommen. Vgl. Wurzbach, XXI, S. 179ff. — Palacký erwähnt in seinem Tagebuche (Korrespondence a zápisky. Hg. von V. J. Nováček, I, [Prag 1898]) wiederholt die Pichler im Jahre 1825, die er hochschätzen lernte (a. a. O. S. 101, 102, 105, 107, 108). Als er 1826 nach Wien

kam, da fand er sich oft (18. Jänner; 3., 6., 11. und 30. März; 8. April) bei der Pichler ein, lernte Friedrich Schlegel samt Frau, Hülsemann, Bucholtz, Vierthaler, Gräfin Engl u. a. kennen und unterhielt sich vortrefflich (ebd. S. 136, 138, 139, 140, 142, 144). Er stand 1826 mit der Pichler im Briefwechsel (ebd. S. 147, 148, 150), besuchte sie, als sie zum zweiten Male 1826 in Prag war, am 14. Juli (ebd. S. 158) und schickte ihr im August 1826 zu ihren „Schweden in Prag" ein altes Tagebuch, das sie im November zurückstellte (ebd. S. 167, 177).

[340]) Wilhelm von Marsano (1797—1871), ein Prager, wollte sich zuerst gelehrten Studien widmen, trat aber 1813 in den Militärdienst, dem er bis zum Jahre 1858 angehörte und den er als Feldmarschalleutnant verließ. Er war ein tapferer Krieger. Während seines Aufenthaltes zu Prag in den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts stand er mit Gerle und Ebert in lebhaftem Verkehr und war dichterisch sehr produktiv, besonders in Novellen und Erzählungen. Vgl. Wurzbach, XVII, S. 10ff.; Goedeke, [1] III, 2, S. 853f.: 476.

[341]) Ignaz Rudolf Bischoff Edler von Altenstern (1784—1850), aus Kremsmünster in Oberösterreich, studierte zuerst Jus, dann Medizin, wurde 1812 Professor der speziellen Therapie in Prag und 1825 Professor an der Josefsakademie in Wien, als welcher er Hofrat und 1836 geadelt wurde. 1849 ging er in Pension. Er erwarb sich besonders um das Studium der chronischen Krankheiten, sowie um die Ausbildung der Feldärzte der österreichischen Armee Verdienste. Vgl. Wurzbach, I, S. 409ff.; Aug. Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte, I (Wien 1884), S. 468; Theodor Puschmann, Die Medicin in Wien während der letzten 100 Jahre. Wien 1884, S. 154f. — Eines seiner Bücher las Karoline Pichler mit Eifer (oben S. 194). Als er 1826 nach Wien kam, da verkehrte die Pichler wiederholt in seinem Hause (oben S. 218, 299).

[342]) August Edler von Pelzeln wurde am 10. Mai 1825 in Prag geboren und am 11. Mai in der St. Nikolauspfarre getauft, wobei für den abwesenden Paten, dem Regierungsrate Andreas Pichler, der jubilierte Appellationsrat Wenzel Freiherr von Hennet, in dessen Hause Pelzeln wohnten, und die Großmutter Karoline Pichler als Taufzeugen fungierten (Taufprotokoll der Pfarre St. Nikolaus in Prag, t. 1825, p. 9; frdl. Mitteilung des Herrn Pfarrers Jos. Svoboda in Prag). Bereits im Herbst 1826 war er mit Mutter und Großmutter, die ihm innig zugetan war, auf der Fahrt nach Wien (oben S. 223). Schon frühzeitig regte sich in ihm die Neigung zur Naturwissenschaft, die durch die Bekanntschaft der Großeltern mit dem Botaniker Josef Freiherrn von Jacquin genährt wurde (oben S. 362) und als er das Schottengymnasium, in das er 1836 eintrat,

absolviert hatte, wollte er ins Hofnaturalienkabinett kommen; da sich aber dem Eintritt Schwierigkeiten entgegenstellten, studierte er wie der Vater und Großvater Jus und trat beim Kreisamte in Wien ein. Doch 1851 erfüllte sich sein Lieblingswunsch, er wurde Praktikant im Hofnaturalienkabinett; 1857 rückte er zum Kustosadjunkten und 1869 zum Kustos vor. Eine rege wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiete der Ornithologie begann und eine Reihe wertvoller Arbeiten wurden veröffentlicht. Die starke Inanspruchnahme der Augen führte jedoch 1883 ein Augenleiden herbei, das sich rasch verschlechterte, so daß Pelzeln, beinahe erblindet, 1888 in Pension ging, wobei er das Ritterkreuz des Franz Josefs-Ordens erhielt. Sein treffliches Gedächtnis erlaubte ihm auch weiterhin in seinem Lieblingsfache tätig zu sein, bis ihn am 2. September 1891 zu Döbling bei Wien (jetzt Wien XIX) der Tod infolge eines Rückenmarkleidens dem Kreise seiner Schwestern — alle drei Geschwister waren ledig geblieben — entriß. F. F. Kohl, der ihm nahe stand und in Pelzelns Heim oft Volkslieder und Schubertsche Weisen im engen Kreise zur Freude der Geschwister vortrug, widmete ihm in seinem Nachruf, der ein vollständiges Verzeichnis aller Arbeiten des hervorragenden Ornithologen Pelzeln enthält (Annalen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums, VI [Wien 1891], Notizenblatt, S. 135 ff.), folgende schlichte, den Menschen Pelzeln charakterisierende Worte: „Als Mensch war Pelzeln edel veranlagt wie selten einer, rührend bescheiden, anspruchslos, jedermann gefällig, ein liebenswürdiger Kollege, feinfühlig, gemütstief, religiös aus voller Überzeugung und wohltätig. Sein ganzes Wesen war schlicht; er geizte nicht nach Ehre. Die Wissenschaft liebte er ihrer selbstwillen so sehr und machte sie nicht selbstsüchtigen Zwecken und der persönlichen Eitelkeit untertan; sie aber blieb ihm dafür auch bis zum Tode die treue, die tröstende Freundin, welche ihm sein physisches Unglück vergessen half. In der Zeit seines Leidens zeigte er sich von einer bewunderungswürdigen männlichen Haltung; besorgt, seine Umgebung zu beunruhigen, schien er stets heiter und rücksichtsvoll wie sonst; nie hörte man ihn klagen." Die wissenschaftlichen Kreise verliehen ihm manche Auszeichnung. Pelzeln war lange Jahre hindurch Redakteur der „Mittheilungen des ornithologischen Vereines in Wien" und hier widmete ihm sein Musealkollege A. F. Rogenhofer einen warmen Nachruf (XV [Wien 1891], S. 237 f.). Nach mündlichen Mitteilungen, die ich meinem Freunde Herrn Kustos F. F. Kohl verdanke, litt Pelzeln an Epilepsie, vielleicht ein Überbleibsel jener schweren, im Jahre 1837 durchgemachten Krankheit, von der Pichler (oben S. 363 ff.) ausführlich berichtet; infolge dieser Erkrankung übersprang man ihn, der während seiner ganzen Dienstzeit nie einen Urlaub

genommen hatte, bei der Besetzung der Direktorstelle. Seine Religiosität war so tiefgewurzelt, daß er den Darwinismus a limine ablehnte und sich auch in einer eigenen Abhandlung dagegen wehrte (Bemerkungen gegen Darwins Theorie vom Ursprung der Spezies. Wien 1861. Gr. 8°, 17 S.). Charakteristisch für seine Anschauungsweise ist darin der Satz (S. 7): „Jedes Geschöpf ist in seiner Weise und für seine Funktionen gleich vollkommen, und was vollkommen ist, kann nicht vollkommener werden," daher Darwins natürliche Auslese für ihn ein Phantasiegebilde war (S. 8). — Karoline Pichler, die auf ihren Enkel stolz war, weiß in ihren „Denkwürdigkeiten" von ihm verschiedenes zu berichten; so von seiner Geburt (oben S. 193, 207), von seiner Possierlichkeit während der Reise nach Wien (1826; oben S. 222 ff.), daß er allerliebst sei (Pichler an die Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 341), wie sie ihn buchstabieren lehrte (oben S. 277 ff.), später auch Latein (L. A. Frankl, Erinnerungen. S. 108; Franziska v. Pelzeln in: Österr. Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 56), wobei er große Fortschritte machte (oben S. 284), über seine trefflichen Gymnasialstudien (oben S. 287, 360) und über eine schwere Erkrankung im Jahre 1837 (oben S. 363 ff., 368, 372, 374 ff.).

[343]) Ignaz Rudolph Bischoff, Grundsätze der praktischen Heilkunde durch Krankheitsfälle erläutert. Zum Gebrauche für Wundärzte. I. Die Lehre von den Fiebern durch Krankheitsfälle erläutert. Prag 1825. Gr. 8°. XIV., 280 S. — Da das Buch praktischen Zwecken dienen sollte, wie die Einleitung des Näheren ausführt, so folgen jeder Krankheitsbeschreibung Krankengeschichten, um die aufgestellten Grundsätze sofort nachzuweisen.

[344]) Theodor Graf Baillet de Latour (1780—1848), Feldzeugmeister und Ritter des Maria Theresien-Ordens, war damals (1825) Artilleriebrigadier in Olmütz (seit 1822); 1831 wurde er Feldmarschalleutnant, 1832 kam er als Generalgeniedirektor nach Wien, wurde 1841 Feldzeugmeister und 1848 Kriegsminister. Als solcher fiel er am 6. Oktober 1848 der Wut der Wiener Revolutionäre zum Opfer. Vgl. Wurzbach, I, S. 125 f. Eine nicht günstige Charakteristik von ihm gibt Lulu Gräfin Thürheim, M. L. I, S. 217 f. — Dessen Frau war seit 1816 Sophie, geb. Gräfin Bourcier (1796—1889), Sternkreuzordensdame, die ihren Gatten um viele Jahre überlebte (Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser, LXI [Gotha 1888], S. 555; LXIII [1890], S. 1197).

[345]) Über dieses Fest vgl. man Julius Max Schottky, Prag, wie es war und wie es ist, nach Aktenstücken und den besten Quellenschriften geschildert. II (Prag 1832), S. 22 f.; J. Ritter v. Rittersberg, Hormayrs Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und

Kunst. XV (Wien 1824), S. 381 ff.; A. W. Giesel, Neuestes Gemälde von Prag. Prag 1823, S. 169 ff. und W. A. Gerle, Prag und seine Merkwürdigkeiten. 2. Aufl. Prag 1830. S. 78 ff.

[346]) W. A. Gerle, Prag und seine Merkwürdigkeiten. Für Fremde und Einheimische. 2. verm. und verb. Auflage. Prag 1830. 8°. XIV, 194 S. — Die erste Ausgabe erschien 1825. In jeder Hinsicht mehr als Gerle bieten das treffliche, bereits oben Anm. 345 genannte Buch des Professors Julius Maximilian Schottky über Prag und A. W. Giesel (Neuestes Gemälde von Prag. Prag 1823), den Pichler besaß (Nr. 75 des Bücherverzeichnisses im Verlassenschaftsakt). Hier finden sich ganz ähnliche Bemerkungen über den Judentandelmarkt und die Zudringlichkeit der Verkäufer (S. 21), über den Charakter der Prager (S. 75), über die Bäder (S. 152) und das Theater (S. 162). — Über Pichlers Aufenthalt in Prag (1825) bieten einige, wenn auch nur kurze Bemerkungen zwei Briefe an die Huber (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 330 bis 332, 334).

[347]) Franz Anton Graf Kolowrat-Liebsteinsky (1778—1861) trat 1799 in den Staatsdienst als Praktikant ein, avancierte in rascher Folge und wurde 1810 Oberstburggraf. Er erwarb sich als solcher um das Land Böhmen große Verdienste und erhielt 1813 dafür das goldene Vließ. 1825 kam er als Staats- und Konferenzminister nach Wien. Im März 1848 Ministerpräsident geworden, trat er bereits im April zurück und lebte fortan seiner Muße. Er war ein großer Freund der Künste und der Wissenschaften; besonders viel verdankt ihm das böhmische Nationalmuseum. Vgl. Wurzbach, XII, S. 392 ff. — Die in Prag angesponnene Bekanntschaft zwischen Graf und Gräfin Kolowrat, die in Prag im eigenen Palais (Kleinseite, Insel Kampa Nr. 506) wohnten (A. W. Gerle, Prag und seine Merkwürdigkeiten. [2] S. 174), einerseits und Karoline Pichler andererseits setzte sich auch in Wien fort (vgl. oben S. 218).

[348]) Karoline Pichler, Elisabeth von Guttenstein. Eine Familiengeschichte aus der Zeit des östreichischen Erbfolgekrieges. II, (Wien 1835), S. 258 ff.

[349]) Johann Nepomuk Štepanek, auch Stiepanek geheißen (1783 bis 1844), übersetzte Collins Landwehrlieder ins Čechische, nachdem er bereits vorher mehrere Dramen und Singspiele aus dem Deutschen übertragen hatte. 1812 gründete er eine Theatergesellschaft, die zu wohltätigen Zwecken spielte. 1819 wurde er Sekretär der böhmisch-ständischen Bühne, die er von 1824—1833 mit F. Polawsky und dem Bassisten Josef Kainz († 1855) als Direktor führte. Er übersetzte nicht nur fleißig, sondern schrieb auch Originaldramen in čechischer Sprache, die meist auf nationalem Hintergrunde ruhen und von denen „Die Belagerung Prags durch die

Schweden" (Originalschauspiel in 5 Akten: Divadlo. I. Praha 1820) Karoline Pichler für ihren gleichnamigen Roman verwertet haben dürfte. Viel Zeit verwendete er auf humanitäre Bestrebungen. Vgl. Wurzbach, XXXVIII, S. 205ff.; Oskar Teuber, Geschichte des Prager Theaters. III, (Prag 1888), S. 132ff.

[350]) Franz Rudolf Bayer (1780—1860), ein Wiener, ursprünglich Beamter, widmete sich dann dem Theater und debütierte im November 1802 am Prager ständischen Theater. Engagiert, blieb er dieser Bühne bis 1843 treu. Hierauf zog er sich ins Privatleben zurück. Vgl. Wurzbach, I, S. 194; Eisenberg, S. 64f.; Teuber, III, S. 851 (Register). — Ferdinand Polawsky (1779—1844), ein Berliner, trat zum erstenmal 1798 in Potsdam auf, machte dann mehrere Kunstreisen und kam im Dezember 1803 ans Prager ständische Theater, dem er, mit einer kurzen Unterbrechung, die er am Wiener Burgtheater verbrachte, bis an sein Lebensende angehörte. Von 1818—1820 und von 1824—1834 war er Mitdirektor des ständischen Theaters. Er war ein trefflicher Schauspieler, der besonders im Charakter- und Väterfache hervorragte. Vgl. Wurzbach, XXIII, S. 57ff.; Eisenberg, S. 780f. und Teuber, III, S. 861 (Register). — Valentin-Ferdinand Ernst (gest. 1852), ein Mainzer, wirkte von 1822—1838 am Prager ständischen Theater, wo er seine größten Triumphe als Marquis Posa feierte. Auch als Regisseur erwarb er sich Verdienste. Vgl. Eisenberg, S. 241; Teuber, III, S. 854 (Register). — Franz Feistmantel (1786—1857), ein Innsbrucker und Schauspielerkind, führte zunächst ein Wanderleben, bis er im Mai 1817 in Prag engagiert wurde, welcher Stadt er bis zu seinem Tode als unübertrefflicher Komiker treu blieb. Vgl. Wurzbach, IV, S. 165f.; Eisenberg, S. 250; Teuber, III, S. 854 (Register). — Margarete van der Klogen (1801—1870), geb. Mayer, später Madame Binder, eine Schleswigerin, gehörte dem Landestheater von 1824—1854 als ausgezeichnete und vielgefeierte Schauspielerin an. Vgl. Teuber III, S. 851 (Register); Eisenberg S. 97. — Betty (Elisabeth) Pistor, die Tochter Karl Pistors, wirkte in den Jahren 1822—1825 gemeinsam mit ihrem Vater in Prag, wo sie ein Liebling des Publikums war. 1826 kam sie mit ihrem Vater ans Wiener Burgtheater, dem sie bis zum Jahre 1871 angehörte. Ihr Rollenfach war das der Naiv-Sentimentalen, worin sie Bedeutendes leistete. Seit 1838 vermählt, starb sie am 28. April 1877 in Wien. Vgl. Eisenberg, S. 772; Wurzbach, XXII, S. 357; Katalog der Portrait-Sammlung der k. u. k. General-Intendanz der k. k. Hoftheater. Wien 1892, S. 306; Teuber-Weilen, II, 2, 2, S. 278. — Karl Pistor (1780—1863), ein Westpreuße, seit 1804 Schauspieler, kam vom Hoftheater in Hannover 1822 nach Prag, wo er mit Erfolg bis 1825 tragierte. 1826 ans Burgtheater nach Wien

berufen, gehörte er diesem als Charakterdarsteller bis zu seinem Tode an. Vgl. Wurzbach, XXII, S. 355f.; Eisenberg, S. 771; Teuber-Weilen, II, 2, 2, S. 278.

[351]) Johanna Bischoff Edle von Altenstern war am 4. August 1798 zu Breslau als Tochter des Kommerzienrates und Bankiers Friedrich Wilhelm Kuh und seiner Frau Eleonore, geb. Fischer, geboren. Im März 1818 heiratete sie den Professor Bischoff in Prag, übersiedelte mit ihm 1825 nach Wien (oben S. 218) und wohnte nach dessen Tod (1850) in Weinhaus (Wien XVIII), wo sie das Haus Nr. 34 (heute Währingerstraße 194) besaß, in dem meine Großeltern lange Jahre wohnten. Ich habe Frau Bischoff noch persönlich in meinen Kindheitsjahren gekannt. Sie starb am 28. August 1891 in Weinhaus. Von ihren zwei Töchtern war Auguste Wilhelmine (geb. 1819 in Prag, gest. 1890 in Wien) mit dem Astronomen und Direktor der Wiener Sternwarte Ludwig Edlen von Littrow (1811 bis 1877) vermählt; sie wohnte ebenfalls in Weinhaus bei ihrer Mutter und führte ein gastfreies Haus, in dem Grillparzer, Bauernfeld und andere Wiener Literaturgrößen verkehrten. Den Verkehr mit Grillparzer schilderte sie in einem Buche (Aus dem persönlichen Verkehre mit Franz Grillparzer. Wien 1873). Die zweite Tochter Luise (geb. 1820 in Prag, gest. 1867 in Triest) war seit 1848 mit Franz Ritter von Schaub (1817—1871), dem Direktor der Marinesternwarte in Triest, vermählt. Vgl. Genealogisches Taschenbuch der Adeligen Häuser, XVI (Brünn 1891), S. 58f. und Testament der Frau Johanna Bischoff im Archiv des Wiener Landesgerichtes.

[352]) Karoline Woltmann (1782—1847), die Tochter des preußischen Geheimrates Karl Wilhelm Stosch, war in erster Ehe, von 1799—1804, mit dem Dichter Karl Müchler verheiratet, ließ sich aber von ihm scheiden und heiratete 1805 den Historiker Karl Ludwig Woltmann, mit dem sie, der politischen Zeitereignisse wegen, 1813 nach Prag übersiedelte, wo sie ihn 1817 durch den Tod verlor. Während dieser Zeit war sie ihm bei seinen schriftstellerischen Arbeiten behilflich und gab nach seinem Tode auch eine Gesamtausgabe seiner Werke heraus. Um 1830 übersiedelte sie nach Berlin. Auf das geistige Leben Prags hatte sie durch die Herausgabe des belletristischen Blattes „Der Kranz" Einfluß. Aus ihrer Feder stammt auch eine Biographie des Oberstburggrafen Kolowrat-Liebsteinsky. Vgl. Wurzbach, LVIII, S. 100ff.; Goedeke, VI, S. 430f.; Max Mendheim in: Allgemeine Deutsche Biographie, XLIV, S. 190f. — Pichler nennt sie im Juni 1825 eine „angenehme Frau, die einst schön gewesen sein muß" (Pichler an die Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 332).

[353]) Johann Christian Mikan (1769—1844), ein Teplitzer, war seit 1800 Professor der allgemeinen Naturgeschichte und seit 1812

solcher der Botanik an der Universität Prag. Er reiste im April 1817 mit seiner Gattin und anderen Naturhistorikern im Auftrage der Regierung nach Brasilien, wo er für das Hofnaturalienkabinett in Wien zu sammeln hatte. Die Reise beschrieb er in Briefen an seinen Schwager, den Universitätsprofessor Franz Berger in Prag, sehr eingehend, wobei er die Verdienste seiner Frau Johanna gehörigen Orts hervorhob (Joh. Christ. Mikan, Kinder meiner Laune, ältere und jüngere, ernste und scherzhafte. Prag 1833, S. 95ff.). Nach seiner Rückkehr verarbeitete er die Ergebnisse seiner Aufsammlungen in dem Werke „Delectus Florae et Faunae Brasiliensis" (4 Hefte, Wien 1820—1825). 1829 reiste er nach Italien (Sizilien) und richtete von dort aus eine größere Anzahl Briefe an seine Frau, die er später veröffentlichte (Mikan, Kinder etc., S. 171ff.). 1831 ging er seiner angegriffenen Gesundheit wegen in Pension. Neben seiner Wissenschaft pflegte er auch die Gelegenheitsdichtung. Vgl. Wurzbach, XVIII, S. 263ff.; Goedeke, VI, S. 744f.

[354]) Wohl identisch mit dem österreichischen Generalkonsul Jakob Krause, der von 1817—1823 dem österreichischen Generalkonsulat in St. Petersburg vorstand (Hof- und Staatsschematismus, 1818, I, S. 216; 1823, I, S. 218). Dessen Frau spielt oben S. 112 eine Rolle. Ludwig Tieck bezeichnet Herrn und Frau Krause (Kraus), mit denen Adelheid Reinbold sehr befreundet war, als feine Kenner der Kunst (Vorrede zu Fr. Berthold, König Sebastian. I, [Dresden 1839], S. XII).

[355]) Antonia Maria Franziska Gräfin von Althann, geborene Gräfin Thürheim (1774—1848), Sternkreuzordens- und Palastdame, hatte sich 1796 zu Linz dem Grafen Michael Max Althann (1769 bis 1834) vermählt, doch war ihre Ehe keine besonders glückliche (vgl. Lulu Gräfin Thürheim. Mein Leben. Hg. von René van Rhyn, I [München 1913], S. 101); seit November 1834 war sie Witwe und wohnte meist auf ihrem Gute Swoyschitz in Böhmen, wo sie auch starb. Vgl. Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser, XXI (Gotha 1848), S. 14; XXIII (1850), S. 752 und XLIII (1870), S. 25.

[356]) Friedrich Schiller „Die Erwartung" (Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?), Str. II, 2: Du sollst die Anmutstrahlende empfangen!

[357]) Es sind dies: Graf Michael Josef Althann (1798—1861), k. k. Kämmerer und erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses; er war nach seinem Vater Michael Max Majoratsherr (Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser, XXXIV, [Gotha 1861], S. 18f.; XXXV [1862], S. 1042). — Graf Michael Karl Althann (1801—1881), k. k. Kämmerer und Oberstleutnant,

der nach dem Tode seines Bruders Josef das Majorat erhielt (ebd. LIV [1881], S. 20; LV [1882], S. 1100).

[358]) Josef Siegmund Baër hatte an der Universität Prag Medizin studiert, das Magisterium der Geburtshilfe erlangt und war seit 1811 am k. k. allgemeinen Krankenhaus in Prag angestellt. 1817 war er auch Assistent der medizinischen Klinik für Wundärzte und erwarb sich als solcher im selben Jahre (9. September 1817) mit seiner Dissertation „Abhandlung über die Rheumatalgie und Arthralgie" (Prag 1817, gr. 8°, 144 S.), einer Zusammenfassung seiner durch sechs Jahre über diesen Gegenstand gesammelten Ansichten, das Doktorat der Medizin und wurde dadurch Mitglied der Prager medizinischen Fakultät. In den nächsten Jahren wirkte er von 1819—1824 als Arzt an der Ritter von Schönfeldschen Schwefelräucherungsanstalt (Schematismus des Königreiches Böhmen. Prag 1820, S. 457; 1824, S. 446). In der Folge beschäftigte er sich mit der Homöopathie, die damals in Österreich verboten und behördlicherseits verfolgt wurde (vgl. Wurzbach, XVI, S. 428f., s. v. Marenzeller), wenngleich das Prager Gasthaus zum schwarzen Roß (Neustadt, Graben Nr. 86: Gerle, Prag. [2] S. 169) homöopathische Küche führte (oben S. 207), und übte die Privatpraxis aus. 1834 wurde er mit Ritter von Baier geadelt (Schematismus Böhmen. 1835, S. 307). Er besaß ein Haus in der Neustadt von Prag (Judengartengasse Nr. 43: Schematismus. 1848, S. 499), war Medizinalrat des Prager Scharfschützenkorps (ebd. 1848, S. 475) und starb am 30. März 1857, 69 Jahre alt, an der Wassersucht infolge eines chronischen Bronchialkatarrhs in Prag (Vierteljahrsschrift für die praktische Heilkunde. Hg. von der medicinischen Facultät in Prag. XIV, 3 (Prag 1857), Abt. 4, S. 2). — Pichler schreibt ihn fälschlich „Beyer".

[359]) Schloß Schwarzenau, im niederösterreichischen Waldviertel gelegen, ist ein Geviertbau im Renaissancestil mit zwei Stockwerken. Die Hauptfassade zieren zwei mächtige Ecktürme, inmitten ist ein Urtürmchen angebracht. Erbaut wurde es 1592 durch die kunstsinnigen Freiherrn Strein von Schwarzenau und im 18. Jahrhundert wurden durch den Grafen Franz Adam von Polheim († 1761) die Innenräume im Stil der österreichischen Barocke ausgeschmückt. Von 1818—1884 war das Schloß im Besitze der Freiherrn Pereira-Arnstein. Vgl. Paul Buberl, Die Denkmale des politischen Bezirkes Zwettl (Österreichische Kunst-Topographie, VIII, 1). Wien 1911, S. 187ff. mit schönen Illustrationen, darunter auch eine Ansicht des alten Schlosses samt den Wassergräben.

[360]) Syndikus Johann Hofer von Langenlois war am 8. August 1824 erschossen worden. Man vermutete in den Magistratsräten die Täter, da sich Hofer mit ihnen zerworfen hatte. Doch konnte deren

Schuld nicht nachgewiesen werden, sie wurden freigesprochen; den Täter kennt man heute noch nicht. Vgl. Topographie von Niederösterreich, V (Wien 1903), S. 656b; Josef Eggel, Gedenkbuch des l. f. Marktes Langenlois. Krems 1862, S. 56.

[361]) Das Schloß Krumau am Kamp war bis zum Jahre 1781 bewohnt, dann zerfiel es, bis 1815 der Besitzer der Herrschaft, Heinrich von Pereira-Arnstein, ein Dach aufsetzen und einige Zimmer neu herrichten ließ. 1261 war dieses Schloß ein Leibgeding der Königin Margaretha geworden. Vgl. Schweickhardt von Sickingen, Darstellung des Erzherzogthums Österreich unter der Enns. Viertel Ober-Manhardsberg, II (Wien 1839), S. 241; Topographie von Niederösterreich, V (Wien 1903), S. 532f., 549.

[362]) Karoline Pichler, Die Schweden in Prag. 3 Bde. Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler, 1827 = S. W. [2] XXXV bis XXXVII. Mit 3 Kupfern von D. Weiß (zu Bd. 1 und 2) und Neidl (Bd. 3). — Hormayr hatte Karoline Pichler bereits 1824 und 1825 auf diesen Stoff als episoden- und tatenreich hingewiesen (Brief vom 1. August 1825: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 313; vgl. noch S. 315). Viel Arbeit machte ihr an diesem Roman die Quellenbeschaffung. Als sie 1825 in Prag war, wo ihr alles bequem zur Hand lag, hatte sie wohl schon den Plan zum Roman gefaßt, aber die Idee und der Zeitpunkt waren ihr noch nicht ganz klar (vgl. ihren Brief an die Huber vom 6. Dezember 1825: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 337); in Wien mußte sie dann betreffs der nötigen Quellen alle ihre Freunde in Prag in Bewegung setzen (oben S. 217f.). Die Arbeit ging daher langsam vorwärts und erst im Jänner 1827 hören wir von deren Vollendung (Brief an die Huber vom 11. Jänner 1827: K. Glossy, ebd. III, S. 344), die aber erst im Frühling eine völlige war (Pichler an Streckfuß, 26. Jänner 1828: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 413). Die Rezensenten äußerten sich über das Werk nicht ungünstig (vgl. Anm. 374). Bereits 1828 erschien von La Grange, der ein persönlicher Bekannter der Pichler war (Anm. 376), eine Übersetzung ins Französische (Les Suédois à Prague; Anm. 402), welche die Pichler gut und getreu fand (Brief an die Huber vom 7. Jänner 1828: K. Glossy, ebd. III, S. 347); das gleiche Jahr brachte eine englische Übertragung von J. D. Rosenthal (Waldstein or the Swedes in Prague. London 1828. 2 Bde. — Britisches Museum), der 1845 eine zweite von J. D. Haas folgte (The Swedes in Prague or the Signal Rocket; a romance of the Thirty Years War. London 1845. — Britisches Museum); der Däne C. J. Klæstrup übertrug den Roman 1830 (Svenskerne i Prag. En historisk, romantisk skildring. 3 Bde. Kjoebenhavn 1830; vgl. Chr. V. Bruun, Bibliotheca Danica, IV, Sp. 469). Den Roman, den vielleicht auch ein čechisches

Theaterstück von Stiepanek (Anm. 349) beeinflußte, ließ Karoline Pichler der Erzherzogin Sophie überreichen (Brief an Streckfuß vom 26. Jänner 1828: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 413).

[363]) Über den Altstädter Brückenturm und dessen Verteidigung durch den Jesuiten Georg Plachy vgl. Jul. Max. Schottky, Prag, wie es war und wie es ist, II (Prag 1832), S. 11 ff.

[364]) Johann Gabriel Marquis de Chasteler-Courcelles (1763—1825) Feldzeugmeister und Maria Theresien-Ordensritter, ein Belgier, trat 1776 in österreichische Kriegsdienste. Bereits 1797 Generalmajor geworden, kämpfte er in Italien, organisierte 1800 und 1802 mit Hormayr die Tiroler Landmiliz, befehligte 1805 in Nordtirol gegen die Franzosen und jagte 1809 als Kommandierender des 8. Armeekorps die Baiern und Franzosen aus Tirol, wurde hierauf von Napoleon geächtet, im Mai 1809 bei Wörgl geschlagen und verließ mit seinen Truppen Tirol. In der Folge an allen kriegerischen Unternehmungen teilnehmend, wurde er 1815 Stadt- und Festungskommandant von Venedig, welche Stelle er bis an seinen Tod bekleidete. Er war ein tapferer Soldat, der auch die Feder in dichterischer Begeisterung führte. Vgl. Wurzbach, II, S. 331 ff.

[364a]) Was Karoline Pichler hier über ihre Aufnahme und ihr Benehmen in aristokratischen Kreisen sagt, deckt sich fast wörtlich mit I, S. 401.

[365]) Diese Angabe widerspricht den Tatsachen, denn Karoline Pichler rezensierte Staëls Corinne (oben I, S. 311 mit Anm. 520), Grillparzers Sappho (II, Anm. 198), Perins Vanina (S. W. [2] LIII, S. 149ff.) und schrieb über „Das Taschenbuch Urania für 1836“ (S. W.[2] L, S. 165 ff.) und „Über Raupachs Tasso“ (S. W. [2] L, S. 69 ff.).

[366]) Vgl. ihr Betragen Köderl gegenüber, über das Hormayr berichtet (I, Anm. 383).

[367]) Auguste Freiin von Buttlar (1796—1857), die Tochter der Charlotte von Schlegel († 1826) aus ihrer Ehe mit dem kgl. sächsischen Hofwirtschaftssekretär Ludwig Emanuel Ernst († 1826), zeigte schon in ihrer Jugend große Anlagen zur Malerei. 1816 hatte sie sich mit dem russischen Oberstleutnant Heinrich Ludwig Freiherrn von Buttlar († 1841) vermählt, der jedoch bald seinen Dienst quittierte, worauf Auguste die Malerei als Beruf ausübte. Sie war eine gesuchte Porträtistin, versuchte sich aber auch in religiösen Stoffen mit Erfolg. 1826, als ihre beiden Eltern starben, weilte sie mit ihrem Manne in Wien, reiste aber noch im selben Jahr nach Florenz, wo sie 1827 zum Katholizismus übertrat, nachdem ihr Mann bereits 1824 in Wien konvertiert hatte. Im Sommer 1827 kehrte sie mit ihrer Familie wieder nach Wien zurück, begleitete im November 1828 Friedrich von Schlegel nach Dresden, wo dieser

im Jänner 1829 starb (vgl. auch oben S. 248). Ihres Bleibens in Wien war aber nicht mehr lange; da Dorothea von Schlegel 1830 nach Frankfurt zog, so begann Auguste wieder ihre Wanderschaft. 1841 starb ihr Gatte in Tetschen, 1844 ging sie zu A. W. Schlegel nach Bonn, 1846 war sie in Rom und 1848 ließ sie sich dauernd in Brixen nieder, wo sie auch starb. Vgl. M. Rottmanner in: Friedrich Schlegels Briefe an Frau Christine von Stransky, I, (Wien 1907), S. 437ff.; Helmina von Chézy, Unvergessenes, II, (Leipzig 1858), S. 223f.

[368]) Über die Baronin Ott findet sich in den Akten des Wiener Landesgerichtes in Zivilsachen (Fasz. V, Landrecht) ebenso wenig als in genealogischen Taschenbüchern. Sollte sie anders geheißen haben?

[369]) Friedrich Christian Reichsfreiherr von Gärtner (1768—1842), k. k. Geheimer Rat und niederösterreichischer Appellationsgerichtspräsident, vorher Reichshofrat, war mit Theresia Luise Freiin von Vockl (1768—1825) seit 1800 in erster Ehe vermählt. Seine zweite Frau war Theresia Freiin von Kleinmayern (1805—1864). Er liegt am Währinger Ortsfriedhofe begraben (vgl. Gothaisches genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser, XXVIII [Gotha 1878], S. 236; W. Kopal, Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, XIV [Wien 1880], S. 88). Gärtner war das letzte männliche Glied seines Stammes; der Adel ging auf seinen Schwiegersohn, den Generalmajor Wilhelm Müller von Mühlwerth († 1846), der mit der zweiten Tochter Sophie (1804—1878) des Freiherrn von Gärtner seit 1834 vermählt war, über (Taschenbuch der freiherrlichen Häuser, XI [Gotha 1861], S. 519; LXIII [1913], S. 632). — Pelzelns traten seit 1826 in nähere Beziehungen zur Familie des Präsidenten Gärtner; zwei Sommer wohnten sie zusammen in Döbling am Land (oben S. 224, 265, 277).

[370]) Die Trauung der Maria Baronin Hennet mit dem Kreiskommissär Franz Xaver Müller fand am 12. Juli 1826 in der Kirche zu St. Nikolaus auf der Kleinseite in Prag statt; der Bräutigam soll laut Hochzeitsmatrik (fol. 133) 53 und die Braut 26 Jahre alt gewesen sein (frdl. Mitteilung des hochw. Herrn Pfarrers und erzbischöflichen Vikars Josef Svoboda in Prag). — Franz Xaver Müller befand sich 1817 als dritter Kreiskommissär des Taborer Kreisamtes in Tabor, rückte 1820 zum zweiten und 1828 zum ersten Kreiskommissär hier vor, worauf er 1834 nach Prag als k. k. Gubernialsekretär zur Landesregierung kam (Schematismus für Böhmen, 1818, S. 37; 1821, S. 70; 1829, S. 46; 1835, S. 26). Er wohnte in Prag Kleinseite Nr. 260, wo er am 10. Jänner 1838, 68 Jahre alt, an der Wassersucht infolge Leberverhärtung starb (Totenprotokoll der Pfarre St. Nikolaus in Prag, laut frdl. Mitteilung des hochw. Herrn Pfarrers Josef Svoboda in Prag).

[371]) Luise (Ludovica) Freiin von Gärtner, die älteste Tochter des

Friedrich Christian Reichsfreiherrn von Gärtner, war am 25. August 1803 in Wien geboren (Gothaisches genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser, XI [Gotha 1861], S. 192; XXXII [1882], S. 995). Als Andreas Pichler gestorben war, da besorgte sie der Pichler die Traueranzüge (oben S. 373).

[372]) Pelzeln wohnte in den Jahren 1826 und 1827 am Hof, Glockengasse Nr. 318, in Wien (Hof- und Staatsschematismus, 1827, I, S. 552; 1828, I, S. 546).

[373]) Franziska Edle von Pelzeln wurde am 6. Dezember 1826 in Wien geboren (Taufprotokoll der nunmehr aufgelassenen Pfarre am Hof, Wien, I), als Taufpatin fungierte ihre Großmutter väterlicherseits (oben S. 245; Pichler an die Huber: K. Glossy, Grillp.-Jb. III, S. 341). Von Kindheit an zart und schwächlich blieb sie dies bis an ihr Ende. Als Kind verbrachte sie bis zum Tode des Vaters mit ihren Geschwistern jeden Sonntag im Pichlerschen Hause (oben S. 264); nach dem Hinscheiden ihres Vaters kamen sie ganz ins Haus der Großeltern und waren die einzige Freude der Großmutter Karoline Pichler (oben S. 286, 370, 378), die sie in Geographie und Geschichte und sonst unterrichtete (oben S. 389; Franziska v. Pelzeln in: Österr. Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 56). Bei Franziska, die 1832 eine Art Cholera durchmachte (oben S. 284), zeigte sich frühzeitig poetische Veranlagung. Schon 1837 schrieb sie eine kleine Komödie, deren Stoff dem kindlichen Leben entnommen war (oben S. 376). Unter der Anleitung der Großmutter deklamierte sie 1837 den „Laundler" aus Seidls Flinserln (oben S. 375f.) und reifte zu einem guten, frommen und geistvollen Mädchen heran (oben S. 287). Doch bald kam der erste Schmerz; die Großmutter starb 1843. Die Kinder ererbten zwar das Haus Nr. 109 in der Alserstraße und erhielten am 31. Juli 1846 die Gewähr darauf (Grundbuch der Stadt Wien Nr. 155, Fol. 370a; im Wiener Stadtarchiv), doch die Vermögensverhältnisse waren nicht mehr glänzende zu nennen; es mußten 1849 bereits 2 Parzellen dieses Hauses abgetrennt und verkauft werden (ebd.) und 1854 kam das Haus selbst an die Reihe (vgl. I, S. 522). Die Geschwister zogen mit der Mutter, die sich leider dem Trunke ergeben hatte (vgl. Brief Hormayrs an Frankl vom 24. Jänner 1846: L. A. Frankl, Erinnerungen. Prag 1910, S. 101), in die Stadt, doch bald starb diese (24. April 1855) und die drei Geschwister blieben verwaist zurück. Um so enger schlossen sie sich aneinander, gründeten ein behagliches Heim und setzten, wenn auch in kleinerem Umfange, die gesellschaftlichen Traditionen ihrer Großmutter fort; besonders gerne hielten sie musikalische Abende ab (vgl. H. M. Truxa, Marie Edle von Pelzeln. Wien 1895, S. 15f.). Streng katholisch und kaiserlich gesinnt,

widmeten sich beide Schwestern, von denen Marie die bedeutendere war, der Poesie. Franziska hatte das Unglück, ihren Bräutigam — er ertrank in der Traisen bei Lilienfeld — durch den Tod zu verlieren. Eine große Anzahl von Novellen und Romanen floß seit 1863, wo sie zum erstenmal in die Öffentlichkeit trat, aus Franziskas Feder, die unter dem Pseudonym Henriette Franz in den gelesensten katholischen Tagesblättern und Zeitschriften erschienen. In den Buchhandel kam nur der Roman „Der Erbe von Weidenstein" (Köln 1885). Alle diese Produkte zeichnen sich durch edle und zarte Gedankenfülle, durch tiefe religiöse Gesinnung und durch einen erhabenen und idealen Standpunkt aus. Franziska mußte beide Geschwister ins Grab sinken sehen und verbrachte ihre letzten Lebensjahre in ärmlichen Verhältnissen. Nach dem Tode des Bruders August hatten beide Schwestern, da sie keine Pension erhielten, um eine Gnadengabe angesucht, die ihnen Kaiser Franz Josef im Ausmaße von jährlich 150 fl. bewilligte. Vereinsamt, lebte Franziska in ihren letzten Lebensjahren, nur von einem kleinen Kreise treuer Freunde umgeben, der Erinnerung vergangener Zeiten, der wir den, 1899 erschienenen Aufsatz „Aus Karoline Pichlers letzten Lebensjahren" (Österreichisches Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 54—56) verdanken. Als sie am 12. August 1904 in Wien-Döbling (Rudolfinergasse 5) einer Lungenentzündung erlag (Totenprotokolle der Stadt Wien, 1904, Buchst. P, Bez. Amt XIX, Fol. unbez.), da ging ihr Tod beinahe unbemerkt vorüber. Nur das konservative Wiener „Vaterland", dessen Mitarbeiterin sie gewesen, brachte kurze Notizen über ihr Ableben (Abendblatt Nr. 226 vom 16. August 1904, S. 2 unter Tagesnachrichten) und ihr Leichenbegängnis (Morgenblatt Nr. 227 vom 17. August 1904, S. 5), an dem am Sonntag den 14. August 1904 nur ein kleiner Freundeskreis teilgenommen hatte. Beerdigt wurde sie auf dem Neuen Döblinger Friedhof in einem Schachtgrabe (Gratisgrab; laut Friedhofsprotokoll), aus dem sie am 20. Oktober 1905 exhumiert und mit ihren beiden Geschwistern zusammen in einem gemeinsamen Grabe (Gruppe XXXIII, Reihe 3, Nr. 12) beigesetzt wurde, dessen einfaches Steinkreuz die Inschrift trägt:

Hier ruhen die Geschwister
August Fanni und Marie
Edle von
Pelzeln
Enkeln der Dichterin
Caroline von Pichler
verehrt und tiefbetrauert
von ihren Freunden.

Die Malerin Emma Libicka feierte das Andenken Fannis, dieser letzten Edlen von Pelzeln, in einem kleinen, ziemlich unbedeutenden Aufsatz (Wiener Mode, XVIII, [Wien 1904], S. 207), dem ein Bild, Fanni v. Pelzeln als alte Frau (29. Jänner 1902), das aber nach Frau Irma Warmuth-Jancsó nicht gut sein soll, beigegeben ist. Ebenso unbedeutend sind die kleinen Artikel von Franz Brümmer (Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginne des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, [6] V, [Leipzig 1913], S. 245f.) und C. M. T(ruxa. — Allgemeine Deutsche Biographie, LIII, S. 9f.), die sie und ihre Schwester gemeinsam behandeln. Fanni soll von seltener Herzensgüte gewesen sein (Libicka, a. a. O.) und nie jemanden gekränkt haben (Marie Bihain in: Österreichisches Jahrbuch, XXX, [Wien 1906], S. 155).

[374]) Eine Anzeige, die aber eigentlich keine ist, — der Verfasser ergeht sich in breiten Erörterungen über das Wesen des Romans und des historischen Romans im besonderen, ohne auf die zu rezensierenden Bücher selbst einzugehen, — erschien 1828 zusammen mit einer solchen über „Die Belagerung Wiens" (Jahrbücher der Literatur, XLIII [Wien 1828], S. 155ff.). Nach einer Ablehnung der schreibenden Frauen, denen der Rezensent seit jeher gram war (S. 164), läßt er einige Schriftstellerinnen und darunter Karoline Pichler gelten. Von dieser glaubt er (S. 165), „daß diese nicht nur den Beruf zur Schriftstellerin gehabt habe, sondern daß sie auch recht gut daran getan, diesem Berufe Folge zu leisten. Denn mit voller Zuversicht darf sie den beneidenswerten Vorzug in Anspruch nehmen, durch ihre Schriften, vorzüglich auf ihr Geschlecht, vorteilhaft eingewirkt zu haben. Nicht nur dem Leben überhaupt hat sie nämlich eine reine, sittliche Ansicht abgewonnen, sondern allem, was in dieser Hinsicht ihr Geschlecht insbesondere betrifft. Mit sicherem und ruhigem Blick hat sie die Eigentümlichkeiten, die Vorzüge und Schwächen des weiblichen Herzens beobachtet und richtig erkannt, wie der Vorzug des Weibes in einem stillen, anspruchlosen Wirken und das Glück desselben in der Beschränkung und in ruhiger Ergebung liege." Daher gelingt ihr alles, was dieses Thema zur Voraussetzung hat, gut, „wie es denn in der Belagerung Wiens mit sicherer und glücklicher Berechnung durchgeführt ist." Die Sprache in beiden Werken wird als „gediegen und anmutig" bezeichnet. — Eine zweite Anzeige vom Rezensenten 42 (Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1828, S. 721f.), erkennt Scott als Vater der „Schweden in Prag", die in Scottschen Bahnen wandeln, aber „dies Gewand ist der Dichterin nur Mittel geworden, Gestalten ihrer milden, belebenden Phantasie aufs neue hervorzuzaubern." Die ergreifenden Bilder aus den Greueln des Dreißigjährigen Krieges werden „durch das warme Kolorit der

Dichterin gesänftigt, und auf dem unheimlichen Boden, auf den Stätten, wo wilder Mord gewaltet, weilt es sich ganz angenehm, denn die Gemütswelt baut sich auf dem Felde der Zerstörung schnell eine Heimat, welche ihr täuschend die rauhe, verletzende Wirklichkeit verbirgt." Der erfundene Teil der Geschichte ist in den historischen, der sehr glücklich gewählt ist, vollständig verschmolzen, so daß man eine Scheidung der Elemente nicht bemerkt. Hynko ist ein „sehr interessierender Charakter, eine gelungene Zeichnung"; höchst reizend ist Johanna geschildert, in deren Charakter die ganze Fülle des weiblichen Herzens liegt, störend wirkt nur die Enthüllung ihres Ursprungs. Die Doppelheit in Helenens Charakter, dem Wiederspiel Johannens, hat dem Rezensenten gefallen; „dies ist eigentlich ihre Strafe; hieran allein knüpft das Schicksal seine züchtigenden Lehren." Ihr Abschied aber mißfällt ihm. Auch manche der Nebenfiguren sind gut. Am Dialog wäre auszusetzen, daß manche Stellen „mehr gedrängte Kürze und charakteristische Bestimmtheit" aufweisen könnten.

Therese Huber, die diesen Roman der Pichler 1827 mit Teilnahme las, urteilte darüber sehr günstig (Brief an die Pichler vom 3. Oktober 1827: L. Geiger, Grillp. Jb. XVII, S. 263f.): „Sie haben eine deutsche Originalität in Ihren historischen Romanen gefunden, die Sie weit über die übrigen stellt. Sie halten Ihre Charaktere mäßig und möglich, Sie sind in Ihrem Lokal zuhaus, malen es nicht wie einen Guckkasten heraus ... Von deutschen geschichtlichen Romanen scheinen mir die Ihren die wahrsten und richtigst geschilderten, mit dem atrait, den die innere Moralität des Werkes stets mitteilt."

[375]) Chevalier Jules Fontaine de Cramayel (1798—1871) findet sich in den Jahren 1823 und 1824 als dritter Botschaftssekretär bei der französischen Botschaft in Wien (Hof- und Staatsschematismus, 1824, I, S. 222). Die Pichler dürfte ihn nicht 1824 (oben S. 225), sondern bereits 1823 kennen gelernt haben. Er blieb der diplomatischen Laufbahn treu und brachte es bis zum bevollmächtigten Minister. Vgl. Annuaire de la Noblesse de France, LXVIII (Paris 1910), p. 189.

[376]) Eduard Marquis de Lagrange et de Fourilles (1796—1859), war von 1824—1827 zweiter Botschaftssekretär bei der französischen Botschaft in Wien (Hof- und Staatsschematismus, 1825, I, S. 222; 1827, I, S. 222). In Paris geboren, wählte er nach den Studien den Militärdienst, wurde 1815 Kapitän, kam 1821 zur Gesandtschaft nach Madrid, 1824 als Sekretär zur Botschaft nach Wien, beteiligte sich 1825 an den Konferenzen zu Mailand, verließ 1827 Wien, kam 1828 als Geschäftsträger nach Haag und zog sich nach der Julirevolution (1830) vom diplomatischen Leben zurück, nur seinen

Studien lebend. In dieser Zeit erschienen die Übersetzungen „Les Suédois à Prague" und „La Délivrance de Bude" (oben S. 241), sowie „Pensées extraites de Jean-Paul Richter" (Paris 1829, [2] 1836; im Besitze der Pichler, s. Nr. 166 und 202 des Bibliotheksverzeichnis im Nachlaß). Er veröffentlichte auch eine größere Anzahl archäologischer Aufsätze, die 1846 seine Wahl zum Akademiemitglied zur Folge hatten. 1837 hatte er sich wieder der Politik ergeben; zunächst als Abgeordneter, später nach dem Staatsstreich des dritten Napoleon als Senator. Er entwickelte eine fruchtbare parlamentarische Tätigkeit, stand wiederholt im Vordertreffen und verteidigte seinen Standpunkt öfter publizistisch. Vgl. Nouvelle Biographie générale, XXVIII (Paris 1859), Sp. 845ff.; Félix Bourquelot et Alfred Maury, La littérature française contemporaine 1827—1849, IV (Paris 1852), S. 544f.; Oettinger, Moniteur des dates, III (1867), S. 115a und VII (1873), S. 160c.

[377]) Friedrich Apollonius Freiherr von Maltitz (1795—1870), zu Gera geboren, wurde 1812 der russischen Gesandtschaft in Karlsruhe zugeteilt und von hier 1821 nach Berlin versetzt, wo Varnhagen ihn, der bereits 1817 eine Gedichtsammlung veröffentlicht hatte, in die literarischen Kreise einführte. 1823 wurde er nach Warschau berufen, 1826 kam er zur Gesandtschaft nach Wien, 1829 nach Rio de Janeiro und 1836 nach München. 1841 wurde er Geschäftsträger in Weimar, bald Geheimer Rat und 1865 Pensionär. Doch verlebte er den Rest seines Lebens weiterhin in Weimar. Als Dichter war er zartbesaitet und stand anfangs unter starkem Einfluß von Matthisson. Vgl. C. von Beaulieu-Marconnay in: Allgemeine Deutsche Biographie XX, S. 150ff.; W. Chézy, Erinnerungen aus meinem Leben, II (Schaffhausen 1863), S. 243ff. — Karoline dürfte zu Ende des Jahres 1826 mit Maltitz bekannt geworden sein, wie aus einem Briefe an die Huber vom 11. Jänner 1827 (Glossy, Grillp. Jb. III, S. 343) hervorgeht; darin schildert sie Maltitz mit: „Er ist ein geistvoller, vielseitig gebildeter Mann; aber er sieht aus, als ob er in seinem Innern nichts weniger als glücklich wäre." Sie berichtet auch hier über die Ursache der Bekanntschaft, ebenso in einem Briefe an Matthisson vom 26. März 1829 (Friedr. von Matthissons Literarischer Nachlaß, IV [Berlin 1832], S. 218f.), in dem sie das schöne Dichtertalent und die, heute unter der Jugend seltene Kenntnis der klassischen Literatur als besonders hervorhebenswert an Maltitz bezeichnet. Von seiner gediegenen klassischen Bildung spricht sie auch Tieck gegenüber (Brief vom 10. Mai 1828: Briefe an Ludwig Tieck. Hg. von Karl v. Holtei, III, [Breslau 1864], S. 74). Später vermittelte ihr Maltitz das Verständnis polnischer Gedichte, die ihr Antoniewicz zugeeignet hatte (oben S. 271).

[378]) L. M. Fouqué, Die Saga von dem Gunlaugur, genannt Dra-

chenzunge und Rafn dem Skalden. 3 Bde. Wien 1826 (Goedeke, VI, S. 129 : 139). Das Werk erschien bei Anton Pichler in Wien und ist „Der Gelehrten Gesellschaft Islands zu Reikiawiik und Kopenhagen ehrerbiethig und dankbar zugeeignet von ihrem Mitgliede Friedrich Baron de la Motte Fouqué." Karoline Pichler meint mit der an sie gerichteten Widmung (oben S. 226) wohl eine handschriftliche, von Fouqué in ein Exemplar seiner Saga geschriebene. Pichler besaß diese Ausgabe bei ihrem Tode nicht mehr (s. das Bücherverzeichnis im Verlassenschaftsakt). — Karoline Pichlers Beziehungen zu Fouqué stammen bereits aus dem Jahre 1813, denn in diesem Jahre veröffentlichte sie in seiner Zeitschrift „Die Musen" ein Gedicht (vgl. oben S. 417 Anm. 20).

[379]) Karoline Pichlers Briefe an Fouqué und seine Frau scheinen nicht erhalten zu sein, denn die „Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Hg. von Albertine Baronin de la Motte Fouqué" (Berlin 1848) bieten keinen Pichlerschen Brief, ebenso enthält der Pichlernachlaß in der Wiener Stadtbibliothek keine Fouquéschen Briefe. Begonnen wurde dieser Briefwechsel 1825 oder 1826 (vgl. Pichlers Brief an Therese Huber vom 11. Jänner 1827: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 343). — Karoline Freiin de la Motte Fouqué (1773—1831), war eine geborene von Briest, die seit 1802 in zweiter Ehe mit dem Dichter Fouqué verehelicht war. Als Romanschriftstellerin war sie von großer Fruchtbarkeit (vgl. Goedeke, VI, S. 131 : 2). Ihre Schrift gegen Frau Staël zitiert K. Pichler oben I, S. 319, eine Erzählung oben I, S. 357. Ein Urteil über die Fouqué als Dichterin gibt K. Pichler in einem Briefe an die Huber (21. April 1821: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 307).

[380]) Dieser Brief des Dichters Matthisson an Karoline Pichler ist nicht erhalten, doch läßt sich aus ihrer Antwort an Matthisson vom 26. März 1829 entnehmen (Friedrich von Matthissons Literarischer Nachlaß nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. IV [Berlin 1832], S. 216ff.), daß Matthissons Brief ein Lob des Agathokles, eine Erinnerung an seinen einstigen Aufenthalt in Wien und Mitteilungen über Maltitz enthielt. Karoline Pichler bedauert in ihrem Schreiben, daß Matthisson anläßlich seines Wiener Aufenthaltes nicht in das Haus ihrer Eltern kam, damit sie sich sein Bildnis hätte einprägen können.

[381]) Pichler zitiert, wie gewöhnlich, ungenau. Die Stelle lautet richtig (Voltaire, Oeuvres, I, [Génève 1775], p. 74, Vers 20f.): De Caumont, un enfant l'étonnante avanture Ira de bouche en bouche à la race future.

[382]) Die Wiener Stadtbibliothek bewahrt 20 Briefe des Grafen de Lagrange an Karoline Pichler, die ich an anderer Stelle zur Veröffentlichung bringe.

[383]) G. E. Lessing, Nathan der Weise. 3. Aufzug. 1. Auftritt.

[384]) Johann Graf Mailáth (1786—1855) studierte Jus und trat in den ungarischen Staatsdienst, den er aber, eines Augenleidens wegen, bald verließ. Er widmete sich nun in Wien der Literatur, veröffentlichte fleißig eigene Dichtungen und historische Arbeiten und erwarb sich durch Herausgabe ungarischer Märchen in deutscher, aber überarbeiteter Übersetzung um die Folkloristik Verdienste. Als Historiker seinerzeit sehr verdient und geschätzt, ist er heute überholt, da es ihm an der nötigen historischen Kritik den Quellen gegenüber mangelte; doch ist die zweite Auflage seiner „Geschichte der Magyaren" (Regensburg 1852) noch heute ein brauchbares Werk. Da er mit Glücksgütern nicht sehr gesegnet war, so schrieb er manches, um sein Leben zu fristen, in Hast. Von Wien nach München übersiedelt, zwang ihn die bittere Not, sich im Jänner 1855 mit seiner Tochter Hermine im Starnberger See selbst den Tod zu geben. Vgl. Wurzbach, XVI, S. 300ff. Seine Bedeutung für die ungarische Literatur kennzeichnete Zoltán Várady (Gróf Mailáth Janos szerepe a magyar irodalombam. Mármarossziget 1911) in trefflicher Weise. — Karoline Pichler veröffentlichte in dem, von ihm herausgegebenen Taschenbuche „Iris" ein Gedicht (I, [Pest 1840], S. 177ff.: Glosse. — Fehlt S. W. [2]), das nach Art der Uhland-Rückertschen Dichterkämpfe einen Spruch glossiert. Im Wettkampfe mit der Pichler, Helmine von Chézy und Adam von Weingarten hatte er, der ein fleißiger Besucher des Pichlerschen Hauses war (Hormayr, Taschenbuch, 1845, S. 125), sein scherzhaftes Märchen „Die Tapisserie" (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1824. S. 1217ff.) verfaßt (vgl. dazu I, S. 560, Anm. 456). Im Hause der Zay traf er die Pichler oft (oben S. 422) und von hier aus verschaffte er ihr 1827 die Lokalkenntnis von Ofen für ihren Roman „Die Wiedereroberung von Ofen", für den er ihr auch sonst Quellen lieferte (oben S. 229ff.). 1835 besprach er ihren Roman „Elisabeth von Guttenstein" (unten Anm. 505). Vgl. noch I, S. 304.

[385]) Bei Parkany fanden zwei Schlachten statt; in der ersten Schlacht am 7. Oktober 1683 wurde König Johann Sobiesky von Polen besiegt und konnte sich nur mit Mühe vor der Gefangenschaft retten. Dagegen errang er am 9. Oktober mit Hilfe der Reichstruppen unter dem Herzog Karl von Lothringen nach heißem Bemühen einen vollständigen Sieg über die Türken, von denen 15 000 die Wahlstatt bedeckten. Vgl. Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, V (Gotha 1857), S. 110f.

[386]) Alexander Rudnay de Rudna und Divék-Ujfalú (1760—1831), Fürstprimas und Kardinal-Erzbischof von Gran, seit 1783 Priester, durchlief in rascher Folge die kirchliche Stufenleiter. Bereits 1805

Graner Domherr, wurde er 1808 Generalvikar in Gran, 1816 Bischof von Siebenbürgen, 1819 Erzbischof von Gran und 1828 Kardinal. Die Erzbischöfe von Gran residierten seit langer Zeit mit dem Domkapitel in Tyrnau. Er verlegte die Residenz wieder nach Gran und begann 1822 den Bau der neuen Kathedralkirche, deren Vollendung er nicht erlebte. Vgl. Wurzbach, XXVII, S. 223f.

[387]) Johann Baptist Packh, ein Ödenburger, hatte in Wien an der Kunstakademie studiert und übernahm nach dem Tode seines Oheims Paul Khünel die Bauleitung des Graner Doms. Sein Werk sind die Katakomben, in denen er, als er am 9. Oktober 1839 ermordet in seinem Zimmer aufgefunden wurde, seine letzte Ruhestätte fand. Vgl. Wurzbach, XXI, S. 179; Memoria basilicae Strigoniensis anno 1856, die 31. augusti consecratae. Pestini 1856, S. 29.

[388]) Über den Bau des Graner Doms, dessen Grundstein 1822 gelegt wurde, über die Anlage der Katakomben, des Mausoleums, die Versetzung der alten Kapelle usw. vgl. man die eingehende Schilderung in Memoria basilicae Strigoniensis etc., p. 14f., 19ff. — Karoline Pichler war von diesem Kirchenbau „großartig ergriffen, begeistert" und ärgerlich, als Graf Mailáth darüber keinen Aufsatz fürs Stuttgarter „Morgenblatt" aus persönlichen Gründen schreiben wollte, daher sie sich selbst dazu entschloß (Brief an die Huber vom 7. Jänner 1828: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 344f.). Dieser Aufsatz, in Form eines Reiseberichtes an eine Freundin gehalten und mit Wien, im Januar 1828 datiert, betitelt sich „Der Kirchenbau zu Gran in Ungarn"; er erschien 1828 mit —e— gezeichnet (Kunst-Blatt. Hg. von Schorn. Stuttgart 1828, Nr. 25 bis 27, S. 97ff., 101f., 105ff. = S. W. [2] LIII, S. 196ff.). Karoline Pichler behandelt darin, nach einem Seitenhieb auf die moderne Zeit, die Domherrenhäuser, die Versetzung der Barkácsschen Kapelle, das Altarblatt, die Katakomben, die Durchfahrt im Schoß des Abhanges und die Erbauer (Erzbischof Rudnay und die Baumeister Khünel und Packh).

[389]) Maria Elisabeth Gräfin Batthyány, geb. Gräfin Mailáth von Székhely (1794—1876), war die Frau des kgl. ungarischen Oberststallmeisters, Geheimen Rates und Ritters des goldenen Vließes, Emerich Grafen Batthyány (1781—1874). Vgl. Gothaisches genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser, XLVIII, (Gotha 1875), S. 1038; LI, (Gotha 1878), S. 1095.

[390]) Johanna Gräfin Teleki von Szék (1784—1844), geb. Baronin Mészáros, war mit dem Grafen Ladislaus Teleki von Szék (1764 bis 1821; Wurzbach, XLIII, S. 261f.), der sich um die ungarische Literatur als Mäcen große Verdienste erwarb, vermählt, war aber zur Zeit, als sie Karoline Pichler kennen lernte, bereits Witwe. Sie

übte das Amt einer Hofdame bei der Erzherzogin Maria Dorothea aus und hatte 1818 den Pester „Wohltätigen Frauenverein" gegründet, dessen Aufgabe war, unverschuldete Arme zu unterstützen. Ihr Salon war der geistige Mittelpunkt für Pest. Hier verkehrten die bedeutendsten ungarischen und ausländischen Dichter und Gelehrten. Vgl. Wurzbach, XLIII, S. 246f. — Aus ihrer Ehe stammten zwei Kinder, der spätere unglückliche Abgeordnete Ladislaus Graf Teleki (1811—1861; Wurzbach, XLIII, S. 253ff.) und die Tochter Auguste (1813—1876), die 1840 den Reichsgrafen Otto Grafen von Degenfeld-Schonburg († 1849) ehelichte und 1859 eine zweite Ehe mit Paul von Bozo einging (Gothaisches genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser, XLIII [Gotha 1870], S. 1088; LII [1879], S. 1084). — Der Wohltätige Frauenverein zu Pest hatte die Erzherzogin Maria Dorothea zur obersten Schutzfrau und die Gräfin Johanna von Teleki zur Vorsteherin; der Ausschuß bestand 1827 aus 12 Damen, die adeligen und bürgerlichen Kreisen entnommen waren; der Verein unterhielt ein freiwilliges Arbeitshaus, eine Schul- und Erwerbsanstalt für arme Kinder und eine Niederlage für weibliche Handarbeiten zur Unterstützung weiblicher Hausarmer (vgl. Hof- und Staatsschematismus, 1828, II, S. 484f.).

[391]) Adelheid, Markgräfin von Burgau. Ein romantisches Schauspiel in vier Aufzügen. Verfasserin ist: Johanna Franul von Weißenthurn (Schauspiele, IV [Wien 1810], S. 1ff.). Aufgeführt wurde es am 26. Juni 1827 im Pester Theater, dem Tage der Ankunft der Pichler in Pest (vgl. oben S. 237). — Über das Pester Theater und seine Einrichtungen vgl. einen Aufsatz in: Vaterländische Blätter für den österr. Kaiserstaat, 1811, S. 45ff.

[392]) Josef Christian Freiherr von Zedlitz (1790—1862), der bekannte österreichische Dichter, diente von 1806—1811 im österreichischen Heere, wo er es bis zum Oberleutnant brachte. 1811 quittierte er den Dienst und lebte bis 1836 meist in Ungarn als Privatmann seiner Muße. 1837 trat er in den Staatsdienst und war publizistisch als politischer Schriftsteller vielfach tätig, was ihm viele Feinde und 1848 den grimmen Haß der Demokraten eintrug, so daß er den Staatsdienst verließ und seine letzten Jahre meist ferne von Wien verbrachte. Als Dichter gelangte er durch seine „Todtenkränze", den Lobliedern der Begeisterung, zur Berühmtheit. Vgl. Wurzbach, LIX, S. 249ff.; Goedeke, VIII, S. 460ff. — Mit Karoline Pichler hatte er die Liebe zu Byron gemeinsam, die einige Übersetzungen zeitigte, darunter „Ritter Harolds Pilgerfahrt" (Stuttgart 1836). Einen von Karoline Pichler verbreiteten Tratsch lehnte Zedlitz in einem Brief an Schreyvogel ab (vgl. oben Anm. 232). Seine „nächtliche Heerschau" wird von der Pichler

zitiert (oben I, S. 351). Seine „Todtenkränze", deren Tendenz sie „so erhaben, so christlich" findet, deren Metrum ihr aber zu künstlich erscheint, empfiehlt sie unterm 7. Jänner 1828 der Therese Huber in einem Briefe aufs angelegentlichste (K. Glossy, Grillp.-Jb., III, S. 346f.). — Vgl. noch oben S. 304.

[393]) Im versiegelten Kuvert beim Testamentsnachtrag (Archiv des Wiener Landesgerichtes, Testament Nr. 388 ex 1843) liegt folgende Aufzeichnung der Pichler, die einen ähnlichen Traum aus dem Jahre 1830 betrifft:

„26. Aug. 1830. Heute Nacht habe ich einen seltsamen, bösen und doch erhebenden Traum gehabt. Tief besorgt wegen der Tochter, deren Krankheit ich spät abends vernahm, erwachte ich mehrmal und schlief wieder ein. Gegen den Morgen träumte mir, ich befinde mich unter mehreren Personen in einem Zimmer und ein Kind, ob ein fremdes oder ein Enkel, weiß ich nicht, war bei mir. Ich leitete es an der Hand gegen einen hohen Schrein oder Ofen, der in der Ecke stand. Da tat sich dieser plötzlich auf und die heilige Jungfrau, aber nur von der Größe eines Kindes von etwa 12 Jahren, angetan mit einem weißen, blaugeblümten Kleid trat heraus und mir entgegen. Ich war mir bewußt, daß außer mir niemand im Zimmer die Erscheinung sah oder darum wissen durfte. Dafür kniete ich mich nicht nieder, wie ich gern getan hätte, sondern neigte mich bloß. Die hl. Jungfrau sagte mir einiges, was ich nicht mehr weiß, und endlich, daß ich nicht mehr länger leben würde. Das ergriff mich im ersten Augenblicke, jedoch faßte ich mich bald und äußerte meine willige Ergebung. Die Art des Todes wurde hierauf besprochen und ich erfuhr, daß ich am Krebs sterben sollte. Ich entsetzte mich, ach Gott! rief ich, das ist schrecklich. Du wirst nicht lange leiden, sagte die Heiligste, nur 10—12 Tage. Ich unterwarf meinen Willen in Geduld. Es kränkt mich am meisten, wenn ich durch den Tod von meiner Tochter getrennt werden sollte, sagte ich. Das wirst du nicht, du wirst aber dann besser und schöner mit ihr leben, sagte sie. Nun, antwortete ich, so freue ich mich auf meinen Tod, denn dort ist es doch viel besser als hier. Einige Reden wurden noch gewechselt, die ich nicht weiß. Mir war zu Mut, nicht als ob ich wirklich einer himmlischen Erscheinung gewürdigt würde, sondern als ob ich vor einer mächtigen irdischen Frau, etwa unsrer Kaiserin stünde. Ich sagte zuletzt, ich wünschte der hl. Jungfrau meinen Dank, meine Verehrung bezeigen zu können, ihr etwas leisten, für sie arbeiten zu dürfen; sie nahm das recht gütig auf und dann zerging mein Traum, den ich darum aufschreibe, weil er mir sehr sehr seltsam scheint."

[394]) Josef Maria Minarelli war seit 1814 Unterleutnant im Infanterieregiment Nr. 23, wurde 1822 im gleichen Regimente Ober-

leutnant, kam 1831 als Kapitänleutnant zum Infanterieregiment Nr. 58, wo er 1834 unter gleichzeitiger Abkommandierung zum Hofstaate des Erzherzogs Palatin Hauptmann wurde (Militär-Schematismus, 1815, S. 174; 1823, S. 139; 1832, S. 207; 1835, S. 219). Als ihn die Pichler 1827 kennen lernte, war er Oberleutnant, nicht Hauptmann, wie es oben S. 238 heißt, und dem Hofstaate des Palatins, wenigstens in einem verbindlichen Verhältnisse, nicht zugeteilt. Seit 1838 schrieb er sich Chevalier Minarelli-Fitzgerald; 1839 verließ er den Hofstaat und 1840 wurde er als Hauptmann pensioniert (ebd. 1839, S. 219; 1840, S. 219). Er besaß das Ritterkreuz des Leopoldordens (Hof- und Staats-Handbuch des Kaiserthumes Österreich, 1866, S. 46a).

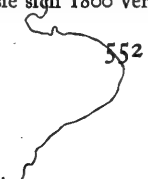
[395]) Alexander Leopold Ferdinand, Erzherzog von Österreich (1825—1837), entstammte der dritten Ehe des Palatins Erzherzogs Josef Anton Johann (1776—1847) mit der Erzherzogin Maria Dorothea (Anm. 396). Vgl. Wurzbach, VI, S. 328.

[396]) Maria Dorothea von Württemberg, Erzherzogin von Österreich (1800—1855), vermählte sich 1819 mit dem Palatin von Ungarn, Erzherzog Josef. Sie war eine hochgebildete Frau von tiefem religiösem Gemüt und eine warme Freundin der Armen, welche ohne Unterschied der Konfession bei ihr eine tatkräftige Unterstützung fanden. Vgl. Wurzbach, VII, S. 43ff. — Daß sie oft bei der Gräfin Johanna Teleki ganz zwanglos erschien, erklärt sich daraus, daß diese ihre Hofdame und sie oberste Schutzfrau des Pester Wohltätigkeitsvereines war.

[397]) Am 2. September 1686 war der heldenmütige Verteidiger Ofens Abdurrahman-Pascha beim Hauptsturme auf Ofen gefallen, nachdem er seit 21. Juni 1686 mit 10 000 Mann einer beinahe achtmal so starken Belagerungsarmee tapfer standgehalten hatte. Vgl. Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, V (Gotha 1857), S. 122ff.

[398]) Hermine Amalie Marie, Erzherzogin von Österreich (1817 bis 1842), war eine Tochter des Erzherzogs Palatin Josef aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Hermine von Anhalt-Bernburg (1797—1817). Sie war später Äbtissin des adeligen Damenstiftes am Hradschin in Prag. Vgl. Wurzbach, VI, S. 277, Nr. 113.

[399]) 1827 war die Gräfin Josefa von Thurn und Valsassina, geb. Gräfin Losoncz-Bánffy (1782—1861), Sternkreuzordens- und Palastdame, Aja der kleinen Erzherzogin Hermine (Hof- und Staatsschematismus, 1827, I, S. 185). 1828 wurde sie Obersthofmeisterin der Stiefmutter Herminens, der Erzherzogin Maria Dorothea (ebd. 1829, I, S. 185). Sie war die Witwe nach dem k. k. Kämmerer und Obersten Grafen Raimund von Thurn und Valsassina (1772 bis 1835), mit dem sie sich 1800 vermählt hatte. Vgl. Gothaisches



genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser, XXXIII (Gotha 1860), S. 849 und XXXV (1862), S. 1062.

[400]) Erzherzog Stephan Viktor (1817—1867), ein Zwillingsbruder der Erzherzogin Hermine, wurde 1844 Generalstatthalter in Böhmen und 1847 Palatin von Ungarn, doch bereits im September 1848 legte er diese Stelle, der politischen und revolutionären Wirren wegen, nieder. Er war Inhaber des Infanterieregimentes Nr. 58 und Feldmarschalleutnant, doch lebte er nach Zurücklegung seiner Stelle als Palatin zurückgezogen auf seinem Besitz in Hessen-Nassau, mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt. Vgl. Wurzbach, VII, S. 150ff.; Gothaisches genealogisches Taschenbuch, CV (Gotha 1868), S. 345.

[401]) Karoline Pichler schilderte den Aufenthalt in Pest im Jahre 1827 in einem Aufsatze: „Pesth und Ofen" (Album. Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen, herausgegeben von Friedrich Witthauer. Wien 1838, S. 30ff.) teilweise ausführlicher als in den Denkwürdigkeiten. An einem Junimorgen (25. Juni) fuhr sie mit Graf Mailáth, der ihrethalben die Kur in Pistyan unterbrach (vgl. auch oben S. 229), über Neuhäusel und Parkany nach Gran, wo sie abends anlangten und am nächsten Morgen die versetzte Kapelle und die Katakomben besichtigten (Album, S. 30f.; dazu oben ausführlicher S. 231ff.). Am nächsten Tage, Sonntag, fiel ihr bei der Weiterfahrt der auffallende Unterschied in Gestaltung und Tracht der Bewohner auf (Alb. S. 31f.), gestern noch Slaven, heute Magyaren. Die Fahrt von Gran nach Pest beschreibt sie ähnlich (Album S. 32 = oben S. 233f.), ebenso zieht sie beidemale den Vergleich mit Prag (Alb. S. 32f. = oben S. 234f.), erinnert sich bei Pest an die Leopoldstadt in Wien (Alb. S. 33 = oben S. 235); gibt eine Übersicht der Sehenswürdigkeiten (S. 33f.), dabei das Theater als nicht ansprechend (Alb. S. 33 = oben S. 236) und das elegante Kasino für Herren als Zerstörerin der Geselligkeit in den größeren und kleineren Kreisen hinstellend, an deren Zerstörung nicht nur der Zeitgeist, sondern, ihr Lieblingsthema, auch das Tabakschmauchen schuld sei (Alb. S. 33). Kurz streift sie das Museum und die Jankovitschen Sammlungen, verweilt aber desto länger bei den Anstalten des Pester Frauenvereines, von denen ihr besonders die Armenanstalt gefiel (Alb. S. 34f. = oben kurz S. 236). Ofens und seiner historischen Erinnerungen wird kurz gedacht (Alb. S. 35 = oben S. 239), die Gräfin Teleki gebührend hervorgehoben (Alb. S. 33, 34, 35 = oben S. 235f.). Alles andere, in den Denkwürdigkeiten Vorgebrachte fehlt diesem Aufsatz, dessen Anfang und Schluß sich mit den Ereignissen im Monat März 1838 in Ofen und Pest beschäftigt.

[402]) Les Suédois à Prague ou un épisode de la guerre de trente ans, roman historique, traduit de l'allemand de Mme. Caroline Pichler; précédé d'une notice sur Mme. Pichler. 4 vol. Paris, 1827 (Bibliographie de la France. 1827, p. 1066, Nr. 8078).

[403]) La délivrance de Bude, roman historique tiré des guerres des Allemands et des Hongrois contre les Turcs. Par Mme. Caroline Pichler; traduit de l'allemand par le traducteur des Suédois à Prague, etc. 4 vol. Paris, 1829 (Bibliographie de la France. 1829, S. 763, Nr. 6742).

[404]) Anna Maria von Kirchstättern, geb. 1787 in Wien (vgl. I, S. 475, Anm. 222), kam durch Karoline Pichler in den Dienst der Prinzessin Gabriele Auersperg (Anm. 405), bei deren Eltern Pichler viel verkehrte. Sie verheiratete sich mit dem Magistratsaktuar (seit 1815: Hof- und Staatsschematismus, 1816, S. 592) Anton Hosp, der 1822 zum Magistratssekretär vorrückte (ebd. 1823, I, S. 667), jedoch schon am 22. April 1823 infolge faulichtem Nervenfiebers, 36 Jahre alt, starb (Totenprotokolle der Stadt Wien, 1822, Buchstabe H, fol. 24a), seine Frau mit 2 Kindern: Vinzenz (3 Jahre alt) und Karl (1 Jahr alt) zurücklassend (Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 1474 ex 1823). Diese trat wieder in die Dienste der Prinzessin Auersperg (oben S. 242), kam 1825 durch deren Vermittlung als Kammerdienerin zum Hofstaat der Erzherzogin Sophie (oben S. 242; Hof- und Staatsschematismus, 1826, I, S. 175), wo sie 1855 zur Kammerfrau vorrückte, und 1865 das goldene Verdienstkreuz mit der Krone (ebd. 1856, I, S. 32; 1866, I, S. 32) erhielt. Durch ihre Vermittlung wurde Karoline Pichler bei der Erzherzogin Sophie eingeführt (oben S. 242). Am 8. Dezember 1868 starb Anna Hosp an Lungenentzündung in der Hofburg in Wien (Totenprotokolle der Stadt Wien, 1868, Buchstabe H, fol. unbez.). Vgl. noch oben S. 96 mit Anm. 178a.

[405]) Maria Gabriele Prinzessin Auersperg (1793—1863), Palastdame, eine Tochter des Fürsten Franz Josef Maximilian von Lobkowitz (Anm. 13) und der Karoline Fürstin Schwarzenberg († 1816; Anm. 212), in deren Hause K. Pichler verkehrte, war seit dem 16. Februar 1812 Witwe nach dem Prinzen Vinzenz Auersperg († 1812), den sie September 1811 geehelicht hatte. Vgl. Gothaischer genealogischer Hofkalender, C (Gotha 1863), S. 100 und CI (1864), S. 303. — Ihrer frühen Witwenschaft sang Anton Ferdinand Drexler, der im Hause ihrer Eltern Lehrer war, ein Trauerlied (Versuche in einigen Dichtungsarten. Wien 1812, S. 231 ff., dazu S. 278). Sie spielte während des Wiener Kongresses (1814) eine Rolle und wurde von Zar Alexander, der, aber ohne Erfolg, sie verehrte, la beauté qui inspire seule du vrai sentiment, genannt (vgl. La Garde,

Gemälde des Wiener Kongresses. Hg. von G. Gugitz. II [München 1912], S. 161 mit weiteren Nachweisen; L. A. Frankl, Erinnerungen. Hg. von St. Hock. Prag 1910, S. 18; Lulu Gräfin Thürheim, M. L. II, S. 94f.; Schönholz, Traditionen. Hg. von G. Gugitz, II, [München 1914], S. 82f.; Aug. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Wien 1913, S. 491 Reg.

[406]) Von „Meine Schweden" bis „mich rufen" nur in der Handschrift und zwar durchstrichen. Im Druck (IV, S. 89) steht aber dafür: „Etwa um diese Zeit hatte eine sehr schätzbare Jugendbekannte meiner Tochter, die jetzt am k. k. Hofe und zwar bei der Person der Erzherzogin Sophie als Kammerdienerin angestellt war, mir bei einem Besuche von der günstigen Meinung gesprochen, welche die hohe Frau von meinen Schriften hege und daß sie ihr aufgetragen, mir dies zu sagen. Dies hatte mich sehr erfreut und ich faßte den Entschluß, ihr „Die Belagerung Wiens" zu überreichen. Bald darauf ließ sie mich rufen."

Diese Audienz bei der Erzherzogin Sophie, von der Karoline Pichler noch in ihren alten Tagen gern und mit Freude und Lebendigkeit erzählte (Franziska v. Pelzeln in: Österr. Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 55), fand am 15. Dezember 1827, wie aus dem unten mitgeteilten Gedichte „Das Bild auf dem Stammbuche" sowie aus zwei Briefen hervorgeht, statt. Der eine, an die Gräfin Marie Zay gerichtete Brief enthält eine genaue Schilderung der Audienz (abgedruckt von Marie Bihain [Irma Warmuth-Jancsó], die den Brief auch im Original besitzt, in: Österreichisches Jahrbuch. Hg. von Helfert. XXX, [Wien 1906], S. 154) und stimmt zu dem oben (S. 243f.) Gesagten. Der zweite Brief, an Karl Streckfuß gerichtet, berichtet (K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 413f.) unterm 26. Jänner 1828, daß sie beide Fürstinnen „mit einer Huld, aber auch mit einer Achtung" behandelten, die sie „innigst erfreute und erhob". Nach diesem Brief hatte sich schon 1826 die Erzherzogin Sophie nach ihren Arbeiten erkundigen und ihr sagen lassen, daß sie selbe liebe (vgl. dazu oben S. 242), worauf die Pichler der Erzherzogin „Die Schweden in Prag" überreichen ließ, sich aber gegen jedes Geschenk im vorhinein wehrte; das Geschenk blieb auch aus, sie wurde aber später zur Audienz befohlen, „wo schon die hohe Geistesbildung der beiden Frauen, ihre Güte, das Vertrauen, kann ich sagen, womit sie mich behandelten, mich ganz entzückt hatte"; noch mehr beglückte sie aber das Geschenk mit der eigenhändigen Widmung der Erzherzogin, das sie beim Weggehen erhielt (vgl. dazu oben S. 243), wie aus folgenden Worten an Streckfuß hervorgeht (K. Glossy, a. a. O.): „Dieß Geschenk war so zart und ehrend gewählt, daß es mich ungemein erfreute und mir weit

über allen Schmuck ging, den sie vielleicht anderen gegeben hätte und der mich gedrückt haben würde, denn wenn Sie den Männerstolz vor Königsthronen führen, dürfen wir Frauen doch auch den unsrigen haben."

Und in der Tat ist das Geschenk nicht nur sinnig, sondern auch kostbar. Heute besitzt es Frau Irma Warmuth-Jancsó in Wien, welche mir eine Einsichtnahme gütigst gestattete. Das Album in Querfolio (25×20 cm) ist beinahe gänzlich leer, denn nur 3 Blätter sind beschrieben (Bl. 3a Widmung der Erzherzogin Sophie = oben S. 243f. — Bl. 6a das Gedicht „Das Bild auf dem Stammbuche" s. unten. — Bl. 7a, b Der Geister Gruß; vgl. Anm. 409); ein eingelegter Zettel enthält Geburts- und Sterbedaten naher Familienmitglieder (Theodor, August, Franziska, Karoline, Marie und Josef Pelzeln; Andreas Pichler) und naher Verwandter (Franz August und Karl v. Kurländer); Karoline Pichler hat daher ihren Vorsatz, das Stammbuch als Familienbuch zu verwenden (oben S. 244) getreulich gehalten. Der mit schöner Stahlarbeit versehene äußere obere Deckel enthält ein zierlich, mit großer Künstlerschaft gemaltes Aquarellbild von Wigand (Bihain, a. a. O., S. 154), den Stephansplatz in Wien vorstellend. Zu dieser meisterlichen Kleinarbeit gab Karoline Pichler den erklärenden Text in folgendem Gedicht, das, bisher nur an sehr versteckter Stelle zum Abdruck gekommen (vgl. oben Anm. 97) und in die S. W. [2] nicht aufgenommen, hier nach dem Original (im Album Bl. 6a) abgedruckt sei:

Das Bild auf dem Stammbuche.
Zum Andenken des 15. X^bris 827.

1. Du siehst den altergrauen Turm sich heben,
Empor in reine Himmelslüfte steigen,
Die schlanke Spitze dann sich seitwärts neigen,
Und niederblicken auf der Menschen Streben.
Denn rings um ihn ist ein bewegtes Leben,
Den Mittelpunkt der Stadt kann es dir zeigen.
Da siehst du plötzlich jedes Haupt sich beugen,
Und alles Zeichen der Verehrung geben.
Sechs stolze Schimmel ziehen einen Wagen.
Wer ist die jugendliche Huldgestalt,
Die leicht dahin die schnellen Rosse tragen?
Der freudig jedes Herz entgegenwallt?
Die Königstochter ists vom Isarstrande,
Ein Himmelssegen unsrem Vaterlande.

2. Nicht wahr, du mußt sie hold und lieblich nennen?
Den schlanken Wuchs, die zarte Jugendblüte

Und in den blauen Augen diese Güte,
Die Rang und Hoheit nicht verschatten können.
Du kannst Dich nicht von der Erscheinung trennen,
Sie fesselt deinen Blick wie dein Gemüte,
Sie wäre liebenswert in einer Hütte,
Wer sollte für die Fürstin nicht entbrennen?
Ja, sie ist hoch, ist auf dem Thron geboren,
Allein es schwingt ihr reiner, edler Geist,
Sich höher als der Wittelsbacher Schilde.
Ja, sie ist schön, zum Vorbild auserkoren,
Doch über das, was sich dem Blicke weist,
Geht ihres frommen Herzens Engelsmilde.

C. P.

Karoline Pichler war auch später noch öfter in Audienz bei der Erzherzogin Sophie, so Mitte Februar 1835, wo sie ihre „Elisabeth von Guttenstein" überreichte (oben S. 312f.; Franziska von Pelzeln in: Österr. Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 55) und 1838 (oben S. 313). Außerdem hatte sie 1829 der Erzherzogin „Die Wiedereroberung von Ofen" zugeeignet (unten Anm. 431a).

[407]) Sophie Friederike, Erzherzogin von Österreich (1805—1872), eine Tochter des Königs Maximilian Josef von Bayern, vermählte sich 1824 mit dem Erzherzog Franz Karl von Österreich, der 1848 zugunsten seines Sohnes Franz Josef, des jetzigen Kaisers von Österreich, auf die Thronfolge verzichtete. Erzherzogin Sophie war eine energische, tatkräftige Frau, Förderin vieler Wohltätigkeitsvereine und der Künste. Vgl. Wurzbach, VII, S. 149; Cöl. Wolfsgruber, Die Kaisergruft bei den Kapuzinern in Wien. Wien 1887, S. 337ff., Nr. 105.

[408]) Karoline Auguste, Kaiserin von Österreich (1792—1873), war eine Tochter erster Ehe des Königs Maximilian Josef von Bayern, somit eine Stiefschwester der Erzherzogin Sophie (Anm. 407). 1808 heiratete sie den Kronprinzen Wilhelm von Württemberg, doch wurde diese Ehe 1815 getrennt. Im November 1816 wurde sie die vierte Gemahlin des Kaisers Franz von Österreich, doch blieb die Ehe kinderlos. Seit 1835 war sie Witwe. Ihre besondere Aufmerksamkeit widmete sie verschiedenen Wohltätigkeitsinstituten und machte sich als Protektorin und Förderin um diese sehr verdient (vgl. oben S. 95). Vgl. Wurzbach, VI, S. 397; Cöl. Wolfsgruber, Die Kaisergruft. S. 341f., Nr. 106. Boshafte Bemerkungen über sie bei Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben. II (München 1913), S. 191ff. — Karoline Pichler traf sie nicht nur 1827, sondern auch 1835 in Audienz (oben S. 312f.) und vermachte ihr testamentarisch die Korrespondenz der Kaiserin Maria Theresia mit dem Hofrate Greiner (vgl. I, S. 447 Anm. 58 und unten Anm. 571). Über eine

interessante Vorlesung aus dieser Korrespondenz zu Ehren Ladislaus Pyrkers berichtet L. A. Frankl (Erinnerungen, S. 109ff.).

[409]) K. Pichler schrieb später ein Gedicht „Der Geister Gruß. In der Nacht des 12. Februars 1828" (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1828, S. 145ff.), das, zum 60. Geburtstage Kaiser Franz I. verfaßt, einen Geisteraufzug im Dome zu St. Stephan schildert. An der Spitze der Geister erscheint Rudolf IV., der Stifter, der eine Lobrede auf Franz I. und dessen Gemahlin Karoline Auguste hält und die Geister auffordert, die ersten zu sein, welche an diesem Tage ihre Wünsche darbringen:

„Wünscht dem Herrscher zu dem Feste,
Ihr zum Gatten Glück und Heil;
Doch der Segen wird der beste,
Wohl dem Volk durch Ihn zu Theil."

In S. W. [2] ist das Gedicht aufgenommen (LIII. S. 275ff.; vgl. noch oben Anm. 406). Freilich hat dieses Gedicht mit der von K. Pichler erwähnten (oben S. 243) verhängnisvollen Zeit nichts zu tun; vielmehr dürfte ihr Roman „Die Belagerung von Wien" gemeint sein, den sie der Erzherzogin Sophie hatte überreichen lassen (vgl. oben S. 555, Anm. 406) und in dem der Stephansdom eine Rolle spielt.

[410]) Es war das Haus Stadt Nr. 1100, in dem Pelzeln auch 1832 starb (Hof- und Staatsschematismus, 1829, I, S. 518; 1832, I, S. 523).

[411]) Maria Karoline Franziska Josefa Edle von Pelzeln wurde am 10. Oktober 1828 geboren und in der Pfarre St. Augustin (Wien I) unter dem Beistande der Taufpatin Karoline Pichler getauft (Taufbuch der Pfarre St. Augustin, t. VI, fol. 143). Über den frühen Tod des Kindes s. oben S. 264 mit Anm. 442.

[412]) Die Originalhandschrift hat hier angefügt: „Daß die bayerischen Offiziere sich gegen ihn verschworen und nur aus Ehrfurcht für ihren Monarchen ihre weiteren Pläne aufgegeben, aber sich verabredet hatten, Einer für Alle und Alle für Einen Hormayrn überall zu vermeiden, so daß, wenn Einer von ihnen bei einem Besuch vernahm, und sie erkundigten sich jederzeit, ob Hormayr da sei, er sogleich an der Schwelle wieder umkehrte." — In den erhaltenen Briefen der Therese Huber ist von Hormayr keine Rede (vgl. L. Geiger, Grillp. Jb., XVII, S. 190ff.), es müssen daher einige Schreiben der Huber aus dem Jahre 1828 verloren sein.

[413]) Vgl. darüber I, S. 541f. und K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 234f.

[414]) Hormayr hatte am 16. Mai 1837 Marie Freiin Speck von Sternburg (1813—1881) in zweiter Ehe geehelicht. Sie überlebte ihren Mann und widmete ihm nach seinem Tode in einem Schrei-

ben an Varnhagen innige Worte, die zeigen, daß sie ihn völlig verstand (K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 240f.). Vgl. Genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser, III (Gotha 1853), S. 216; XXXIII (1883), S. 1036; Glossy, a. a. O. XII, S. 318. — Aus seiner ersten Ehe stammten zwei Töchter, von denen Franziska (geb. 1807) seit 1832 mit dem k. k. Kämmerer, Geheimen Rat und österreichischen Gesandten in Hannover Johann Georg Friedrich Freiherrn Kreß von Kressenstein († 1855) vermählt war, während Theresia (1811—1870) seit 1835 den kgl. bayrischen Kämmerer und Landrichter Friedrich Karl Freiherrn Buirette von Oehlefeld zum Gatten hatte. Vgl. Taschenb. III (Gotha 1853), S. 216; XXI (1871), S. 822; K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 271, 318 (Briefstellen Hormayrs über Franziska und Therese aus 1815 und 1831).

[415]) K. Glossy hat die interessanten Briefe Hormayrs an Karoline Pichler, 53 Stücke, vom 13. August 1806 bis zum 30. Oktober 1841 reichend, mit einem trefflichen Kommentar zum Abdrucke gebracht (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, XII [Wien 1902], S. 212ff., bes. S. 241ff.). Von Karoline Pichlers Briefen an Hormayr hat sich bisher nur einer, aus dem Jahre 1839, gefunden, der in der kgl. Bibliothek in Berlin aufbewahrt wird (L. Stern, Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der kgl. Bibliothek zu Berlin. Berlin 1911, S. 594).

[416]) Friedrich von Schlegel las vom 26. März 1827 ab zweimal wöchentlich (Montag und Donnerstag von 12 bis 1 Uhr) im Saale des Gasthofes zum römischen Kaiser auf der Freiung „Über die Philosophie des Lebens". Die Eintrittskarten kosteten 10 fl. C. M. (vgl. die Anzeige in: Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1827, S. 292). Diese Vorlesungen durften aber über höheren Wunsch nur von Herren besucht werden (Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1829, S. 120), K. Pichler irrt daher (oben S. 247f.), wenn sie von einem gemischten Publikum spricht. Die Vorlesungen erschienen 1828 in Wien im Druck „Philosophie des Lebens. In funfzehn Vorlesungen." (Goedeke, VI, S. 26 : 36).

[417]) Friedrich Schlegel starb am 12. Jänner 1829 1 Uhr nachts am Stickfluß in Dresden, noch bevor er seine dortigen Vorlesungen, die 1830 in Wien mit einem Bildnisse Schlegels von Auguste von Buttlar im Druck erschienen (Philosophische Vorlesungen insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes. VIII, 320 S.), beendet hatte. Einige Stunden vor seinem Tode schrieb er noch an der zehnten Vorlesung, die Torso blieb. — Die Nachricht vom Tode Friedrich Schlegels rief in Wien ziemliches Aufsehen hervor (vgl. die Korrespondenznachricht aus Wien: Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1829, S. 120). Die von

Dorothea Schlegel ausgegebene Parte bei L. Geiger, Dichter und Frauen, II, (Berlin 1899), S. 140. Über Dorotheas Verhalten beim Empfang der Nachricht und ihre Trauer vgl. noch Pichler, S. W. [2] LIII, S. 233f.

[418]) Elisabeth Pilat, geb. von Mengershausen, aus Göttingen, starb am 21. Februar 1829 in Wien (Nr. 253 am Kohlmarkt), 43 Jahre alt (Totenprotokoll im Konskriptionsamt der Stadt Wien, 1829, Buchst. B, P, fol. 172). Sie war seit 1806 mit dem k. k. Hofsekretär Josef Anton Pilat (1782—1865: Wurzbach, XXII, S. 281 ff.) verehelicht, der im Juli 1831 geadelt wurde. Sie hatte 7 Kinder: Emma (1829: 22 Jahre alt), Marie (19 Jahre), Klemens (17 Jahre), Eleonore (12 Jahre), Pauline (10 Jahre), Friedrich (7 Jahre) und Alois (5 Jahre); ihr Nachlaß war unbedeutend (vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 3907 ex 1829; Wurzbach, XXII, S. 281b). 1814 war sie mit zwei ihrer Schwestern, beeinflußt durch P. Klemens Hoffbauer, zum Katholizismus übergetreten, wie wir einem Briefe des Slavisten Barth. Kopitar an Dobrowsky vom 24. Juni 1814 entnehmen können, wobei Kopitar bemerkt: „Und die Weiberl sind noch dazu schön und die Schwärmerei steht ihnen noch interessanter“ (V. Jagić, Istočniki dlja istorii slav. filologii, I [St. Petersburg 1885], S. 387). Schneller, der sie 1821 kennen lernte, nennt sie „ein gar liebliches Wesen“ (Hinterlassene Werke, I, S. 205). — Von ihren Kindern starb Marie Pauline am 18. Jänner 1835 (Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 17 ex 1835); deren Schwestern Emma und Eleonore waren damals bereits Klosterfrauen bei den Salesianerinnen am Rennweg in Wien, Marie mit dem Offizial der Haus-, Hof- und Staatskanzlei Josef Alexander Hübner (später Freiherr) verheiratet und Friedrich Novize bei den Jesuiten in Graz (ebd.).

[419]) Sophie Müller von Nitterdorf, geb. von Taylor, aus Kullisch in Preußisch-Polen gebürtig (laut Totenprotokoll), war in erster Ehe mit dem kgl. preußischen Landrate von Haza vermählt, aus welcher Ehe drei Kinder: Gustav (1849 kgl. preußischer Landrat zu Samter in Posen), Albert (1849 Gutsbesitzer auf Levitz in Posen) und Eleonore (1849 unverehelicht, bei ihrem Bruder Albert wohnend) stammten (vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 226 ex 1849). Sie trennte sich von ihrem Mann und ehelichte dessen Freund Adam Müller, worüber Hormayr boshafte Bemerkungen in einem Briefe an Tieck macht (K. Glossy, Grillparzer Jb. XII, S. 328 : 6). Sie starb, 76 Jahre alt, am 22. November 1849 in Wien (Stadt Nr. 654) an Altersschwäche und wurde an der Seite ihres Gatten in Maria-Enzersdorf (N.-Ö.) begraben (Totenprotokoll der Gemeinde Wien,

1849, Buchst. M., fol. 45a; Verlassenschaftsakt a. a. O.). — Pichler charakterisierte Frau Müller mit angenehm (oben I, S. 414).

[420]) Cäcilie Müller von Nitterdorf, geboren am 27. Oktober 1810, vermählte sich um 1830 mit dem berühmten Botaniker Stephan Ladislaus Endlicher (I, 495, Anm. 295; dazu: Briefwechsel zwischen Franz Unger und Stephan Endlicher. Hg. von G. Haberlandt. Berlin 1899, S. 3ff., 170ff., an verschiedenen Stellen wird auch Cäcilia erwähnt); ihr Haus war der Mittelpunkt literarischer und gelehrter Kreise. Nach dem frühen Tode ihres Mannes zog sie sich zurück und starb am 7. Jänner 1864 in Wien (vgl. Verlassenschaftsakt ihres Vaters im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 11 ex 1829; Wurzbach, XIX, S. 327). — Ihre um ein Jahr jüngere Schwester Maria (geboren 19. Oktober 1811) heiratete am 27. Jänner 1841 den Legationssekretär Clemens Edlen von Pilat und starb am 16. Juni 1879 in Wien (Verlassenschaftsakt ihres Vaters; frdl. Mitteilung des Enkels, Herrn Friedrich Edlen von Pilat, Landesexpeditor und Redakteur in Wien).

[421]) Antonie Fürstin Metternich, geb. Freiin von Leykam (1806 bis 1829), war die zweite Frau des Staatskanzlers Clemens Lothar Fürsten von Metternich, mit dem sie sich unter ungeheurem Aufsehen 1827 in der Stille vermählt hatte. Sie starb am 17. Jänner 1829 an der Geburt ihres Sohnes Richard (1829—1895). Vgl. Eduard Vehse, Geschichte des östreichischen Hofs und Adels und der östreichischen Diplomatie, X (Hamburg 1852), S. 82ff.; Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. Stuttgart 1857, S. 411 (Gentzens Billett über den Tod der Fürstin, beim Vorlesen desselben starb Müller); Ferdinand Strobl von Ravelsberg, Metternich und seine Zeit 1773—1859, I (Wien 1906), S. 42ff.; Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1829. S. 120 (eine Korrespondenznachricht aus Wien). Johann Gabriel Seidl schrieb auf den Tod der Fürstin ein warmempfundenes Gedicht (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1829, S. 129f.).

[422]) Von „wenn man bedachte" bis „derselben bürgen mußte" nur in der Handschrift.

[423]) Adam Müller Ritter von Nitterdorf (1779—1829), ein Berliner, studierte Rechtswissenschaft und zeigte schon als Jüngling Abneigung gegen eine fortschrittliche Entwicklung der Staaten. Durch Gentz vielfach gefördert, stand er zunächst in preußischen Diensten als Referendar, machte dann Reisen, kam 1805 nach Wien, trat zum Katholizismus über, lebte wieder einsam in Polen, hielt 1806—1809 in Dresden Vorlesungen, mußte aber nach Berlin übersiedeln und suchte im Mai 1811 wieder seine Zuflucht in Wien. 1812 hielt er hier Vorlesungen (vgl. auch oben I, S. 414f.), trat 1813

als Landeskommissär für Tirol in den Staatsdienst, wurde 1814 Regierungsrat, 1815 Generalkonsul in Leipzig und von hier 1827 als Hofrat in die k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlei einberufen. Die Nachricht vom Tode Schlegels und der Fürstin Metternich erschütterte ihn so, daß er am 17. Jänner 1829 in Wien einem Nervenschlag erlag. 1826 war er geadelt worden. Vgl. Wurzbach, XIX, S. 322ff.; Goedeke, VI, S. 196ff. — Er ist ein typischer Vertreter der Reaktion. Einen tiefgefühlten, poetischen Nachruf widmete ihm Baldamus (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1829, S. 101f.). Pichler hatte ihn öfter bei Baronin Matt getroffen (I, S. 409), hörte 1812 seine Vorlesungen (I, S. 414f.), war aber mit vielen seiner Ansichten nicht einverstanden (I, S. 415).

[424]) Frau Schlegel hatte von 1824—1829 bei Pichlers gewohnt (vgl. oben Anm. 312). Das Haus Klinkowströms befand sich in der Alservorstadt Nr. 96 (vgl. oben Anm. 306). Dazu noch Pichler, S. W.[2] LIII, S. 234.

[425]) Johann Christoph Schiffner (1779—1857), ein Deutschböhme, hatte in Wien studiert und war 1806 Doktor geworden. Zuerst als Sekundararzt am allgemeinen Krankenhause in Wien angestellt, wurde er 1815 Primararzt, 1831 erster Stadtphysikus und kam 1838 als Direktor ans Krankenhaus zurück. Während seiner Direktionstätigkeit wurden die Dienstverhältnisse der Subalternärzte einschneidenden Veränderungen unterzogen. Manche Mißstände schlichen sich während seiner Amtstätigkeit ein, so daß er 1848 pensioniert wurde. Vgl. Theodor Puschmann, Die Medicin in Wien während der letzten 100 Jahre. Wien 1884. S. 148ff.

[426]) Merkenstein, eine Ruine in der Gemeinde Gainfahrn bei Baden, bereits im 12. Jahrhundert bewohnt, wurde 1491 ein landesfürstliches Schloß, verblieb im Besitze der Landesfürsten bis 1587, kam später (1672) in den Besitz der Grafen Dietrichstein, wurde 1683 durch die Türken belagert und niedergebrannt. 1803 wurde ein neues Schloß erbaut. Vgl. Topographie von Niederösterreich, VI, (Wien 1909), S. 517ff. (W. Boguth).

[427]) Rebekka Ephraim, geb. Itzig, eine Schwester der Baroninnen Fanny Arnstein und Cäcilie Eskeles, war am 2. November 1762 in Berlin geboren, war mit einem Bankier in Berlin verehelicht und zeitig Witwe geworden. Sie ließ sich als Witwe in Wien nieder, verkehrte hier viel im Hause ihrer Schwester Eskeles, wo Gentz wiederholt mit ihr und ihrer Tochter Henriette speiste (Tagebücher III, S. 162; IV, S. 5, 108, 134, 265). Sie war alljährlich in Baden (oben II, S. 158, 254), wo Pichler, die sie früher bereits von Wien aus kannte und sie 1825 in Schwarzenau wiedertraf (II, S. 214), seit 1822 bei ihr verkehrte, ebenso 1823 Frau von Chézy (oben

S. 175), der Frau Ephraim sehr zugetan war (W. Chézy, Erinnerungen aus meinem Leben, I, [Schaffhausen 1863], S. 308f.). Sie führte in Wien die ersten Teeabende ein (Chézy, a. a. O.) und war sehr mildtätig (oben S. 125). Schon zur Kongreßzeit war ihr Haus ein gesellschaftlicher Mittelpunkt (Ludwig Freiherr von Wolzogen, Memoiren. Leipzig 1851. S. 275). Sie starb in Wien (Stadt Nr. 309) am 6. Februar 1846 (vgl. ihren Grabstein im Währinger Israelitischen Friedhof, Gruppe II, Nr. 155; darauf auch das Geburtsdatum), ihre Tochter Henriette (I, Anm. 715) zur Universalerbin einsetzend, außerdem ihrem verschollenen Sohn, dem vormaligen kgl. preußischen Geheimen Legationsrat und Generalkonsul in Warschau, Julius Schmidt eine größere Summe bestimmend; auch eine größere Anzahl wohltätiger Legate legte sie fest (vgl. ihr Testament im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Zivilsachen, Nr. 71 ex 1846 und ihren Verlassenschaftsakt, ebd. Fasz. II, Nr. 1113 ex 1846).

Leopold Anton Elkan, ein Wiener Großhändler, wurde 1825 in Bayern mit „auf Elkansberg" geadelt (Weimarer historisch-genealoges Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprunges, I, S. 312f.). Beim Wiener Kongreß spielte er eine finanzielle Rolle (Aug. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß, S. 250f.).

[428]) Karl Gustav Graf von Löwenhjelm (1790—1858), kgl. Generaladjutant und Kammerherr, Ritter des kgl. schwedischen Schwert- und Polarsternordens, sowie des russischen St. Wladimirordens 4. Klasse, kam 1828 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter schwedischer Minister nach Wien, wo er bis zum Jahre 1843 verblieb (Hof- und Staatsschematismus, 1829, I, S. 224; 1843, I, S. 209; Oettinger, Moniteur, VII, S. 179c). Er wohnte 1830 in Wien im Hause des Erzherzogs Max auf der Bastei, von Gemälden und Kunstsachen umgeben, und schien sich in Wien zu gefallen (Aus den Tagebüchern des Grafen Prokesch von Osten 1830—1834. Hg. von Anton Grafen Prokesch von Osten. Wien 1909, S. 21).

[429]) Dieses Gedicht Weingartens auf Karoline Pichler dürfte nicht gedruckt worden sein.

[429a]) Karoline Pichler besaß in ihrer Bibliothek das Buch „Office de la semaine sainte à l'usage de Rome. Paris 1691" (Nr. 112 des Bücherverzeichnisses in ihrem Verlassenschaftsakt), außerdem „Das Charwochenbuch der katholischen Kirche" (Wien 1817) von Kühnl (ebd. Nr. 113).

[429b]) Über diese Todesfälle der Kinder geben zwei Briefe der Therese Artner aus Agram vom 3. April und 1. Juli 1826 an Karoline Pichler Auskunft (handschriftlich in der Wiener Stadtbibliothek). Aus dem ersten geht hervor, daß am 20. Februar 1826 das jüngste

Kind der Minna Romano namens Malchen (Amalie) an hitziger Gehirnhöhlenwassersucht trotz der sorgsamsten Pflege, die ihm Therese Artner angedeihen ließ, starb; dieses Kind war Theresens Liebling, hoffte sie doch, daß es einst ihre Stütze im Alter sein werde. Das zweite und letzte Mädchen der Romanos, Theresia, der Liebling ihrer Mutter, starb, wie der zweite Brief anzeigt, gerade acht Wochen (17. April) nach Malchens Tod an der gleichen Krankheit.

[430]) Briefe über einen Theil von Croatien und Italien an Caroline Pichler von Therese von Artner. Halberstadt, bei Carl Brüggemann. 1830. 8°. IV, 337 S. Diese Briefe behandeln Reisen von Agram nach Sziszeg (Juni 1825), von Agram nach Glina (August 1825), von Ogulin nach den Plittwitzer Seen (Oktober 1827; die Reise wurde nicht von Artner, sondern von einem Bekannten ausgeführt, dessen Brief sie die Schilderung entnimmt). Den größten Raum (S. 93ff.) nimmt jedoch die Schilderung der „Reise von Agram nach Italien" ein, die Therese ihrer zerrütteten Gesundheit wegen unternahm (S. 95f.) und die über die Louisenstraße nach Fiume, Triest, Venedig, Padua und Vicenza ging; von hier aus unternahm sie Ausflüge nach Treviso, Bassano-Possagno, Verona und Mantua. Ihre Lust und Freude wurde wiederholt durch Schwäche- und Krankheitsanfälle gestört (vgl. S. 128, 136, 172, 324f.). Die Rückreise trat sie am 31. Oktober an und langte „fast sterbend" am 6. November 1828 in Agram ein (S. 324). Die Schilderungen zeigen gute Beobachtungsgabe und sind frisch geschrieben.

[431]) Es war dies am 29. November 1829 (vgl. oben Anm. 289).

[431a]) Karoline Pichler, Die Wiedereroberung von Ofen. 2 Theile. Wien 1829. Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler = S. W.[2] XXXIX, XL. Mit 2 Kupfern, David Weiß sc. Zugeeignet ist das Werk „in tiefster Ehrfurcht" der Erzherzogin Sophie von Österreich. — Eine Übertragung ins Französische durch Lagrange erschien 1829 (oben Anm. 403); eine solche ins Ungarische ebenfalls 1829 (Buda várának viszszavétele Pichler Karolina után fordítva Agárdi György által. 2 Bde., Pest 1829: G. Petrik, Bibliographia Hungariae. III. [Budapest 1891], S. 91).

Im Juni und Juli 1827 erwarb sich Karoline Pichler durch eine Reise nach Ofen die entsprechenden Lokalkenntnisse (oben S. 228ff.). Graf Mailáth ging ihr bei der Beschaffung der Quellen an die Hand (oben S. 229). Die Arbeit schritt rüstig vorwärts; im Jänner 1828 war der erste Teil beinahe fertig (Brief an die Huber vom 7. Jänner 1828: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 345) und Pichler konnte am 26. Jänner 1828 an Streckfuß schreiben (K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 413): „Ich habe vielleicht an keinem früheren [Roman] mit mehr Liebe gearbeitet;

wenn Gott mir es so geraten läßt, wie ich es im Geiste vor mir sehe, so soll es besser werden, als die 2 vorigen geschichtlichen Romane."

[432]) Karoline Pichler, Friedrich der Streitbare. 4 Theile. Wien 1831. Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler = S. W.[2] XLI—XLIV. Mit 4 Kupfern von David Weiß. — Über Rezensionen vgl. unten Anm. 443. — Mit den Hohenstaufen hatte sie sich schon früher in ihrem Stücke „Heinrich von Hohenstauffen" beschäftigt, vgl. oben S. 3ff., mit Anm. 1.

[433]) Friedrich von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 6 Bde. Leipzig 1823—1825; die in Betracht kommende Zeit behandelt Band III (Leipzig 1824), S. 663ff., 700ff. — Karoline Pichler besaß außer der „Geschichte der Hohenstaufen" (Nr. 96 ihres Bibliotheksverzeichnisses im Nachlaßakt) in ihrer Bibliothek noch von Raumer folgende Werke, worauf ihre Bemerkung (oben S. 260) gehen dürfte: Briefe aus Paris (2 Teile; Leipzig 1831); Historisches Taschenbuch, Band 1—9; Beiträge zur neueren Geschichte (2 Teile; Leipzig 1836. — Vgl. Nr. 41—43 des Verzeichnisses ihrer Bibliothek im Nachlaßakt).

[434]) Hormayr, Der letzte Babenberger Friedrich der Streitbare, Herzog zu Österreich und Steyer. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Wien 1811. S. 175ff. Nach einer langen Einleitung beginnt der eigentliche Aufsatz auf S. 213ff. Das besondere Interesse, das Hormayr Friedrich dem Streitbaren entgegenbrachte, und dessen Grund Karoline Pichler zu wissen glaubte (oben S. 260), dürfte in Friedrichs Unglück in der Ehe begründet sein, das Hormayr (a. a. O. S. 214, 233, 274ff., 298) besonders hervorhob und auch am eigenen Leib verspürte; vielleicht war ihm Friedrich auch deswegen so sympathisch, weil er, ähnlich wie dieser, sich stets in Abwehr und Notwehr befand (ebd. S. 302). Hormayrs mit viel Begeisterung geschriebene, oft aber wenig kritische Darstellung ist heute durch Adolf Fickers Werk (Herzog Friedrich II. der letzte Babenberger. Innsbruck 1884) längst überholt, liest sich aber noch immer sehr gut und wirkt packend.

[435]) Friedrich von Raumer war im Oktober 1833 in Wien. Am 8. Oktober 1833 schrieb er an Friedrich Heinrich von der Hagen von Wien aus (Litterarischer Nachlaß, II [Berlin 1869], S. 157): „Ich war bei Frau v. Pichler und fand eine gescheute, nichts weniger als pretiöse oder gezierte Frau." — Karoline Pichler kommt trotz ihrer gegenteiligen Mitteilung (oben S. 260) in ihren „Denkwürdigkeiten" auf Raumer nicht mehr zurück, der im März 1839 noch ein zweitesmal in Wien war (Aus Bauernfelds Tagebüchern. Hg. von K. Glossy, I [Wien 1895], S. 84, Nr. 306).

[436]) K. Pichler, Kaiser Maximilians Zweykampf (Gedicht). S. W.[2] XVI, S. 289ff.; zuerst 1816 erschienen (vgl. I, Anm. 678).

— Das Turnier zu Worms (Erzählung). Minerva. XXII (Leipzig 1831), S. 1ff. = S. W.[2] XXXIII, S. 165ff. (vgl. oben I, Anm. 510). — Karoline Pichler wollte diesen Stoff auch dramatisieren (oben S. 263), doch stand sie davon ab. Diesen Plan führte aber Ad. Reidinger in seinem großen, historisch-romantischen, vieraktigen Schauspiel „Kaiser Maximilians Heldenkampf zu Worms" aus, das am 30. November 1833 zum erstenmal im Theater an der Wien aufgeführt, aber, da es als poetische Leistung betrachtet ganz wertlos war, abgelehnt wurde (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1833. S. 1251f.). Ein Gedicht von W. Freiherrn von P. . . . . i (Kaiser Maximilian I. zu Worms 1495: Der Sammler, X, [Wien 1818], S. 351) behandelt ebenfalls diesen Zweikampf.

[437]) Wolfgang Menzel (1798—1873), ein Schlesier, ließ sich, nach einer sehr bewegten Jugend, 1825 in Stuttgart dauernd nieder, um die Redaktion des Cottaschen Literaturblattes zu führen, die er bis zu dessen Eingehen innehatte. Politisch betätigte er sich 1831 und 1848 als Abgeordneter. Er war als Schriftsteller überaus fruchtbar und schrieb über die verschiedensten Gebiete. Er war ein Kampfhahn, in seinen Angriffen oft maßlos und von seinen Ansichten schwer abzubringen. Als Dichter aus der Romantik hervorgegangen, bekämpfte er in geradem Gegensatze zu dieser Goethe aufs heftigste. Später geriet er mit dem jungen Deutschland in eine heftige Fehde, doch die Zeit wuchs über ihn hinaus, da er sich der Zeit nicht anbequemen konnte. Vgl. Hermann Fischer in: Allgemeine Deutsche Biographie. XXI, S. 382ff.; Goedeke,[1] III, S. 1021ff. — Menzel, der anfänglich die Pichler bekämpfte (oben S. 261), da er gegen alle schriftstellernden Damen war, dachte später (1836), als er selbst Reaktionär geworden, anders über sie und ihre Werke (Agathokles; vgl. I, S. 594). Daß er die Pichler, als er 1831 in Wien war, nicht besuchte (oben S. 262) das ärgerte sie und sie äußerte sich 1833 in Baden Heinrich Laube gegenüber mit folgenden witzigen Worten über Menzels Nichtkommen: „Er kann mirs nicht vergeben, daß er mich heruntergerissen hat" (H. Laube, Gesammelte Werke. Hg. von H. H. Houben, VI, [Leipzig 1908], S. 61).

[438]) Literatur-Blatt auf das Jahr 1830. Redigiert von Wolfgang Menzel. Stuttgart und Tübingen 1830. S. 440: „Die erste Erzählung, das Turnier zu Worms, von Karoline Pichler, zwar nicht lang, doch langweilig."

[439]) Eine andere scharfe Rezension über Karoline Pichler aus der Feder Menzels s. in der Anmerkung 443 (Friedrich der Streitbare).

[440]) Die Erstaufführung in Wien des fünfaktigen Schauspiels von E. Raupach „Vormund und Mündel", das erst 1835 gedruckt wurde,

fand am 3. November 1827 am Wiener Burgtheater statt (Goedeke, VIII, S. 665 : 59). — Über Korns Auftreten in diesem Stücke vgl. Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1827 (Wien), S. 1193, wo es von ihm heißt: „Hr. Korn als Doriforth gab eine seiner ausgezeichnetsten Leistungen. Die Haltung, welche er dem Charakter zu geben wußte, bewies die umfassendste Herrschaft des Künstlers über seinen Stoff... Die Würde, der sinnige Ernst, das unterdrückte und doch stets aufflammende Gefühl fanden in Hrn. Korns Leistung die bedeutsamste Repräsentation und die Delikatesse seines Spiels verbreitete den höchsten Zauber sittlicher Anmut über seine treffliche Leistung. So trat das Charakterbild, dessen Entwicklung seinen Händen anvertraut war, in allen Nüancen scharf bezeichnet, in voller Klarheit hervor und bewährte neuerdings die Meisterschaft dieses trefflichen Künstlers."

[441]) Eine ausführliche Beschreibung des Eisganges vom Jahre 1830 und der Verheerungen, welche dieser in Wien anstellte, bietet Franz Sartori (Wiens Tage der Gefahr und die Retter aus der Noth. I, Wien 1830). Überschwemmt wurden die Vorstädte Leopoldstadt, Jägerzeile, Rossau, Thury, Lichtenthal, Althann, die Alservorstadt, die Landstraße, die Unteren Weißgärber, die Rotenturmstraße, Adlergasse, der Fischmarkt und Salzgries in der inneren Stadt. Die Überschwemmung vollzog sich in der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März. Über die Teilnahme des Kronprinzen Ferdinand vgl. Sartori I, S. 84ff.; über die Spenden, welche von allen Seiten und allen Ständen einliefen, Sartori, I, S. 95ff. Ein historisches Lied auf dieses Ereignis veröffentlichte E. K. Blümml, Deutsche Heimat III, (Wien 1907), S. 17ff.

[442]) Karoline Edle von Pelzeln starb am 5. April 1830 in der Stadt, Bürgerspital Nr. 1100 am Wasserkopf (Totenprotokoll der Stadt Wien im Konskriptionsamt. 1830. Buchst. B, P, fol. 27b). Da die Summe ihres Nachlasses 78 fl. 60 kr. ausmachte, so wurde eine Verlassenschaftsabhandlung durchgeführt (Archiv des Landesgerichtes in Wien, Fasz. V, Nr. 49 ex 1830).

[443]) Wolfgang Menzel (Literatur-Blatt auf das Jahr 1831. Stuttgart und Tübingen 1831. S. 193f.) spricht eigentlich über den Inhalt des Romans gar nichts, sondern läßt eine geharnischte Apostrophe gegen die weiblichen Schriftstellerinnen los, wobei er die Schlange im Paradies mit dem Gänsekiel identifiziert. Er ruft aus: „Möchten doch alle unsre schreibenden Damen statt des Gänsekiels die Nadel führen und uns ihre Romane [wie die Damen des Mittelalters] in die Wände sticken. Wie viel besser würden diese sein, denn es schämt sich keine, einen schlechten Roman zu schreiben, die sich überaus schämen würde, eine schlechte Stickerei aus-

zustellen. Und wie wenig würde man künftig an die Gelehrsamkeit und an den dichterischen Fähigkeiten der Damen zweifeln, wenn diese Gelehrsamkeit, diese Poesie nur in ihrer Nadel steckte. Doch wir müssen diese Hoffnung aufgeben." Das karge Lob steckt in den Schlußworten: „Zugegeben, daß Damen aus der modernen Gesellschaft berufen und auserwählt sind, uns in sentimentalen und tugendhaften, aufgeklärten und prüden, seichten und breiten Romanen über den groben und grausamen, unhöflichen und unkeuschen und doch reinen, tiefen und frommen Geist des Mittelalters zu belehren, — so ist die Dame Pichler ohne Zweifel wie eine der ersten, so eine der verdientesten Arbeiterinnen in diesem Fache." — Ganz im Gegensatz zu Menzels bissiger, auf den Inhalt gar nicht eingehenden Rezension, steht eine solche des Rezensenten 25 (Blätter für literarische Unterhaltung. 1831. II [Leipzig 1831], S. 914f.), der diese Arbeit zu den besten aus ihrer Feder zählt. Wenn Karoline Pichler in dieser Arbeit auch weniger lebendig und phantasievoll als in früheren schildert, so ist sie desto wahrer, gedankenreicher und würdiger. Wenn auch nicht eine Szene besonders hervorstechend wirkt, so ist doch alles am richtigen Ort und wohlbedacht. Die weibliche Hand ist nicht zu verkennen, daher oft Szenen voll Wehmut und Weichheit, oft mehr Besprechung als Darstellung, „aber die besonnene Schriftstellerin, die Frau von Geschmack und Bildung und ein Talent, das in der Darstellung weiblicher Seelenzustände am glücklichsten ist, verbirgt sich uns niemals." Das Historische in Friedrich ist nie verletzt, wenn auch die romantischen Begebenheiten in den Vordergrund treten. Vorzüglich gelungen erscheint dem Rezensenten die Königin Margarethe, ebenso sind die weiblichen Nebenfiguren beachtenswert. Kaiser Friedrich II, wenn auch über Pichlers Kräfte gehend, scheint ihm nicht mißglückt; am vortrefflichsten, ein Meisterstück aber scheinen die Szenen zu sein, wo Rudolf von Habsburg auftritt. Frangepani, Friedrichs Gegner, erscheint ihm in seinen Handlungen würdig erfunden und glücklich durchgeführt, dagegen die Gestalt Emerich Frangepanis, des Religionsschwärmers, „eine Erfindung von zweifelhafter Wahrheit". Der größte Vorzug des Romans soll in der geschickten Verbindung zwischen Geschichte und Roman liegen; nicht eine Verletzung der pragmatischen Geschichte konnte Rezensent finden, wohl aber manche Verstöße gegen die Kulturgeschichte. Manche Szene ist zu breit geraten, dagegen die Diktion durchaus anmutig in ihrer behaglichen Ruhe. Pichlers Stil und Ausdrucksweise, freilich etwas von Austriazismen durchsetzt, nimmt den ersten Rang unter ihren Mitschwestern ein.

444) Am 4. Dezember 1830 (also nicht am 5. Dezember, wie es oben S. 269 heißt) wurde in Wien Marie Edle von Pelzeln als das

jüngste und letzte Kind des Appellationsrates Josef von Pelzeln geboren. Kaum $1^1/_2$ Jahre alt, verlor sie ihren Vater durch den Tod und kam mit der Mutter und ihren beiden Geschwistern ins Haus der Großeltern (oben S. 286). Hier genoß sie eine treffliche Erziehung, an der sich die Großmutter mit Eifer beteiligte (oben S. 389). Die Sommer wurden in Baden verbracht (oben S. 288, 295, 318, 363, 368, 369 u. ö.). Als hier 1837 der Großvater Pichler starb, da zeigten die beiden Mädchen eine bewundernswerte Willensstärke ihrem Bruder gegenüber (oben S. 374f.). Beide, die nicht nur die Freude ihrer Großmutter waren (oben S. 370, 378), sondern auch die Herzen der Dichter Raimund (oben S. 317f.) und Franz August von Kurländer (oben S. 332) gewonnen hatten, wuchsen zu herzlich guten, geistvollen und gebildeten Mädchen heran (oben S. 287), welche die Großmutter gemeinsam mit dem Bruder August an ihren Abendgesellschaften, wenn auch nur als stumme, mit einer Handarbeit beschäftigte Zuschauer teilnehmen ließ (Franziska von Pelzeln in: Österr. Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch, Wien 1899, S. 55). Schon 1837 wirkte Marie in Baden in einer kleinen, von ihrer Schwester Franziska gedichteten Komödie mit und beteiligte sich an der Rezitation eines Seidlschen Gedichtes (oben S. 376), ebenso spielte sie 1842 und 1843 am Haustheater mit (Franziska v. Pelzeln, a. a. O. S. 56). In diese Zeit (1839) fiel die Bekanntschaft mit Hedwig Wolf (1831—1893; vgl. über sie H. M. Truxa in: Österreichisches Jahrbuch. Hg. von Helfert, XVIII, [Wien 1894], S. 55ff., besonders S. 58), welche für Marie von entscheidendem Einfluß war. Hedwig regte sie nicht nur zur Lektüre an, sondern brachte, selbst dichterisch begabt, die in Marie schlummernde dichterische Anlage zur Entfaltung. Die Mädchen liehen sich gegenseitig Bücher, über die sie dann ihre Meinungen austauschten, und schrieben Tagebücher, die sie sich vorlasen und in die sie ihre ersten dichterischen Versuche niederlegten (vgl. H. M. Truxa, Marie Edle von Pelzeln. Wien 1895, S. 9). Gedichte der Marie Pelzeln, die den Jahren 1845—1847 angehören (abgedruckt bei Truxa, Pelzeln, S. 10ff.), zeigen nicht nur tiefes, mit banger Schwermut gepaartes Empfinden, sondern auch Formschönheit und eigene Gedankenfülle. Vielleicht hat die darin geoffenbarte Schwermut im Tode der Großmutter (1843) ihren Grund, denn Marie war ein sensibles Mädchen, wie ihr Verhalten im Jahre 1848, das sie schmerzlich berührte, zeigte; ihr patriotisch und religiös empfindendes Herz konnte ebensowenig wie Hedwig Wolf die Revolution gutheißen (Truxa, Pelzeln, S. 14). Der Verkauf des Pichlerschen Hauses (1854) und der Tod der Mutter (1855) hatte die drei Geschwister in ein noch innigeres Verhältnis gebracht; sie schufen sich ein gemeinsames, trautes Heim (oben S. 532,

542f.) und blieben beisammen, bis der Tod sie trennte. Ihr einziges Vergnügen bestand in musikalischen Abenden und im Besuche der Theater; besonders Marie, die selbst sehr musikalisch war und ein feines musikalisches Gehör hatte (Truxa, Pelzeln, S. 15), bevorzugte diese geistigen Genüsse. 1862 war sie zum erstenmal unter dem Pseudonym Emma Franz als Dichterin in die Öffentlichkeit getreten (Truxa, S. 16) und nun folgten Erzählung auf Erzählung, sowie einige größere Romane (zusammen 207 Nummern, vgl. das Schriftenverzeichnis bei Truxa, S. 35ff.), die in den gelesensten katholischen Zeitschriften erschienen. Alle diese dichterischen Produkte zeichnen sich durch gute Charakteristik, strengen Rechtlichkeitssinn und fromme Gläubigkeit aus und stehen auf dem Boden katholischer Weltanschauung, denn Marie von Pelzeln war eine frommgläubige Katholikin.

Der Tod ihres Bruders (September 1891), dem sie eine aufopfernde und liebevolle Pflegerin war, ging ihr sehr nahe und die Aufregungen, die sie durchgemacht hatte, warfen sie im Herbst 1892 selbst aufs Krankenlager (Truxa, S. 16). Sie überstand die schwere Krankheit, aber eine, sich unangenehm fühlbar machende Blutleere blieb zurück (Truxa, S. 16), die zwar nicht geistig, aber körperlich sehr verstimmend wirkte. Dazu kam, daß Hedwig Wolf, die seit November 1892 zeitweilig bei den Schwestern Pelzeln wohnte, am 3. Januar 1893 gestorben war, jene Jugendfreundin, die Marie besonders nahe stand, die allen Kummer treulich mit ihr getragen und durch ihre anregenden Gespräche viel zur Aufheiterung getan hatte (Truxa, S. 17 und Österr. Jb. XVIII, S. 58, 62). Marie wurde immer schwächer und auch der Sommeraufenthalt in Döbling (1893 und 1894) konnte ihr Ende nicht aufhalten. Nach einem heiter verbrachten Abend starb sie am 25. Juli 1894 vormittags in Unter-Döbling (jetzt Wien XIX), Kreuzgasse Nr. 20, an Altersschwäche mittels serösen Ergusses ins Gehirn, wie das Totenprotokoll (1894, Buchst. P., Bezirksamt XIX, Juli, Fol. unbez.) meldet (vgl. noch Truxa, S. 17f.). Mit ihr war eine aufopfernde Schwester, eine treffliche Freundin dahingeschieden. Beerdigt wurde sie am Neuen Döblinger Friedhof; 1905 wurde sie exhumiert und mit ihren Geschwistern in einem gemeinsamen Grabe beigesetzt (oben S. 543). Nach den Schilderungen derer, die sie kannten, war sie ernst, konnte aber im Freundes- und Familienkreise eine beinahe kindliche Heiterkeit entwickeln; ihr Sinn war liebevoll, weich, für alles Edle und Schöne empfänglich, sie selbst von fast ängstlicher Gewissenhaftigkeit, außerordentlicher Pflichttreue und ganz besonderer Dankbarkeit (Truxa, S. 18f.). Einen kurzen, aber gut charakterisierenden Nachruf widmete ihr E. Laferme (Anna Feitzinger;

vgl. Truxa, S. 20f.), eine eingehende Biographie H. M. Truxa, (a. a. O.) und zwei kleine, wenig sagende Artikel stammen von C. M. Truxa (Allgemeine Deutsche Biographie, LIII, S. 9f.) und Franz Brümmer (Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginne des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, V[6] [Leipzig 1913], S. 245f.). Ein warmempfundenes Gedicht auf ihren Tod schrieb Franz Eichert (bei Truxa, S. 5f.).

[445]) Josef Chlopicky (1771—1854), polnischer General, zeichnete sich bereits in jungen Jahren im polnischen Militärdienst aus. Von 1797 ab diente er im französischen Heer, wurde Brigadegeneral, nahm aber seinen Abschied und trat als Divisionsgeneral 1815 in die polnische Armee, zog sich aber auch hier infolge einer Beleidigung bald in den Ruhestand zurück, bis er 1830 als Oberbefehlshaber beim Ausbruch der Revolution an die Spitze der Truppen trat. Am 5. Dezember zum Diktator erwählt, legte er diese Würde infolge von Angriffen am 23. Jänner 1831 nieder, focht dann als einfacher Soldat und wurde mehrfach verwundet. Seine späteren Tage verbrachte er in Zurückgezogenheit. Vgl. Nouvelle biographie générale, X (Paris 1856), Sp. 340ff.; Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau, Tagebücher, I (Wien 1909), S. 325.

[446]) Adam Mickiewicz (1798—1855), der größte polnische Dichter, ließ bereits 1822 seine ersten Dichtungen erscheinen. 1819—1823 war er Professor am Gymnasium zu Kowno. Im Oktober 1824 wurde er als Teilnehmer einer Studentenverbindung verhaftet und nach Odessa verbannt. 1825 nach Moskau übersiedelt, dichtete er hier sein Epos „Konrad Wallenrod" (St. Petersburg 1828), welches das Nationalgefühl der Polen gewaltig aufstachelte. 1829 war er bei Goethe in Weimar und dann in Italien. Die polnische Revolution rief ihn im Mai 1831 nach Posen. 1832 ging er nach Paris, wo er seine späteren Lebenstage verbrachte. Vgl. Nouvelle biographie générale, XXXV, Sp. 437ff.

[447]) Johann Karl Friedrich Anton Graf von Diebitsch und von Narden, genannt Zabalkanski (1785—1831), russischer General, war 1797 in preußische Dienste getreten, ging später zu den Russen, beteiligte sich am Feldzug des Jahres 1805 erfolgreich und wurde bei Austerlitz verwundet. Im Oktober 1812 bereits Generalmajor, machte er die siegreichen Feldzüge der nächsten Jahre mit, nahm an der Konvention von Reichenbach teil, wurde nach der Schlacht bei Dresden Generalleutnant und marschierte mit nach Paris. Er beteiligte sich am Wiener Kongreß und wurde 1820 Chef des Generalstabs. Im Türkenkrieg eroberte er 1829 Varna, machte einen kühnen Zug über den Balkan, daher sein Beiname Zabalkanski, und wurde Feldmarschall. 1831 zog er gegen die Polen, lieferte die blutige Schlacht bei Ostrolenka, starb aber be-

reits in der Nacht vom 9. auf den 10. Juni 1831 an der Cholera. Vgl. Nouvelle biographie générale, XIV (Paris 1858), Sp. 125f.; Kübeck von Kübau, Tagebücher, I, S. 373, 405, 431f.

[448]) Karl Bołoz von Antoniewicz (1807—1852), seiner Abstammung nach ein Armenier, lebte einige Jahre in Wien dem Studium und der Dichtkunst. Bei Ausbruch des polnischen Insurrektionskrieges studierte er an der Lemberger Universität, meldete sich aber sofort als Mitstreiter und kämpfte bis zu Ende des Krieges mit (Pichler behauptet das Gegenteil: oben S. 271). Wissenschaftlicher Zwecke wegen unternahm er später eine Reise in den Orient, verehelichte sich nach der Rückkehr und als ihm in rascher Folge 5 Kinder und seine Gattin Sophie Nikorowicz entrissen wurden, trat er 1839 in den Jesuitenorden. Ein tüchtiger Kanzelredner und Seelsorger beteiligte er sich wiederholt an Missionen. Während einer solchen starb er zu Obra in Preußen an der Cholera. Vgl. Wurzbach, I, S. 48f; K. Estreicher, Bibliografia Polska I, (Krakau 1870), S. 32ff. und VI (1881), S. 16; C. Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, I (Bruxelles 1890), S. 429ff. und Ferd. Speil, P. Karl Antoniewicz. Breslau 1875.

Der von Karoline Pichler (oben S. 271) erwähnte, ihr von Karl Antoniewicz zugeeignete Sonettenkranz erschien 1828 im Druck (Sonety, Lemberg 1828. 8⁰. 30 S.). Es sind 21 Sonette in polnischer Sprache, die größtenteils Dichterzitate paraphrasieren. Das Widmungssonett (S. 3f.), unterzeichnet mit Skwarżawa, 5. September 1827, ist in etwas holperiger deutscher Sprache abgefaßt und „An Caroline Pichler, geborne Greiner" gerichtet; es schließt mit:

In einer fremden Sprache hab ich jetzt gesungen,
Doch Lieder sind mit Tönen zu vergleichen,
Die aus dem Schoße der Natur erklungen;
Verschmähen wirst du nicht dies schwache Zeichen
Der Dankbarkeit für jene wen'gen Stunden,
Die mir so schön bei dir dahin geschwunden.

[449]) Nikolaus Bołoz von Antoniewicz stand während seines Wiener Aufenthaltes in Beziehungen zu Lenau. Beide bewohnten vom November 1829 bis zum Juli 1830 zusammen, nacheinander in drei verschiedenen Gassen (Weihburggasse 922, Wollzeile 784 und Singerstraße 891), ein gemeinsames Zimmer. Lenaus Polenlieder verdanken diesem Zusammenleben ihre Entstehung. Lenau „Abschied von Galizien" ist eine Übertragung eines Gedichtes des Bołoz. Er fertigte sie, die einzige, die er in seinem Leben machte, nach einer wörtlichen Übersetzung ins Deutsche in kongenialer Weise. Bołoz teilte später einige Züge aus diesem Zusammenleben Anton Schurz, Lenaus Schwager, mit (Anton X

Schurz, Lenaus Leben. I [Stuttgart 1855], S. 94ff.). Was L. A. Frankl (Erinnerungen. Prag 1910. S. 91f.) über Lenau und Antoniewicz sagt, bedarf mehrfacher Berichtigung, denn beide wohnten, wie bereits gesagt, zur Zeit der Übersetzung des „Abschieds von Galizien“ beisammen in der Stadt und nicht getrennt in einer Vorstadt Wiens und dann wurde Antoniewicz später nicht, wie Frankl in Verwechslung mit Karl Bołoz von Antoniewicz meint, Jesuit. Diese Verstöße Frankls hätte Stephan Hock als Herausgeber der Erinnerungen berichtigen sollen. Nikolaus Antoniewicz, der bereits in Wien sich dichterisch betätigte, gab später eine größere Anzahl poetischer Werke in polnischer Sprache heraus (vgl. K. Estreicher, Bibliografia Polska. I [Krakau 1870], S. 35f.; VI [1881], S. 17).

Dessen, von der Pichler oben S. 271 erwähnter Vater war Christoph Bołoz von Antoniewicz, der 1819 und 1820 Rat beim k. k. Appellationsgericht in Stanislau und 1821 ebensolcher in Lemberg war (Schematismus des Königreiches Galizien und Lodomerien. Lemberg 1820, S. 320; 1821, S. 337; 1822, S. 323).

[450]) Diese beiden Absätze sind nur in der Handschrift enthalten. — Kaiser Nikolaus besuchte inkognito am 10. Oktober 1835 die Kapuzinergruft in Wien, um Kaiser Franz die letzte Ehre zu erweisen (Cöl. Wolfsgruber, Die Kaisergruft bei den Kapuzinern in Wien. Wien 1887, S. 75). — Über die damals in Wien herrschende Polenbegeisterung vgl. man einen Brief Lenaus an seinen Freund Matth. Leopold Schleifer vom 11. März 1831 (Nik. Lenau, Sämtliche Werke und Briefe. Hg. von Eduard Castle, III [Leipzig 1911], S. 65).

[451]) Vgl. oben I, S. 186f., mit Anm. 328.

[452]) Franz Martin Pelzel, Geschichte der Böhmen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. [4] II (Prag 1817), S. 788f.

[453]) Weder „Goethes Gespräche“ (Hg. von Wold. Freiherrn v. Biedermann. IX. 1 [Leipzig 1891], S. 82: Arzneiwesen) noch Briefe, noch P. H. Gerber (Goethes Beziehungen zur Medizin. Berlin 1900) bieten diesen Ausspruch.

[454]) Johann Nepomuk Freiherr Malonyay von Kis-Malonya, der letzte seines Stammes, geboren zu Basch im Ungarn, war 1815 kgl. Rat, später Obergespann von Neutra und schließlich Oberst-türhüter, Geheimer Rat und Vizekanzler der kgl. ungarischen Hofkanzlei in Wien geworden. Er starb in Wien am 10. November 1837 an Lungenlähmung, 64 Jahre alt (Iván Nagy, Magyarország családai czimerekkel, VII [Pest 1860], S. 281; Totenprotokoll der Gemeinde Wien im Konskriptionsamt, 1837, Buchst. M, fol. 28a). — Seine Frau Juliana war die Tochter des Geheimen Rates Paul Freiherrn von Révay und der Franziska, geb. Gräfin

Brunszvik; sie war seit 14. September 1803 Sternkreuzordens- und Palastdame und starb 1831 an der Cholera (frdl. Mitteilungen der Kanzlei des h. a. Sternkreuzordens in Wien).

[455]) F. J. Bertuch, Novus orbis pictus iuventuti instituendae et oblectandae. Editio recens, textu latino et hungarico aucta, consilio et cura quorumdam Hungariae Litteratorum, patriae amantium. Sumtibus Francisci Xaverii Peruscheg. Tomus primus. Viennae Austriae 1805. Typis Antonii Pichler. Der Text des Werkes ist lateinisch, ungarisch, deutsch und französisch gegeben. Im ganzen sind es 10 Teile in 7 Bänden.

[456]) Bereits in den ersten Septembertagen waren viele Fälle von Nerven-, gastrischem und Wechselfieber in Wien aufgetreten, einige Brechdurchfälle waren zu verzeichnen, doch gab man sich, da die Absperrvorrichtungen trefflich funktionierten und die Erkrankten isoliert und an die Spitäler abgegeben wurden, keiner besonderen Angst hin, bis plötzlich die Cholera am 14. September mit solcher Heftigkeit auftrat, daß alles von Furcht und Schrecken befallen wurde und infolge dieser ansteckenden, panischen Angst bis zum 18. September eine große Anzahl von Todesfällen zu verzeichnen war. Vgl. Anton Dominik Bastler, Die Cholera in Wien. Wien 1832, S. 9ff.; Hermann Meynert, Kaiser Franz I., Wien 1872, S. 372ff.; Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau. Tagebücher, I (Wien 1909), S. 463ff. (eine sehr eingehende Schilderung); Aus Bauernfelds Tagebüchern. Hg. von K. Glossy, I (Wien 1895), S. 58f. — Wenn Karoline Pichler (oben S. 275) auf die Zusammenhänge zwischen abnormalen Wettererscheinungen und der Cholera hinweist, wenn sie von Schriften spricht, die dazu historische Belege boten usw., so dürfte sie eine sehr interessante Abhandlung des Wiener Astronomen J. J. Littrow (Über die meteorologischen Erscheinungen der beiden Monate September und Oktober 1831 in Wien: Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1832, S. 41ff., 49ff., 57ff., 153ff.) in Erinnerung behalten haben, die, wenn auch erst 1832 erschienen, einen historischen Überblick über auffallende Lichterscheinungen und Nebel am Himmel zur Zeit großer Epidemien gibt und die Wahrscheinlichkeit des Zusammenhanges dieser Erscheinungen mit den epidemischen Krankheiten anerkennt. Interessant sind in dieser Arbeit die Angaben über das Flüchten von Vögeln und Tieren bei Epidemien (S. 59f.), da man diese Erscheinung auch in Wien beobachtet haben will (oben S. 281), über das Auswandern der Menschen (S. 60f.; vgl. oben S. 275f.) und über die Verwendung stark riechender Substanzen als Präservativmittel gegen die Cholera (S. 62, vgl. oben S. 275).

[457]) Unter den Opfern der Cholera findet sich am 15. September 1831 Samuel Gottlieb, Handelsmann, 62 Jahre alt, der von der

Stadt Nr. 548 nach Nr. 1194 tot überbracht wurde (Wiener Zeitung. 1831, S. 1261).

[458]) Richtiger: „Entsetzt zu sterben, ist er so gestorben" (Wort des Ricardo über den Tod des Königs im Trauerspiel „Alarcos" von Friedrich von Schlegel: Sämmtliche Werke. [2] IX [Wien 1846], S. 241 [II. Akt]).

[459]) Über den Tod und die Verlassenschaft Josef v. Pelzelns vgl. oben Anm. 286.

[460]) August von Pelzeln gehörte dem Wiener Schottengymnasium im Schuljahre 1841 als Schüler der 2. Humanitätsklasse (6. Klasse) an und erhielt als Schlußnote im Fleiß und in allen Gegenständen (Religion, Interpretation und Stil, Griechisch, Geographie und Geschichte, Mathesis) Eminenz, damit seine Gymnasialstudien beendend. Vgl. Iuventus caesareo-regii Gymnasii ad Scotos Viennae e moribus et progressu in literis censa exeunte anno scholastico MDCCCXLI. Vindobonae (1841), S. 4. — Über die damalige Unterrichtsmethode, die Gegenstände, Klassifikation usw. am Schottengymnasium in Wien vgl. Albert Hübl, Geschichte des Unterrichtes im Stifte Schotten. Wien 1907, S. 99ff. Hervorhebenswert wäre, daß der Naturgeschichtsunterricht damals nicht bedeutend war (Hübl, S. 119).

[461]) Ein Aufsatz über das Thema „Sympathie und Nachahmung" aus Karoline Pichlers Feder erschien nicht.

[462]) Die Versammlung war, da 1831 die Cholera wütete, auf das Jahr 1832 verschoben worden, litt aber, da auch 1832 die Cholera in Wien ihre Opfer forderte, darunter, da manche Gelehrte auf die Teilnahme verzichteten. Trotzdem war der Besuch gut. Ursprünglich waren die Regierung und besonders Metternich gegen die Abhaltung, aber schließlich gelang es dem Grafen Kaspar Sternberg doch, alle Hindernisse zu beseitigen, so daß der Kongreß vom 18. bis 27. September 1832 stattfinden konnte und sich sogar der Gunst des Fürsten Metternich erfreute, der alles aufbot, um die Fremden für sich zu gewinnen, daher sie von Seite der Regierung mit größter Aufmerksamkeit behandelt wurden (vgl. Karl Friedrich Freiherr von Kübeck, Tagebücher, I [Wien 1909], S. 585f.). Was Karoline Pichler von den Teilnehmern sagt, bestätigt die offizielle Teilnehmerliste (Freiherr von Jacquin und J. J. Littrow, Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Wien im September 1832. Wien 1832. S. 34ff.). — L. A. Frankl (Episch-lyrische Dichtungen. Wien 1834, S. 206ff.) besang den Freiherrn Josef von Jacquin als Präsidenten der Naturforscherversammlung, dabei in Kürze auch alle wichtigen Ereignisse in dieser Versammlung, so Burdachs Vortrag (Str. VIII 4), streifend. Josef Daniel Böhm schlug eine Medaille

auf die Versammlung (Wilh. Englmann, Josef Daniel Böhm Wien 1912, S. 17, Nr. 17).

463) Eduard Young, Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Englisch und deutsch von Joh. Arnold Ebert, I (Leipzig 1790), S. 42, Vers 228f. — Dieselbe Stelle bereits I, S. 129 zitiert.

464) Josef Johann Littrow (1781—1840), ein Deutschböhme, bedeutender Astronom. Er war seit 1819 Direktor der Wiener Sternwarte. Vgl. Wurzbach, XV, S. 286ff. — Seine astronomischen Schriften, besonders eine Kometenschrift zieht Karoline Pichler öfter heran, vgl. II, S. 137 und oben Anm. 456. — Er gehörte zu den Besuchern des Pichlerschen Salons (Franziska von Pelzeln in: Österr. Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 55).

465) Eine eingehende Darstellung der Fahrt nach Baden am 23. September, des Empfanges beim Erzherzog Karl, des Festessens usw. gibt der Bericht etc. S. 64f. Betreffs der Toaste u. dgl. ergänzt Karoline Pichler den Bericht. Der Toast Littrows auf die Stadt Baden bei Herm. Rollett, Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien, X (Baden 1897), S. 85. Auch ein Gedicht von Professor Stein „Gruß und Willkomm Cetiens, der Nymphe des Badener Heilquells in ihrem und ihrer Schwestern in Austria Namen, an die sie besuchende Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte am 23. September 1832" (Abgedruckt: Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1832, S. 937f.) wurde an der Tafel vorgelesen und mit Beifall aufgenommen.

466) Über die Jugendbekanntschaft mit Josef Franz Freiherrn von Jacquin vgl. I, S. 158f.

467) Josefa Freifrau von Doblhof-Dier, geb. von Buschmann, war damals bereits Witwe nach Josef Freiherrn von Doblhof-Dier (1770—1831). Sie wurde am 11. Jänner 1773 geboren und starb am 31. März 1846 (Genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser, I [Gotha 1848], S. 85). — Karoline Pichler war öfters bei ihr in Weikersdorf geladen (vgl. oben S. 362).

468) Ferdinand Graf Colloredo-Mansfeld (1777—1848) beteiligte sich 1809 an der Schlacht bei Aspern, trat später in den Staatsdienst und regelte das niederösterreichische Steuerwesen. Er war Präsident der Landwirtschaftsgesellschaft und des Gewerbevereins in Wien und führte als erster die fabrikmäßige Erzeugung von Zucker aus Runkelrüben in Niederösterreich ein. Vgl. Wurzbach, II, S. 420f. Über letzteren Gegenstand sprach er auch in der physikalisch-chemischen Sektion der Naturforscherversammlung (Bericht, S. 89).

469) Friedrich Jäger Ritter von Jaxtthal (1784—1871), ein berühmter Augenarzt und Operateur, wirkte von 1825—1848 als

Professor der Augenheilkunde an der Wiener Universität (vgl. Aug. Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte, III [Wien 1886], S. 373). Er war Teilnehmer der Versammlung (Bericht, S. 36). Jäger war ein Intimus des Fürsten Metternich (vgl. L. A. Frankl, Erinnerungen. Hg. von St. Hock. Prag 1910, S. 219ff.) und einer der bedeutendsten und gesuchtesten Ärzte in Wien (vgl. Theodor Puschmann, Die Medicin in Wien während der letzten hundert Jahre. Wien 1884, S. 167ff.).

[470]) Johann Georg Lumnitzer (1783—1864), ein Zipser, wurde 1824 Pastor in Brünn und 1830 Superintendent für Mähren und Schlesien. In seiner freien Zeit beschäftigte er sich mit den Naturwissenschaften und gab mehrere Schulbücher heraus. Er hinterließ eine große Mineraliensammlung. Vgl. Wurzbach, XVI, S. 159f.

[471]) Ludwig Friedrich Froriep (1779—1847) wurde 1801 Extraordinarius für Geburtshilfe in Jena, wirkte später in Halle und Tübingen, wurde 1814 Leibarzt des Königs von Württemberg und ging 1816 nach Weimar, wo er die Leitung des Landesindustriekomptoirs, das seinem Schwiegervater Bertuch gehörte, übernahm. Er verfaßte ein seinerzeit weitverbreitetes Lehrbuch der Geburtshilfe. Vgl. Hirsch a. a. O. II (Wien 1885), S. 453f.

[472]) Karl Friedrich Burdach (1776—1847) war seit 1811 Professor in Dorpat und seit 1814 in Königsberg. Er beschäftigte sich viel mit Entwicklungsgeschichte und mit der Erforschung des Gehirns (Hirsch, I, S. 622f.). — Er hielt in Wien einen Vortrag „Über den Schall und Schlag des Herzens" am 18. September (vgl. Bericht, S. 54f.), dieser behagte der Pichler nicht (s. S. 249). — Joh. Bapt. Rupprecht, der Teilnehmer der Versammlung war (Bericht, S. 37), besang Burdach in einem Gedicht (Kübeck, Tagebücher, I, S. 586). Über den Wiener Aufenthalt berichtet Burdach selbst in Kürze (Rückblick auf mein Leben. Leipzig 1848. S. 402f.).

[473]) Johann Christian Friedrich Harleß (1773—1853) wurde 1794 Professor in Erlangen und nahm 1818 einen Ruf nach Bonn an, wo er die klinischen Anstalten organisierte. Er schrieb bedeutende Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte der Medizin und der Seuchengeschichte. Vgl. Hirsch, III, S. 54ff. — Das Buch, auf welches die Pichler anspielt, heißt: Die Verdienste der Frauen um Naturwissenschaft, Gesundheits- und Heilkunde, sowie auch um Länder-, Völker- und Menschenkunde von der ältesten Zeit bis auf die neueste, Göttingen 1830 (K. Pichler besaß es: vgl. Bücherverzeichnis im Nachlaßakt, Nr. 5). Maria Baronin von Zay ist auf S. 284ff. sehr eingehend behandelt, besonders wird ihre schon frühzeitige Vorliebe für die Heilkunde, ihr segensvolles Wirken in Ungarn auf diesem Gebiete und ihr Interesse für den animalischen

Magnetismus hervorgehoben. Auch Karoline Pichler wird darin besprochen (S. 273 f.) und als „eine der anziehendsten, geistreichsten und liebenswürdigsten" Schriftstellerinnen hingestellt, „aus deren Schriften durchaus die edelste und gediegenste Gesinnung, das wärmste Gefühl für das Rechte, sittlich Gute, wie für das Schöne und tiefes Studium des menschlichen Herzens spricht". Harleß behandelte sie deswegen, weil sie einen Aufsatz über „Die Tropfsteinhöhle zu Blasenstein" (Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat, 1809, S. 81 ff. = S. W. [2] XVII, S. 45 ff.) geschrieben hatte. — Über ihre Bekanntschaft mit Harleß vgl. man noch S. W. [2] LIII, S. 261 f.

[474]) Joh. August Zeune (1778—1853), Blindenpädagog, Germanist und Geograph, seit 1803 Gymnasiallehrer in Berlin; errichtete 1806 eine Blindenlehranstalt, wurde 1810 Extraordinarius der Geographie an der Universität Berlin, als welcher er die physikalische Erdkunde förderte und den Reliefglobus einführte. Seit 1811 mußte er auch die Kanzel für deutsche Sprache supplieren und hielt Vorlesungen über das Nibelungenlied, das er ins Neuhochdeutsche übertrug (1814) und von dem er eine Schulausgabe veranstaltete (1814; 2. Aufl. 1836). Er beschäftigte sich auch mit der Sprachreinigung. Vgl. L. Fränkel in: Allgemeine Deutsche Biographie, XLV, S. 121 ff. — Über seinen Besuch bei der Pichler in Wien (1832) vgl. oben S. 296.

[475]) Josef Leopold Auenbrugger (1722—1809) war seit 1751 am spanischen Hospital in Wien, wurde bereits 1754 auf die Schallunterschiede, die er beim Anschlagen an die Brustwand bemerkte, aufmerksam und schrieb 1761 eine Abhandlung darüber, die aber wenig Beifall fand. Erst 1808 kam durch Corvisart seine Entdeckung zu Ehren (Hirsch, I, S. 225 f.; Th. Puschmann, Die Medicin in Wien während der letzten 100 Jahre. Wien 1884, S. 30 ff.).

[476]) Die Fahrt nach Laxenburg, sowie die auf Befehl des Kaisers dort gegebene Tafel fand am 25. September 1832 statt, Metternich nahm an ihr teil, Strauß besorgte die Tafelmusik (vgl. Bericht, S. 66).

[477]) Johann Baptist Bolza (1801—1869), ein Italiener, erwarb sich 1823 in Pavia das Juristendoktorat, kam 1825 nach Wien und trat 1826 als Konzeptspraktikant der Hofkammer in den Staatsdienst. Hier diente er bis 1841, kam dann zum Staatsrat und 1850 als Ministerialsekretär ins Unterrichtsministerium. Er war hauptsächlich Philologe, wo er ganz Ersprießliches leistete, nebenbei dichtete er, doch übertraf ihn in dieser Eigenschaft seine Frau Eugenie. Vgl. Wurzbach, II, S. 33 f.; Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. [5] I, S. 152. Eine gute Charakteristik von ihm, die sich mit der Pichleri-

schen (oben S. 297) in manchem deckt, lieferte Uffo Horn in seinem Pamphlet „Österreichischer Parnaß bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar", Frey-Sing (Hamburg 1842), S. 9: „Lange, gute Figur, elegant, savoir vivre, Italiener und enthusiastischer Verehrer seiner heimatlichen Literatur, Philologe, kennt die deutsche Literatur und Sprache, hat es aber in der deutschen Grammatik noch nicht weit gebracht; schreibt auch deutsch, aber mehr zu seinem Vergnügen als zu dem des Publikums; garçon." K. Pichler besaß von ihm sein „Handbuch zur Erlernung der italienischen Sprache" (Wien 1835; Nr. 89 des Bücherverzeichnisses im Nachlaßakt). — Einen ähnlichen Gedanken betreffs Poesie und Hofkammer äußerte Pichler bereits oben S. 56f.

[478]) Ludwig August Frankl (1810—1894), ein Deutschböhme, wurde frühzeitig, schon während seiner Prager und Leitomischler Studentenzeit angeregt, sich dichterisch zu betätigen. Sein erstes Gedicht „Jan Pancíř" erschien 1828 im Hormayrschen Archiv im Druck. 1828 kam Frankl nach Wien, studierte hier Medizin und brachte sich kümmerlich mit Stundengeben fort. Hier machte ihn 1832 sein erstes Buch „Das Habsburglied. Historische Balladen" rasch bekannt. Die besten Wiener Gesellschaftskreise öffneten ihm jetzt ihre Salons. 1834 folgten die durch Hammer-Purgstall angeregten, Karoline Pichler gewidmeten „Sagen aus dem Morgenlande" (Leipzig) und 1836 sein episches Gedicht „Christophoro Colombo" (Stuttgart). Im Jänner 1837 in Padua zum Doktor der Medizin promoviert, durchreiste er darnach Italien, kam nach Wien zurück, wo er 1838 Sekretär der israelitischen Kultusgemeinde wurde. 1846 erschien sein größtes Epos „Don Juan d'Austria". Seine späteren Arbeiten sind weniger dichterischer als biographischer und kulturhistorischer Art. Ein Teil davon ist in den „Erinnerungen" (Hg. von St. Hock, Prag 1910) zusammengefaßt, die aber kritischer Nachprüfung sehr bedürfen. Vgl. Stefan Hock in: Frankls Erinnerungen, S. IXff.; Wurzbach, IV, S. 334ff. und Allgemeine Deutsche Biographie XLVIII, S. 706ff. (A. Schlossar).

Bei Karoline Pichler wurde Frankl 1832 durch Hammer-Purgstall eingeführt (Frankl, Erinnerungen, S. 105) und gehörte bald zu den gern gesehenen Mitgliedern dieses stillen, aber noch immer anregenden Kreises, wo er durch sein Vorlesetalent und seine munteren Eigenschaften die Gesellschaft vielfach erheiterte (oben S. 298). Er führte Bauernfeld bei der Pichler ein (oben S. 304), speiste mit Lenau und Raimund bei ihr (oben S. 311, 317), versorgte sie mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, über die sie brieflich ihre Äußerungen abgab (vgl. unten Anm. 570), las seinen „Don Juan d'Austria" bei ihr vor, wobei sich die jungen Mädchen zurückziehen mußten (Franziska von Pelzeln in: Öster-

reichisches Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 55) und vermittelte Beiträge von ihr an Zeitschriften (I, S. 632f β). Sie betraute ihn bei einer Soirée zu Ehren des Erzbischofs Ladislaus Pyrker, von der Frankl eine vielleicht allzu lebendige Schilderung gab (Die Presse, XV [Wien 1862], Nr. 31 = Erinnerungen, S. 104ff.), mit der Vorlesung ausgewählter Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihren Vater, den Hofrat Greiner, über die sich Frankl kurze Notizen machte (Erinnerungen, S. 108ff.). 1834 hatte er ihr seine „Sagen aus dem Morgenlande" (Leipzig 1834. 4⁰. VIII, 92 S.) mit einem dreistrophigen Widmungsgedicht zugeeignet (S. Vf.), worin er, anknüpfend an ihre „Biblischen Idyllen", von der Sehnsucht des Menschen nach dem Osten, dem Paradies spricht und von ihr sagt (Str. 2):

Du kennst es wohl mit seinen Palmenhügeln,
Du hast es freundlich auch begrüßt im Lied,
Und brachtest aus des Morgens Zauberspiegeln
Uns Bilder mit ins heimische Gebiet;
Wie eine Biene, die mit goldnen Flügeln
Ein Blüthenblatt im Mund zur Zelle zieht,
So nimm denn freundlich auf in deine Hände,
Was ich an Blüthen dir aus Osten spende.

Sie beschenkte ihn dafür zu Weihnachten 1834 mit einem silbernen Leuchter, dessen Bedeutung das Gedicht „Zur Weihnacht" (Frankls Sonntags-Blätter, III [Wien 1844], S. 1202; fehlt S. W. [2]) erläuterte.

Als Frankl kurze Zeit das „Österreichische Morgenblatt" herausgab, da veröffentlichte Pichler darin einen Brief der Brachmann (oben Anm. 285) und als 1842 Frankl die „Sonntags-Blätter für heimathliche Interessen" gründete, da stellte sie sich mit folgenden Artikeln als Mitarbeiterin ein:

a) I (1842): α) S. 201ff., 270f.: Briefe einiger Österreichischer ausgezeichneter Männer, I (Brief Glucks an einen Verwandten der Pichler [J. B. von Pelzeln], d. d. Perchtoldsdorf, 20. Juni 1798. — Der Brief stammt jedoch nicht von Gluck, wie K. Pichler unterm 26. März 1842 selbst berichtigte; ebd. S. 244f.). — II. (Brief des Altgrafen Franz Hugo von Salm an Caroline Pichler, d. d. Wien, 15. Februar 1832. — Vgl. oben Anm. 185).

β) S. 577ff.: Nekrolog. Marie Gräfin von Zay, geborne Freiin von Calisch (Wien, im Julius 1842 = S. W. [2] LIII, S. 252ff.).

b) II. (1843), S. 265ff.: Über ältere österreichische Schriftsteller. Silhouetten aus der Erinnerung geschnitten. — Behandeln: Sonnenfels, Haschka, Alxinger, Schreyvogel, Pezzl, Dr. Gall, Dr. Barth.

Diese Pichlerschen Artikel waren rückschauender Art, bedingt durch ihre Arbeit an den „Denkwürdigkeiten", und ähnlich denen, welche sie in den „Zerstreuten Blättern II" zusammenstellte, welchen Frankl eine Anzeige widmete (unten Anm. 563).

Als Karoline Pichler den schwersten Verlust ihres Lebens durch den Tod ihres Mannes erlitt, da stellte sich Frankl mit einem Nachruf ein (I, S. 505) und als Karoline Pichler selbst dahingegangen war, da war er einer der wenigen, die an ihrem offenen Grabe standen und der seinen Dank durch einen warmgefühlten Nachruf abstattete (Karoline Pichler. Sonntags-Blätter, II [Wien 1843], S. 677ff. = Augsburger Allgemeine Zeitung, 1843, Nr. 218, S. 1701 f.). Er veranlaßte, daß ihr, von Gabriele Beyer 1785 in Pastell ausgeführtes Jugendbildnis von Joh. Stadler lithographiert wurde (Sonntags-Blätter, II, S. 842; nach dieser Lithographie bei: Max Mell, Österreichische Zeiten und Charaktere, Wien 1912, S. 177) und wünschte, daß eine Büste der Pichler in der Karlskirche neben der des Heinrich v. Collin aufgestellt werden möge (Sonntags-Blätter, II, S. 842), wozu er das Honorar für die Briefe, welche er von der Pichler hatte, gewidmet hätte (Album usw., S. 77), falls Karoline Pichlers Briefwechsel herausgekommen wäre. Einen kleinen Teil dieser Briefe druckte er ab (unten Anm. 570), ebenso ein an ihn gerichtetes Gedicht „Zur Weihnacht" (s. oben). Als die „Denkwürdigkeiten" erschienen, da besprach er sie kurz (Sonntags-Blätter, III [Wien 1844], S. 304) und brachte einen Abschnitt daraus „Meine Mutter am Hofe Maria-Theresias" (ebd. III, S. 289 ff. = Denkwürdigkeiten I ^{2}, S. 7—22, 26—28, 29f.) zum Abdruck.

[479]) Dr. med. Johann Nepomuk Beck (1789—1833) war seit April 1825 Stadt- und Badearzt in Baden. 1832 war er k. k. Sanitätsrat geworden und bewillkommte als solcher im September die Naturforscher, die von Wien nach Baden kamen. Er war auch literarisch tätig und schrieb einige Arbeiten über Baden (Herm. Rollett, Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien, III [Baden 1890], S. 60 und Die Special-Schriften über den Curort Baden bei Wien. Wien 1887, S. 16f., Nr. 35 und 38; Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Wien im September 1832. Wien 1832, S. 65). Er wohnte in Baden Frauengasse Nr. 87 (jetzt Nr. 6; H. Rollett, Neue Beiträge usw. IX [Baden 1896], S. 68).

[480]) Franz Habel, Doktor der Medizin der Universität Wien, geboren 1804 in Wien, hatte 1829 seine Dissertation „Über den Einfluß des Gefäß-Systemes auf die Blutbewegung" (Wien 1829. 8⁰. 72 S.), die er seinem Lehrer an der Universität, Prof. Dr. Philipp Karl Hartmann zueignete, in Druck gegeben. 1852 ließ er eine Skizze „Baden bei Wien" (Wien 1852. 8⁰. 63 S.) erscheinen. 1832

beteiligte er sich als junger Mediziner am Naturforschertag in Wien (Bericht usw., S. 35), wurde nach Doktor Becks Ableben 1833 Stadtarzt in Baden, wo er eine sehr gemeinnützige Tätigkeit entfaltete, so daß er 1853 zum Ehrenbürger ernannt wurde. 1866 starb er. Vgl. Herm. Rollett, Neue Beiträge usw., VIII (Baden 1895), S. 62f. und Die Special-Schriften usw., S. 20, Nr. 53. — Habel behandelte 1837 Andreas Pichler und August v. Pelzeln (oben S. 363f., 365f., 374, 376, 377).

[481]) Anna Brownell Jameson (1794—1860), die Tochter des Miniaturmalers Brownell Murphy, war einige Zeit Erzieherin, heiratete 1825, gab 1826 ihr erstes, Aufsehen erregendes Buch „The Diary of an Ennuyée" heraus, ging 1833 nach Deutschland und wurde mit Ottilie von Goethe innig befreundet, kehrte jedoch im Oktober wieder nach England zurück. 1834 neuerdings nach Deutschland gekommen, verblieb sie zwei Jahre dort. Ihren Besuch des Kontinents schilderte sie in ihren „Visits and Sketches" (1834, 1837). Später schrieb sie über christliche Kunst. Vgl. Sidney Lee, Dictionary of national biography. XXIX (London 1892), S. 232ff.; F. Seligmann, Ein Bilderbuch aus dem alten Wien. Wien und Leipzig 1913, S. 25ff. mit Bild, 43f. (ein Brief der Ottilie Goethe an Romeo Seligmann über Jamesons Tod).

[482]) Johann Georg Schwarz war von 1833—1852 Generalkonsul der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Wien (vgl. Gothaisches genealogisches Taschenbuch, LXXI [Gotha 1834], S. 277; LXXXIX [1852], S. 517).

[483]) Ottilie von Goethe, geb. von Pogwisch (1796—1872), in Weimar aufgewachsen, schwärmerisch und allem Romantischen zugetan, hatte sich 1817 nach einem schweren Verzicht auf ihre erste Liebe mit August von Goethe vermählt. Die Ehe war eine unglückliche. In Goethes Hause lebend, trug ihre Anmut und Liebenswürdigkeit viel bei, den Goetheschen Haushalt angenehm zu gestalten. Goethe stand ihr freundlich gegenüber, nahm an der von ihr gegründeten Zeitschrift „Chaos" warmen Anteil und sie verschönerte auch nach dem Tode ihres Mannes († 1830) Goethes Lebensabend. Sie widmete sich, aber nicht mit bestem Erfolg, der Erziehung ihrer Kinder und arbeitete an ihren englischen Übertragungen (Tasso u. a.). Dadurch kam sie mit englischen Schriftstellern in Beziehungen, darunter auch mit Anna Jameson (Anm. 481), auf deren Wirken sie vielfachen Einfluß hatte. 1834 kam sie nach Wien, stieg im Gasthof „zum römischen Kaiser" ab, lernte Romeo Seligmann kennen, der ihr zeitlebens ein treuer Freund blieb, und verkehrte mit der Pichler, die bei ihr Bauernfeld kennen lernte (oben S. 301, 304). 1839 siedelte sie ständig nach Wien über, nur kurze Zeit in Weimar zubringend. In

Wien verlor sie 1844 ihre liebreizende Tochter Alma durch den Tod, der Schmerz trieb sie nach Italien. 1848 wieder nach Wien zurückgekehrt, versammelte sie hier einen großen Kreis bedeutender Menschen um sich; Reisen nach Italien, Dresden und Weimar unterbrachen ihren Wiener Aufenthalt wiederholt, aber erst 1866 verließ sie Wien für immer und ging nach Deutschland zurück, um sich 1870 endgültig in Weimar niederzulassen. Hier fand sie auch die letzte Ruhestätte und den Frieden, der sie im Leben oft geflohen. Vgl. Jenny von Gerstenbergk, Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf, Stuttgart 1901 (sehr warm geschrieben) und A. F. Seligmann, Ein Bilderbuch aus dem alten Wien, Wien 1913, S. 14ff., 45, 47 (ein Jugendbildnis der Ottilie).

[484]) Das Eingeklammerte nur in der Handschrift, nicht im Druck enthalten.

[484a]) Denis Brownell Murphy († 1842), aus Dublin in Irland stammend, übersiedelte 1803 mit seiner Familie nach London, wo er ein angesehener Miniaturist wurde, der auch im Dienste des Hofes stand. 1833 gab er eine Sammlung Stiche unter dem Titel „The Beauties of the Court of King Charles the Second" heraus, zu dem seine Tochter Anna den Text schrieb. Vgl. Sidney Lee, Dictionary of national biography, XXXIX (London 1894), S. 337.

[485]) Characteristics of woman, moral, poetical und historical. 2 Bde. London 1832; neue Aufl. London 1833. — Deutsch von A. Wagner, Leipzig 1834 und E. Ortlepp, 1840.

[486]) Memoirs of celebrated female Sovereigns. 2 Bde. London 1831; 2. Ausg. London 1834. — Vgl. I, S. 28 mit Anm. 41. — Pichler besaß das Buch in der 2. Ausgabe (Bibliotheksverzeichnis im Nachlaßakt, Nr. 49).

[487]) Emil Horner (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, IX [Wien 1899], S. 128ff.) widmete diesem Stücke eine eingehende Monographie; vgl. auch E. Horner, Bauernfeld. Leipzig 1900, S. 87ff. — 1828/1829 entstanden, unterwarf Bauernfeld das Stück 1833 einer neuerlichen Umarbeitung und zwar, wie die Pichler richtig bemerkte (S. 302f.), unter dem Einflusse von Grillparzers „Der Traum ein Leben".

[488]) Am 4. Oktober 1834 wurde Grillparzers „Der Traum ein Leben" zum erstenmal am Burgtheater aufgeführt, nachdem es seit dem Jänner 1833 von Bauernfeld an Deinhardstein übergeben war. Es hatte riesigen Erfolg beim Publikum, weniger eingenommen dafür waren die Kritiker. Vgl. Stefan Hock, Der Traum, ein Leben. Eine literarhistorische Untersuchung. Stuttgart 1904, S. 140ff. Die Anfänge des Stückes fallen etwa in das Jahr 1814, die Vollendung ins Jahr 1831 (Hock, S. 166ff.). Gedruckt wurde es erst 1840.

[489]) Letzte Strophe von „Kennst du das Land?", das am 8. März 1819 gedichtet und 1820 in der Aglaja veröffentlicht wurde (Sämtliche Werke. Hg. von A. Sauer, II [5], S. 19). Bereits oben S. 134 zitiert (vgl. noch Anm. 228).

[490]) Obwohl Hock (a. a. O., S. 146ff.) alle Nachbildungen und Beeinflussungen aufzählt, die Grillparzers Stück auslöste, weist er auf Karoline Pichlers Zusammenstellung des „Fortunat" mit „Der Traum ein Leben" nicht hin, trotzdem eine Beeinflussung vorhanden ist, da Bauernfeld Grillparzers Stück in der Handschrift seit Jänner 1833 in Händen hatte (Hock, S. 163, Anm. 22f.). Vgl. Horner, Bauernfeld, S. 89ff.

[491]) Johann Rudolf Graf Czernin von Chudenitz (1757—1845) hatte schon seit frühester Jugend große Vorliebe zur Musik und Poesie, sammelte Kupferstiche und Gemälde. 1823 zum Präsidenten der Akademie der bildenden Künste ernannt, wurde er 1824 Oberstkämmerer und hatte als solcher die Oberleitung der Hoftheater (Wurzbach, III, S. 101f.).

[492]) Trotz aller Bemühungen, Bauernfeld nahm selbst eine Audienz bei Kaiser Franz, war Czernin von seiner, gegen Deinhardsteins Ansicht gefällten, ablehnenden Entscheidung nicht abzubringen und so wurde der „Fortunat" am 24. März 1835 im Josefstädtertheater mit dem Ehepaar Holtei aufgeführt, fiel aber, durch eine Verkettung seltsamer Umstände und unter tätiger Beihilfe Saphirs, durch; vgl. Horner, Jb. IX, S. 132ff. und Bauernfeld, S. 92f.; K. Glossy, Aus Bauernfelds Tagebüchern, I (Wien 1895), S. 72, Nr. 256. Saphir schrieb auch eine hämische Rezension (Horner, Jb. IX, S. 134). Eine im ganzen sehr wohlwollende Rezension (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1835, S. 315f.) spricht von der Darstellung als mittelmäßig und lobt nur das Ehepaar Holtei.

[493]) Der Druck bietet (IV, S. 160) nur S*****, die Handschrift hat Saphir. — Moritz Gottlieb Saphir (1795—1858), ein ungarischer Jude, der sich später taufen ließ, heute noch durch seine platten Witze bekannt, war ein sehr händelsüchtiger Mann, daher er mit Ausnahme Wiens nie lange an einem Orte geduldet wurde. So mußte er 1825 aus Wien, 1829 aus Berlin und 1830 aus München. Mit sarkastischem Witze begabt, besudelte er alles, was ihm in den Weg kam. Er gab eine große Anzahl von Zeitschriften heraus. Von 1834 ab lebte er ständig in Wien. Vgl. Goedeke, IX, S. 152ff., Nr. 12. — Über Saphirs Beziehungen zu Uffo Horn, mit dem er aber gleichfalls in Händel geriet, vgl. oben S. 320; Uffo Horn verspottet in seiner Schrift „Österreichischer Parnaß" (S. 36f.) Saphirs Eitelkeit und dessen Äußeres.

[494]) Das Eingeklammerte fehlt dem Druck.

[495]) Das Zusammentreffen mit Bauernfeld bei Anna Jameson fällt nach den 4. Oktober 1834 (Erstaufführung von Grillparzers „Der Traum ein Leben"), der erste Besuch Bauernfelds bei Karoline Pichler nach den 24. März 1835 (Erstaufführung des „Fortunat"). Karoline Pichler hat daher mit den Seiten 301—304 die chronologische Anordnung, ähnlich wie weiter oben (S. 114ff.) bei Grillparzer gesprengt, um alles, was mit der Jameson zusammenhängt, unter einem abzutun. Auf S. 304 kehrt sie mit dem Brand von Wiener-Neustadt wieder ins Jahr 1834 (September; vgl. Anm. 496) zurück. — Eduard Bauernfeld (1802—1890; E. Horner in: Allgemeine Deutsche Biographie, XLVI, S. 243ff.) erwähnt in seinen Tagebüchern (Aus Bauernfelds Tagebüchern. Hg. von C. Glossy, I [Wien 1895], S. 66ff. Nr. 230ff.) in den Jahren 1834—1843 die Pichler nicht, hebt sie aber in seiner Arbeit „Die schöne Literatur in Österreich" (Wien 1835) mit folgenden Worten rühmend hervor (S. 22), nachdem er sie früher (S. 20) als Dramatikerin nur mit dem Namen anführte: „Die Romanen-Literatur Oesterreichs wird durch eine Dame repräsentiert. Der Name Caroline Pichler, geb. v. Greiner, ist durch eine Reihe von Jahren im In- und Auslande geachtet. Ihre Schriften erfreuen sich vielleicht vor allen inländischen der größten Popularität, indem sie der allgemeineren Bildungsstufe der Gesellschaft zusagen. Reiner Styl, mäßige und einfache Darstellungsweise, sittlicher Charakter sind Eigenschaften, welche eine ähnliche Wirkung hervorzubringen geeignet sind." Diese Stelle auch in Bauernfelds „Gesammelte Aufsätze" (Hg. von St. Hock. Wien 1905, S. 162), ohne daß aber die Pichler in dem flüchtig gearbeiteten Register erwähnt würde. Hier auch (S. Vff.) eine gute Charakteristik von Bauernfelds Schaffen. — Pichler lernte Bauernfeld bei der Jameson kennen (oben S. 301), Frankl führte ihn 1835 bei ihr ein (oben S. 304), doch blieb er bereits im April 1835 wieder aus (oben S. 311).

[496]) Am 8. September 1834 brach in Wiener-Neustadt das Feuer durch die Unvorsichtigkeit eines tabakrauchenden Kutschers im Scheunenviertel außer der Stadt aus, der Wind trieb die Flammen zur Stadt und am nächsten Morgen waren 500 Gebäude eingeäschert. 48 Menschen verloren ihr Leben, die meisten Leute ihre Habe. Doch von nah und fern kamen Gelder und Kleidungsstücke u. a. herbei. Vgl. die eingehende Schilderung bei Ferdinand Karl und Wendelin Boeheim, Chronik von Wiener Neustadt, II (Wien 1863), S. 41ff. Lenau, der kurze Zeit darnach nach Wiener-Neustadt kam, gibt in einem Brief an Georg Reinbeck (vom 20. September 1834) eine ergreifende Schilderung des Brandunglücks (Sämtliche Werke und Briefe. Hg. von Eduard Castle. III [Leipzig 1911], S. 285f.).

[497]) Staël, Corinne, l. VIII. ch. 4 und l. XI. ch. 1 (Paris 1858, S. 174 u. 224). Beide Zitate ungenau.

[498]) Vgl. über die Salons früherer und späterer Zeit unten Anm. 566.

[499]) Über den Salon der Frau v. Staël vgl. man die interessante Arbeit von O. de Haussanville (Le salon de Madame de Staël. Paris 1880).

[500]) Georg von Reinbeck (1766—1849), ein Berliner, widmete sich zuerst dem Lehrfach in Rußland und Deutschland an verschiedenen Orten. 1808 ließ er sich in Stuttgart als Redakteur beim „Morgenblatt" nieder und wurde 1811 Professor der deutschen Sprache am oberen Gymnasium, welche Stelle er bis zu seiner Pensionierung (1841) innehatte. In seinem Hause versammelte sich alles, was literarischen Ruf und Namen hatte, darunter auch Lenau, mit dem Reinbeck in Freundschaft verbunden war. Als Schriftsteller betätigte sich Reinbeck auf dem Gebiete der Dichtkunst und Ästhetik. Vgl. Hermann Fischer in: Allgemeine Deutsche Biographie. XXVIII, S. 1f.; Goedeke, [1] III, S. 156f. — Reinbeck war im Mai des Jahres 1811 in Wien und wurde auch bei Karoline Pichler eingeführt. Diese Bekanntschaft blieb ihm von allen Wiener Bekanntschaften „die interessanteste für Geist und Gemüt", hatte er doch nie eine edlere Weiblichkeit in der großen Welt kennen gelernt. Ihre Berühmtheit hatte den weiblichen Charakter der Pichler nicht im geringsten beeinträchtigt, sie blieb vielmehr eine liebevolle Gattin und Mutter, verständige Hausfrau und liebenswürdige Gesellschafterin. Er traf sie im Garten, in ein Gespräch über häusliche Dinge vertieft, an; sie ließ sich darin durch seinen Besuch nicht stören, sprach vielmehr mit ihren weiblichen Besuchern weiter über Wirtschaftsangelegenheiten, während sie zugleich mit ihm über literarische Dinge konversierte und ihn aufforderte, in ihrem Kreis eine seiner neuesten Novellen vorzulesen; über ihre eigenen Arbeiten verlor sie dabei kein Wort. Er kam dann später zu einem Diner, an dem viele Berühmtheiten (Gebrüder Schlegel) teilnahmen; sie selbst vermied es dabei ängstlich, im Mittelpunkt der Unterhaltung zu stehen. Sie hatte gar nichts von einem Blaustrumpf an sich und der persönliche Verkehr in ihrem Hause gehörte zu den genußreichsten Augenblicken, die Reinbeck in Wien erlebte. Er schließt seine Ausführungen (Reise-Plaudereien, I [Stuttgart 1837], S. 123ff.) mit den Worten: „Eine solche Einfachheit und Natürlichkeit bei dem zartesten weiblichen Sinn und dem gebildetsten Geiste ist wohl eine seltene Erscheinung und war es um so mehr zu einer Zeit, in welcher die würdige Frau in der literarischen Sphäre fast ohne Nebenbuhlerin glänzte." Noch 1835 gedenkt Reinbeck in einem Brief an Karoline Pichler

(K. v. Holtei, Dreihundert Briefe, II [Hannover 1872], S. 14ff.), worin er in Beantwortung eines Briefes der Pichler vom 22. Dezember 1833 Lenau wegen seines Betragens entschuldigt, des unvergeßlichen Kreises, „in welchem mir in Wien durch Ihre Güte die köstlichsten Augenblicke bereitet waren“ (S. 15).

[501]) Lenau entschuldigte sich Reinbeck gegenüber in einem Brief vom 16. Oktober 1833, daß er dessen Brief an K. Pichler noch nicht abgab (Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck. Hg. von Anton Schlossar. Stuttgart 1896, S. 47 = Lenau, S. W. Hg. von E. Castle, III [Leipzig 1911], S. 235). Am 11. November 1833 schrieb er Reinbeck (Schlossar, S. 52 = Castle, III, S. 241f.), daß er den Brief durch seinen Schwager Schurz, dies ist der Pichler unbekannte Herr (oben S. 309), überreichen ließ, da er am Selbstgehen verhindert war und „die gute Frau nur an Vormittagen zu treffen“ ist, „wo ich immer sehr beschäftigt bin“. Er fügt hinzu: „Nächstens will ich sie aber dennoch besuchen.“ Dieses „nächstens“ ließ aber lange auf sich warten; auf Mahnungen Reinbecks hin, der Lenau unterm 20. Februar 1835 neuerdings einen Brief an die Pichler übermittelt hatte (Holtei, a. a. O. II, S. 14ff.), nachdem diese am 22. Dezember 1833 meldete, daß Lenau nicht erschienen sei (Holtei, II, S. 14; oben S. 310), schrieb ihm Lenau am 19. April 1835 (Castle, III, S. 333): „noch diesen Morgen besuche ich Frau von Pichler“. Also am 19. April 1835 machte Lenau seine erste Visite und bald darnach war er bei der Pichler zu Tische geladen, wie einem Brief an Reinbeck vom 27. April 1835 (Castle, III, S. 336) zu entnehmen ist, wo es heißt: „Bei Frau von Pichler bin ich einmal in Visite, das andre Mal zu Tische gewesen. Eine recht liebe Frau. Vor allem gut; auch sehr gebildet und verständig; geistreich hab ich sie nicht gefunden. Ich werde sie öfters besuchen.“ Daß dies letztere aber nicht der Fall war, wissen wir von der Pichler selbst (oben S. 311). — Lenaus Gedicht „Das dürre Blatt“ erinnerte Karoline Pichler an Gabriele Baumbergs Gedicht „Als sie die Briefe ihres Ungetreuen verbrannte“; sie stellte beide Gedichte in ihrem Aufsatz „Miscelle“ (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1838, S. 374f.; fehlt S. W. [2]) in Parallele. — Der Hinweis, daß Lenau Tieck ähnelte (oben S. 310), findet sich bereits I, S. 418.

[502]) Diese drei Absätze nur in der Handschrift, nicht im Druck.

[503]) Diesen Gedanken, sich nie jemanden aufzudrängen, bringt die Pichler öfters zum Ausdruck; sie war überhaupt gegen Unaufmerksamkeiten empfindlich (vgl. I, S. 384, 388, 413).

[504]) Karoline Pichler, Elisabeth von Guttenstein. Eine Familiengeschichte aus der Zeit des Östreichischen Erbfolgekrieges. 3 Theile.

Wien 1835. Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler. 8°. 298, 348 und 427 S. Mit 3 Titelkupfern (das zum ersten Band von David Weiß sc.; zum zweiten Band von Jos. Aumann sculp.; das zum dritten Band von Dav. Weiß sc.). Die drei Bände bilden S. W.[2] XLVII—XLIX.

Der Roman verwertet Erinnerungen an Prag (vgl. oben S. 197 mit Anm. 348) und wurde bereits im Sommer 1833 in Baden geplant, wie uns H. Laube berichtet (Gesammelte Werke. Hg. von H. H. Houben, VI [Leipzig 1908], S. 61). K. Pichler teilte Laube mit, daß sie in diesem Roman Maria Theresia auf Kosten Friedrichs des Großen verherrlichen wolle. Laube bemerkt dazu nichts als: „Wir denken und handeln jetzt doch ein wenig schneller und straffer, als es in den Büchern der Frau Pichler geschieht und die Preußen kennt und liebt sie auch nicht genug, um sie richtig zu schildern. Die alte Degenzeit des großen Fritz ist freilich kein Thema für Frauenzimmer."

[505]) Eine Anzeige der „Elisabeth von Guttenstein" erschien vom Rezensenten 52 in „Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1835, II, S. 1474—1476". Diese Anzeige findet, daß die vorkommenden Männer nichts anderes als verkleidete Frauen seien, daß also in dieser Hinsicht weder Natur, noch Reiz, noch Wirklichkeit in diesem Roman anzutreffen seien. Aber die Frauen sind gut geschildert, „das Bild der Zeit ist mit hellem Auge aufgefaßt und in Lokalfarben wiedergegeben, denen die Wirkung nicht fehlt. Sehr gut ist die Verwickelung, die von vornherein mit einer Intrigue beginnt, wie sie nur eine Frau erfinden kann". Das sonderbare Verhältnis zwischen Elisabeth und Szillaghy macht der Verfasserin Ehre, ein Mann wäre nie darauf gekommen. Die weibliche Entsagungsphilosophie spiegelt sich im Nebenheldenpaar, doch wirkt Franziska lächerlich mit ihrer Entsagung. Mit diesen beiden Liebespaaren ist die Not Österreichs in den Jahren 1740—1743 in Verbindung gesetzt. „Die Größe der Not, die Größe des Triumphs, des unerwarteten, von niemand für möglich gehaltenen Sieges tritt aus dem Gemälde der Verfasserin klar und bedeutungsvoll hervor." Imre von Szillaghy, ursprünglich Österreichs Feind, wird durch Maria Theresias Zauber hingerissen, wird deren Stimmführer auf der ungarischen Nationalversammlung. „Wir können diesen Gebrauch der Geschichte zu romantischen Zwecken nur loben; er ist kunstgerecht und von ergreifender Wirkung. Alles, was der politischen und sittengeschichtlichen Seite des Romans angehört, ist gut, wahr, wohl erzählt und ohne eben äußerst kunstreich zu sein, ohne mit ‚Cabanis' und andern Werken dieser Bedeutung zu wetteifern, doch angemessen und geschickt gehandhabt. Die Menge von Aufzügen, Hoffesten, Ceremoniebeschreibungen aber verzeiht

man der Frau gern". Glücklich nennt Rezensent auch die Verbindung der Kunst- und Sittengeschichte mit dem Roman, besonders die Einführung des Abbate Metastasio, dessen Schilderung äußerst gelungen sei, vielleicht weil in seinem Charakter viel Weibliches liege. Besonders hervorhebenswert scheint dem Kritiker die Anekdote mit dem Fürsten Dietrichstein (vgl. I, S. 16 mit Anm. 24). Die Kritik schließt mit den Worten: „Der Roman ist in Briefen verfaßt; allerdings die bequemste, den Frauen am meisten zusagende Form. Er ist anziehend, selbst da, wo die Verfasserin sich in Details gefällt, bei Festen und Aufzügen. Die Schreibart der Verf. ist aus ihren zahlreichen Romanen bekannt — ein wenig pretentiös, ein wenig mit falschen oder halb wahren Sentenzen prunkend, ein wenig diffus, ein wenig ungelenk und mit Fremdem gemischt, ein wenig abgehört, aber alle dem zum Trotz gefällig. Mit einem Worte, wir wünschten, es möchte nie ein schlechterer Roman gedruckt werden, als dieser ist, oder dieser möchte jene aus den Händen der weiblichen Jugend, aus den Fächern der Leihbibliotheken verdrängen."

Johann Graf Mailáth lieferte ebenfalls eine Anzeige (Blätter für Literatur, Kunst und Kritik. Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde. Hg. von J. P. Kaltenbaeck, I [Wien 1835], S. 75), worin er aber, statt über den Roman zu sprechen, ein kurzes Entwicklungsbild von Karoline Pichlers künstlerischem Schaffen gibt und den Roman selbst mit den Worten „es genügt, wenn ich sage, daß er mir seinen Vorgängern ebenbürtig scheint" abtut.

[506]) Vgl. darüber oben S. 379 f. mit Anm. 565. — In einem Brief an Karoline von Wolzogen vom 18. April 1840 beschwert sich Karoline Pichler, nachdem sie von ihrer letzten Arbeit, den „Zeitbildern", berichtete, über die Auffassung dieser Arbeit als Roman mit den Worten: „Was unangenehm bleibt, ist, daß so viele Leser in diesen Schilderungen nur den Roman suchen und sehen und für das Eigentliche keinen Sinn haben" (Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. [2] II [Leipzig 1867], S. 399).

[507]) Erzherzogin Maria Anna Karolina (1835—1840), die frühverstorbene Tochter des Erzherzogs Franz Karl und der Erzherzogin Sophie. Vgl. Wurzbach, VI, S. 257b; Wolfsgruber, Die Kaisergruft bei den Kapuzinern in Wien. S. 307f., Nr. 87.

[508]) Theresia Isenflamm, eine großherzoglich Sachsen-Weimarische-Ministerresidentenstochter, wohnte in der Stadt Nr. 737 (Köllnerhofgasse), wo sie am 24. Mai 1838, 60 Jahre alt, ledig, an allgemeiner Lähmung starb (Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1838, Buchst. I, fol. 4a). Sie setzte in ihrem letzten Willen (d. d. Hietzing, 23. Juli 1836) ihren Freund Paul Schonner, dem sie „so viel zu danken hatte", zum Universalerben

ein (Archiv des Wiener Landesgerichtes, Testamente, Fasz. II, Nr. 298 ex 1838). Sie besaß seit 1836 das Haus Stadt Nr. 574 (Am Peter: Grundbuch Nr. 949 im Wiener Stadtarchiv, fol. 76b), außerdem als Erbschaft nach ihrer Schwester Karoline von Piquot zwei Häuser in Gumpendorf samt einem kleinen Garten (Nr. 1 und 2). Das Gesamtvermögen, das an Paul Schonner fiel, betrug nach Abzug aller Legate 85 270 fl. 3 kr. C. M. (vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 2555 ex 1838). Ein Legat im Betrage von 1000 fl. C. M. erhielt auch die Gräfin Engl (ebd.), die eine Freundin der Pichler war (oben S. 191 mit Anm. 328). Beerdigt wurde Therese Isenflamm an der Seite ihres Bruders Karl am Friedhofe zu St. Marx.

[509]) Ferdinand Raimund (1790—1836), der bedeutendste Vertreter des Wiener Feen- und Märchendramas, der unglückliche Dichter und Mensch, der zu Lebzeiten mit zerrissenem Herzen die Wiener als Schauspieler erheiterte und als solcher auch im Auslande Triumphe feierte, dessen Weltanschauung im „Aschenlied" so trübe zum Ausdruck kommt, gehört heute zu den Klassikern des deutschen Volkes. Während er in Gutenstein, von Bergen umschlossen, einsam in seiner Gruft, vom bösen Lebenstraum befreit, dahinschlummert, bemühen sich emsige Hände sein Lebenswerk in immer neuen Ausgaben dem Volke zu erhalten.

[510]) Karl von Piquot starb am 22. Juni 1822 in Karlsbad am Nervenfieber (Aug. Sauer, Grillparzers Gespräche, II [Wien 1905], S. 437 : 278).

[511]) Karl Isenflamm, ein geborner Wiener, Großhandlungs-Associé des k. k. privilegierten Großhandlungshauses J. G. Schuller in Wien, ist in den Jahren 1819 und 1820 als Aktionär Mitglied des Bankausschusses der privilegierten österreichischen Nationalbank und 1820—1825 Mitglied des zensurierenden Eskompte-Komités derselben Bank (Hof- und Staatsschematismus, 1820, I, S. 702; 1821, I, S. 699; 1825, I, S. 698). 1827—1832 ist er Zensor der I. österreichischen Brandversicherungsgesellschaft in Wien (ebd. 1828, II, S. 429; 1832, II, S. 331). Mit Ferdinand Raimund befreundet, schilderte dieser Isenflamms sonderbaren Charakter im Rappelkopf seines Stückes „Alpenkönig und Menschenfeind" (Schönholz, Traditionen. Hg. von G. Gugitz. II, S. 274f., 278). Am 10. Mai 1833 starb Isenflamm im Hause Stadt Nr. 737, 58 Jahre alt, im ledigen Stand an Lungenlähmung (Totenprotokoll der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1833, Buchst. I, fol. 5a), mit Testament vom 3. Juli 1831 seine Schwester Theresia zur Universalerbin einsetzend; gleichzeitig sind Paul Schonner eine goldene Sackuhr und 500 fl. C. M., dem Fräulein Julie Mengershausen 300 fl. C. M. legiert; der Gesamtnachlaß betrug 98 110 fl. 28 kr. C. M.

(Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 1664 ex 1833). Seine Beerdigung erfolgte am Friedhofe zu St. Marx (ebd.). Was K. Glossy (Grillparzer Jb. IV, S. 149) über ihn mitteilte, ist sehr spärlich. — Isenflamm ist auch der Verfasser des empfindsamen Romanes „Amalie Wanner“ (Wien 1801: Hayn-Gotendorf, Bibliotheca germanorum erotica et curiosa, III [München 1913], S. 466).

[512]) Paul Schonner, ein Tiroler, war 1814 am Stadttheater in Augsburg als tiefer Bassist engagiert (F. A. Witz, Versuch einer Geschichte der theatralischen Vorstellungen in Augsburg. Augsburg 1876, S. 285a) und kam dann nach Wien, wo er am 26. Februar 1817 im Theater an der Wien als neuengagiertes Mitglied zum erstenmal den Wehrwolf in Kotzebues fünfaktigem Trauerspiel „Rollas Tod“ gab (Theater-Journal oder vollständige Übersicht aller Opern, Schauspiele, Ballets und Pantomimen, welche im Jahre 1817 im k. k. priv. Theater an der Wien aufgeführt wurden. Wien 1818, S. 4, 14). Doch bereits 1821 (vgl. Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1821. Wien) gehörte er dem Verbande dieses Theaters nicht mehr an. Er dürfte sich ins Privatleben zurückgezogen haben, lebte mit Isenflamms zusammen (oben S. 317) und beerbte 1838 Theresia Isenflamm. Das ihm zugefallene Haus (Stadt Nr. 574; vgl. oben Anm. 508) verkaufte er 1840 (Grundbuch Nr. 949 im Wiener Stadtarchiv, fol. 76b). Auch Karl Isenflamm hatte ihn 1833 mit einem Legate bedacht (vgl. Anm. 511).

[513]) Uffo Daniel Horn (1817—1860), eine unruhige und tatendurstige Natur, aus Trautenau in Böhmen, studierte in Prag die Rechte und schloß sich dort an Gerle an, mit dem zusammen er das preisgekrönte, zweiaktige Lustspiel „Die Vormundschaft“ (vgl. Anm. 515) 1836, sowie 1837 das Stück „Der Naturmensch“ schrieb. Beide Stücke gingen mit viel Beifall über die deutschen Bühnen. 1836 (nicht 1838, wie es bei allen Biographen heißt) übersiedelte er nach Wien, schloß sich an Saphir trotz Widerraten verschiedener Persönlichkeiten an, überwarf sich jedoch bald mit ihm und ging 1839 nach Hamburg, wo er zu Gutzkow in Beziehungen trat und von seiner Schriftstellerei lebte. Hier hat er auch das Pamphlet „Österreichischer Parnaß“, an dessen Herstellung der Wiener Maler C. M. Groß (Athanasius) ebenfalls beteiligt gewesen sein soll, bei Hoffmann und Campe verlegt (vgl. R. M. Werner, Der Österreichische Parnaß verspottet in Wort und Bild. Wien 1912. Einleitung S. 11ff.). Als Dichter ist Horn zu wenig ruhig, seine Gestaltungskraft zu sprunghaft, als daß seine Werke nachhaltig künstlerisch wirken würden. Am bekanntesten wurde sein dramatisches Gedicht „Camoëns im Exil“ (1839). Vgl. Wurzbach, IX,

S. 292ff. und den ausführlichen Aufsatz von Wolfgang v. Wurzbach, Grillparzer Jb. XIII, S. 203ff.

[514]) Der Telegraph, österreichisches Conversationsblatt. Hg. von W. Lembert (= Wenzel Tremler), 3 Bde. Wien 1836—1838. — Karoline Pichler veröffentlichte folgende vier Aufsätze in diesem Blatt:

a) I (Wien 1836), S. 464ff.: Zukunft (Prosa = S. W. [2] LI, S. 285ff.).

b) I (Wien 1836), S. 461f.: Franz August von Kurländer (Nekrolog = S. W. [2] LI, S. 273ff.).

c) II (Wien 1837), S. 349f., 354: Über die Charaktere in den jetzigen Romanen und dramatischen Dichtungen (Prosa = S. W. [2] LI, S. 259ff.).

d) II (Wien 1837), S. 215ff.: Marianne von Neumann-Meissenthal, geb. von Tiell (Nekrolog = S. W. [2] LI, S. 247ff.).

Nebst dem Artikel Uffo Horns über die Pichler (vgl. Anm. 515) findet sich noch eine Rezension ihrer „Zerstreuten Blätter I" von Andreas Schumacher in dieser Zeitschrift (vgl. Anm. 563). — Über den Telegraph vgl. Goedeke, IX, S. 357, Nr. 44.

[515]) Uffo Horn, Literarische Charaktere, II. Caroline Pichler, geborne von Greiner. Der Telegraph, I (Wien 1836), S. 615f. — Er sagt von ihr: „Die Pichler ist mir stets unter dem Bilde der Ceres erschienen, um das Haupt einen reifen, goldenen Erntekranz, in der Linken die Garbenfülle — das Symbol einer üppigen Produktionskraft — und in der Rechten die Sichel des Scharfsinnes — die reine keusche Flamme in der Brust." Alles, was sie schrieb, ist nach Horn reif und wahr. Er geht auf den „Agathokles" über, der zu einem Vergleich zwischen der Rahel und der Pichler herausfordert: während jene für die Sache glüht, glüht diese für die Idee. Er spricht im weiteren über ihre Romane und Dramen, rühmt ihre Sprachkenntnisse und meint, daß ihre Übersetzung des „Corsaren" von Byron, worin sie den dämonischen Dichter veredelt hat, unübertroffen bleibe. Schließlich geht er auf die „Frauenwürde" über, von der er behauptet (S. 616): „Dieses Buch hat sie zur Dichterin gestempelt, da tritt die edle Weiblichkeit frei heraus in ihrer klassischen Form; sie geht nicht am Arme eines geharnischten Ritters, kein Rossegestampf zertritt die Blumen der Flur, es ist ein ewiger Frieden in dem grünen Tale, ein Stilleben, so wohltuend und heimatlich; es war ein warmer, inniger Kuß, den sie der ganzen Welt gab, als sie das Buch hinaussandte."

Wie ganz anders urteilte derselbe Horn ein paar Jahre später (1842) in seinem anonym erschienenen Schriftchen „Österreichischer Parnaß bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar" (Frey-Sing bei Athanasius und Comp. = Campe in Hamburg; dazu

St. Hock, Grillparzer Jb. XVII, S. 128ff.), wo es auf S. 35 von der Pichler heißt:

„Matrone, tut sehr häuslich und spricht gerne von Küche und Wäsche, unschön, immer prosaisch, als Romanschriftstellerin sehr fruchtbar gewesen, ehemals sehr beliebt, noch geachtet und phantasiereich, wohlhabend, Witwe. Hat die Leidenschaft, Leute aufzufordern, über ihre Schriften zu urteilen. — Werke: Romane (sehr gelesen) . . . schreibt jetzt noch Gedichte mit viel Phantasie; ihre kritischen Journalartikel sind sehr langweilig, dessen ungeachtet kritische Autorität."

[516]) „Die Vormundschaft", Lustspiel in zwei Aufzügen von Gerle und Horn wurde am 30. März 1837 zum erstenmal im Wiener Hofburgtheater aufgeführt; voraus ging „Camoëns" von Friedrich Halm. Eine gleichzeitige Rezension (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1837, S. 351f.) gibt die Aufnahme der ersten Hälfte des Stückes mit günstig an, nennt die Darstellung in allen Teilen gelungen und meint, daß die Erfindung den schwächsten Teil des Lustspiels ausmache, obwohl die Ausführung der Einzelheiten und der Dialog brillant seien. Über das Stück und seine sonstige Aufnahme vgl. Wolfgang v. Wurzbach, Grillp. Jb. XIII, S. 210f.

[516a]) In einem Briefe an die Huber vom 25. Oktober 1819 (Glossy, Grillp. Jb. III, S. 288) gibt K. Pichler ihr Mißfallen an Schulze mit den Worten Ausdruck: „Was ich bisher von Schulze gelesen, mußte ich bloß der melodischen Diktion, der reizenden Bilder wegen schätzen. Angesprochen fühlte ich mich nicht."

[517]) Kurländer spielte mit seiner Freundin Gräfin Fekete u. a. wiederholt bei Gentz L'Hombre, wobei letzterer oft starke Verluste hatte (vgl. Tagebücher von Friedrich von Gentz, IV [Leipzig 1874], S. 246, 278 u. ö.). Auch K. L. Costenoble (Aus dem Burgtheater 1818—1837, I [Wien 1889], S. 54) erwähnt Kurländers Glück im Kartenspiel.

[518]) Im Hause der Pichler, Alservorstadt Nr. 109, starben an Durchfall (Cholera) am 26. Juni das Kind Bertha des magistratischen Aktuars Alexander Jaschke (3 Jahre alt; Wiener-Zeitung, 1836, Nr. 148, S. 832), am 27. Juni des Kupferstichhändlers Anton Leithner Tochter Theresia (19 Jahre alt; ebd. Nr. 149, S. 838), am 1. Juli die pensionierte Hofratswitwe Elisabeth von Bäcken (89 Jahre alt, an Altersschwäche: ebd. Nr. 152, S. 860) und am 2. Juli des Kupferstichhändlers Anton Leithner Sohn Josef (19 Jahre alt; ebd. Nr. 152, S. 860). Nicht an der Cholera, sondern an Gehirnlähmung war am 9. Juni die Frau des Kupferstichhändlers Anton Leithner, Genovefa, Vorsteherin eines Mädcheninstitutes, 51 Jahre alt, gestorben (ebd. Nr. 134, S. 742). Ein drittes Kind

der Leithner findet sich zu dieser Zeit nicht unter den Verstorbenen, sondern erst zu Ende Juli.

[519]) Maria Gräfin Fekete von Galantha, geb. Gräfin Illyésházy, k. k. Kämmererswitwe und Sternkreuzordensdame, starb 75jährig am 5. Dezember 1844 in Wien (Stadt Nr. 783) an Lungenlähmung (Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1844, Buchst. F., fol. 25a). Nach ihr wurde eine umfangreiche Verlassenschaft abgehandelt; in Wien erhielten das Blinden- und Taubstummeninstitut Legate, alles übrige wurde in Ungarn erledigt (vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 224 ex 1844). Sie verkehrte viel bei Gentz (Tagebücher, III, S. 190; IV, S. 269, 272, 333, 452 u. ö.), spielte mit ihm oft L'Hombre, wobei auch Kurländer öfter mittat (vgl. Anm. 517).

[520]) Kurländer vermachte in seinem Testamente vom 24. Dezember 1832 dem Grafen (!) J. B. Bolza 250 Dukaten (Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 174 ex 1836).

[521]) Ferdinand Raimund kam am 30. August 1836 von seiner Reise nach Mariazell in sein Landhaus zurück, fand den Hund, den der Gemeindehirt für wütend erklärt hatte, bereits erschlagen und verscharrt, was ihn in namenlose Aufregung versetzte, so daß er sich am 31. August morgens 4 Uhr aus seinem Terzerol im Gasthofe zu Pottenstein eine Kugel in den Kopf jagte, die ihn schwer verletzte. Zuerst untersuchten ihn die Ortsärzte, dann kam mittags Rollett aus Baden, untersuchte Raimund und kündete dessen baldigen Tod an. Den nächsten Tag (1. September) kam er nachmittags noch einmal, fand Raimund zwar besser, doch dem Tode verfallen. Dieser trat am 5. September, $^3/_4$4 nachmittags, ein. Vgl. Herm. Rollett, Begegnungen. Erinnerungsblätter. Wien 1903, S. 49ff. und R. Fürst, Raimunds Werke, I (Berlin 1910), S. XCIV (in manchem abweichend).

[522]) Anton Rollett (1778—1842), ein gebürtiger Badner, war seit 1801 Arzt in Baden und erwarb sich durch seine Tüchtigkeit einen bedeutenden Ruf. Er legte auch ein großes Museum, das Kupferstiche, Bilder, weibliche Handarbeiten, Münzen, Autographen und naturhistorische Gegenstände enthielt, an. Dieses ging 1869 in den Besitz der Stadt Baden über und führt den Titel „Rollett-Museum". Er verfaßte mehrere Schriften über Baden, von denen K. Pichler eine besaß (Nr. 35 ihres Bibliotheksverzeichnisses im Nachlaßakt). Vgl. Wurzbach, XXVI, S. 303ff. und H. Rollett, Die Special-Schriften usw., S. 12f., Nr. 22—24, 14, Nr. 28. — Karoline Pichler war mit Anton Rollett innig befreundet; sie lieferte ihm 1832 durch Fräulein Luise von Gärtner mehrere Hand-

arbeiten (gesticktes Täfelchen und 1 Schächtelchen als Probe der Mosaik- oder Kartonnagearbeit) für sein Museum, wie aus einem Brief der Pichler an Rollett vom 17. April 1832 (abgedruckt von Herm. Rollett in: Wiener Almanach. Hg. von Jacques Jäger, XII, [Wien 1903], S. 191) hervorgeht. Sie nahm 1832 warmen Anteil an einem Unfall, der ihn traf (vgl. ihren oben angeführten Brief) und zeichnete sich bereits 1822 mit einem sinnvollen Gedicht, das Rolletts Sammlungen betraf, in sein „Gedenkbuch“ ein (vgl. darüber Herm. Rollett, Begegnungen, S. 73ff.; Pichler, S. W.[2] LIII, S. 282f.; H. Rollett in: Wiener Almanach, XII, S. 191f., und Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien, XII, [Baden 1899], S. 47), das auch ein Aquarellbildnis der Pichler aus dem Jahre 1829, das der Wiener Magistratsbeamte L. Krones nach der Natur ausführte, enthält (Rollett, Begegn. S. 73).

[523]) Dies schrieb Raimund in der Frühe des 31. Augusts 1836 den ihn untersuchenden Ortsärzten auf. Vgl. H. Rollett, Begegnungen, S. 50. Ein Faksimile dieser Worte in dem Aufsatze „Raimunds letzte Stunden“ von Paul Tausig (Neues Wiener Tagblatt, XLI, Nr. 243 vom 5. September 1907).

[524]) Die Sektion Raimunds fand am 6. September 1836 im Beisein des Landgerichtsverwalters, des Aktuars und der beiden Ortsärzte von Pottenstein durch Anton Rollett statt und dieser nahm sich, im Einverständnisse mit der Kommission die abgesägte Schädeldecke für seine Sammlung mit. Bereits am 8. September forderte ein Verwandter der Geliebten Raimunds das Objekt zurück, dessen Herausgabe aber Rollett verweigerte, worauf er am 13. September von der Herrschaft Guttenbrunn bei Baden im Auftrag des Kreisamtes V. U. W. W. aufgefordert wurde, dies zu tun. Er rechtfertigte seinen Vorgang in einer Eingabe und stellte, um Ruhe zu haben, die Schädeldecke an das Kreisamt zurück, welches diese am 11. November den Erben ausfolgte. Vgl. Herm. Rollett, Begegnungen, S. 51ff. — Bei Antonie Wagner blieb die Schädeldecke bis zu deren Tod (1879), worauf sie Regierungsrat Karl Glossy erwarb; eine authentische Abbildung der Schädeldecke, sowie eines Gipsabgusses, den sich A. Rollett herstellte, veröffentlichte mit einer kurzen Geschichte Paul Tausig (—g) 1907 (Österreichs Illustrierte Zeitung, XVI [Wien 1907], S. 555); auch sein in Anm. 523 genannter Aufsatz berichtet über die Schicksale von Raimunds Schädeldecke. Über Raimunds Obduktion unterrichtet eingehend Paul Tausig (Wiener klinische Wochenschrift, XX [Wien 1907], S. 1291ff.) auf Grund des handschriftlich vorhandenen Obduktionsbefundes von Anton Rollett, der aus gewissen, vorhanden gewesenen Abnormitäten auf eine Anlage zum Verrücktsein bei Raimund schloß.

[525]) Über Pichler und Fénélon vgl. unten Anm. 537.

[526]) Sein Testament (im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 174 ex 1836), datiert vom 24. Dezember 1832, setzte seinen Bruder Karl zum Universalerben des 20 338 fl. 46 kr. betragenden Vermögens ein. Doch mußte dieser an Legaten auszahlen: 300 Dukaten an die Schwägerin, beziehungsweise Frau, Amalie von Kurländer; 500 Dukaten an den vieljährigen Freund, Hofschauspieler Max Korn; 250 Dukaten an J. B. Bolza; 150 Dukaten an Karl Baron von Schönstein; je 100 Dukaten den drei Kindern der Frau Karoline von Pelzeln; 100 Dukaten dem Regierungsrate Andreas Pichler, während Karoline Pichler 1 Kasette mit Silberbesteck und Löffeln für 12 Personen erhielt. Einige Legate galten den Dienern. 1000 Gulden mögen an die Armen verteilt werden; die Verteilung sollen Karoline Pichler und Max Korn nach ihrem Gutdünken vornehmen, zu welchem Zwecke ihnen je 500 Gulden zu überweisen sind. Die Bücher und Schriften fielen an Korn, der sie zu sichten, eventuell zu vernichten hatte. — Kurländer starb aber nicht am 6. September 1836, wie die Pichler angibt (S. 330), sondern bereits am 4. September in der Salvatorgasse beim großen Christoph an Gehirnlähmung (Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1836, Buchst. C. K., fol. 61 a), wie übrigens K. Pichler in ihrem sehr warm gehaltenen Nachruf auf Kurländer (S. W. [2] LI, S. 273ff.; vgl. oben Anm. 514) bereits richtig angab.

[527]) Über Kurländers Tod (4. September ein Uhr nachts) und sein Leichenbegängnis, an dem nur 10 Personen teilnahmen, berichtet auch K. L. Costenoble (Aus dem Burgtheater, II [Wien 1889], S. 291, 292) in Kürze.

[528]) Johann Nep. Seeburger (1800—1870) war von 1830—1847 Primararzt am allgemeinen Krankenhaus und seit 1834 mit dem Titel Vizedirektor ausgezeichnet. 1822 war er auf Grund einer Arbeit „Dissertatio inauguralis medico pharmacologica de Camphora“ (Vindobonae, ex typographeo Antonii Pichler, 1822. 8°. 46 und 2 Seiten Thesen) und der im August stattgehabten Verteidigung der Thesen zum Doktor der Medizin an der Universität Wien promoviert worden. 1847 wurde er kais. Leibarzt (vgl. Theodor Puschmann, Die Medicin in Wien während der letzten 100 Jahre. Wien 1884, S. 148, 156). Er behandelte Mitglieder der Familie Pichler wiederholt (vgl. oben S. 355f., 365).

[529]) Vgl. über Sophie Gräfin Chorinsky und ihre Beziehungen zur Pichler, sowie über ihren Tod oben I, S. 492f., Anm. 287.

[530]) Anspielung auf das Lied der Jugend (Brüderlein fein, Brüderlein fein) in Ferdinand Raimunds „Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär“ (II. Aufz., 6. Szene).

[531]) Vgl. oben I, S. 66ff.

[532]) Das Gedicht ist nicht von G. K. Pfeffel, denn dessen „Gedichte" (Wien 1809—1810) enthalten es nicht.

[533]) I. Kor. 3, 15.

[534]) C. W. Hufeland, Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach E. Darwin bearbeitet und mit Zusätzen versehen. Leipzig 1822, S. 10ff.: Religion.

[535]) P. Konstantin Santner, Pfarrer und Provinzial der P. P. Minoriten, starb am 26. September 1831, 44 Jahre alt, am Nervenfieber (Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamte, 1831, Buchst. S., fol. 63b) und wurde am Währinger allgemeinen Friedhof beigesetzt (E. M. Hampeis, Chronologische Epigraphik der Friedhöfe Wiens. Wien 1833, S. 125, Nr. 1345 und 188, Nr. 228 [Vers auf seinem Grabstein]). Während seiner Amtstätigkeit wurde 1826 und in den folgenden Jahren die Kirche zur allerheiligsten Dreifaltigkeit im Innern vollständig renoviert (vgl. C. Gaber, Das Kloster der P. P. Minoriten und die Kirche zur allerheiligsten Dreyfaltigkeit in Wien. Wien 1828, S. 43ff.).

In Karoline Pichlers Gebetbuch (jetzt im Besitze der Frau Irma Warmuth-Jancsó in Wien; vgl. oben Anm. 273) befindet sich ein Beichtzettel, unterzeichnet mit: Anno 1834, P. Bruno. Dieser Geistliche ist nun niemand anderer als der oben S. 340 und 341f. erwähnte Beichtvater der Pichler, denn P. Bruno Schön, geboren 1809 zu Obersandau in Böhmen, gehörte seit 1832 dem Minoritenkloster in Wien an und war seit 1833 Priester; er war Kooperator an der Pfarre, seit 1839 Novizenmeister und seit 1841 Guardian (vgl. Personal-Stand der Säcular- und Regular-Geistlichkeit der erzbischöflichen Wiener Diözese. Wien 1840, S. 63; 1842, S. 62).

[536]) Introduction à la vie devote du Bien Heureux François de Sales, evesque de Geneve. Paris 1641. Später Philothea geheißen. — Vgl. oben S. 66f.

Karoline Pichler besaß in ihrer Bibliothek von Franz v. Sales die „Oeuvres complètes" (Paris 1821) und „Traité de l'amour de Dieu" (Paris 1664; vgl. das Bücherverzeichnis im Nachlaßakt Nr. 111 und 123).

[537]) Karoline Pichler wurde von P. Marcellian Lunger auf Fénélons Schriften hingewiesen (oben S. 66), welche ihr eine Quelle des Trostes und der Erbauung wurden (oben S. 66f.). Sie besaß sowohl die „Oeuvres spirituelles" (4 Bde.; Paris 1802) als „Le livre des prières" (Paris 1820; vgl. Nr. 132 und 135 ihres Bücherverzeichnisses im Nachlaßakt). Nicht nur las sie Fénélon fleißig und benützte manchen seiner Gedanken in den „Denkwürdigkeiten" (I, S. 293, 295; II, S. 38f., 179, 330, 341), sondern

sie übersetzte auch eine Anzahl seiner Sentenzen, die sie in zwei kleinen Werkchen zusammenfaßte. Das erste Büchlein nannte sie „Betrachtungen auf alle Tage des Monats, aus den geistlichen Schriften des Erzbischofs Fenelon übersetzt“ (Wien, bei A. Pichler, 1829; eine zweite Ausgabe erschien 1833, vgl. oben Anm. 273). Diese „Betrachtungen“ waren hauptsächlich den „Oeuvres spirituelles“ entlehnt, obwohl Pichler keine Quelle angibt, und fanden eine sehr freundliche Aufnahme von seiten eines unbekannten Rezensenten (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1830, S. 40), der das Buch klein, aber inhaltsreich nannte und die Betrachtungen einer Essenz verglich, „von der man nur wenige Tropfen bedarf, um sich von Zweifel und Unmut, von Schmerz und Irrtum zu erholen“. Die zweite Sentenzensammlung nennt sich „Anweisungen für Christen in verschiedenen Lagen des Lebens“ (Aus den geistlichen Schriften des Erzbischofs Fenelon gezogen und übersetzt, von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. Wien 1831, Druck und Verlag der Mechitharistencongregationsbuchhandlung), ist gewissermaßen eine Fortsetzung der ersten und stellt durch den Glauben eine Verbindung der inneren und äußeren Welt her. Ein unbekannter Rezensent (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1831, S. 699f.) meint, daß man Karoline Pichler für diesen Auszug sehr verpflichtet sein müsse, daß ihr die Auswahl Ehre mache und daß die Übersetzung wohllautend und einfach sei.

[538]) Joh. 15, 1—6.

[539]) L. Annaei Senecae opera quae supersunt. Ed. Fridericus Haase, III (Lipsiae 1853), p. 20 (L. Annaei Senecae ad Lucilium epistularum moralium liber I, epistula X). Von Karoline Pichler auch in ihrer Arbeit über die Stoa zitiert (S. W. [2] XVIII, S. 251).

[540]) Seneca, ebd. I (Lipsiae 1852), p. 14 (= Dial. I, 5, 8): . . . semper paret, semel iussit.

[541]) Haare gezählt: Matth. 10, 30. — Odem Gottes: Ps. 104, 30. — Menschen werden Staub: Ps. 104, 29. — Berge rauchen: Ps. 104, 32; Ps. 144, 5. — Löwe: Psalm 104, 21. — Ein Teil dieser Zitate bereits in Pichlers Abhandlung über die Stoa angezogen (S. W. [2] XVIII, S. 241).

[542]) Karoline Pichler hat hier J. G. Herders Werk „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts“ (2 Teile. Riga 1774 und 1776) im Auge.

[543]) Joh. 17, 20. 21.

[544]) Joh. 15, 1—6. — Bereits oben S. 343 angezogen.

[545]) Matth. 28, 20.

[546]) Matth. 18, 20.

[547]) Bereits oben S. 347f. zitiert, vgl. Anm. 539.

[548]) Karoline Pichler bringt hier in dieser Abhandlung über das Gebet verschiedene Gedanken zum Ausdrucke, die sie bereits in ihrer Arbeit über die Stoa und das Christentum verwertete (vgl. I, S. 484, Anm. 257). Es ist auch interessant, daß sie mit dieser Abhandlung in die Fußstapfen ihrer Mutter Charlotte von Greiner trat, welche jahrelang Daten für eine Entwicklungsgeschichte der verschiedenen Religionen sammelte (oben I, S. 48); ob Karoline Pichler davon nicht manches benützte, so den Nachweis, daß beinahe alle Völker an ein höchstes Wesen glauben?

[549]) Karl Neumann von Meissenthal, Major, starb am 23. April 1824 in Wien (Rennweg Nr. 545), 70 Jahre alt, an der Lungenentzündung; er stammte aus Friesenheim in der Pfalz (Totenprotokoll der Stadt Wien, 1824, Buchst. N., fol. 6b). Er war seit 1812 Seconde-Wachtmeister der adeligen ersten Arcieren-Leibgarde (s. Militär-Schematismus des österreichischen Kaiserthumes. 1813, S. 66; 1825, S. 472). 1804 war er bereits Garde und Rittmeister (ebd. 1805, S. 77), 1806 wurde er Vice-Seconde-Wacht- und Rittmeister (ebd. 1807, S. 78) und 1814 Major (ebd. 1815, S. 113). 1811 war er geadelt worden (Österreichischer Beobachter. Wien 1811, S. 1442).

[550]) Der historische Roman „Marco Visconti" ist von Tommaso Grossi dem Muster Manzonis nachgebildet und erschien zuerst 1834 in Mailand. Karoline Pichler besaß ihn (Nr. 171 des Bücherverzeichnisses im Nachlaßakt).

[551]) Vgl. oben S. 592, Anm. 514b), d).

[552]) Vgl. über Pergers frühere Beziehungen zu Pichlers I, S. 240f. mit Anm. 410 und 412.

[553]) Josef Franz Freiherr von Jacquin wohnte in den Jahren 1834 bis 1838 zu Baden im Sauerhof (vgl. Paul Tausig, Berühmte Besucher Badens. Wien 1912, S. 17; Herm. Rollett, Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien, VIII, [Baden 1895], S. 83).

[554]) Franz Wolff, Doktor der Medizin, kaiserlicher Rat und Leibarzt des Erzherzogs Karl, aus Rastatt in Baden stammend, kam in den 20er und 30er Jahren des 19. Jahrhunderts alljährlich im Sommer nach Baden. Er war es, der im Jahre 1827 die Dampfbäder im Badener „Leopoldsbade" einführte. Er starb am 6. März 1844 in Wien, 67 Jahre alt, an der Brustwassersucht (Hermann Rollett, Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien, XIII [Baden 1900], S. 58; Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1844, Buchst. W., fol. 9a). Er behandelte 1835 Kaiser Franz in seiner Todeskrankheit (Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau, Tagebücher, I [Wien 1909], S. 675).

[555]) Anton Bruno Graf Csáky (1788—1860) war lange Jahre Sommergast in Baden und 1836 von der Gemeindevertretung wegen

seiner Verdienste um den Kurort zum Ehrenbürger ernannt worden (Herm. Rollett, Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien, IV [Baden 1891], S. 87; Genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser, XXXIII [Gotha 1860], S. 177, XXXIV [1861], S. 184). Seit 1809 war er mit Anna, geb. Freiin Vécsey von Hajnacskeö († 1851), Sternkreuzordensdame, vermählt (Taschenbuch, XXXIII, S. 177). Diese schrieb ein Buch „Tagebuch einer Ausschußfrau" (Pest 1843), das Pichler besaß (Bücherverzeichnis im Nachlaßakt, Nr. 63).

[556]) Karl von Rotteck, Allgemeine Geschichte. 6. Auflage. 9 Bände. Freiburg 1824—1827. Durchwegs auf liberalen Prinzipien aufgebaut. Ein Auszug daraus ist die 1830—1834 in 4 Bänden in Stuttgart erschienene „Allgemeine Weltgeschichte", die heute noch sehr beliebt ist.

[557]) Karoline Pichler, die Gott gebeten hatte, nicht nach ihrem Mann, ihrem „Pischi", wie sie ihn liebkosend nannte (Brief an Streckfuß vom 21. April 1806: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 395), abberufen zu werden (Brief an Matthisson vom 26. März 1829: Friedrich v. Matthissons Literarischer Nachlaß, IV, S. 220), ohne den sie keine weite Reise unternehmen wollte (an Grillparzer, 29. IV. 1819: A. Sauer, Grillparzers Werke, III, 1, S. 178), mußte doch diesen Schmerz erleben und trug in ihr Familiengedenkbuch (vgl. oben Anm. 406) folgendes ein (vgl. Marie Bihain in: Österreichisches Jahrbuch, XXX, [Wien 1906], S. 152): „Am 17. September 1837, um halb 7 Uhr morgens, an einem Sonntag, starb mein geliebter Gemahl am Schlagfluße nach Gottlob kurzem Leiden und ließ mich ohne den treuen Gefährten einer einundvierzigjährigen glücklichen Ehe allein in der Welt." Letztere Worte strich sie und fügte hinzu: „bei meinen Kindern, die mich wohl trösten, aber mir ihn nicht ersetzen können" (vgl. dazu oben I, S. 381; II, S. 542, Anm. 373). Andreas Eugen Pichler starb in Baden Nr. 406 am 17. September 1837, 73 Jahre alt und wurde am 19. September am Ortsfriedhofe zu Baden provisorisch beigesetzt (vgl. oben S. 373). Bereits am 22. September suchte Karoline Pichler beim Magistrat der Stadt Wien um Bewilligung eines eigenen Grabes und Denkmales für Andreas Eugen Pichler am Währinger allgemeinen Friedhof an, welches Ansuchen nach Erlag der vorgeschriebenen Taxen bewilligt wurde (die Bewilligung liegt dem Verlassenschaftsakt des Andreas Pichler im Landesgerichtsarchiv, Fasz. V, Nr. 187 ex 1837 bei). Bald danach erfolgte die Überführung in dieses Grab, das neben dem seines Schwiegersohnes lag und neben dem später auch Karoline Pichler beigesetzt wurde. Als letztere am 6. September 1901 exhumiert und in das ihr gewidmete Ehrengrab am Wiener Zen-

tralfriedhof überführt wurde, wurden auch Andreas Pichlers Gebeine dorthin gebracht (Protokoll des allgemeinen Währinger Friedhofes), jedoch vergessen, dem verdienstvollen Staatsbeamten am Denkstein seiner Gattin eine einfache Inschrift zu setzen, etwa dort, wo sich in großer Bescheidenheit Herr Hanns Maria Truxa als Anreger des Denkmals verewigt hat (vgl. die Photographie des Grabsteins). Am 24. September 1837 fand in Baden die Verlassenschaftsaufnahme nach Pichler durch das niederösterreichische Landrecht statt; ein Testament war nicht vorhanden, an Geld fanden sich 516 fl. 17 kr. C. M. und Effekten, die bei der Verlizitierung am 21. Dezember 1837 den Betrag von 424 fl. 49 kr. C. M. (darunter die Bücher 58 fl. 9 kr.) einbrachten, der sich nach Abzug der Kosten auf 371 fl. 21 kr. C. M. reduzierte. Demgegenüber standen als Passiven: das an Karoline Pichler zu verabfolgende Heiratsgut samt Widerlage (vgl. I, S. 514, Anm. 338) im Betrage von 3000 fl., die Krankheits- und Leichenkosten mit 300 fl. C. M., sowie 9085 fl. C. M., die den Rest der noch ungedeckten Verbindlichkeiten Pichlers (vgl. oben Anm. 293) darstellten. Da Karoline Pichler auf den Ersatz der Leichenkosten und des Heiratsgutes unter der Bedingung verzichtete, daß über das Vermögen ihres verstorbenen Gatten nicht der Konkurs eröffnet werde und die Gläubiger damit einverstanden waren, so gelangte unter diese der Betrag von 621 fl. 21 kr. C. M. zur Verteilung und die Verlassenschaft wurde am 24. August 1838 abgetan. Vgl. die Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 187 ex 1837.

Bei der Exhumierung (1901) wurde die Inschriftplatte von Andreas Pichlers Grabstein zertrümmert. Die Inschrift hat uns jedoch A. J. Weltner erhalten (Fremden-Blatt, II. Beilage zu Nr. 187 vom 9. Juli 1893), sie lautete:

„Hier ruht in Gott Herr Andreas Eugen Pichler, k. k. niederösterr. Regierungsrath, Kanzelley-Direktor und Leopold-Ordensritter, geboren 2. März 1764, gestorben 17. September 1837. Herr, gib ihm die ewige Ruhe!"

[558]) Horatius Flaccus, de arte poetica. V. 173.

[559]) Anton Freiherr von Lago (1782—1858), ein Wiener, seit 1803 im Dienste der niederösterreichischen Regierung, von 1814 bis 1828 als Kreishauptmann in Görz verwendet, kam im Februar 1828 als Hofrat und Vizepräsident-Stellvertreter zur niederösterreichischen Regierung zurück, wurde 1841 Vizepräsident und 1848 pensioniert. Vgl. Beiträge zur Geschichte der n. ö. Statthalterei. Wien 1897, S. 477f.

[560]) Joh. Gabriel Seidl, Flinserln. Oestreicharischi Gsetzln, Gsangln und Gschichtln, IV (Wien 1837), S. 47ff.: Da Laun̄la; III [2] (Wien 1838), S. 55ff.: 's Vahear (Gespräch zwischen dem

Amtmann, dem Bauern Matthias Grampler und seinem Gödn als Zeugen; am Schluß [S. 61] sagt der Amtmann: Iatzt kumd da Moark, — då kafft's eng an Vastånd!). — Von „und alle drei" bis „zu kaufen" nur in der Handschrift und nicht im Druck.

[561]) Vgl. über die Gräfin Anna Csáky oben Anm. 555.

[562]) Adalbert (Béla) Graf Csáky von Körösszegh und Adorjan (1821—1895), Erbgraf des Schlosses und Erb-Obergespan des Zipser Komitates, starb unvermählt in Wien; mit ihm erlosch der zweite Stamm des Grafengeschlechtes (vgl. Gothaisches genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser, XXXIV [1861], S. 184; LXX [1897], S. 1306). Er war der einzige Nachkomme des Grafen Bruno und der Gräfin Anna Csáky.

[563]) K. Pichler, Zerstreute Blätter aus meinem Schreibtische. Wien 1836 = S. W. [2] L. Mit einem Bildnis der Pichler (Kriehuber pinx., Benedetti sc.), das Wolfg. von Wurzbach (Josef Kriehuber. Katalog der von ihm lithographierten Portraits. München 1902) nicht kennt. Der Kritiker Nr. 29 (Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1837, I, S. 512) meint zwar, daß dieses Bild nicht jenes heitere Wohlwollen zeige, das K. Pichler sonst im Gesichte habe, daß aber dieses Wohlwollen dem Buche selbst aufgeprägt sei, denn alle Aufsätze, von denen keiner verfehlt sei und keiner einer schiefen Richtung angehöre oder ein unsicheres Urteil zeige, sind mild, ohne scharfes Aburteilen, beißenden Spott oder grämliche Rechthaberei abgefaßt. Ein anderer Kritiker (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1836, S. 880) rühmt, daß die Pichler im Gegensatze zu vielen anderen rechtzeitig und mit glücklichem Takte den Übergang vom poetischen Wirken zur poetischen Reflexion fand und daß sie die Anschauungen ihres reiferen Lebens der jungen Generation zugänglich machen wolle. Wenn auch ihre Aufsätze nicht durch Neuheit der Gedanken blenden, so gewinnen sie durch das gesunde leitende Prinzip und zeigen ein gebildetes Gemüt, lautersten Geschmack und reiche Belesenheit. Ähnlich urteilt auch Andreas Schumacher (Der Telegraph, I, [Wien 1836], S. 508f.), der den Vorzug dieser Sammlung in der betrachtenden und rückblickenden Natur der Aufsätze sieht, die sich mit abgeklärter Leidenschaftslosigkeit, schöner Darstellung, Gefühlstiefe und nicht ungewöhnlicher Weltkenntnis verbindet.

Ein zweiter Teil „Zerstreute Blätter" unter dem Titel „Zeitbilder" erschien 1839 (S. W. [2] LI). Über ihn ist mir nur eine Rezension (Literaturblatt Nr. 19 zur Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1839) bekannt geworden, die, obwohl anonym erschienen, L. A. Frankl zum Verfasser hat (vgl. einen Brief der Pichler an diesen: Frankls Sonntags-

Blätter, III, S. 81 = Album für die Überschwemmten, S. 78); diese geht auf einige Artikel besonders ein; so zustimmend auf den über Rahel und Bettina (Über Wahrheit gegen sich selbst), zweifelnd auf den „Über das Unglück moderner Dichter", da ihm dieser auf einer nur halbrichtigen Ansicht zu fußen scheint. Das Schlußurteil ist: „In allem in diesem Bande Gebotenen spricht sich gesundes, klares Leben aus" und „manches treugemeinte Urteil, durch gründliches Wissen, aufmerksame Beobachtung gezeitigt, wird uns vorgeführt".

Ein Teil der in diesen beiden Bänden enthaltenen Aufsätze war bereits früher in Zeitschriften erschienen, so besonders in „Blätter für Literatur, Kunst und Kritik. Zur Österr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde" (Hg. von J. P. Kaltenbaeck. 3 Bde. Wien 1835—1837) und zwar:

I. (1835), S. 17ff.: Schiller (unterzeichnet: Wien, 16. Dezember 1834 = S. W. [2] L, S. 209ff.). — S. 81ff.: Die orientalischen Frauen (Prosa = S. W. [2] L, S. 217ff.). — S. 241f.: Homer und die Nibelungen (= S. W. [2] L, S. 234ff.). — S. 244: Der unverrückbar gleiche Orient (fehlt S. W. [2]; ein Vergleich der Stadt Lahore in Indien mit dem Jerusalem der Apokalypse).

II. (1836), S. 109f., 113ff.: Griseldis, über Liebe und Selbstsucht (= S. W. [2] LI, S. 204ff.). — S. 221ff., 225ff.: Über Wahrheit gegen sich selbst und gegen die Welt (= S. W. [2] LI, S. 219ff.: gegen Rahel und Bettina).

III. (1837), S. 157ff.: Das Unglück der Dichter (= S. W. [2] LI, S. 185ff.).

Ein anderer Teil der Aufsätze stand in „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" (Wien 1816ff.) und zwar:

I. (Wien 1816), S. 171f.: An einen Freund in Rom (Im Februar 1816 = S. W. [2] XVI, S. 128: An Herrn Doctor Friedländer in Rom 1816). — S. 299f.: Der Hirt auf der Bergspitze im Abendschein. Nach einem Gemählde von Philipp Reinhold aus Sachsen in der Kunstausstellung der k. k. Akademie (= S. W. [2] XVI, S. 137: Der Hirt auf der Bergspitze im Abendschein. Nach einem Gemählde).

III. (Wien 1818), S. 91f.: Prolog zum Trauerspiel Don Gutierre, gesprochen von Herrn Krüger ([am 18. Jänner 1818] = S. W. [2] XVI, S. 141f.). Vgl. oben S. 466, Anm. 168.

1824, S. 1241ff., 1249ff.: Der Teppich (Prosa = S. W. [2] XXXII, S. 257ff.). — Ist aus einem Zyklus von vier Erzählungen die vierte; die erste verfaßte Adam von Weingarten (Der Teppich; ebd. S. 1147ff.), die zweite Helmina von Chézy (Alfreds Tagebuch; ebd. S. 1169ff.) und die dritte J. Graf von Mailáth (Die Tapisserie. Ein scherzhaftes Märchen; ebd. S. 1217ff.).

1828, S. 145ff.: Der Geister Gruß. In der Nacht des 12. Februars 1828 (Gedicht = S. W. ² LIII, S. 275ff.). Vgl. oben S. 558, Anm. 409.

1830, S. 149ff., 159ff.: Therese von Artner (Nachruf = S. W. ² L, S. 191ff.).

1838, S. 1ff., 9ff.: Einige Briefe J. C. Lavater's an Frau v. Greiner in Wien (4 Briefe vom 9. August 1781 bis zum 23. November 1782). — S. 121ff., 129ff., 137ff.: Einige Briefe Klopstocks an Frau von Greiner in Wien (8 Briefe vom 15. Mai 1782 bis zum 20. Februar 1788). — S. 313f.: Briefe von Goethe und Werner (an K. Pichler; vgl. I, Anm. 502a und 671). — S. 357—359: Über die Allgemeinheit der Bezeichnungen (Prosa = S. W. ² LI, S. 277ff.; vgl. I, 419 mit Anm. 721). — S. 374f.: Miscelle (fehlt S. W. — Bringt als Parallele zu Lenaus Gedicht „Das dürre Blatt" das Gedicht der Gabriele Baumberg „Als sie die Briefe ihres Ungetreuen verbrannte"). — S. 529ff., 537ff.: Weh dem, der lügt (Prosa = S. W. ² fehlend. — Ausgehend von Grillparzers Drama, handelt sie über die Lügen und deren Arten).

1839, S. 1049ff., 1057ff.: Frau Dorothea von Schlegel, geb. Mendelssohn (Prosa = S. W. ² LIII, S. 222ff.). Vgl. oben S. 523, Anm. 311.

1840, S. 1163ff.: Tod der Frau Pauline von Schmerling (Prosa = S. W. ² LIII, S. 237ff.).

1842, S. 291ff., 300f.: Rococo. Ein Abend im Belvedere-Garten (Prosa = S. W. ² LIII, S. 184ff.).

[564]) C. Brand, Zeichnungen nach dem gemeinen Volke besonders Der Kaufruf in Wien. Wien 1775. Erschien in 3 Ausgaben, wovon die erste 40, die zweite 38 und die dritte 45 Blätter enthält; in letzterer sind aber sieben Blätter vom Maler V. G. Kininger. Vgl. Ignaz Schwarz, Der Wiener Kaufruf von Brand. Ein Beitrag zur Wiener Ikonographie. Wien 1911. — Das Buch trägt auch einen französischen Titel und dieser lautet: Cris de Vienne.

[565]) Zeitbilder. 2 Bde. Wien 1839 und 1841, mit je einem Titelkupfer (D. Weiß sc.) = S. W. ² LI und LII. — Über die Auffassung der Zeitbilder als Roman vgl. oben S. 312 mit Anm. 506; über die Aufnahme des ersten Bandes oben Anm. 563. — Der zweite Band wurde vom Rezensenten Nr. 44 in „Blätter für literarische Unterhaltung" (Leipzig 1841, I, S. 708) nicht ungünstig angezeigt; dieser fand, daß die Aufmerksamkeit des Lesers durch die Kontraste, die in den Einrichtungen, in der Geselligkeit, den Toiletten und Lebensansichten der Stadt Wien von 1807—1809 und von ca. 1840 auftreten, wacherhalten wird, wenn auch die Erzählung trotz bekannter historischer Personen, die namentlich vorkommen (Frau v. Staël, A. W. und Friedrich

Schlegel u. a.), kein historisches Interesse bietet. Ebenso freundlich läßt sich eine zweite Rezension, unterzeichnet mit S. (Andreas Schumacher?), aus (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1840, S. 1518), welche besagt: „Es versteht sich von selbst, daß die ‚Zeitbilder' eine durch Stoff und Behandlung in gleichem Maße anziehende, gehaltvolle und des Rufes der Verfasserin würdige Schrift geworden sind. In den Rahmen, die Begebenheit, schmiegen sich gediegene Betrachtungen über Leben, Kunst und Wissen, die Charaktere, wiewohl ihnen der Raum nicht allzu freigebig zugemessen erscheint, erfreuen sich einer markigen Haltung und die Sprache bewegt sich in jener gemessenen Würde, wie sie die Aufgabe erfordert." Die Verfasserin hat, wenn auch ein Blick in die inneren, tieferen Verhältnisse der geschilderten Epoche vermißt wird, „sicher dankenswerte Beiträge zur Sittengeschichte Wiens gebracht, ein Materiale, dessen Wert erst spätere Zeiten völlig zu würdigen im Stande sind."

Letztere Bemerkung hat ihre Richtigkeit. Mag die Rahmenerzählung heute auch manchmal nicht mehr befriedigen, manche Lösung etwas kindlich naiv erscheinen, das kulturhistorische Detail bleibt aber immer interessant. Wer die „Denkwürdigkeiten" kennt und genau durchstudiert hat, wird in mancher Person der „Zeitbilder" Bekannte finden. Von den Personen des I. Teiles zeigt der Rittmeister Ferdinand Zornau Züge von Ferdinand Freiherrn v. Kempelen; sein Verhältnis mit Nanette v. Hersfeld, die vieles von Karoline Pichler selbst an sich hat, erinnert an deren Verhältnis mit Kempelen; Fritz v. Rettenburg hat manches mit Andreas Eugen Pichler gemeinsam, dessen Liebe zu Karoline v. Greiner auf ähnliche Art zum Ausbruch gekommen sein mag, wie die des Hofkanzleikonzipisten Rettenburg zu der Hofratstochter Nanette v. Hersfeld; der Hofrat v. Hersfeld dürfte, was seine derbe Art betrifft, ein Abbild des Hofrates Franz Sales v. Greiner sein und in der Generalin Rettenburg erkennen wir die Hofrätin Greiner. Von den Personen des zweiten Teiles ist Faucier niemand anderer als Nathan Adam Freiherr v. Arnstein, Freiherr v. Marking ist Bernhard Freiherr v. Eskeles, der Baron v. Birkenau trägt Züge von L. Tieck an sich und Frau v. Brügge ist Sophie Bernhardi; wer aber mögen Sophie von Zornau und Wilhelm v. Rettenburg sein?

[565a]) Schon 1819 glaubte Pichler ihr letztes Werk zu schreiben (oben S. 410) und sie schrieb damals an Schneller (Hinterlassene Werke, I, S. 277), daß ihr die Muse den Rücken kehrte und „es will mich nichts mehr so recht tief ansprechen, um mich zum Selbstschaffen zu bewegen". Als sie 1819 Byrons Corsair übersetzte, da schrieb sie an Grillparzer (am 19. Mai 1819: A. Sauer, Grill-

parzers Werke, III, 1, S. 189): „Das Selbst-Producieren soll ja ohnedies aufhören wie das Alter des Dichters anfängt und ich werde im Herbst 50 Jahr." Im März 1829, als sie ihr sechzigstes Jahr erreicht hatte, schrieb Karoline Pichler an Friedrich v. Matthisson (Literarischer Nachlaß, IV, [Berlin 1823], S. 220), daß ihr Lebensabend zwar da sei, daß sie aber dennoch fleißig arbeite und dichte, obwohl das, was sie jetzt unter der Feder habe (Friedrich der Streitbare) das Letzte sein solle, „denn mein sechzigstes Jahr ist nahe und man muß die Musen aufgeben, ehe sie uns verlassen." Doch war dies nicht ihr letztes Werk, wenn auch, wie sie am 27. Mai 1834 an Karoline von Wolzogen schreibt (Wolzogen, Literarischer Nachlaß, [2] II, [Leipzig 1867], S. 397), ihre Phantasie und ihre Geisteskraft nicht mehr mit ihrer Schaffenslust Schritt halten und sie entweder von der Arbeit aufhören oder eine lange Pause machen muß.

[566]) Was Karoline Pichler hier über das Gesellschaftsleben nach der Julirevolution sagt, deckt sich vielfach mit früheren Äußerungen (vgl. I, S. 411f.; II, S. 127f., 146, 308, 314ff., 371f., 586 Anm. 498f.). Sie schilderte dieses Leben besonders im dritten Teil ihrer „Zeitbilder" (S. W. [2] LII, S. 233ff.) und befaßte sich auch bereits 1823 in einem Aufsatze „Über die Art der geselligen Unterhaltungen" (vgl. oben S. 456) mit der Umwertung aller gesellschaftlichen Werte. Ähnlich wie Immermann, L. Tieck, E. T. A. Hoffmann, Ludwig Robert u. a. (vgl. darüber Werner Deetjen, Immermanns Jugenddramen. Leipzig 1904, S. 95) wendete sich Kar. Pichler darin gegen die damaligen Abendunterhaltungen, die wohl eine Fülle und Mannigfaltigkeit der Genüsse boten, deren Hauptsache aber im Prunk bestand, während das Genießen und die Freude nur so nebenher liefen; wie überall so zeigte sich auch damals im geselligen Leben Unmäßigkeit und Ungeduld.

[567]) Das Tabakrauchen der Männer war K. Pichler sehr verhaßt, wie verschiedene darauf hinzielende Bemerkungen beweisen (vgl. oben S. 162, 305f., 309, 383, 553: 401; Frankl, Erinnerungen, S. 105), denn in ihm sah sie den Zerstörer der Geselligkeit.

[568]) Der Absatz von „Vor Zeiten . . ." (S. 381) bis „entscheiden" (S. 383) steht nur in der Handschrift und wiederholt eigentlich bereits früher Gesagtes (vgl. Anm. 566 und 567).

[568a]) Ähnliche Gedanken äußerte Karoline Pichler bereits 1834 in ihrem Aufsatz über „Schiller" (vgl. oben S. 603).

[569]) Mit dem Tode ihres Gatten, mit dem die „Denkwürdigkeiten" abschließen, war Karoline Pichlers Welt tot und sie zog sich in den Kreis ihrer Familie zurück. Trotz alledem pflegte sie aber in ihrem Hause noch immer eine gemütliche Geselligkeit. Wenn die jüngere literarische Welt sie auch vernachlässigte, was

sie schwer empfand (L. A. Frankl, Sonntags-Blätter, II, S. 680), so versammelten sich ihre alten Freunde, wie Hammer-Purgstall, Stierle-Holzmeister, J. J. Littrow, Ferd. Wolf, L. A. Frankl, Pannasch, Otto Prechtler, Pyrker, Frau Weißenthurn u. a. noch immer an Sonntagen abends zum Tee und Kaffee bei ihr; man blieb von 7 bis nach 10 Uhr beisammen, es gab anregende Gespräche, Ungedrucktes wurde vorgelesen, und Karoline Pichler, die mit größtem Interesse die Eindrücke in sich aufnahm, war doch ihr Geist frisch geblieben, war die Seele der Gesellschaft (vgl. Franziska v. Pelzeln in: Österr. Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 55). Sie selbst ging nur selten mehr in Gesellschaft (ebd.).

Ihr Leben floß still dahin. Ereignisse traten an sie nicht viele mehr heran, nur Freunde starben, denen sie Nekrologe schrieb. 1843, ein halbes Jahr vor ihrem Tode, übersiedelte sie pekuniärer Verhältnisse wegen vom ersten Stock ihres Hauses in den zweiten (Pelzeln, a. a. O. S. 56). Ihre freie Zeit widmete sie der Erziehung ihrer Enkel (oben S. 389; Pelzeln S. 56), denen sie in Liebe zugetan war und manche Freude bereitete. So veranstaltete sie in Erinnerung an die eigene Jugend und an ihre ersten Ehejahre in ihrer neuen Wohnung ein Haustheater für die Jugend ohne Kulissen und Dekorationen, bei dem vier Stücke („Die schlaue Witwe", „Die Zerstreuten" und „Kleopatra" von Kotzebue, sowie „Die Gouvernante" von Theodor Körner) zur Aufführung gelangten (Pelzeln, a. a. O. S. 56). Es wirkten außer Pichlers Enkeln noch Dr. Faust Pachler, Max Freiherr von Hammer-Purgstall, Adolf, Rosalie und Hedwig Wolf mit, von denen besonders Faust Pachler, der trotz seines martialischen Schnurrbarts die Kleopatra in einem kirschroten, mit Gold gestickten Seidenkleide gab, gut spielte (Pelzeln, S. 56).

Dichterisch betätigte sich Karoline Pichler seit ihrem Roman „Elisabeth von Guttenstein" beinahe gar nicht mehr. Die meisten in Band LIII ihrer Werke veröffentlichten Gedichte fallen bereits in eine frühere Zeit, so „Der Mönch auf dem Kahlenberge" (S. W.[2] LIII, S. 284ff.; zuerst erschienen: Vesta, Taschenbuch für Gebildete, I. Jahrgang 1831. [Wien 1830], S. 97ff.) und andere; hingegen übersetzte sie mit großer Vorliebe eine italienische Ballade „Il ritorno del crociato" von Paride Zajotti di Trento als „Die Rückkehr des Kreuzfahrers" (S. W.[2] LIII, S. 293ff.) für die „Rivista Viennese" (vgl. Anton Langer in: Bäuerles Allgemeine Theaterzeitung. Wien 1843, S. 749). Was sie sonst in ihren letzten Jahren veröffentlichte, war, außer einem Gedicht aus der Jugendzeit (I, S. 660, Anm. 247) und einem Gedicht in der „Iris" (II, S. 548, Anm. 384), kritischer oder rückblickender Art (vgl. oben S. 506: 285; 553: 401; 580 und 603f.), es waren

dies gewissermaßen Nebenfrüchte ihrer „Denkwürdigkeiten" und „Zeitbilder" (oben S. 602f.). Einen Teil dieser Aufsätze sammelte sie 1836 in ihren „Zerstreuten Blättern" (oben S. 602), denen sie als ihr letztes Werk 1843 eine neue Folge (Zerstreute Blätter aus meinem Schreibtische. Neue Folge. Wien 1843, Druck und Verlag von A. Pichlers sel. Witwe. Mit einem Kupfer: Teplar sc. = S. W. [2] LIII) nachsandte. Diese enthält auch den Aufsatz „Die graue Schwester" (S. W. [2] LIII, S. 166ff.; zuerst: Album der Wohlthätigkeit durch Beiträge der vorzüglichsten Dichter und Künstler. Hg. von Josef Wache. Wien 1841, S. 138ff.), worin K. Pichler das Wirken der grauen Schwestern des hl. Vincenz von Paul schildert.

[570]) Ludwig August Frankl, Briefe von Karoline Pichler [an Frankl]. Frankls Sonntags-Blätter, III, (Wien 1844), S. 30ff., 79ff. — Frankl wurde im Jahre 1832 bei der Pichler eingeführt (vgl. oben S. 297; Frankl, Erinnerungen S. 105) und erhielt, da er Karoline Pichler die neuesten Erscheinungen auf literarischem Gebiete, die sie mit großem Interesse verfolgte, stets mitteilte, über hundert Briefe von ihr, „deren sechzig die moderne Literatur von 1833 bis 1843 umfassen". Die verschiedensten Schriften „finden die geistvollste Besprechung, die durch Erinnerungen an frühere Literaturzustände und Persönlichkeiten gewürzt sind und zugleich ein lebendiges Bild von Geist und Gesinnung der Hingeschiedenen geben" (Frankl, a. a. O. III, S. 31). Eine Ausgabe dieser Briefe war geplant, kam aber nicht zustande. Gedruckt sind bisher nur sechs, die aus den Jahren 1839 (über Freiligrath, Aufforderung zum Drama, Jules Micheles über Deutschland), 1840 (Literaturblätter von Feuchtersleben, Rahel), 1840 (Auerbachs Spinoza, Stoa und Pantheismus, Text zu einem Romane), 1842 (Becks Janko, Levitschniggs Rustan), 1842 (über Herwegh) und o. J. (1839: die Zopfperiode, der Freihafen, über Österreich, Nekrolog der Frau von Schlegel) stammen.

Vier weitere Briefe, wovon aber Nr. 1 und 4 bereits gedruckt waren, veröffentlichte Frankl 1845 (Album. Zum Besten der durch die Überschwemmungen im Frühjahre 1845 in Böhmen Verunglückten. Wien 1845. S. 77ff.), sie betreffen hauptsächlich den beabsichtigten Nekrolog auf die Schlegel (Nr. 1), den Roman Sebastian der A. Reinbold (vgl. oben Anm. 279), den Dichter Josef Emanuel Hilscher (Nr. 3) und Feuchterslebens Widerlegung ihres Rahel-Aufsatzes (Nr. 4; vgl. oben S. 479, Anm. 117).

[571]) Das Totenprotokoll der Stadt Wien im Konskriptionsamt hat über Karoline Pichlers Tod unterm 9. Juli 1843 folgende Eintragung (1843, Buchst. P, Fol. 18a): „Pichler Karoline, k. k. pens. Regierungsraths-Wittwe, geb. Edle v. Greiner, k. r., v(on) hier

geb(ürtig), alt 74 J., in der Alservorstadt N. 109 an d(er) Altersschwäche." Es war an einem Sonntag, nachmittags $5^1/_4$ Uhr, als Karoline Pichler zur Ansehung ihres Schöpfers gelangte, nachdem sie eine langandauernde Krankheit, die im Mai zum Ausbruch gelangt war, durchgemacht hatte. In deren Verlauf hatte sie starke Blutverluste zu ertragen, von denen sie L. A. Frankl (Sonntags-Blätter, II, S. 678) scherzend erzählte. Trotz ihres schweren Leidens interessierte sie sich lebhaft für die Literatur, denn ihr Geist war frisch geblieben, las viel, so noch Walter Scotts „The lord of the Isles", und unterhielt sich mit L. A. Frankl lebhaft über Literatur und Leben, während die Todesschatten bereits in ihrem Antlitz erkennbar waren; zum Bewußtsein des nahen Todes kam sie erst in den letzten Tagen (vgl. über ihre Todeskrankheit Frankl, a. a. O. II, S. 678; Franziska v. Pelzeln in: Österr. Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 56). Beinahe 74 Jahre hatte sie durch Gottes Güte erreicht, obwohl sie es einst nicht glauben wollte, daß sie so alt werden würde, denn 1806 klagte sie Streckfuß (Brief vom 20. und 21. August 1806: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 400), daß nun ihres Lebens schönster Teil nicht nur betreffs der Jahre, „sondern auch in Rücksicht der Ruhe und stillen Freude, der angenehmen Aussichten in die Zukunft" vergangen sei; sie ermahnte sich aber und meinte: „Doch darf ich nicht klagen, 74 Jahre werde ich schwerlich alt werden und so ist doch der größte Teil der beste gewesen." Still und friedlich ging sie hinüber zu ihrem Gatten nach getaner Pflichterfüllung, und nicht nutzlos war ihr Leben geblieben, denn es hatte reiche Früchte getragen und ihr reichliche Ehren gebracht.

Waren ihre letzten Tage auch nur im Schoße ihrer Familie verflossen, waren der alten Freunde immer weniger geworden und ihre Lebensstütze, ihr Mann, schon 1837 vorausgegangen, so war sie doch nicht einsam gewesen, hatte sie doch ihre Tochter und ihre Enkel, auf die sie alle ihre Liebe, die sie einst für ihre Mutter gehabt, übertrug. Ihre Fröhlichkeit und angeborene Heiterkeit waren ihr bis zum Tode geblieben, doch ein halbes Jahr vorher traf sie doch ein großer Schmerz, der vielleicht an ihrem Lebensnerv zehrte und ihr Ende früher herbeiführte. Sie mußte, pekuniärer Verhältnisse wegen, die lange Jahre im ersten Stocke ihres Hauses innegehabte Wohnung aufgeben und mit Tochter und Enkeln in den zweiten Stock übersiedeln (F. v. Pelzeln, a. a. O. S. 54). Seit dem Tode ihres Mannes drückten sie überhaupt Geldsorgen, war doch mit ihm eine große Einnahmsquelle weggefallen, und ihre Witwenpension sowie die ihrer Tochter reichten sicherlich nicht hin, um den großen Haushalt zu bestreiten. Dazu kam, daß der Konkurs ihres Mannes (oben S. 512f.) und der Banko-

zettelsturz (1811: I, S. 244, 380f., 501) ihr Vermögen stark reduziert hatten. Unter diesen Umständen wird es begreiflich, daß sie auf ihre beiden Häuser in der Alservorstadt (Nr. 102 und 109) wiederholt seit 17. November 1838 Geld von Bekannten (Franz, Anton und Josef Ritter von Schmerling, Fräulein Friederike von Schwab) aufnahm, so daß die Haussätze bei ihrem Tode 10 000 fl. betrugen (laut Mortuarsausweis im Verlassenschaftsakt); aber auch ihre Krankheit scheint viel Geld gekostet zu haben, bekam doch der Arzt allein 281 fl., so daß am 1. Mai und am 15. Juni noch Bardarlehen bei Henriette Freiin Pereira-Arnstein und bei Rainer Ritter von Schmerling im Betrage von 2600 fl. aufgenommen wurden (laut Mortuarsausweis). Bei Pichlers Tode stellte sich laut Mortuarsausweis vom 11. März 1844 das Aktivvermögen auf 48 825 fl., wobei das Haus Alservorstadt Nr. 102 mit 19 600 fl., das Haus Nr. 109 mit 23 500 fl. und der dazu gehörige Garten mit 4162 fl. bemessen wurden. Demgegenüber stand ein Passivstand von 13 504 fl., darunter nebst den Haussätzen 306 fl. 31 kr. Leichenkosten und 50 fl. für Seelenmessen, so daß, wovon die gesetzlichen Legate im Betrage von 301 fl. 5 kr. und das normalmäßige Mortuar im Betrage von 614 fl. 47 kr. C. M. noch abzuziehen waren, ein Verlassenschaftsvermögen von 35 320 fl. 29 kr. C. M. verblieb. Zu diesem erklärten sich am 1. Oktober 1843 die Tochter Karoline von Pelzeln und im Namen der minderjährigen von Pelzeln deren Vormund Hofrat Freiherr von Sommaruga bedingt erbsberechtigt, laut des Testaments der Karoline Pichler, d. d. Hietzing den 26. August 1842 (Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 238 ex 1843).

Karoline Pichlers nicht uninteressantes Testament (im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Testamente Nr. 388 ex 1843), das einen tiefen Einblick in ihre Seele betreffs ihrer Religiosität, Kindes- und Enkelliebe tun läßt, aber auch auf ihre pekuniären Verhältnisse der letzten Jahre Streiflichter wirft, lautet im Auszuge wie folgt:

† † †

„Im Nahmen des dreyeinigen Gottes.

Da sich in unsern häuslichen Verhältnissen und in unserm Vermögensstande seit der Abfassung meines Testamentes im Jahre 1827 vieles ins Traurigere verändert und daher veränderte Anordnungen nöthig gemacht, will ich noch einmahl bey vollkommener Gesundheit und im Besitz aller meiner Geisteskräfte meinen letzten Willen hiermit aufsetzen.

Ich danke Gott dem Allmächtigen für die, bis in mein hohes Alter erhaltene Gesundheit und Wohlfarth, für ein im Ganzen ruhiges und zufriedenes Leben, für eine treffliche Tochter und eben

so treffliche Enkel und verordne hiermit", daß: 1) die Tochter und die Enkel Universalerben seien. — 2) an Schulen und Stiftungen der gesetzmäßig vorgeschriebene Betrag zu entrichten sei. — 3) die Elisabethinerinnen und Barmherzigen Schwestern je 100 fl. C. M., die I. Kinderbewahranstalt in der Streingasse am Rennweg 50 fl. C. M. erhalten sollen. „Mehr zu thun verbiethet mir die Rücksicht auf unser ohnedieß geschmälertes Vermögen". — 4) die Tochter die Häuser Nr. 102 und 109 (dazu gehört der Garten) nach meinem Tode zur Einnahme und Verwaltung besitzen solle, aber — 5) nur Nr. 102 soll Eigentum der Tochter sein: „Ich weiß, sie ist eine so gute Mutter, daß sie dieß Eigenthum nur zum Besten ihrer Kinder verwalten wird." — 6) Nr. 109 den Enkeln (August, Franziska, Marie) gehöre, die Mutter die Verwaltung besorge und die Nutznießung habe; bis zur Volljährigkeit Augusts dürfe das Haus nicht oder nur um etwa 50000 fl. verkauft werden; das Kapital wäre dann anzulegen und die Zinsen der Mutter zur Verfügung zu stellen. — 7) die 8000 fl. C. M.*), die jetzt auf beiden Häusern zusammen vorgemerkt sind, auf Nr. 102 überschrieben werden sollen, ebenso soll etwa später aufzunehmendes Geld nur auf diesem Hause vorgemerkt werden. — 8) die 2 Garnituren Tafelsilber die Enkelinnen erhalten, die Mutter aber das Benützungsrecht bis zur Großjährigkeit der Kinder habe. — 9) August die Bücher erhält, die Mutter soll sich aber deren nach Belieben bedienen können. — 10) die Hauseinrichtung, Wäsche, Geschirr usw. die Tochter erbe. — 11) „Meine Leiche soll anständig, jedoch ohne allen Aufwand nach der 1. Classe veranstaltet und 50 hl. Messen gelesen werden." — 12) Setzt Legate für die Dienstleute fest. — 13) „Nun empfehle ich meine Seele Gott dem Allmächtigen, danke meiner trefflichen Tochter und ihren lieben Kindern, deren gute Eigenschaft die Frucht ihrer guten Erziehung und folglich der Tochter Werk sind, für ihre Liebe, bethe für sie, gebe ihnen meinen Seegen und hoffe auch vor Gottes Thron für sie zu bethen."

Hietzing, während unsers Aufenthaltes daselbst,
26. August 1842.

Caroline Pichler geb. von Greiner.

Zu Karoline Pichlers erstem Testament vom Jahre 1827, das durch obige Bestimmungen aufgehoben wurde, fanden sich noch „Nachträgliche Verordnungen", die in Kraft blieben; sie wurden im März 1840 niedergeschrieben und bereits einmal, aber sehr ungenau und nicht nach dem Original, ebenso wie der im verschlossenen Kuvert beiliegende Traum (oben S. 551) veröffentlicht (Neue

*) Beim Tode waren es bereits 10000 fl. C. M. (s. oben).

Freie Presse, Nr. 13 307 vom 11. September 1901, S. 5). Die erste Bestimmung betraf ihre „Denkwürdigkeiten“ (vgl. I, Einleit. S. XLIII), die zweite den Briefwechsel der Kaiserin Maria Theresia mit ihrem Vater (vgl. darüber I, S. 39, 447 Anm. 58); letztere lautet wie folgt: „Zweytens wünschte ich, wenn sie [Tochter] und die Kinder den merkwürdigen Briefwechsel zwischen meinem Vater und der Kaiserinn Maria Theresia nicht aufzubehalten oder hier und [da] ein unverfängliches Stück durch den Druck und ein Facsimile von M. Theresias Handschrift zu veröffentlichen denken, sie das Ganze in die Hände Ihrer Maj. der Kaiserinn Mutter, der ich schon davon gesprochen, oder falls diese nicht mehr leben sollte, was nicht wahrscheinlich ist, der Erzherzoginn Sophie übergeben möchte.“ Das Legat wurde wunschgemäß an die Kaiserin Karoline Auguste ausgefolgt und Alfred Ritter von Arneth veröffentlichte es zum Teil (vgl. oben II, S. 469, Anm. 175 und 557f., Anm. 408).

Die dem Enkel August zufallenden Bücher wurden von den beeideten Bücherschätzmeistern Matthäus Kuppitsch und Jakob Bader am 12. September 1843 aufgenommen und mit 431 fl. 25 kr. C. M. bewertet; das Verzeichnis (liegt dem Verlassenschaftsakt bei) umfaßt 315 Nummern. Ein Teil der Bücher wurde beim Bücherrevisionsamte am 25. September 1843 beanstandet, doch mit Dekret der Obersten Hofstelle August belassen, worüber ihm vom Zentralbücherrevisionsamt unterm 12. Dezember 1844, Z. 1314 die Verständigung (liegt im Nachlaßakt) zuging.

Über das Schicksal der beiden Häuser, wovon Nr. 102 samt einem, von Nr. 109 abgetrennten Gärtchen um 29 000 fl. am 17. Jänner 1846 an Katharina Fasching verkauft wurde, nachdem Karoline von Pelzeln am 12. März 1844 nochmals ein Darlehen von 1000 fl. C. M. mit behördlicher Bewilligung darauf aufgenommen hatte (Verlassenschaftsakt), vgl. man I, S. 522, Anm. 371.

[572]) Karoline Pichler war in den letzten Jahren ihres Lebens eine Vergessene, sie hatte ihren Ruhm überlebt, wie ihr Leichenbegängnis deutlich bewies. Als sie am 11. Juli 1843 abends in der Alserkirche eingesegnet wurde, da nahmen außer den nächsten Angehörigen nur wenig leidtragende Freunde, darunter Hammer-Purgstall, teil. Am Grabe sah es, wie L. A. Frankl in seinem Nachruf auf die Pichler berichtet (Frankls Sonntags-Blätter, II, S. 681) noch einsamer aus; außer den nächsten Familienmitgliedern umstanden die offene Grube am Währinger Allgemeinen Friedhof vor der Nußdorfer Linie (heute aufgelassen) nur noch die drei weinenden, in tiefe Trauer gehüllten Dienerinnen der Pichler, Frankl, der Lyriker Carlopago (Ziegler) und einige Neugierige. „Es war ein kühler wolkenumflogener Sommerabend, um halb

9 Uhr rollten die Schollen auf den einsamen Sarg" (Frankl, a. a. O.). Franz Gräffer, der selbst heute vergessen in einem Schachtgrabe dieses Friedhofs ruht, und der Dichter Carlopago drückten ihren Schmerz über diese Nichtachtung von Seite des großen Publikums, das gerade der Pichler so viele heitere Stunden verdankte, drastisch aus. Gräffer wies ganz richtig auf die Sensationslust der Leute hin, die hier nicht auf ihre Rechnung gekommen wäre (bei Frankl, a. a. O. II, S. 682; Neue Wiener-Tabletten, Wien 1848, S. 13). Carlopago, der sie nie im Leben gesehen hatte, doch auf die Nachricht von Pichlers Tode herbeieilte, um ihr das letzte Geleite zu geben, sah mit Wehmut, daß kein Ebenbürtiger am Grabe stand und niemand den Lorbeer in der Hand hielt; nur (Carlopago bei Frankl, a. a. O. II, S. 681):

Zwei junge Dichter (er und Frankl) mußten sie versenken,
Die Erde statt des Lorbeers in der Hand.
Mich dünkt, die hat die Zukunft selbst gesandt
Zum Zeichen: ihrer würdiger zu denken!

Auch im Auslande berührte dieser Vorgang schmerzlich; so rief B. (Bolza?) aus (Illustrierte Zeitung, I, [Leipzig 1843], S. 171): „Nur wenige, allein unter diesen viele, die unzählige andere aufwiegen, geleiteten sie zum Grabe; wo blieben sie wohl alle, Wiens zahlreiche Musensöhne? ‚Die Kunde von ihrem Tode hatte sich nicht genug verbreitet'; mag sein! es ist aber doch recht traurig, Deutschlands bedeutendste, wenn nicht erste Dichterin so einsam zu Grabe wallen zu sehen. Auch der greise, wackere Friedrich Kind mußte, von der Gegenwart vergessen, so in die Gruft steigen."

Karoline Pichler war von der Erde verschwunden, sie ruhte neben ihrem Gatten und die dankbare Tochter und deren Kinder setzten ihr einen einfachen Stein aus Granit, dessen eingelassene Kehlheimer Platte die Inschrift trug (Wurzbach XXII, S. 251; A. J. Weltner, II. Beilage des Wiener „Fremden-Blatt" Nr. 187 vom 9. Juli 1893): „Hier ruht in Gott Frau Caroline Pichler, geborne v. Greiner, k. k. niederösterr. Regierungsrathswitwe, geboren 7. September 1769, gestorben 9. Juli 1843. Gleich groß und verehrungswürdig als Frau wie als Dichterin. Friede ihrer Asche! Von ihrer dankbaren Tochter und ihren dankbaren drei Enkeln gesetzt." Stein und Inschrift sind heute noch erhalten.

Die Nachrufe auf Karoline Pichler flossen spärlich (vgl. I, Einleit. S. XXV ff.), die geplante Aufstellung einer Büste in der Karlskirche (oben S. 581) unterblieb und die Zeit tat das übrige, um die einst vielgelesene Schriftstellerin selbst in Wien der Vergessenheit anheimfallen zu lassen. Nur ihre „Denkwürdigkeiten" wurden fleißig benützt und gelesen. Da kam 1893 ihr fünfzigster

Todestag. Auch dieser ging in Wien ziemlich still vorüber und nur zwei Gedenkartikel erschienen (vgl. I, Einleit. S. XXXI). Der eine, von A. J. Weltner verfaßt, brachte zum erstenmal den Gedanken, diese vaterländische Dichterin in einem Ehrengrabe am Zentralfriedhofe beizusetzen, da der Währinger Friedhof der Auflassung anheimgefallen war, fügte aber die Mahnung bei, auch der Gebeine des Regierungsrates Pichler zu gedenken. Der Gedanke, einmal ausgesprochen, fiel auf fruchtbaren Boden und auf eine Eingabe der Franziska von Pelzeln hin bewilligte der Stadtrat der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, gemäß einem Referate des damaligen Vizebürgermeisters Dr. Josef Neumayer in seiner Sitzung vom 28. Jänner 1898 die Widmung eines Ehrengrabes am Zentralfriedhofe für Karoline Pichler und zwar des Grabes Nr. 27 an der linksseitigen Friedhofsmauer (Amtsblatt der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, VII, [Wien 1898], S. 534). Nun galt es für ein würdiges Denkmal Vorsorge zu treffen, das der akademische Bildhauer und Professor Alois Düll ausführen sollte. Die Kosten wurden durch freiwillige Beiträge des Kaisers Franz Josef I. von Österreich, des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht, des Wiener Gemeinderates (300 Gulden; vgl. Amtsblatt usw. VII, S. 3093, Nr. 14; 3147), des Wiener Schriftstellervereins „Concordia" u. a. aufgebracht, wie am Denkmal (Bild Nr. 70) zu lesen steht, auf dem sich auch der Anreger H. M. Truxa in krassem Egoismus verewigt hat. Alois Düll, dessen letztes Werk diese beinahe 2 Meter hohe Pyramide aus weißem sizilianischen Marmor war, denn wenige Tage nach der Vollendung starb er (12. März 1900; vgl. über ihn Friedrich Haßlwander in: XLV. Jahres-Bericht der k. k. Staats-Oberrealschule im IV. Bezirke Wiens. Wien 1900, S. 10f.), war seiner Aufgabe gewachsen und schuf ein feines, lebensvolles Pichlermedaillon, dem Kriehubers Porträt (Bild Nr. 69) zugrunde liegt. Nun konnte die Exhumierung und Überführung von Karoline Pichlers Resten vor sich gehen. Am Freitag, den 6. September 1901, vormittags 1/2 10 Uhr fand erstere am Währinger Friedhofe statt; der Sarg war bereits zerfallen, „auch das Skelett war schon teilweise vermodert, nur der Kopf ist noch ziemlich gut erhalten und auch die weißen Haare wurden noch vorgefunden; im Grabe lag der Ehering der Pichler mit den Buchstaben „A. P." und der Jahreszahl 1793 (!), sowie ein goldenes Ohrgehänge" (Neue Freie Presse, Nr. 13 303 vom 7. September 1901, S. 6). Karoline Pichlers Reste wurden samt denen ihres Mannes und ihrer Mutter in einen neuen Sarg gelegt und zum Zentralfriedhof überführt, wo um 12 Uhr mittags die feierliche Beisetzung im Ehrengrabe nach vorausgehender Einsegnung stattfand. Anwesend waren der Bürgermeister der Stadt Wien, Dr.

Karl Lueger, Dr. Hanns Maria Truxa, die Vertreter der „Concordia" (Edgar von Spiegl, Dr. Robert Frei und Dr. Wilhelm Hirschfeld) u. a., während die letzte der Nachkommen, Franziska von Pelzeln, krankheitshalber nicht erscheinen konnte. Im Namen der Familie hielt Truxa eine Ansprache, worauf Dr. Lueger erwiederte, der das Denkmal und das Grab in die Obhut der Gemeinde Wien übernahm (der Text der Reden bei H. M. Truxa in: Illustrierter Universal-Unterhaltungs-Kalender für das Jahr 1905, II, 2 [Wien 1904], S. 46); hierauf wurden zwei Lorbeerkränze, von der Familie Pichler (Buchhändler) und von Fanny von Pelzeln gewidmet, am Grabe niedergelegt, womit die Feier schloß (vgl. die Berichte in „Neue Freie Presse", a. a. O., und „Wiener-Abendpost", Beilage zu Nr. 205 der „Wiener-Zeitung" vom Freitag, den 6. September 1901).

[573]) Über Karoline Pichler als echte, deutsche Frau vgl. man das II. Register unter Emanzipation.

[574]) Über die Wahrheit der „Denkwürdigkeiten" vgl. man die Einleitung (I, S. LVIIIff.).

[575]) Ferdinand Josef Wolf (1796—1866), ein Wiener und bedeutender Romanist, diente seit 1819 in der Wiener Hofbibliothek, an der er es bis zum dritten Kustos (1853) brachte. Als Gelehrter wirkte er für die Kenntnis der spanischen Literatur bahnbrechend, ebenso erschloß er das Gebiet der romanischen Volksdichtung. Vgl. Wurzbach, LVII, S. 273ff. — Mit Karoline Pichler trat er durch seine Kinder, den nachmaligen Romanisten und Literaturhistoriker Adolf Wolf (1826—1875: Wurzbach, LVII, S. 260ff.) und die nachmalige Dichterin Hedwig Wolf (1831—1893: Wurzbach, LVII, S. 290f.; oben S. 569), vielleicht auch durch seine streng ultrakonservativen Ansichten, die freilich bei einem Pantheisten, wie es Wolf war, auffallen mögen, in Beziehungen und so kam es, daß die Freundschaft der Wolf- und der Pelzeln-Kinder die Herausgabe der Pichlerschen „Denkwürdigkeiten" durch Ferdinand Wolf im Gefolge hatte, nachdem Karoline Pichler in ihrem Testamente einen diesbezüglichen Wunsch aussprach (vgl. oben Anm. 571). Von seinen Büchern besaß K. Pichler das grundlegende Werk „Über die Lais, Sequenzen und Leiche" (Heidelberg 1841; Bücherverzeichnis im Nachlaßakt Nr. 61).

[576]) Ludwig Heinrich Freiherr von Nicolay (1737—1820), ein Straßburger, kam 1769 als Großfürsten-Erzieher nach St. Petersburg, wurde geadelt (1782), russischer Staatsrat (1796), Direktor der Akademie der Wissenschaften (1798) und wirklicher Geheimer Rat (1801). Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Zurückgezogenheit. Er erwarb sich um die Verdeutschung Molières Verdienste. Vgl. Goedeke, [3] IV, S. 628f. — Karoline

Pichler gedenkt seines Besuches bei ihren Eltern noch in einem Briefe an Friedrich von Matthisson (26. März 1829), wobei sie auch die Besuche von Georg Forster, Meiners und Spittler erwähnt (Matthissons Literarischer Nachlaß, IV, [Berlin 1832], S. 218). Er freute sich ihrer Gleichnisse (oben S. 405) und sie übermittelte ihm ihren Roman „Die Frauenwürde" mit einem Gedicht (An den Freyherrn von Nicolay: S. W.[2] XVI, S. 139f.).

[577]) Johann Gottlieb Wolstein (1738—1820), ein berühmter Arzt und Tierarzt, war von 1777 bis 1795 Direktor des Wiener Tierarzneiinstitutes. 1795 wurde er von Kaiser Franz aus Österreich verbannt. Der Grund dafür waren seine jakobinischen Anschauungen und sein unverträgliches Wesen. Er zog sich nach Altona zurück. Er gilt als der Begründer der wissenschaftlichen Tierheilkunde in Deutschland. Vgl. Wurzbach, LVIII, S. 85ff.

[578]) Felix Franz Hofstäter (1741—1814) gehörte dem Jesuitenorden an, wurde nach dessen Aufhebung Professor am Theresianum in Wien, später (1795) Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Wien, dann zweiter Kustos an der Hofbibliothek (1803) und schließlich (1806) Pfarrer zu Großtajax bei Znaim. Er gab 1793 bis 1796 die reaktionäre Zeitschrift „Magazin für Kunst und Literatur" in Wien heraus. Als Schriftsteller und Gelehrter ist er heute vergessen, aber als Angeber zur Zeit der Jakobinerriecherei hat er sich einen wenig rühmlichen Namen gemacht. Vgl. Wurzbach, IX, S. 181ff.; Goedeke, VII, S. 806: 238.

[579]) Vier Briefe Lavaters an Charlotte von Greiner aus der Zeit vom 9. August 1781 bis zum 23. November 1782 veröffentlichte Karoline Pichler selbst aus dem Nachlasse ihrer Mutter (Einige Briefe J. C. Lavaters an Frau von Greiner in Wien: Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1838. S. 1ff., 9ff.).

[580]) Einen Teil dieser Briefe Klopstocks an Frau von Greiner und zwar 8 übergab Karoline Pichler 1838 der Öffentlichkeit (Einige Briefe Klopstocks an Frau von Greiner in Wien: Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1838. S. 121ff., 129ff., 137ff.). Sie umfassen die Zeit vom 15. Mai 1782 bis zum 20. Februar 1788. Der von K. Pichler erwähnte Brief mit dem Lob der Gleichnisse (oben S. 404f.) ist nicht darunter, auch sonst im Pichlernachlaß der Wiener Stadtbibliothek nicht erhalten.

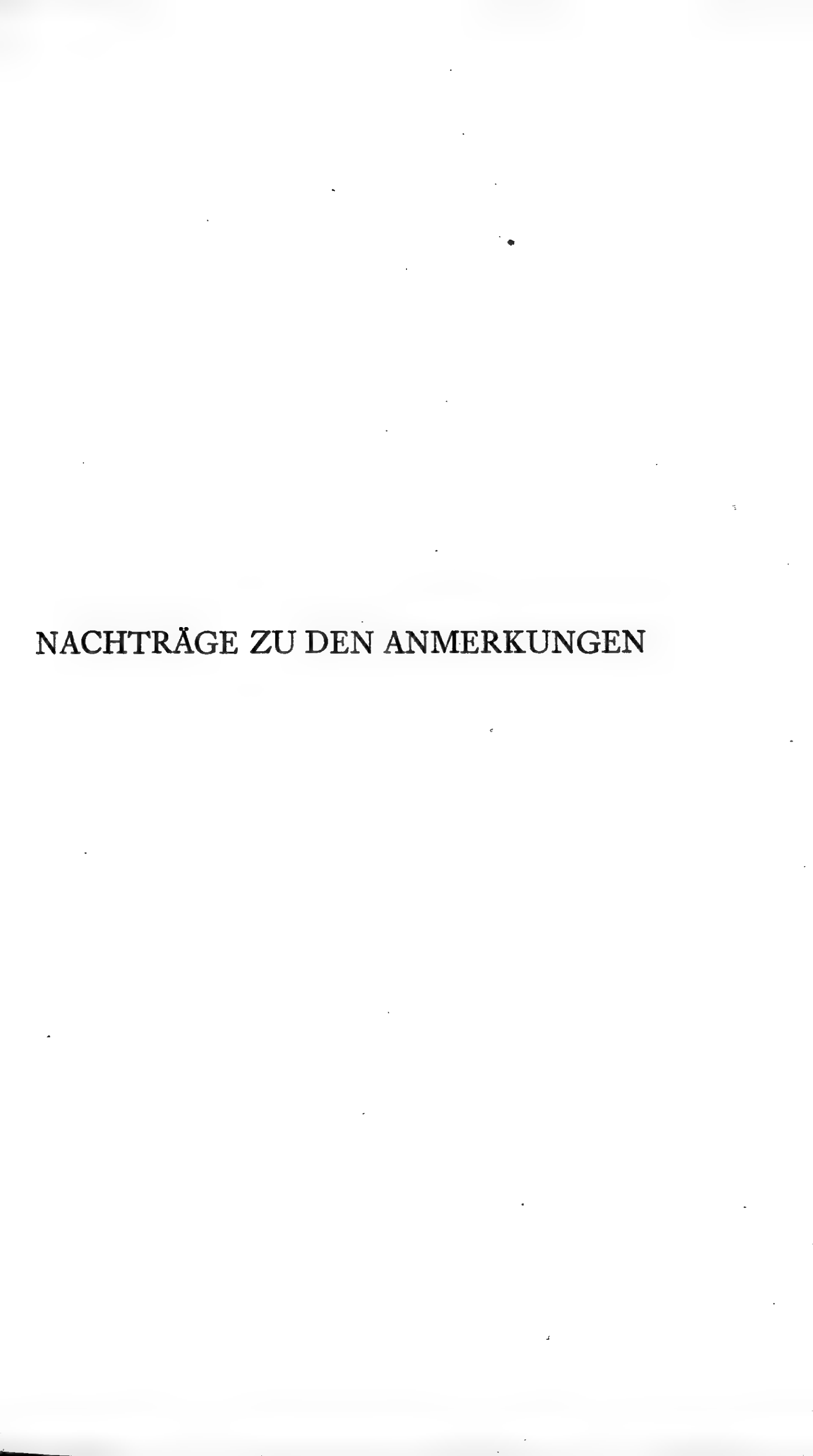
[581]) Vgl. über Olivier I, S. 529, Anm. 383 und S. 571f., Anm. 508. — Karoline Pichler verwechselte aber hier die Tatsachen, denn die anonyme Ausgabe wurde gelobt und die unter ihrem Namen erschienene zerzaust (vgl. I, S. 571, Anm. 508). Was Köderl 1802 gefordert hatte (I, S. 571), das Weglassen der Elferei, das

hat Kar. Pichler später in der dritten, völlig umgearbeiteten Auflage des „Olivier", deren Vorrede mit Jänner 1813 unterzeichnet ist, erfüllt (S. W.[2] VIII, S. 5f.).

[582]) Psalm 126, 5.

[583]) Dieser Aufsatz, obwohl ursprünglich fürs Stuttgarter „Morgenblatt" bestimmt (oben S. 396) und zwar für eine Artikelserie des Karl Wilhelm Otto August von Schindel (Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts, II, [Leipzig 1825], S. 98), erschien zuerst 1822 (S. W.[2] XVIII, S. 185ff.) und ging dann in Schindels Werk (a. a. O. II, S. 98ff.) und von hier in Hormayrs „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst" (XIX. Wien 1828], S. 536ff.) über.





NACHTRÄGE ZU DEN ANMERKUNGEN



13) Über die Konzerte im Hause des Fürsten Franz Josef von Lobkowitz bietet Joh. Friedr. Reichardt (Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach Wien, I, [Amsterdam 1810], S. 182f.) einiges.

14) Karoline Pichlers „Heinrich von Hohenstauffen" kam auch in Weimar 1815 (4. November, 26. Dezember) unter Goethes Leitung zur Aufführung (C. A. H. Burkhardt, Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Hamburg 1891, S. 136 Nr. 459), doch war Charlotte von Schiller von diesem Stück, als sie es aufführen sah, gar nicht erfreut (Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Hg. von Heinrich Düntzer. Leipzig 1856, S. 237).

19) Hormayr nannte 1814 die Kantate „Das befreite Deutschland" sehr schön, stellenweise klassisch (Brief an die Pichler vom 28. Dezember 1814: Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 265). — Über die, der Aufführung des befreiten Deutschlands am 28. und 30. November 1819 vorausgehenden Verhandlungen vgl. man einen Akt im Archiv des Ministeriums des Innern (Polizeiakten, Nr. 9457 ex 1819), worin Sedlnitzky bei Metternich unterm 23. Oktober 1819 anfragt, ob die „Gesellschaft der Musikfreunde des österr. Kaiserstaates" im November, da sie die Musik Spohrs an sich gebracht hat, die Kantate „Das befreyte Deutschland" öffentlich aufführen und den Text, der bereits zu ihren Privatkonzerten im vergangenen Winter gedruckt wurde, mit einigen Kürzungen neuerdings abdrucken dürfe. „Nunmehr aber handelt es sich um die Frage, ob eben dieser Text mit den gemachten Abkürzungen unter den gegenwärtigen politischen Zeitverhältnissen zur unbeschränkten Wiederauflage, und die Cantate selbst zur öffentlichen Aufführung geeignet sey?" Metternich antwortete unterm 31. Okt. 1819, daß weder gegen die Aufführung noch gegen den Druck etwas einzuwenden wäre.

28) Anläßlich der Anzeige von Pichlers „Neuen dramatischen Dichtungen" (Chronik der österreichischen Literatur. Beilage zu Erneuerte vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. 1819, S. 273) sagt ein Unbekannter über Pichlers Rudolf von Habsburg, daß Rudolfs Leben wenig Stoff für eine Oper biete, und drückt sich um ein Urteil dadurch herum, daß er den rühmlichen Fleiß der Pichler anerkennt und die Sprache und reine Melodie des Verses in dieser Oper rühmt. Bei Guido Glück (Kotze-

bues „Rudolf von Habsburg“-Drama. Programm Gymnasium Lundenburg 1910) ist über die Einwirkung des Kotzebueschen Stückes auf Karoline Pichler nichts zu finden.

[36]) Über Karoline Gräfin Széchényi, geb. Gräfin Guilfort, ist jetzt Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben, II, S. 360, Reg., besonders aber II, S. 271 ff. zu vergleichen.

[37]) Am 25. Oktober 1819 empfahl Karoline Pichler ihrer Freundin Therese Huber, aus dem Artnerschen Heldengedicht „Die Schlacht von Aspern“ einiges im „Morgenblatt“ abzudrucken, was auch geschah (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 286f. und 354; dazu: L. Geiger, ebd. XVII, S. 206).

[43]) und [46]) Zum Einzug des Kaisers Franz in Wien am 16. Juni 1814 und über die Illumination vgl. noch Schönholz, Traditionen zur Charakteristik Österreichs. Hg. von G. Gugitz, II, (München 1914), S. 68ff. und Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben, II, S. 81.

[54]) In ihrem Briefe vom 19. Mai 1819 an Franz Grillparzer in Neapel spricht Karoline Pichler über Ramdohr als von einem recht schätzbaren Mann (vgl. A. Sauer, Grillparzers Werke, III, 1 [Wien 1913], S. 188).

[56]) Über Koreffs Aufenthalt in Wien vgl. jetzt Aug. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Wien 1913, S. 500, Reg.

[58]) Zu diesem Praterfest am 18. Oktober 1814 vgl. noch Schönholz, Traditionen, II, S. 105ff.

[59]) Über des Großfürsten Konstantin sonderbare Allüren, die seine frühzeitige Abreise von Wien im Gefolge hatten, vgl. Schönholz, Traditionen, II, S. 85ff. Über seinen Charakter vgl. Lulu Gräfin Thürheim, M. L. I, S. 219ff.

[65]) Ein Unbekannter sagt anläßlich der Rezension von Pichlers „Neuen dramatischen Dichtungen“ (Chronik der österreichischen Literatur. Beilage zu: Erneuerte vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. 1819, S. 273) über „Amalie von Mannsfeld“, daß der Gang der Handlung zu langsam sei, das Dramatische des Stückes mit dem 2. Akt vollends zu Ende gehe und auf keiner Bühne der 3. Akt eine Wirkung ausüben könne.

[66]) Der gleiche Rezensent (vgl. Anm. 65) lobt dagegen „Ferdinand II.“ an der selben Stelle übermäßig. Er meint, daß diese Dichtung den ersten Rang unter allen bis jetzt erschienenen vaterländischen Dichtungen einnehme, daß an diesem Schauspiel schwer etwas zu tadeln wäre und daß sich Karoline Pichler, wenn sie gar nichts anderes als diesen Ferdinand geschrieben hätte, den ersten Rang unter allen jetzt lebenden Dichterinnen Deutschlands sicherte.

[79]) Über Graf Münster am Wiener Kongreß vgl. noch Fournier, a. a. O. S. 503f., Reg.

[83]) Über Bertuch in Wien s. Fournier, a. a. O. S. 492, Reg. (von Fournier fälschlich mit dem Buchhändler identifiziert).

[84]) Karoline Pichler hatte Cotta als ersten Beitrag die biblische Idylle „David und Jonathan" (vgl. I, S. 557) übermittelt, doch konnte er diese nicht verwerten (vgl. ihren Brief an Streckfuß vom 9. Juni 1807: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 405). — Sein Sohn Johann Georg von Cotta (1796—1863: Allg. Deutsche Biographie, IV, S. 532) kam, während er in Wien als württembergischer Legationssekretär wirkte, in den Jahren 1819 und 1820 oft ins Haus der Pichler und war ein gern gesehener Gast (Pichler an die Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 288, 291, 295); empfohlen hatte ihn Therese Huber (L. Geiger, ebd. XVII, S. 209). Diesem war im Pichlerschen Testament der Verlag der „Denkwürdigkeiten" zugedacht (I., Einl. S. XLIII).

[85]) Oberst Hövel war Adjutant beim Fürsten Friedrich Hermann Otto von Hohenzollern-Hechingen; eine Äußerung von ihm bei Fournier, a. a. O., S. 342.

[91]) Über die Bigottini zur Kongreßzeit wäre noch zu vergleichen Fournier, a. a. O., S. 493, Reg.

[107]) Karoline Pichlers Verwahrung betreffs der Aufführung ihres „Ferdinand II." unter geändertem Namen (oben S. 447) bewirkte, daß am 25. August 1819 Ferdinand Graf Palffy als Direktor des Wiednertheaters an den Präsidenten der Polizeihofstelle Josef Grafen von Sedlnitzky eine Eingabe wegen Aufführung des „Ferdinand II." in der Urform richtete (Archiv des Ministeriums des Innern, Polizeiakten, 7481 ex 1819), worin er folgendes ausführte: „Unter den dramatischen Produkten der vaterländischen Muse behauptet unstreitig das Schauspiel: Ferdinand der II. von der braven Dichterin Caroline Pichler, deren Werke sich stets durch eine gute, erhebende Tendenz auszeichnen, einen ehrenvollen Platz. Der Wunsch, dieses schöne Denkmal aus der vaterländischen Geschichte würdevoll auf der Bühne zu sehen, in welchem sich unerschütterlicher Mut, festes Vertrauen auf die Liebe des Volks gepaart mit hoher Religiosität so schön in dem Charakter Kaiser Ferdinands aussprechen und alle diese Grundzüge unsers erhabenen Monarchen im Spiegel der Vergangenheit uns gleichsam erbliche Tugenden des erlauchten Kaiserhauses erblicken lassen, scheint gerade jetzt mehr als je zur Aufführung möglich und an der Zeit zu sein, als sich der Augenblick nahet, in welchem das Regiment Großfürst Konstantin seine Jubelfeier begehen soll, die uns an die erwähnten hohen Tugenden des Monarchen und an die ruhmvolle Tat und die Verdienste dieses Regiments erinnert, welches in dem ob-

berührten Schauspiele so herrlich dargestellt ist, und die Feier dieses Tages könnte durch Vorstellung dieses herzerhebenden Schauspiels nur verherrlicht werden, da darin der erlauchte Ahnherr unsers geliebten Regenten unerschüttert im Sturme der Zeiten steht und so uns und den fernen Nachkommen ein erhabenes Beispiel liefert, daß wahre Seelengröße, Vertrauen auf Gott und die Treue der Armee ein sicherer Hort für den Monarchen sei. — Der Unterzeichnete gibt sich daher die Ehre, das obberührte Schauspiel, welches bereits früher, aber unter veränderten Namen, Ort und Personen auf seinem Theater gegeben wurde, Euer Exzellenz, vorzulegen, und die Bitte anzureihen, die Aufführung in seiner Urform um so mehr zu erlauben, da alle etwa noch anstößigen Beziehungen ohnehin weggelassen werden müßten." Aber alles Liebewerben, jeder Hinweis auf die patriotische Tendenz war vergeblich, Sedlnitzky entschied unterm 2. September 1819 (ebd.) dahin, daß eine Aufführung nicht zulässig sei, „weil die über die Zulässigkeit der Aufführung dieses Theaterstückes wiederholt einvernommene geh. Hof- und Staatskanzlei in den deshalb gepflogenen, mehrfältigen Verhandlungen, die auf sehr gewichtigen Gründen beruhende, bestimmte Äußerung abgegeben hat, ihre Einwilligung zur Aufführung dieses Stückes auch dann nicht erteilen zu können, wenn es in seinen bedenklichern Stellen gestrichen oder abgeändert würde."

[139]) Heinrich von Witte ist am 27. Mai 1832 in Wien gestorben und wurde am Währinger Allgemeinen Friedhof beerdigt (vgl. Hampeis, Chronologische Epigraphik, S. 131, Nr. 1453; Wiener-Zeitung. 1832 Nr. 132, S. 530).

[165]) Philipp Viktor La Roze erwarb sich um die Wiener Judenschaft große Verdienste (vgl. Sigmund Husserl, Gründungsgeschichte des Stadt-Tempels der Israel. Kultusgemeinde Wien. Wien 1906, S. 62ff., 129). Er wurde ebenso wie seine Frau Maria Anna am Währinger Allgemeinen Friedhof beerdigt (Hampeis, Chronologische Epigraphik, S. 77, Nr. 370; 99, Nr. 807).

[290]) Nicht immer aber war das Verhältnis Kar. Pichlers zu ihrem Schwager Anton ein freundliches, besonders die Ereignisse des Jahres 1808 (oben S. 512f., Anm. 293) bewirkten eine Verstimmung, wie folgendes beweist: Unterm 5. März 1812 beschwerte sich Karoline Pichler bei Baron Hager, dem Leiter der Wiener Polizei, in einer Eingabe (Archiv des Ministeriums des Innern in Wien, Polizei 1169 ex 1812), daß ihr Schwager, der Buchhändler Pichler, damit umgehe, „meiner unbewußt und ungefragt, eine Sammlung meiner Sämmtlichen Schriften herauszugeben, eben in dem Augenblicke, wo ich selbst mit der Herausgabe einer solchen vermehrten, in vielen Stücken berichtigten und ver-

besserten Sammlung beschäftigt und bereits mit einem andern inländischen Buchhändler [Strauß] hierüber in Verbindlichkeiten getreten bin".

„Bereits admittirt sind zu dieser anmaßlichen Sammlung meines Schwagers: — Olivier, — Leonore, — die biblischen Idyllen, — Argalya etc. etc., wahrscheinlich ist auch der Nachdruck derselben, seit dem verflossenen October und Dezember, wo sie eingereicht wurden, schon begonnen und ziemlich weit vorgerückt. Es kann nicht die Rede davon seyn, den mindesten Einspruch gegen das thun zu wollen, was bereits zugelassen ist, meine ehrfurchtsvolle Bitte geht nur dahin, daß dem Buchhändler Pichler nicht verstattet werde, auch meine noch übrigen Werke nachzudrucken, zumal den historischen Roman: Agathokles, womit ein geringer Theil meiner beträchtlichen Forderungen an seine Concurs-Masse bedeckt und der somit mein volles Eigenthum geworden ist."

„Ich bin beschämt, Euerer Excellenz gnädige Dazwischenkunft in einer Sache und gegen ein Individuum zur Behauptung meines Rechtes ehrfurchtsvoll erbitten zu müssen, wo ich deren am wenigsten bedürfen sollte. Die ganz besondere Güte, womit Hochdieselben mich schirmten, nicht schon durch den Nachdruck der Grafen von Hohenberg, bey meinem auswärtigen Verleger [Fleischer] in ein sonderbares Licht zu gerathen, hat mir den Muth zu dem gegenwärtigen Gesuche eingeflößt."

Darauf erging unterm 8. März an das Bücher-Revisions-Amt ein Dekret, womit auf alle noch vorzulegenden, von Karoline Pichler verfaßten und von Anton Pichler etwa in Druck zu nehmenden Werke, ebenso auf den Agathokles kein Imprimatur erteilt werden dürfe. Ebenso erging eine Verständigung an die Pichler, daß es nicht erlaubt sei, ohne Einwilligung des Verfassers, in den hiesigen Staaten aufgelegte Bücher nachzudrucken und daß Hager entsprechende Weisungen bereits erließ.

[354]) Das ansehnliche Schloß Weißtropp, im gleichnamigen Pfarrdorfe hoch über dem linken Ufer der Elbe gelegen, gehörte in den Jahren 1822—1838 tatsächlich dem Kaiserlich österreichischen Generalkonsul Jakob von Krause (vgl. Neue Sächsische Kirchengalerie. Die Ephorie Meissen. Leipzig 1902, S. 815; F. Heise, Album der Rittergüter und Schlösser im Königreich Sachsen. Leipzig o. J., II. Section, S. 52).

[371]) Luise Freiin von Gärtner starb bereits am 10. Juni 1845 zu Weikersdorf bei Baden; sie besaß in Wien das Haus Nr. 823 in der großen Schulerstraße. In ihrem Testament vom 7. März 1843 vermachte sie der Freundin Karoline Pichler ihre silbernen Kaffeetöpfe und deren Tochter Karoline von Pelzeln zwei silberne Teller.

Sie wurde wie ihr Vater zu St. Marx (Wien III) begraben (Links, Reihe 20, Nr. 1631). Vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 127 ex 1845.

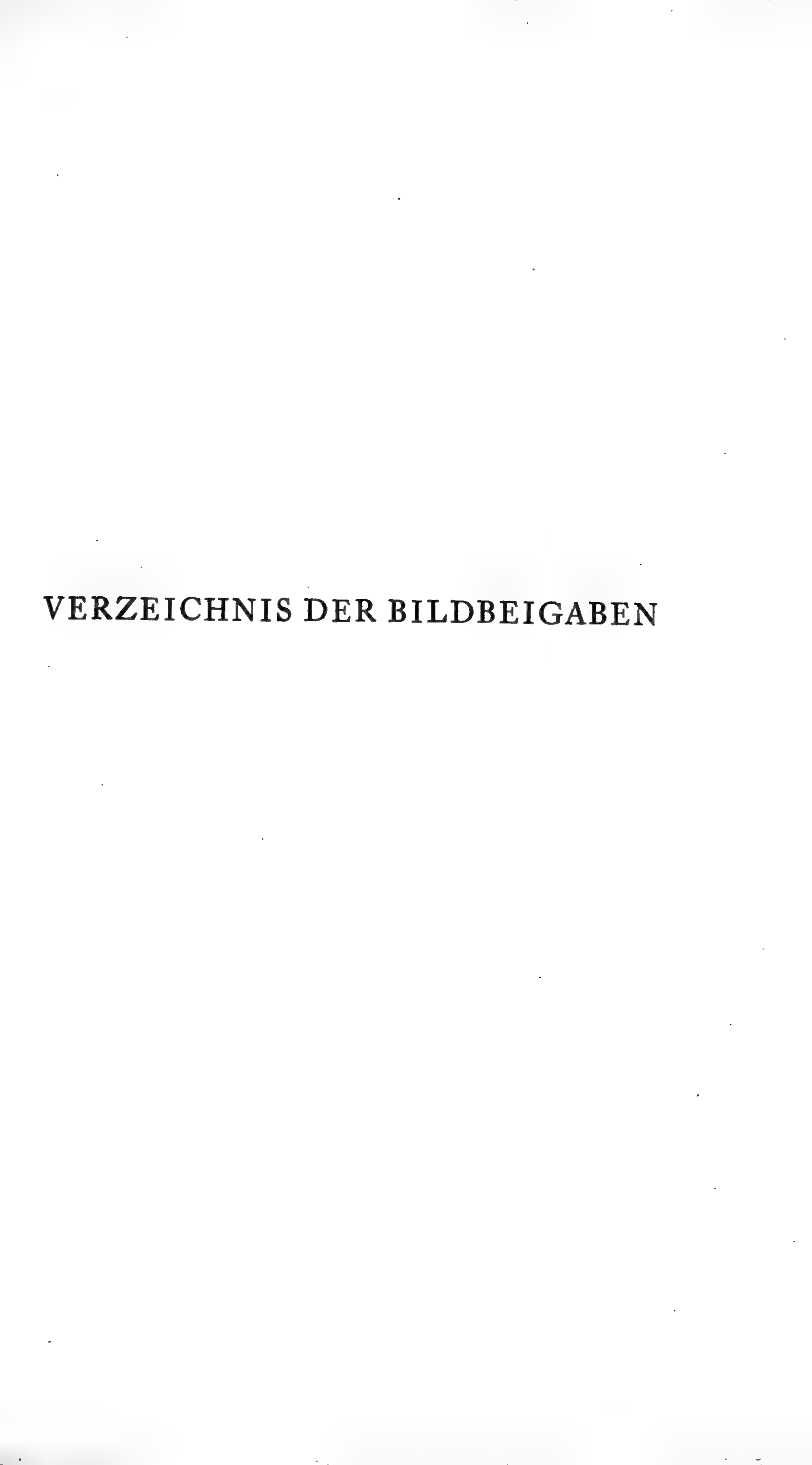
[427]) Leopold Anton Elkan von Elkansberg, der bei der priv. österreichischen Nationalbank längere Zeit Zensor und bei der ersten österreichischen Sparkasse Vorsteher war (Anton Riedl, Adressen-Buch der Handlungs-Gremien und Fabriken in Wien. Wien 1834, S. 18, 31), starb laut Verlassenschaftsregister in der Registratur des Wiener Landesgerichtes in Zivilsachen am 17. September 1853, aber nicht in Wien. Er setzte mit Testament vom 21. April 1852, das am 18. September 1853 kundgemacht wurde, seine „vielgeliebte Frau" Eleonore, geb. von Milieska, zur Universalerbin des 50 000 fl. betragenden Vermögens ein; er besaß die Güter Tuczow und Grymalow; die Ehe war kinderlos (vgl. das Testament im Landesgerichtsarchiv: Testamente Nr. 116 ex 1855).

[430]) Eine nicht ungünstige Anzeige dieser Artnerschen Reisebeschreibung findet sich vom Rezensenten Nr. 10 in: Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1830, S. 427f.

[508]) und [511]) Ein Besuch des St. Marxer Friedhofes (Wien III) am 3. November 1913 ließ mich das Grab der Isenflamms finden (Links, Reihe 51). Ein eingesunkener Hügel und ein altersschwacher Grabstein bezeichnen die Stätte. Am Sockel steht die Inschrift auf einer Kehlheimer Platte: Dem unvergeßlichen Bruder / C. Isenflamm / Gest. den X. Mai MDCCCXXXIII / Von seiner trostlosen Schwester. // Theresia Isenflamm / Gest. den XXIV. Mai MDCCCXXXVIII. — Das Mittelstück des Steines war einst ebenfalls mit einer Inschriftplatte bedeckt, deren Reste am Boden lagen und folgendes ergaben: Fräulein / Maria Piquot / .... Februar MDCCXCVIII / .... März MDCCCXXII. — Dies ist die letzte Erinnerung an Grillparzers treue Verehrerin (oben S. 484, Anm. 220), deren Eltern Peter und Anna wohl auch dieser Hügel deckt.

[513]) Daß Uffo Horn bereits 1836 in Wien war, beweist die Wiener Universitätsmatrikel (M. Holzmann, Euphorion, XX, [1913], S. 112). Den Verfasser des „Österreichischen Parnaß" glaubt M. Holzmann (a. a. O. XX, S. 111ff.) in C. M. Groß allein zu sehen.

[854]) Frau v. Krause (oben S. 112) dürfte nicht die Gattin des Jakob, sondern die seines Sohnes, Johann v. Krause, Privatmannes zu Weißtropp, sein, zumal Pichler (oben S. 204) von der Familie des Jakob spricht; sie hieß (frdl. Mitteilung des Herrn Pfarrers Jentsch in Weißtropp) Luise Margarethe Juliana, geb. Kaull, und stammte aus Riga, was deren Bekanntschaft mit O. Ignatius (oben S. 112) genügend erklären würde.



VERZEICHNIS DER BILDBEIGABEN



Im zweiten Band:

[1]) Die Chiffre K. R. wird mit Karl (Heinrich) Rahl (1779 bis 1843) aufzulösen sein, der zwar Kupferstecher war, sich aber auch im Malen versuchte (Wurzbach, XXIV, S. 248). Er hatte zur Pichler Beziehungen, da er 1813 zu ihrer Gesamtausgabe „Sämmtliche Werke" (20 Bände. Wien 1813ff. bei Anton Strauß) die Titelkupfer zeichnete und stach.

NAMENSVERZEICHNIS

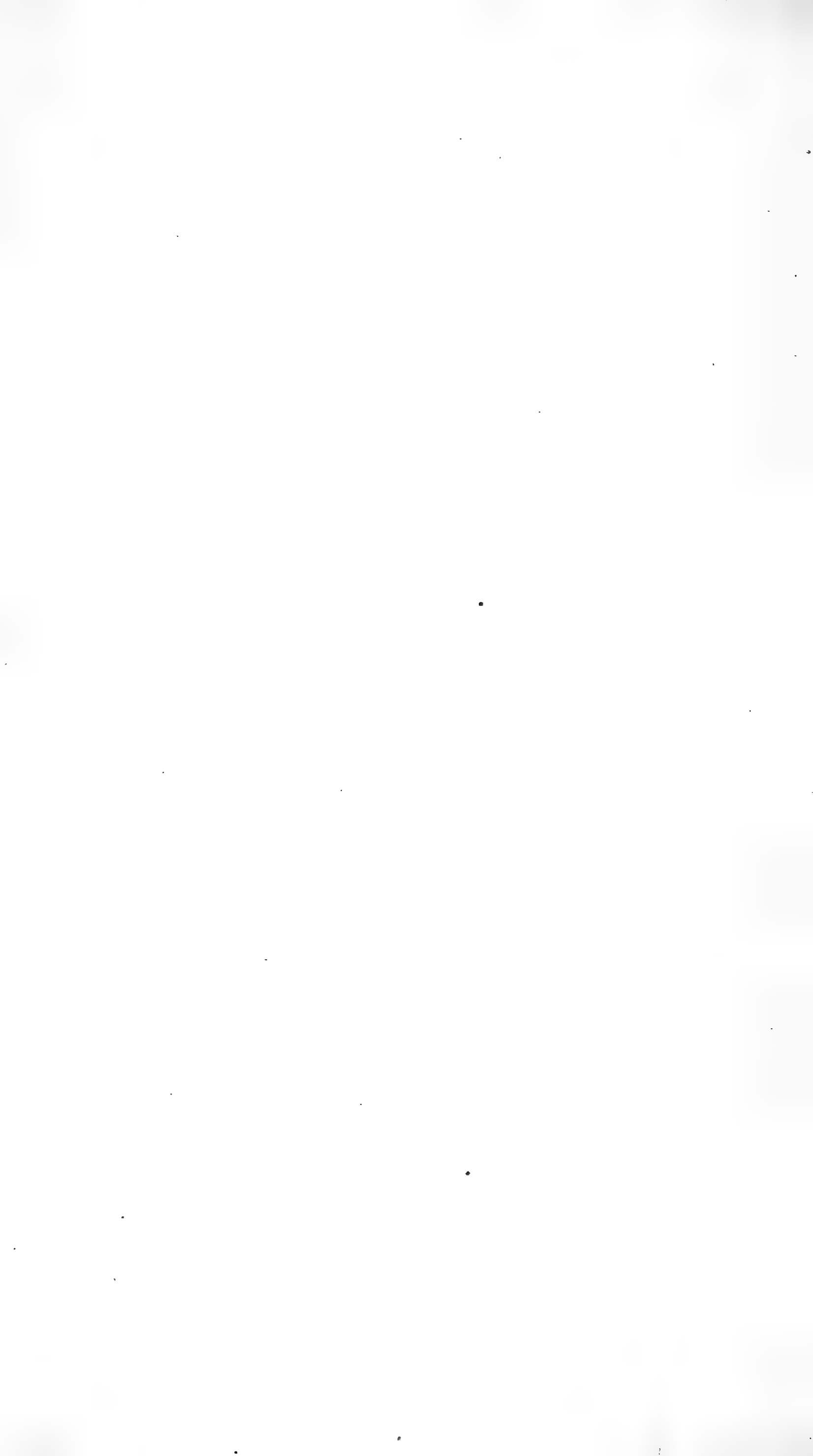
Abkürzungen: * vor dem Namen = mit einem Bild versehen. — † vor dem Namen = nur in der Einleitung oder in den Anmerkungen erwähnt. — Zahlen nach Doppelpunkten bezeichnen die betreffende Anmerkungsziffer. — E. = Einleitung. — L. = Lektüre. — Z. = Zitat.



[1]) Vgl. Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1793. Gotha, S. 77.

KAROLINE PICHLER

ÜBERSICHT



I. Biographisches

II. Pichlers Beziehungen zu verschiedenen Personen, Dingen und Sachen[1]

[1]) Bei der Buntheit und Vielgestaltigkeit des Materials der „Denkwürdigkeiten“ ist manches schwer in Schlagworte zu fassen, so daß Obiges nur als Versuch aufzufassen ist.

III. Werke

1. Allgemeines

2. Die einzelnen Werke

A. = Aufsatz. — G. = Gedicht. — I. = Idylle. — N. = Novelle. — Nekr. = Nekrolog. — R. = Roman. — S. = Schauspiel. — Ü. = Übersetzung.

[1]) Aus dem Text sind nur jene Stellen angezogen, die in der Einleitung nicht verwertet wurden.

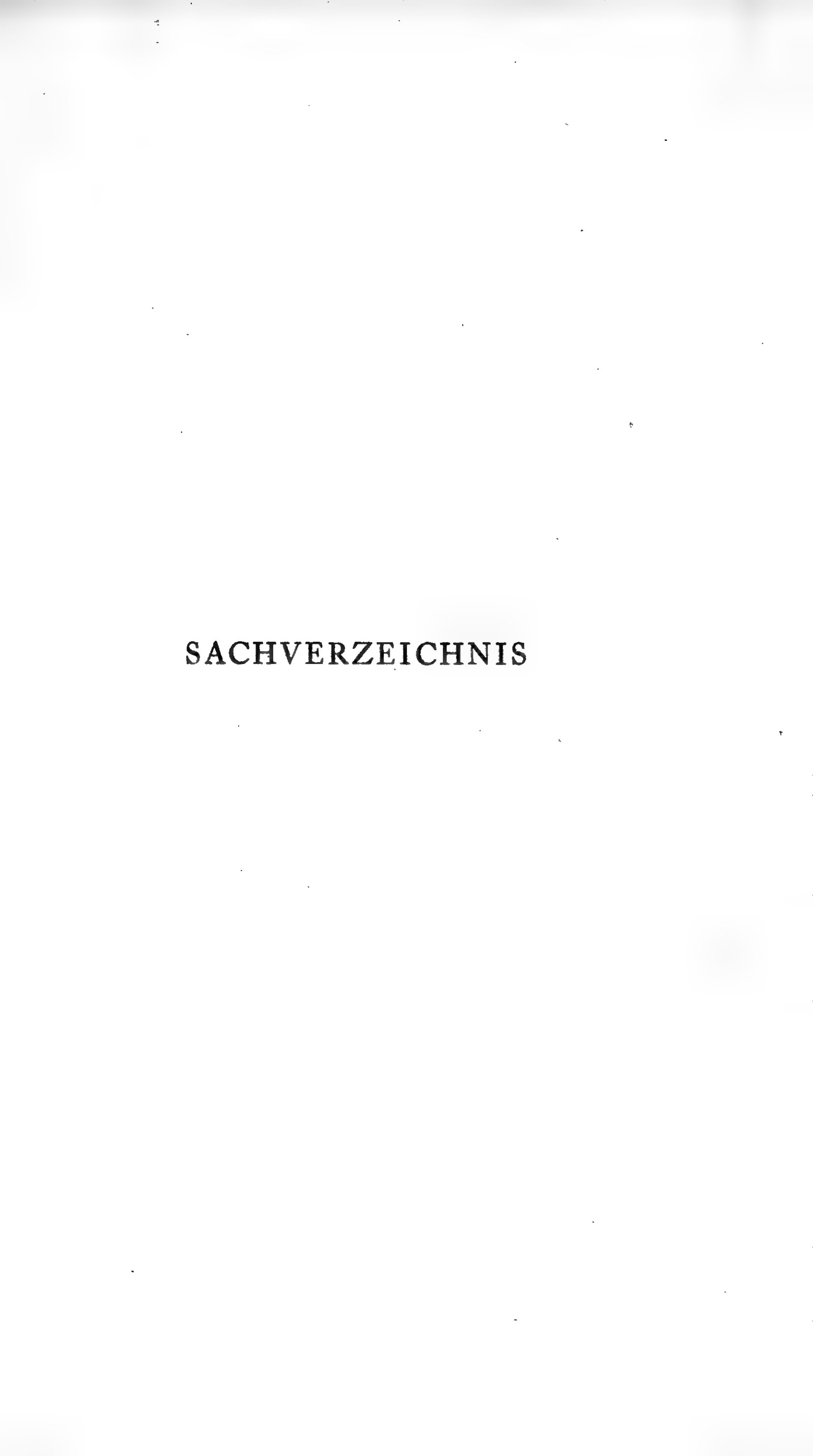
3. Wo Pichler Beiträge lieferte.

An den angeführten Stellen sind sämtliche in der betreffenden Zeitschrift usw. veröffentlichten Aufsätze verzeichnet.

IV. Briefe von und an K. Pichler

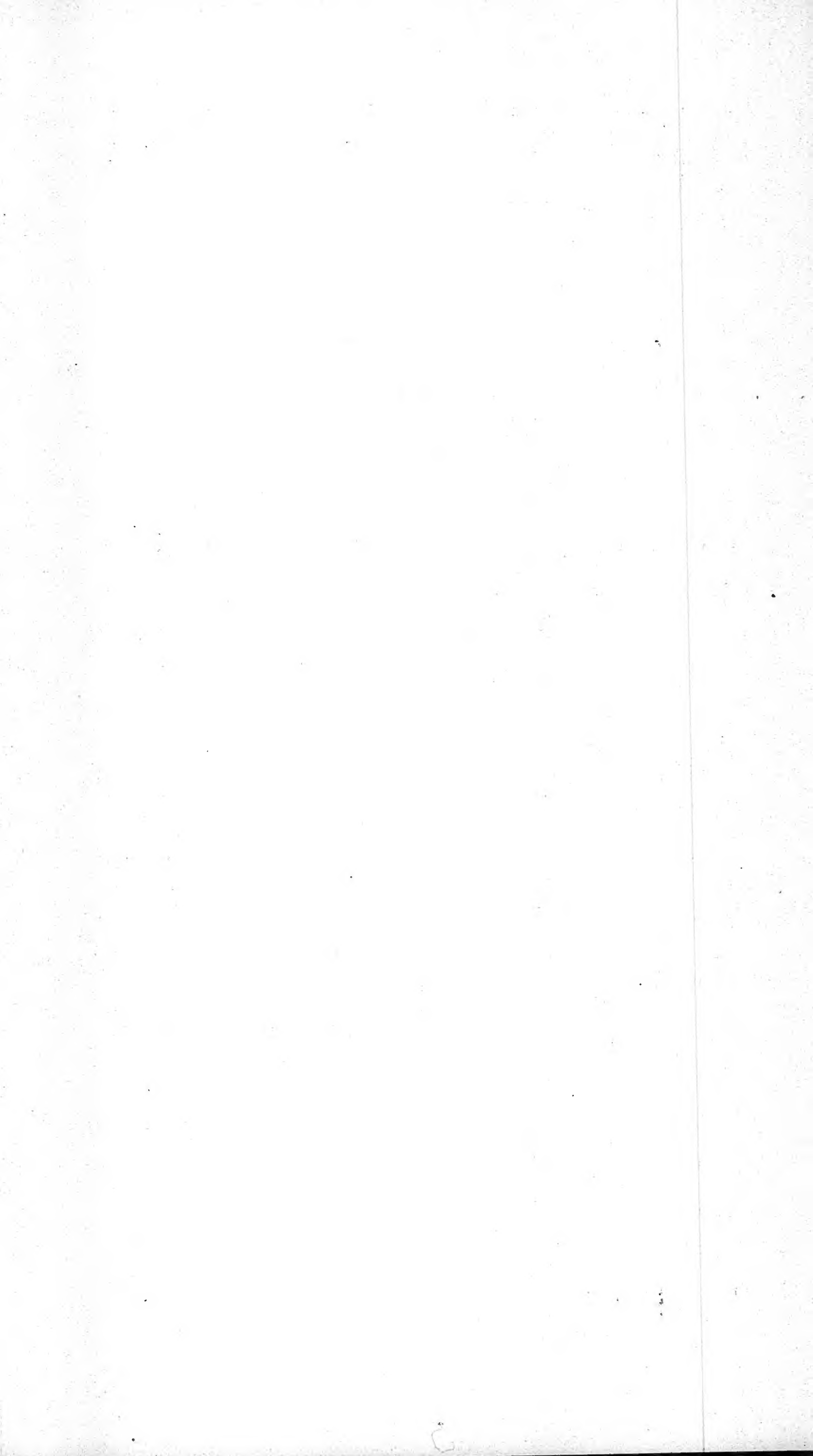
V. Gedichte und Buchwidmungen (B.) an Karoline Pichler

VI. Urteile von Zeitgenossen über Karoline Pichlers Persönlichkeit



SACHVERZEICHNIS





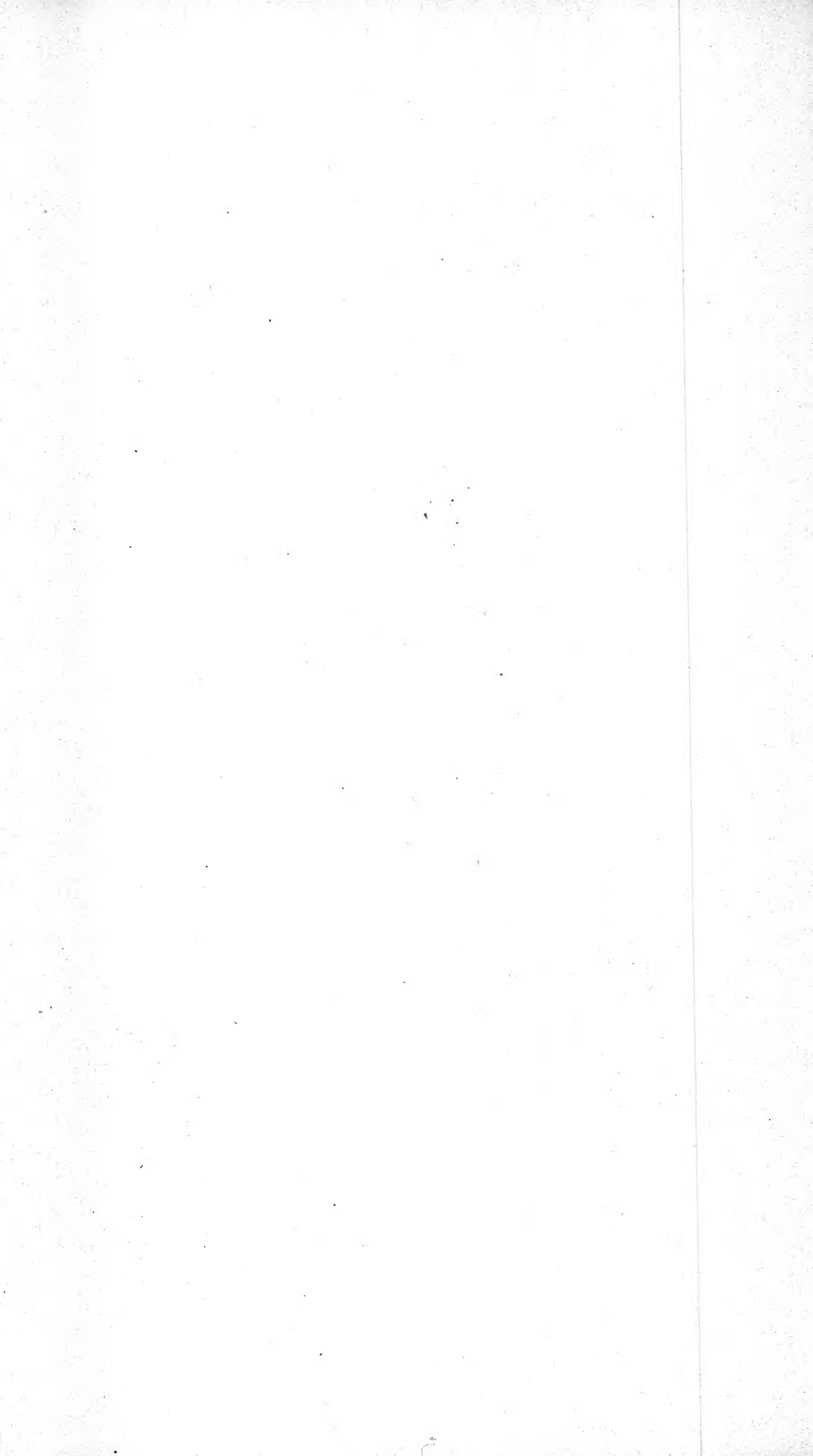
DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

Zum zweiten Band

S. 24 Z. 14 von unten lies: Händel'schen
Z. 13 von unten lies: Acis
S. 27 Z. 10 von unten lies: Browne
S. 38 Z. 9 von unten lies: dem, ...
S. 44 Z. 6 von unten lies: Zeit die, schon . . .
S. 54 Z. 2 von unten lies: Schlimme, . . .
S. 66 Z. 10 von unten lies: Kranken-
S. 67 Z. 5 von oben lies: väterlicher Freund
S. 85 Z. 13 von unten lies: ich, der . . .
S. 148 Z. 7 von unten lies: sie, eine
S. 148 Z. 8 von unten lies: „Wallenstein" auf . . .
S. 225 Z. 8 von unten lies: Diplomaten
S. 310 Z. 5 von unten lies: Bernhardi
S. 326 Z. 18 von oben lies: Schechtern
I. S. LXXXII Z. 2 von unten lies: Karajan

INHALTSVERZEICHNIS

Band II



Gedruckt von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Buchausstattung von Paul Renner. Einhundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen und in Ganzleder gebunden.